Per. 20
24.9

~~Bav. 1319 4°~~ ~~Morgenblatt~~
fol. Per.
24 q
Unterhaltungsblatt

<36624717870011

<36624717870011

Bayer. Staatsbibliothek

Sonntags-Beigabe

der

Fränkiſchen Zeitung

(Ansbacher Morgenblatt)

[illegible]

Jahrgang 1870.

Druck und Verlag von C. Brügel & Sohn in Ansbach.

125 A

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

I. Biographisches.

Charles Dickens, Nr. 25.
Dr. Strousberg, Nr. 25—26.
Karl v. Stein, Nr. 40—42.

II. Erzählungen.

Die Familien Dorweck und Werner, Nr. 1—5.
Die Saamühle, Nr. 6—9.
Die Ernennung zur Pfarrstelle, Nr. 10—12.
Die Kunst Schulden zu bezahlen, Nr. 13.
Studien eines verabschiedeten Waldhornisten, Nr. 14—17.
Die Freuden der Armuth, Nr. 18—26.
Der graue Handschuh, Nr. 27—30.
Ein Erlebniß in Texas, Nr. 31—39.
Der Räthselhafte, 42—33.

III. Gedichte.

Jahreswechsel, von W. Wackernagel, Nr. 1.
Asyl, von L. A. Frankl, Nr. 2.
Nachruf am Beerdigungstage des Rektors J. L. L. Strebel, Nr. 3.
König Adels Ende, von E. Geibel, Nr. 4.
Das taube Mütterlein, von Fr. Halm, Nr. 5.
Hast Du Dir einen Freund verscherzt, von C. Swain, Nr. 6.
„Anathema sit!“, von E. Scheerenberg, Nr. 7.
~~Verzage nicht! von J. Mayr-Tüchler, Nr. 8.~~
Ein deutsches Liedchen unter afrikanischen Palmen, Nr. 9.
Das offene Fenster, von H. W. Longfellow, Nr. 10.
Am Waldsee, von M. Beilhack, Nr. 11.
Es sucht der echte Weise, v. Mirza-Schaffy, Nr. 12.
Kampf, von K. Zettel, Nr. 13.
Das Mädchen von Rügen, von Th. Holm, Nr. 14.
An den April, von A. Fürnstein, Nr. 15.
Ostermorgen, von E. Geibel, Nr. 16.
Die Thränen der Reue, aus Lalla Rookh, Nr. 17.
Lenzconcilium, von L. Bauer, Nr. 18.
Frühlings Ankunft, von C. M., Nr. 19.
Weib und Kind, von Lenau, Nr. 20.
Lebenslied, von E. M. Arndt, Nr. 21.
Ich denke noch, ich denke noch, v. Th. Hood, Nr. 22.
Charfreitag, Nr. 23.
Der offene Schrank. Von Lenau. Nr. 25.
Die Sorgen. Von G. Pfarrius. Nr. 26.
Johann Kepler, Nr. 26.
An die Alpen, von Lenau, Nr. 27.
Die Falten der Stirn, von St. Witwicki, Nr. 28.
Matrosengesang, von K. Zettel, Nr. 29.
An Frankreich, von E. Ritterhaus, Nr. 30.
König Ludwig II. von Bayern, dem deutschen Fürsten, Nr. 31.
Auf! von E. M. Arndt, Nr. 31.
Schlachtruf, von K. Zettel, Nr. 31.
Ueber Bonaparte, von E. Ritterhaus, Nr. 32.
An das deutsche Volk, von M. v. Hernau, Nr. 33.
Cäsar, die Todten grüßen dich, v. A. Träger Nr. 34.
In stiller Nacht, von Fr. Benn, Nr. 35.
Schlachtengebet, von H. Stadelmann, Nr. 35.
An das deutsche Volk, von Fr. Gerhard, Nr. 36.
Das Münster 1514, v. M. v. Schenkendorf, Nr. 37.
Vom Palmenzweig, Nr. 38.
Einem Flüchtling, von Fr. Lampert, Nr. 39.
Ein Thränenthal, von S. Bäumler, Nr. 40.
Auf dem Schlachtfeld, von Th. Reinhart, Nr. 41.
Der Rhein, von S. Bäumler, Nr. 42.
An Elsaß-Lothringen, von Gottfr. v. B., Nr. 43.
Die zwei Schmiede, v. M. Schneckenburger, Nr. 44.
Der alte Kaiser, von —r—, Nr. 45.
Der einz'ge Trost, von S. Bäumler, Nr. 45.
Den deutschen Truppen, von demselben, Nr. 46.
Den Todten, von K. Stürzenbaum, Nr. 47.
Babel, von H. Stadelmann, Nr. 48.
Der stille Posten, von S. Bäumler, Nr. 48.
General Moltke, von M. Meyr, Nr. 49.
Einem gefallenen Turkos, v. S. Bäumler, Nr. 50.
Weihnachtsbitte, von E. Kaufer, Nr. 51.
Gruß an die Heimath, von Faschina, Nr. 51.
Weihnacht 1870, Nr. 52.
Am Neujahrstage, Nr. 53.

IV. Gemeinnütziges.

Rectificirtes neutrales Petroleum als Mittel gegen die Motten, Nr. 3.
Verwerthung erfrorener Kartoffeln, Nr. 17.
Mittel gegen die Wurzellaus des Weinstocks Nr. 27.

V. Zur Geschichte des französisch-deutschen Krieges von 1870.

An die Frauen, Nr. 31.
An die deutschen Fabrikanten und Gewerbtreibenden, Nr. 36.
Ein Besuch in Ingolstadt, Nr. 37.
Die Organisation der norddeutschen Truppen, Nr. 38.
Die Vertheidigung von Paris, Nr. 39.
„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!“ Nr. 42.
König Wilhelm in Versailles, Nr. 43.
Die Kunstschätze Straßburgs nach der Einnahme der Stadt, Nr. 46.
Ein Fähnbrichsstreich bei Metz, Nr. 46.
Unser Vormarsch, Nr. 48.
In Lyon, Nr. 49.
Die Entlassung der bayer. Aufnahms-Feldspitäler IX. und X. aus Orleans, Nr. 49.
Schreiben eines gefangenen preußischen Offiziers, Nr. 50.
Ueber die bayerische Cavallerie, Nr. 50.
Aus Versailles, Nr. 51.
Aus einem Briefe vom „Meteor“, Nr. 51.
Der Krieg, Nr. 52.
Die Göttinger Universität gegen englische Einmischung, Nr. 52.

VI. Geschichtliches, Geographisches.

Skizzen aus der Ansbacher Vorzeit, Nr. 1, 5, 12, 13, 17, 23.
Deutschlands Colonien, Nr. 28.
Erinnerung an das Elsaß, Nr. 30.
Frankreich und die Pfalz, Nr. 31.
Das deutsche Sprachgebiet in Frankreich, Nr. 32, 33.
Die Mordbrennereien der Franzosen in der Pfalz, Nr. 33, 34.
Französische Reunionskammern, Nr. 34.
Das Verschwendungssystem des zweiten Kaiserreichs, Nr. 38.
Versailles, Nr. 41.
„A la guerre comme à la guerre!“ Nr. 43.
Ludwig Bonaparte in Straßburg, Nr. 43.
Wie ging uns Straßburg verloren, Nr. 44, 45.
Zur Farben- und Titelfrage, Nr. 44.
Metz, die deutsche Reichsstadt Nr. 45.
Metz und Luxemburg, Nr. 47.
Frankreichs Angriffskriege gegen Deutschland, Nr. 49.

VII. Gesundheitspflege.

Gesundheitspflege in Schule, Wohnung und Stall, Nr. 2, 4, 5, 14, 15, 26, 27.
Die Seegraskohle als Desinfektionsmittel, Nr. 3.
Vortrag des Herrn Dr. Heidenreich im Gewerbverein in Ansbach: Ueber die Funktionen des Gehirns, Nr. 6.
Der Nahrungswerth und die Schmackhaftigkeit des Hammelfleisches, Nr. 6.
Vortrag des Herrn Dr. Burkhardt im Gewerbverein in Ansbach: Ueber Sanitätswesen, Nr. 19, 20.
Kohlensäuregehalt der Luft in den Schulzimmern, Nr. 30.
Ueber Lazareth-Krankenpflege, Nr. 35, 36.

VIII. Kulturgeschichtliches.

Weiberverkauf in England, Nr. 16.
Das Passionsspiel in Oberammergau, Nr. 21, 24.
Der chinesische Damenfuß, Nr. 21.
Ehefeindliche Weibergenossenschaften, Nr. 30.

IX. Nationalökonomisches.

Die deutschen Genossenschaften und der Krieg, Nr. 46.
Europa's Nationalschulden, Nr. 46.

X. Naturgeschichtliches.

Möwenfang im Eismeere, Nr. 7.
Der Strauß als Hausthier, Nr. 14.
Ueber die Entstehung des Nordlichts, Nr. 16.

XI. Reisen, Expeditionen.

Ueber die deutsche Nordpolexpedition, Nr. 29, 38.

XII. Verkehr.

Die Rigibahn, Nr. 16.
Der Suez-Canal, Nr. 16.
Ueber das metrische Maß und Gewicht, Nr. 22.
Pacific-Eisenbahn, Nr. 29.
Die Ballon-Post, Nr. 48.

XIII. Vermischtes.

Baueenhochschule in Dänemark, Nr. 10, 11.
Ein Gespräch in der französischen Bank, Nr. 12.
Ein Drama in den Goldregionen, Nr. 15.
Die norddeutsche Flagge vor Manilla, Nr. 17.
Ostersonntag in Rom, Nr. 18.
Der deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten, Nr. 23.
Zur Frage über Kindergärten, Nr. 24.
Die Geheimnisse der Osterinsel, Nr. 27.
Die Walküre, Nr. 28, 29.
Die Befestigung von Paris, Nr. 37, 47.
Wilhelmshöhe, Nr. 39.
Die Stadt Rom, Nr. 40.
Das Rothschild'sche Schloß Ferrières, Nr. 41.
Das Münster in Straßburg, Nr. 47.
Kleine Erfahrungen, Nr. 48.
Ueber die Reise der Pariser Luftschiffer Paul Nollier und Dechamps, Nr. 51.
Der Mont-Cenis-Tunnel, Nr. 52.
Außerdem Sinnsprüche, Anekdoten, kleinere Mittheilungen verschiedener Art, Rechnungs-Aufgaben und Räthsel.

№ 1. Sonntag den 2. Januar. 1870.

Jahreswechsel.

Ein Jahr geht hin, das andre kommt:
Nur Eines bleibt und steht auch fest,
Und Eines bleibt, das ewig frommt:
Gott, der die Seinen nie verläßt.

Gott, der die Seinen nie verläßt,
Sie hebt und hält, sie hegt und pflegt,
Und doppelt fest ans Herz sie preßt,
Wann seine Vaterhand sie schlägt.

Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu,
Gott aber ist stets neu und alt,
Neu in der Lieb', alt in der Treu':
Laßt uns auch leben dergestalt!

Laßt uns auch leben dergestalt:
So werden stets Jahr aus, Jahr ein,
Und grau und alt und todeskalt
Wir Gottes und er unser sein!

Wilhelm Wackernagel.

*Die Familien Dorwell und Werner.

Original-Novelle von **Aline Köppen** geb. **Drewes.**

I.

Auf dem großen Schloßplatze der früheren Residenz B. stehen zwei Häuser, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten. — Das eine derselben, unmittelbar neben dem einen Flügel des seit vielen Decennien verödet stehenden Schlosses gelegen, ist ein wahrer Prachtbau, erstanden in der Zeit der Blüthe dieser Stadt und wie es scheint, in seiner festen Herrlichkeit für die Ewigkeit berechnet. Läßt nun gleich die Bauart dieses stattlichen Gebäudes erkennen, daß dasselbe wohl schon über ein Jahrhundert gestanden, so ist doch Alles an ihm so wohlerhalten, als sei es erst gestern vom Baumeister als vollendet dem Besitzer übergeben. Es ist mit einem blaßgelben Ueberwurf bekleidet; die Auffahrt in der Mitte des Hauses ist durch eine große Doppelthüre von polirtem Eichenholz geschlossen und von gleichem Material sind auch die reich durch Schnitzwerk verzierten Fensterläden des unteren Stockes. Vier Granitsäulen tragen den Balkon der mittleren Etage, der mit den schönsten blühenden Gewächsen bestellt ist. Hinter den blitzenden Spiegelscheiben der Fenster sieht man hellseidene oder leichte Mullgardinen, zwischen denen gleichfalls blühende Topfgewächse hervorlauschen. — — Wohl ein Jeder, der dieses freundliche Asyl geschaut, rief unwillkürlich aus: „O, dort muß der Wohlstand, dort die Liebe, dort das Glück wohnen! wie sände der Schmerz, wie die Sorge Eingang in diesen freundlichen Bau!"

Ganz entgegengesetzt ist der Eindruck, den der Beschauer durch das Nachbarhaus dieses Prachtbaues empfängt. Dasselbe hat nicht wie Letzteres drei, sondern zwei Etagen — nur aus dem durch das Alter geschwärzten Dache schauen noch zwei Mansarden-Fenster hervor, — und ist gleichfalls von Sandstein erbaut, der, durch keine Uebersetzung geschützt, von Wind und Regen verwittert ist. An jeder Seite der dunkeln Hausthüre sind zwei Fenster durch schlecht und roh gezimmerte Läden geschlossen, eben so sind die fünf Fenster des mittleren Stockes durch schwarz und weiß gestreifte Rouleaux stets verhängt, die nur zuweilen durch eine alte Dienerin geöffnet werden, um die dumpfe Luft der verschlossenen Zimmer hinaus zu lassen. — Vor einigen Jahren war noch die untere Etage bewohnt gewesen; man sah damals oft das freundliche Gesicht einer alten Dame, von silberweißen Löckchen und sauberer Haube umgeben, an einem der Fenster erscheinen. Es war die Mutter des jetzigen Besitzers, des Doctor Werner. — Fünf Jahre vor Beginn dieser Erzählung hatte sich auch plötzlich die lang verschlossen gehaltene mittlere Etage als bewohnt gezeigt, denn der Doctor Werner hatte damals seine junge Gattin dort eingeführt. Es war ein gar stilles, sanftes Gesicht, das Tag für Tag sich am Fenster zeigte, und sanft und still war auch der Sinn und das Herz der jungen Frau, die dort so ruhig Stich um Stich der Arbeit fügte. —

Doch nach einem Jahre trug man einen Sarg zum Hause hinaus, darin die alte freundliche Mutter des Doctors, und wenige Monate darauf starb auch die junge Frau und ihr neugebornes Kind. —

Und unten wurden die Fensterläden und oben die Rouleaux geschlossen, und jeder Vorübergehende mußte glauben, kein menschliches Wesen bewohne dieses düstere Haus. — Wir werden später sehen, wo der Besitzer seine Häuslichkeit aufgeschlagen. —

Doch jetzt — vier Jahre nach den oben besprochenen traurigen Vorgängen — hatte sich seit einigen Wochen abermals eine Veränderung in dem düstern Ansehen dieses Baues gezeigt,

Unten wurden die Fensterläden und oben die Rouleaux geschlossen, und jeder Vorübergehende mußte glauben, kein menschliches Wesen bewohne dieses düstere Haus. — Wir werden später sehen, wo der Besitzer seine Häuslichkeit aufgeschlagen. —

Doch jetzt — vier Jahre nach den oben besprochenen traurigen Vorgängen — hatte sich seit einigen Wochen abermals eine Veränderung in dem düstern Ansehen dieses Baues gezeigt, eine Veränderung, die freilich von manchem vorübergehenden unbeachtet blieb, da dieselbe sich nur auf das eine Mansarden-Fenster erstreckte. Dort war nämlich ein kleines Blumenbrett jetzt zu sehen, auf dem es gar üppig grünte und blühte, und neben demselben zwei Vogelkäfige mit gar fröhlich zwitschernden Bewohnern. — Ueber diesem kleinen Stück Natur sah man nun oft ein holdes freundliches Knabengesicht von bezaubernder, herzgewinnender Schönheit. War es Dir vergönnt, freundlicher Leser, an den tiefen Bergseeen des bayerischen Gebirges zu stehen? An diese ward man erinnert durch das schöne Auge des Knaben; so tief, so zauberhaft das Herz bestrickend wie jene, war der Blick dieses dunkelblauen Seelenspiegels. Reiches braunes Haar umgab die regelmäßigen Züge des jungen Kopfes, der auf einer schlanken, edel gebildeten Gestalt sich befand. Eilf Sommer mochte wohl dieser Knabe zählen. O wie fröhlich war sein Gesicht, wenn er die befiederten Sänger liebkoste und ihnen die wunderbar süßen Weisen der thüring'schen Volkslieder vorsang! Ja jenes herrliche Land im Herzen Deutschlands, das sich Thüringen nennt, war die Heimath dieses Knaben, eines Neffen des Doktor Werner, der in dem Hause des Letzteren seine Ferien verlebte. Sein Vater — der Bruder des Doktor — hatte nach Beendigung seiner Studien seinem finstern Elternhause — eben dem von uns besprochenen — adieu gesagt, sich in Rudolstadt seinen Herd gegründet und eine Tochter dieses Städtchens als Gattin an denselben geführt. Aber nicht vergönnt war es diesem Manne gewesen, auch in jener ihm lieb gewordenen Erde einst zu ruhen, denn bei einem Besuche seines Elternhauses ward er dort durch ein bösartiges Nervenfieber hinweggerafft. — Auch bei diesem traurigen Ereigniß bewahrheitete sich der im Munde der Bewohner dieser Stadt lebende Ausspruch:

„Will das Unglück hinein in das Werner'sche Haus
Sucht's dazu den gräflichen Nachbar sich aus;

denn in jenem stattlichen Nachbarhause, das wir dem Leser beschrieben, und das schon über ein Jahrhundert Eigenthum der gräflich Dorweck'schen Familie war, hatte sich der Sohn des Werner'schen Hauses am Bette des bereits von dieser Krankheit befallenen Besitzers — des Grafen Hugo von Dorweck — den Keim der Krankheit geholt. — Dieser genas, der Nachkomme der Werner mußte die Anhänglichkeit für die gräfliche Familie mit seinem Leben bezahlen. — Der freundliche Leser wird später erfahren, wie diese treue Anhänglichkeit gleich dem Felsen im Meere fest stand, unerschütterlich trotz manchen schweren Kummers, manchen Herzeleids, das seinen Ursprung im Schooße der Dorweck'schen Familie fand. Es war eben eine Liebe trotz alledem und alledem, es war, als wenn eine höhere Macht die Werner zwang, Alles zu lieben, was Dorweck hieß und nie im Laufe eines Jahrhunderts hatte diese Freundschaft einen Riß erhalten. — Doch wenden wir uns jetzt von der vergangenen Zeit ab und kehren zu einer späteren zurück.

Es ist ein herrlicher Augustmorgen; der ganze geräumige Schloßplatz prangt in Sonnenstrahl und Morgenduft. Man begreift nicht recht, wie der steinerne Ritter auf dem großen Brunnen, der sich in Mitte des Platzes befindet, so lange still mit seinem stolzen Rosse auf hohem Piedestale bleiben kann, warum er nicht die Sporen einsetzt und hinaussprengt in Gottes schöne, herrliche Welt. Aber freilich, in der steinernen Brust liegt auch ein steinernes Herz, und was weiß ein solches von Morgenduft, von Blumenpracht und Blumenthau?

Oben am offenen Mansarden-Fenster des Werner'schen Hauses steht der schöne Knabe — Richard ist sein Name. — Aber die Vög'lein in den Käfigen mögen noch so laut zwitschern, er hört sie nicht; man sieht es wohl, es ist etwas Anderes, was seine Aufmerksamkeit fesselt, denn der kleine Körper ist weit vorgebogen und die Augen schauen über die Blumen hinweg hinab auf den Platz. Dort steht vor dem Portal des Dorweck'schen Hauses die elegante Equipage dieser Familie, bespannt mit vier muthigen Rappen; auf dem Bocke Kutscher und Diener in der reichen Livree des gräflichen Hauses. — Das Verdeck der Kutsche ist zurückgeschlagen; im Fond derselben sitzt ein Kind, — ein etwa vierjähriges Mädchen — rückwärts eine junge Dienerin. Sind diese es, auf die der Knabe schaut? Nein, o nein, auch diese vermögen nicht, ihn zu fesseln, — es ist etwas Anderes, was er in so fieberhafter Erregung erwartet. — Da plötzlich blitzt das junge Auge auf, und die Arme strecken sich unwillkürlich aus, wie um Etwas zu umfangen. Eine junge Dame ist aus dem Hause in den Wagen getreten; es ist Anna von Dorweck, die Tochter, einziges Kind und Erbin des schon genannten, jetzt verstorbenen Grafen Hugo von Dorweck, seit fünf Jahren vermählt mit dem Grafen von Platen.

O Knabe, wir verargen dir deine Aufregung nicht, denn es ist etwas Zauberhaftes im ganzen Sein dieser jungen Frau! Dieselbe mag in der Mitte der Zwanziger Jahren stehen; ihre mittelgroße Gestalt ist schlank und biegsam; lange blonde Locken fallen zu jeder Seite des schönen Gesichtes herab, aus dem große herrliche Augen schauen, Augen, deren Schönheit nicht in der Farbe, sondern allein in dem wunderbar süßen Blicke liegt. O schon Manchem, der in dies Auge geschaut, war es gewesen, als säße er im kleinen Kahne auf dem schäumenden Rhein und sähe hoch oben über sich die zauberhafte Lore-Ley, ihre Lieder singend, und um ihn sei's nun geschehen für jetzt und alle Zeit. — —

Die junge Frau steigt in den Wagen und setzt sich neben das Kind, — es ist ihr Töchterchen; ihr Auge geht hinauf zu dem Mansarden-Fenster des Nachbarhauses, da sie den Knaben schaut fliegt ein engelgleiches Lächeln um ihre Lippen, sie legt den Finger an dieselben, wirft dem kleinen Verehrer Kußhand zu, und während die Rosse hinziehen dringen die Worte: „Komm heute Nachmittag zu uns mein Richard," zu dem Glücklichen. — Der Wagen umkreist die Hälfte des Platzes, biegt dann in eine Straße ein, die von demselben ausläuft und die man von den erwähnten Häusern übersehen kann. So lange der Wagen dem Auge Richards sichtbar, verfolgt sein Blick denselben — dann bleibt er eine Weile sinnend stehen, hebt nun einen Vogelkäfig zu sich empor und unbewußt stimmt sein Mund jenen süßen Sang des Heimathlandes an.;

„O wie wär'e möglich dann,
Daß ich dich lassen kannt"

Doch jetzt frägst du vielleicht, lieber Leser: „Was gab denn dieser Frau solche Macht über eines Knaben Herz?" — O nicht allein der äußere Zauber war's, es war die süße Kindlichkeit ihres reinen Herzens, war der Liebereichthum der eigenen Brust, die ihr unbegrenzte Macht gaben über Groß und Klein, über Vornehm und Gering; war eben die erbliche Liebenswürdigkeit der Dorwecks, der von jeher die Werner erlegen waren.

Wie wunderbar sah's doch aus im Herzen des jungen Knaben in jenen Nachmittagsstunden, die er bei der holden Frau verlebte! was sie bald mit ihm spielte, bald ihm Märchen erzählte, seine Bilderbogen colorirte oder ihm die französischen Lieder vorsang, die sie als Kind in der Provence gelernt, wo sie zwei Jahre mit der kränklichen Mutter auf Rath des Arztes verlebte, — — Auch die äußere Umgebung der jungen Gräfin spielte bei dieser Bezauberung eine Rolle. Wie war doch hier Alles so ganz anders als in seiner Mutter stillem Hause am Fuße des Rudolstädter Schloßberges! Diese blühenden tropischen Gewächse, — die er sonst nur auf Bildern geschaut —, diese weichen Teppiche, diese hohen Spiegel, diese fremden Vögel, diese reichen silbernen Geräthe, selbst der fremdartige Duft, der die hohen Zimmer erfüllte, Alles erschien ihm als aus einer anderen Welt stammend, Alles trug mit dazu bei, seine junge Phantasie zu entflammen und ihm die Gebieterin dieser Räume als ein Wesen seiner Märchenwelt erscheinen zu lassen. — — — — — — —

Und der Abend jenes Tages, dessen Morgen wir belauscht, war gekommen und die im Monat August schon zeitig eintretende Dämmerung liegt auf Stadt und Land. Begieb dich mit uns, freundlicher Leser, in das Haus der Werner; steige die breite schon etwas finstere Treppe hinauf und tritt in das erste Zimmer, das unmittelbar rechts neben der Treppe gelegen. Die Fenster desselben sehen in den Garten des Dorweck'schen Hauses hinaus

der sich auch hinter dieses Haus erstreckt, und sind mit schweren dunkelgrünen Gardinen bekleidet; von demselben Stoffe sind auch die Portieren, die ein kleines Cabinet vom Zimmer abschließen. Letzteres trägt einen melancholischen Charakter; in dieses Zimmer findet, wie nie ein Sonnenstrahl, nie Blumenduft, so auch keine heitere Farbe den Weg. — Lies die Titel der rings an den Wänden hinlaufenden Bücherreihen, schaue auf die chirurgischen Instrumente, auf die Büchsen und Schachteln, auf die zwei kleinen menschlichen Gerippe, die auf dem Schranke stehen, und du wirst errathen, daß wir uns bei einem Arzte befinden. Ja so ist es; wir sind im Arbeitszimmer des Doktor Werner, sind bei dem Onkel des kleinen Richard.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Skizzen aus der Ansbacher Vorzeit.

12. Ein Notenkrieg im 15. Jahrhundert.

Den Kämpfen zwischen Ludwig dem Bärtigen und dem Kurfürsten Friedrich ging eine Correspondenz, oder, wie man jetzt sagen würde, ein Notenwechsel voraus, der in vielfacher Beziehung Interesse darbietet, und den, weil mehrere der bedeutenderen Schreiben [illegible] aus Onolzbach datirt sind, der Geschichte unserer Stadt wenigstens zum Theile angehört. Der Fassung nach, gewährt dieser Briefwechsel eine Blumenlese der kräftigsten Schellworte, den [illegible] der schmählichsten Vorwürfe, die man sich gegenseitig nur machen konnte, und wenn man bei diesen gegenseitigen Anschuldigungen, [illegible] immerhin Uebertreibungen, absichtliche Verdrehungen in Rechnungen anzunehmen berechtigt ist, so bleibt doch stets noch ein Fingerweis darüber übrig, wie die Parteien die einzelnen Thatsachen und Charaktere aufzufassen geneigt waren.

Betrachten wir einmal vorerst den Verlauf der Korrespondenz im Allgemeinen:

Am 10. Juli 1415 bekam König Sigmund von Ludwig dem Bärtigen ein Darlehen von 23,000 Gulden und in der zu Konstanz ausgestellten Schuldurkunde des Königes wird im Nichtzahlungsfalle als erste Bürgin die Gemahlin des Königes genannt und als weitere Bürgen „ob wir und unsere Gemahlin ꝛc. ꝛc. obgenannte Summe nicht bezahlten," Burggraf Friedrich und noch drei andere Personen, welche dann, wenn sie gemahnt würden, Haupt- und Nebensache zu bezahlen hätten.

Es war nun nicht gerade außergewöhnlich, daß derartige kgl. Schuldverschreibungen niemals bezahlt worden, und daß die Benennung von Bürgen in denselben nur als eine Kanzlei-Förmlichkeit betrachtet wurde; in dem gegebenen Falle aber war man übereim gekommen, daß die Schuld des Königes aus dem Ertrage der geistlichen Steuer befriedigt werde, welche die Kirchenversammlung an Sigmund bewilligt hatte, eine Zahlung, die jedoch nicht erfolgte. Herzog Ludwig mit dem Groll gegen den Kurfürsten im Herzen, der ihn seit der Standeserhöhung desselben erfüllte, benützte nun diesen Anlaß, um Friedrich zu drängen und in Verlegenheit zu setzen, da dieser seinerseits, um wieder zu seinem Gelde zu kommen, seinen Freund und Gönner den König selbst drängen mußte. Sigmund selbst bat deshalb den Herzog von seinen Anforderungen vorderhand abzustehen: „Wenn Du den Markgraf mahnest" schreibt der König an den Bayernherzog, „so mahnet er auch uns fürbaß, was uns große Bekümmerniß und Unwillen macht," trotzdem bestand der Herzog, und zwar in den derbsten Ausdrücken auf seinem Drängen, welchem nun der Kurfürst, den nach dem damals mehr zur Geltung kommenden römischen Rechte, nicht aber dem deutschen Rechte entnommenen Einwand entgegensetzte: Ludwig müsse zuvorderst den König auskklagen und zur Austragung der Sache ein Schiedsgericht, sei es an den Pabst, sei es an den König, sei es an die Sammung der Lehrer in Rom, die man Rota heißt, sei es an die Kurfürsten oder an andere Fürsten vorschlug. Diesen Vorschlag verwarf der bayerische Herzog, erbot sich aber, die Sache an dem Hofe des Königs durch einen Zweikampf auszumachen. Ein versuchter Ausgleich in Nürnberg durch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und andere Fürsten führte zu keinem Ergebnisse und endlich entspann sich aus dem erbitterten Wortgefecht, das vom April 1417 bis zum Juni 1421 dauerte, ein wirklicher Kampf.

Ein Moment, welches den Herzog noch mehr gegen den Kurfürsten in Zorn setzte, bestand darin, daß letzterer die Zuständigkeit seines Landgerichts über den erstern und dessen Gebiet behauptete und zu verwirklichen suchte.

Im Verlaufe dieser Angelegenheit hatte der Herzog allerlei Mittel ergriffen, um seinen Forderungen Nachdruck zu verschaffen. Zuerst hatte er (im November 1418) Abgeordnete nach Nürnberg geschickt, um in der Herberge des Markgrafen dortselbst die verlangten 23,000 Gulden in Empfang zu nehmen, er hatte einen Boten, „seinen Lautenschlager," später seine Herolde (sogar einmal nach der Mark) geschickt, er ließ Abschriften seiner ehrenrührigen Briefe an den König und andere Fürsten senden und endlich seine Schmähschriften öffentlich anschlagen uno in der kaum befriedeten Mark verbreiten, eine Verbreitungsweise, die den Kurfürstea veranlaßte, seine Gegenschrift mit anschlagen zu lassen. —

Was nun die Fassung der Schreiben anlangt, so waren schon die ersten nicht ohne Angriffe gegen den Kurfürsten. Alsbald häuften sich die Verdächtigungen, denen der Kurfürst mit andern Anschuldigungen begegnete, doch wurde eine Zeit lang noch die Form in der Anrede gewahrt.

Aber nachdem in dem Brief vom 25. Mai 1419 der Anfang folgendermaßen lautete:

„Hochgeboener Fürst, Du Unendlicher (so viel wie elender) Mann, den unser gnädigster Herr, der römische König, unverdient zum Markgrafen von Brandenburg gemacht hat," entgegnete der Markgraf: „Hochgeborner Fürst, unendlicher, lügenhaftiger schamloser Mann, Ludwig, der sich Graf zu Mortagne schreibt ꝛc. ꝛc." Von nun an bleibt aber auch der „Allerdurchlauchtigste Fürst" in den Briefen weg und die streitenden Theile reden sich in ihren Schreiben mit den Worten an: „du lugenhafter" aber „du falschlistiger Mann." ꝛc. ꝛc.

Eine Probe, wie weit man beiderseitig gegangen ist, mag folgender Auszug geben.

Der Markgraf hatte sich darauf berufen, daß ihn der König mit der Mark zu Brandenburg begnadigt und erhöhet habe. Nun erwiedert ihm der Herzog:

„Unser gnädiger Herr mag Dich an Deinem Namen und Gut wohl erhöhen, er mag Dir auch etliche Deiner begangenen Schandthaten wohl vergeben, aber Dich, unverschämter Mann, an den Ehren zu erhöhen, das liegt an Dir selbst, und wir besorgen, sein (des Königs) Vater, der Kaiser selig, und der König selbst vergeuden Brief, Papier und Tinte an Dir, wie viel sie Deinen, den Namen eines elenden Mannes, erhöhen. Deine Bosheit läßt Dich der Schlechtigkeit nicht entbehren ꝛc. ꝛc. So haben wir auch einen schädigen, bösen Hund gesehen, der Ruland hieß, aber er war dennoch elend und bös, und seines Namens wegen nicht besser."

Der Markgraf hinwiederum antwortete, anspielend auf die Gefangenschaft des Herzogs in Frankreich! „Du solltest Dich billigerweise erinnern, daß Du in Frankreich zweimal um Deiner Schlechtigkeit willen aus des Henkers Bestrafung losgebeten wurdst, weßhalb Du dem Henker gleichmachten, dem Henker verfallen bist."

In Uebereinstimmung mit dieser Sprachweise war die Schwere der Anschuldigungen, die die Fürsten sich gegenseitig zuschleuderten.

Den Charakter des Markgrafen anlangend, so geht fast durch alle Briefe der Vorwurf der List und des Mißbrauches der Gabe der süßen Rede. Herzog Ludwig nennt ihn einen arglistigen Ausleger des Rechtes (Glossirer), beschuldigt ihn und Andere, er habe bei seinen Vermittlungen in Bayern nur seinen eigenen Vortheil und den Zweck im Auge gehabt, Zwietracht unter den bayrischen Fürsten zu säen, er habe bei dem Spruche, den König Sigmund über die bayrischen Differenzen in Constanz fällte, schlauer Weise den König vermocht, das deutsche Recht zur Anwendung zu bringen, weil dies damals seinem Schwager Heinrich günstiger gewesen und jetzt bei der Frage der Fälligkeit der Bürgschaft wolle er das römische in Anwendung bringen, weil ihm dies von Vortheil sei.

Ludwig wirft ferner dem Kurfürsten Untreue und Falschheit gegen die Könige Wenzel und Ruprecht vor, er habe an Beiden Untreue bewiesen, insbesondere ohne Erlaubniß Ruprechts sich zu Sigmund nach Ungarn gewandt. Es habe ein „fahrender Mann an Ruprechts Hofe davon in einem Liede öffentlich gesungen." Vielfach berührt Ludwig in seinen Schreiben sein altes Geschlecht und sieht in Friedrich einen Emporkömmling, einen „neugebackenen Edelmann", einen „neulich hochgemachten Edelmann", und ebenso beschuldigt er den Kurfürsten, daß er vor lauter Armuth in seinem Lande nicht habe bleiben können und nach Ungarn gegangen sei, weil er sich zu Hause nicht mehr ernähren konnte. Den Herzog Heinrich von Bayern-Landshut nennt Ludwig in Hinblick auf den Ueberfall in Constanz einen „fahrigen Mörder.

Gegen diese Vorwürfe vertheidigte sich nun in mehrfachen widerholten Widerlegungen der Kurfürst.

Er habe nun einmal dem Herzog Ludwig einen Rath gegeben, nämlich die Stadt München, welche er seinen Vettern entrissen, ihnen wieder zurückzuerstatten, und weltbekannt sei, welche Mühe und Kosten er, der Kurfürst, aufgewendet habe, um den Frieden in Bayern zu erhalten. Auch habe er bei dem Spruche zu Constanz dem König keinen Rath gegeben und dieser würde einen schlechten Rath nicht befolgt haben. Dem Könige Wenzel habe er die Treue nicht gebrochen, sondern ihm zuvor erst aufgesagt." Nach Ungarn sei er mit Erlaubniß König Ruprechts gegangen und es sei erlogen, daß ein fahrender Mann ein Lied auf ihn gesungen, der Herzog solle ihm den Mann nennen, oder das Lied bekannt geben. Er zöge es vor, arm zu sein, als Schätze zu besitzen, wie sie Herzog Ludwig erworben habe. Wenn auch Herzog Ludwig aus einem alten frommen Geschlechte stamme, so könne er dennoch seine Uebelthaten nicht durch die Wohlthat dieses alten Geschlechtes verdecken.

Die Vorwürfe, die der Kurfürst gegen Ludwig vorbrachte, und die dieser als lügenhafte Erdichtungen bezeichnete, bestanden hauptsächlich darin, daß der Herzog Gelder, welche ihm seine Schwester aus Frankreich mitgegeben, ihr unterschlagen, ebenso die Krone und Kleinodien, die er zur Aufbewahrung vom Dauphin bekommen habe, nicht wieder gegeben, diesem die Treue gebrochen habe. Ebenso wird dem Herzog sein feindseliges Auftreten gegen seine Vettern, die Entreißung Münchens, die Nichtachtung der urkundlichen Zusagen seines Vaters, die Plünderung von Kaufleuten, die durch sein Land reisten, und die List und Gewaltthat vorgeworfen, mit der er fromme Leute zu Ingolstadt vor sich mit ihren Urkunden berief, angeblich um diese Briefschaften zu prüfen, in der That, um sie zu berauben.

Dieses fürstliche Gezänke, in welchem jedoch der Bayernherzog als der provozirende erscheint, mußte wohl im deutschen Reiche das unangenehmste Aufsehen erregen, zumal als gerade zu jener Zeit (nämlich am 2. Oktober 1418) Friedrich vom Könige zum Reichsverweser bestellt worden war, und es finden sich Andeutungen darüber, daß der aufbrausende heftige Ludwig von den übrigen Feinden des Markgrafen und den Neidern seiner Machtentfaltung in der Mark — vorgeschickt wurde, um das Ansehen des königlichen Günstlings zu untergraben. Bezeichnend ist übrigens, daß Ludwig immer wieder den Zweikampf zwischen ihnen, Friedrich immer wieder einen richterlichen Ausspruch verlangte, indem bei Ersterem das persönliche und chevalereske Moment der Differenz, bei Letzterem das allgemeine und politische Moment vorwiegend gewesen ist.

(Die Brücke über den Mississippi.) Aus St. Louis, 25. v. Mts., schreibt der Neue Anzeiger des Westens: „Wozu vor noch einem Jahrzehnt, wenn nicht sogar noch später, gar Mancher ungläubig den Kopf geschüttelt, es für unmöglich gehalten haben würde, das ist gestern vor den Augen vieler Hunderte von Zuschauern zur wirklichen Thatsache geworden: der Grundstein zu dem Hauptpfeiler der Brücke, die bei St. Louis über den Mississippistrom errichtet werden soll, ist gestern gelegt worden. Fünfhundert Fuß vom Illinoiser Ufer entfernt wird der große Pfeiler sich erheben, zu welchem gestern in Gegenwart der den Bau leitenden Ingenieure und vieler Eingeladenen der Grundstein gelegt wurde. Dieser Pfeiler wird der zweite östlich vom St. Louiser Ufer sein, und ein ihm ganz gleicher wird in einer Entfernung von 500 Fuß vom Missouri-Ufer gebaut werden. Der Stein wog nahezu drei Tonnen; (60 Ctr.); seine Form hatte einige Aehnlichkeit mit einem Trapezoid. Mittelst einer ungeheuer dicken Eisenkette hing er von dem oberen Balken des neben dem Caisson befindlichen schwimmenden Krahns herab, und von da aus ward er auf ein gegebenes Signal langsam und mit großer Vorsicht hinabgelassen; der ungeheure Block wurde in der Nordost-Ecke des Caissons eingesenkt, dessen Boden mit Cement bedeckt war. Nachdem dieser eine Stein festlag, wurden an der Ostseite fünf Steine von ähnlichem Umfange und sechs an der Westseite hinabgelassen."

Das nun ablaufene Jahr wird in der Geschichte der Erdbeben und Vulkanausbrüche ein hervorragendes sein. Europa wurde nach ungefährer Zusammenstellung in diesem Zeitraume von mehr als zwanzig kleineren und größeren Erdbeben heimgesucht, von denen fünf auf die nördlichen Gegenden entfallen und von denen dasjenige, welches am 28. November Sicilien und Calabrien erschütterte, das stärkste war; von verheerender Wirkung ist zum Glück keines gewesen. Von Vulkaneruptionen sind bekannt geworden: die des Aetna vom 26. September, des Surace (Neu-Granada) am 4. October und des Cotopaxi am 3. August. Auf die Monate vertheilen sich die Erdbeben folgender Maßen: Januar ein, Februar vier, März vier, April ein, Mai ein, Juni zwei, August drei, September sieben, October ein, November zwei.

Traupmann und die Phrenologie.

Die Schüler Gall's und Spurzheim's dürfte es interessiren, daß Traupmann, der „assassin à la mode", in Paris von Seiten des Professors Berger einer phrenologischen Untersuchung unterzogen worden, die das erstaunlich klingende Resultat zu Tage brachte, daß Traupmann's bestentwickeltes Organ die Liebe für Kinder ist. Der Bericht des bekannten Desbarolles, welchem gestattet wurde, die Hände des Pantin-Mörders zu untersuchen, lautet weniger günstig für Letzteren. In den Lineamenten der flachen Hand liest er manche schlimme Leidenschaften heraus und findet in den Fingern des Mörders eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des berüchtigten Dumollard, der vor mehreren Jahren hingerichtet wurde, weil er sechzehn Mädchen im Laufe von sieben Jahren ermordet hatte.

Seltsam, was wir in spätern Jahren Frohes und Glückliches erleben, das erinnert uns nur zu bald an schönere Stunden, die wir schon erlebt haben, und wir legen's — zum Uebrigen. Aerger aber und Verdruß, die sind uns immer vollständig neu, kommen uns ganz unerhört und haben Analogie im all schon verwundenen Aerger und Verdruß der Vergangenheit.

Charade.

Im Klosterchore, bei der Mette,
Beim muntern Tanz mein Erstes tönt;
Mein Zweites ist — du siehst's, ich wette!
Es steht ja vor Dir evident.
Das Erste ist dem Ganzen eigen,
Durch Eins muß sich das Ganze zeigen.

Auflösung der Charade in Nr. 52 vom vorigen Jahr:

„Hosenträger."

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 52 vom vorigen Jahr:

Die ganze Entfernung 12 Meilen; per Stunde die Geschwindigkeit des A 3, B 4, C 6 Meilen per Stunde;

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach

№ 2. Sonntag den 9. Januar. 1870.

Da Du einst das Licht der Welt begrüßt,
Weintest Du, es freuten sich die Deinen,
Lebe so, daß wenn Dein Aug' sich schließt,
Du Dich freust, die Menschen aber weinen.

K. Gerok.

* Die Familien Dorwell und Werner.

Original-Novelle von **Aline Köppen** geb. **Drewes.**

(Fortsetzung.)

Zwei Personen, wie es scheint in gar ernster, trüber Unterhaltung begriffen, sitzen auf dem Sopha, das unmittelbar neben den zugezogenen Portieren des Cabinets sich befindet. Es ist der Bewohner dieser Räume, der Doctor Werner, und sein jetziger Nachbar, der Graf von Platen, Gatte der dem Leser vorgeführten jungen Frau. — Im ersten Augenblick hält man den Ersteren für einen Mann in den vierziger Jahren, erst bei näherer Betrachtung sieht man, daß diese Züge noch jung, daß es wohl nicht die Jahre sind, welche Furchen in diese Stirne gegraben und das braune Haar mit einzelnen Silberfäden durchwebt haben. Und in der That zählt der Doctor auch erst dreißig Jahre, aber mancher Seelenschmerz hatte hier sein zerstörendes Werk begonnen. Was dieses Gesicht aber adelt, ihm einen so herrlichen Stempel aufdrückt, daß man unwillkürlich sein Haupt neigt, das ist der Ausdruck unbegrenzter Herzensgüte und eines Sichselbstvergessens, worin dieser Mann wohl seines Gleichen sucht. Er ist der Engel der Kranken, der Tröster der Hinterbliebenen, der Helfer der Armen. O wie viel hat er zu bedenken, wenn er Morgens seine Wanderung in seiner großen Praxis antritt! Wie trägt er da so manche kleine Erquickung in das Haus des Armen! Wie weiß sein edles Herz stets da zu helfen, wo Noth und Elend eingekehrt sind. Hatte man ihn nicht an einem kalten Wintermorgen kniend vor dem Ofen bei einem ganz verlassen liegenden Weibe getroffen, wie er ihr ein Feuer dort angemacht und ihr einen warmen Trank bereitet hatte? O edler, edler Mann, wie viel Liebe wirst du dereinst zu ernten haben nach solcher reichen Liebessaat!

Der Graf von Platen ist ein gleichfalls liebenswürdiger Charakter, wenn auch nicht von jener Opferfähigkeit und jenem Edelsinn wie sein Nachbar beseelt. Er ist auch erst dreißig Jahre alt, steht aber schon an den äußersten Marken seines Lebens, denn jene unheilvolle Krankheit, die sich Schwindsucht nennt, vergönnt seinem Dasein wohl nur noch kurze Zeit. Wir wollen nicht sein durch diese traurige Krankheit zerstörtes Aeußere dem Leser vormalen, nur noch sagen, daß er vor fünf Jahren, wo er die Bekanntschaft der jungen Comtesse Anna machte, ein sehr schöner Mann war, für dieselbe damals eine tiefe Leidenschaft faßte, und daß der Vater derselben diese Neigung auf's innigste begünstigte, da der junge Graf — Sohn seines Jugendfreundes — ihm in jeder Beziehung gefiel. Noch in demselben Jahre führte der Graf die Geliebte seines Herzens zum Altare, und von dieser Zeit an bewegte sich fast jeder Gedanke, jedes Sinnen seines Geistes um die geliebte Gattin. Wie der Doctor Werner groß in der Liebe für das ganze Menschengeschlecht, so war es dieser Mann in der Liebe am häuslichen Herde, in der Liebe für die angebetete Gattin. O wie ängstlich verbarg er ihr den ihr drohenden Verlust! Wie hatte oft der Mund gelächelt, wenn die keuchende Brust vergebens nach Athem rang, wie hatte er ihr jede Besorgniß um sein Leben hinweg zu scherzen gewußt! Noch heute ahnte die junge Frau nicht, wie das drohende Schwert an einem Haare über ihrem Haupte hing. — Doch belauschen wir jetzt der Beiden Gespräch.

Der Graf erklärt seinem Freunde und Arzte, daß er wohl wisse, wie seine Tage gezählt, und wie er die feste Ueberzeugung habe, daß er aus Ems, wohin er am Morgen des nächsten Tages auf Rath des Doctors reisen will, nicht mehr zurückkehren werde. „Sie wissen Doctor," so fährt der Graf in seiner Rede fort, „ob ich meine Gattin liebe, wissen, ob ich, hätte ich noch zehn Leben, sie ihr zum Opfer bringen würde; dennoch fühle ich, daß sie nach meinem Tode aus dem Irrthume gerissen werden muß, den wir um ihr Leben gesponnen — Sie aus treuer Anhänglichkeit für die Gespielin Ihrer Jugend, ich aus Liebe zur Gattin — fühle, daß es meine Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß ihr ein Freund zur Seite steht, beginnt jenes traurige Geheimniß sich für sie zu lichten; und deßhalb müssen Sie, theurer Freund, der Ueberbringer meines Bekenntnisses sein." — „O nicht doch! nicht doch!" ruft bleichen Antlitzes und vom Sopha aufspringend der Doctor. „Wie ich damals zu Ihnen sagte: Der Schmerz wird sie tödten! so sage ich auch heute: Solch ein doppelt auf sie einstürmendes Unglück legt den Keim zu einem frühen Tode! Und ich, ich sollte derjenige sein, der ihr den Dolch ins Herz stößt? Nimmermehr!"

„Hören Sie mich ruhig an, Doctor," entgegnet der Graf, „und glauben Sie, daß man so, wenige Tage vor der großen Reise zu unserem Gott und Herrn, in Manchem einen klarern Blick gewinnt, als da es noch durch die Sorgen des Erdenlebens umnebelt war. — Wir Beide haben damals nicht wohl, nicht gut gehandelt. Was Gott auferlegt, soll und muß getragen werden,

und darf nicht in frevelndem Uebermuth von uns geändert, und, wie wir meinten, verbessert werden. Wir haben auf die Lüge einen Bau gegründet, o die kann nimmer ein festes und sicheres Fundament bilden! Wie die finstere Asche auf die warme Glut, legt sich diese Feindin unseres bess'rn Ich's auf unser Leben, das habe ich tausendmal gefühlt! — Hier, Doctor," und der Graf zog einen versiegelten Brief aus der Brusttasche, „ist das Bekenntniß unseres Unrechts; in diesem Briefe zerreiße ich den Schleier der Unwahrheit, womit wir meine Gattin umgeben. Ich kann der geliebten Frau nicht helfen, und wär's ihr Tod, sie muß die Wahrheit erfahren! — Wenn ich hinüber gegangen in ein bess'res Land und die Zeit den Schmerz ihres Herzens in etwas gemildert, dann — und das müssen Sie mir schwören, Doctor — legen Sie diesen Brief in die geliebte Hand."

„Nein, Graf, nun und nimmermehr!" antwortet der also Bedrängte.

Doch als nun der Graf erklärt, daß er dann sich gezwungen sähe, fühle er seine letzte Stunde nahen, der Gräfin den Brief durch die Post zuzusenden — da streckt der Doctor seine Hand aus; umfaßt fest das verhängnißvolle Schreiben, und die bleiche Lippe stammelt: „Ich schwöre!"

Nun fallen sich die Freunde in die Arme, Thränen glänzen in Beider Augen, und Seele will nicht von Seele scheiden. — Doch endlich richtet sich die gebeugte Gestalt des Grafen auf und mit den Worten: „Dank für alle Ihre Liebe und Freundschaft, und, so Gott der Herr will, auf ein Wiedersehen dort oben!" verläßt er das Zimmer.

Der Doctor sinkt, von Schmerz betäubt, zurück auf das Sopha und das edle Gesicht ruht tief und lange in den zitternden Händen; dann erhebt er sich und geht zu seinem Schreibtisch. Dort liegt auf einem Paket Briefe ein Briefbeschwerer, auf einem Stück Marmor ruht ein Reh von Bronce, um den Hals dieses Rehes hängt an einer schwarzen Schnur ein kleiner Schlüssel; mit diesem Schlüssel öffnet der Doctor ein an der Seite des Schreibtisches angebrachtes Fach, legt den empfangenen Brief hinein, — verschließt es wieder und hängt den Schlüssel zurück an seinen früheren Platz. Jetzt streicht er mit der Hand noch einige mal über die brennende Stirn, wie um den Schmerz derselben zu bannen, ergreift dann seinen Hut und geht zum Zimmer hinaus, das er von außen verschließt und den Schlüssel zu sich steckt.

Kaum sind die letzten Tritte des sich Entfernenden auf der Treppe verhallt, so öffnen sich die Portieren, die das Cabinet vom Zimmer trennen, und der schöne Knabe, Richard Werner, erscheint bleichen Angesichts auf der Schwelle. Er war, als er ermüdet durch das fröhliche Spiel in den Zimmern der Gräfin von dort zurückgekehrt, unbemerkt von Doctor Werner in das Cabinet gelangt, war dort auf dem Sopha entschlummert und erst durch das Gespräch des Onkels mit dem Grafen erwacht. Der ganze Körper zittert, die Augen strahlen vor Aufregung, nur ein Gedanke lebt augenblicklich in dem jungen Kopfe, ein Gefühl im hochklopfenden Herzen: Die Gräfin, die heiß von ihm verehrte Frau, das Ideal seiner jungen Seele, ist in Gefahr! — in Gefahr ihr Glück durch das Lesen eines Briefes auf immer zu verlieren! Er hatte Alles gehört, gehört wie der Onkel sich geweigert, das Schreiben der Gräfin zu übergeben, hatte gehört, wie er nur nach langem Bedrängen, nach der Erklärung, den Brief auf anderem Wege der Bedrohten zukommen lassen zu wollen, darein gewilligt. Der Knabe stürzt auf den Schreibtisch zu — hatte er doch durch die Oeffnung der Portieren gesehen, wohin der Brief geborgen — schon hat er den Schlüssel in das Schlüsselloch des besagten Faches gesteckt, da bebt er zurück vor der beabsichtigten That. Ist es nicht ein Raub, den er im Begriff ist zu vollbringen? Darf seine Hand in jenes Fach greifen, das, wie er wohl gemerkt, die Heiligthümer des geliebten Onkels umschließt? Doch wie kann er sinnen, wie kann er zögern? jeden Augenblick kann derselbe zurückkehren, und unmöglich ist es ihm dann, die geliebte Frau vor Kummer zu bewahren. — Das Fach fliegt auf — der an die Gräfin adressirte Brief wird in die Brusttasche seines Jäckchens geborgen, und die Schnur mit dem Schlüssel dem kleinen Reh wieder umgehängt. Er eilt zur Thüre, sie ist verschlossen; an die Fenster, sie sind zum Hinausspringen zu hoch, zerschellt, das sieht er wohl, würde er dort unten liegen, wagte er den entsetzlichen Sprung. „Ach, was liegt daran?" blitzt es durch den Kopf; aber dann, dann fände man ja gewiß den unheilvollen Brief in seiner Tasche! Jetzt stürzt er in's Cabinet, es hat keinen andern Ausgang als den ins Zimmer, und die Fenster haben die gleiche Höhe von denen des letzteren; aber hier sieht vor einem derselben eine Birke, die weit hinaus ihre Zweige erstreckt. Der Stamm des Baumes ist fünf Fuß vom Fenster entfernt; auch seine Zweige erreichen dasselbe nicht, nur ein ganz dünner schlanker Zweig erstreckt sich bis nahe an dasselbe. Ist denn auf keine Weise zu entkommen? Soll und muß denn jenes unsägliche Schreiben in die Hände der geliebten Frau fallen? Da erfaßt ihn ein Gedanke, so kühn, wie er nur durch die Verzweiflung in dem jungen Kopfe geboren werden konnte; er ersteigt das Fensterbrett, ergreift die Spitze des dünnen schlanken Zweiges, und denselben als Schwingseil benutzend, schleudert er sich in die Krone des Baumes. Hier läßt er einen Augenblick, glücklich der Gefahr des Zerschmetterns entgangen, die keuchende Brust Athem schöpfen und gleitet dann gleich einem Eichhörnchen am Stamme der Birke hinab. Er ist jetzt im Garten des gräflichen Hauses, der durch eine nur niedrige Mauer vom Schloßgarten getrennt ist; diese ersteigt er mit Hülfe einer daran stehenden Bank und befindet sich nun in dem letzteren. Drei lange Alleen durchschneiden denselben in seiner ganzen Länge; schon will der Knabe in die mittlere eindiegen, als er in derselben noch mehrere Spaziergänger lustwandeln sieht; erschreckt wendet er sich wieder rückwärts und dem Schlosse zu. Jetzt steht er auf dem Schloßhofe und unheimlich und schaurig starrt ihn die Rückseite des öden, verlassenen Gebäudes an. Ohne sich Rechenschaft über sein Thun zu geben, eilt er in das Portal desselben; von hier führen rechts und links breite steinerne Treppen zu den oberen Etagen. Er stürzt die rechts gelegene Treppe hinauf und in den langen Corridor vorwärts, an dem zu beiden Seiten sich Thür an Thür befindet, die in die Säle und Zimmer führen. An den Drücker jeder Thüre legt sich des Knaben zitternde Hand — a könnte er in einen der Säle dringen, dort würde sich sicher ein Versteck für den geraubten Brief finden! Doch Alles, Alles verschlossen! und hier draußen nur kahle Wände, nirgends ein Winkel, eine Spalte, wohin er den Brief legen könne! So kommt er zur Treppe, die in die zweite Etage führet. Er stürmt sie hinauf; doch nachdem er auch hier nur verschlossene Thüren gefunden, eilt er — athemlos und zitternd wie ein gehetztes Reh — auch die dritte Treppe hinauf. Hier sieht er sich in einem weiten, weiten Raume, der über das ganze Schloß sich erstreckt; aber auch hier kann er kein sicheres Versteck für seinen Raub entdecken. — Vorwärts, immer vorwärts! hallt's in dem gequälten, angsterfüllten Herzen. Da sieht er plötzlich in der jetzt schon tiefen Dämmerung ein hölzernes Gitter vor sich, das einen Theil des Bodenraumes absperrt, und dahinter — o Glück! — eine Menge altes Gerümpel, alte Möbel, Kisten und Kasten, alte Bilder, alte Spiegel u. dgl. „Dort wird sich das ersehnte Versteck finden," sagt sich der Knabe; eine lasgegangene Latte des Gitters wird zurückgebagen und der schlanke Körper hindurchgezwängt. Was thut's, daß ein Stück seines Jäckchens, von einem Nagel erfaßt, am Gitter hängen bleibt? ist er doch jetzt drinnen, da — Gott im Himmel! — was steht denn dort im fernen Winkel? so weiß, so groß, so grausenhaft in die Dunkelheit starrend?! O Gott, es muß die weiße Frau, die gespenstische Erscheinung dieses Schlosses sein! Des Knaben Kniee wanken und mit weitaufgerissenen Augen starrt er entsetzt das graue Bild an.

Aber das Auge gewöhnt sich mehr und mehr an die hier herrschende Dunkelheit, er erkennt in dem Gesehenen eine große weiße Statue aus Gyps, auf hölzernem Piedestale stehend und eine Najade, in erhobener Hand eine Schale haltend, darstellend.

Kaum daß der Knabe seinen Irrthum erkennt, so ist auch Muth und Entschlossenheit zurückgekehrt; er eilt auf die Statue zu, im Nu ist er hinauf auf's hölzerne Piedestal und der verhängnißvolle Brief fällt in die erhobene Schale der Najade.

Und nun geht's an den Rückzug, schnell durch das Gitter, und hinab die Treppen, die finsteren Coridore entlang stürzt der eilende Fuß; das vordere Portal ist erreicht — hindurch geht's

auf den Schloßplatz — und Gottes Himmel ist wieder über unserm Knaben! Schon kommt der Schloßdiener, das große Schlüsselbund in der Hand; wenige Minuten früher und Richard Werner hätte sich in dem öden Schlosse eingesperrt befunden.

An die steinerne Befriedung des Brunnens legt sich des Knaben zitternde Gestalt und keuchend geht der Athem aus dem Munde. Die Hände falten sich und ein leises „Gott vergib!" geht über die Lippen. Zum ersten Male hat er eine That vollbracht, über die der Mund schweigen muß, zum ersten Male ruht die Qual eines Geheimnisses auf seiner Brust. Sein Auge fliegt hinauf zu den hell erleuchteten Fenstern der Gräfin und die Ahnung, daß er dieser Frau das süße Glück seiner unbefangenen Kindheit, den Frieden seiner Jünglingsjahre geopfert, zieht durch sein Herz. Langsam und zögernd geht er in das Haus seines Onkels. Auf der Flur begegnet ihm die alte Dienerin desselben und frägt, ob er jetzt sein Abendbrod haben wolle. ‚Nein, Martha, ich mag nicht essen," stößt er mühsam heraus, geht dann hinweg in sein kleines Mansarden-Zimmer und wirft sich auf sein Lager.

O traurige Nacht des armen Knaben! Kein Schlaf will sich auf seine Augen senken; immer und immer wieder ruft das Gewissen: „Was hast du gethan? einen Raub hast du begangen, bist eingedrungen in das Eigenthum des geliebten Onkels! Der Wille des sterbenden Grafen wird unerfüllt bleiben, darf deine Kinderhand eingreifen in das Schicksal eines Menschen? Doch wie es auch sei, nein, nein die Gräfin soll und darf nicht unglücklich werden!" Er setzt sich aufrecht in sein Bett, das klopfende Herz, die Angst der Brust erlaubt ihm nicht zu liegen, und Thräne auf Thräne fällt von den Wangen herab. Horch! wie der gelle Schrei der fortbrausenden Locomotive durch den Nordwind vom Bahnhofe hergetragen wird. Wie klingt das doch so schauerlich! O in seinem Heimatstädtchen, da ist es so ganz anders! Wie behaglich hört sich's an, wenn der Nachtwächter alle Stunde sein friedliches Lied singt, oder gar, wenn aus weiter Ferne das Posthorn des Schwarzburger Postillons ertönt und der Rudolstädter ihm antwortet, daß es weit durch die Berge schallt! Und heiße Sehnsucht, schmerzliches Heimweh nach der Heimat, nach dem treuen Auge der Mutter, nach ihrem Kuß, nach dem Ruhen an ihrer Brust, nach seinem alten Lehrer, nach dem blonden Schwesterchen ergreift sein Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Asyl.

Wenn Du ein tiefes Leid erfahren,
Tief schmerzlich, unergründlich bang,
Dann flüchte aus der Menschen Schaaren,
Zum Walde richte Deinen Gang.

Die Felsen und die Bäume wissen
Ein Wort zu sagen auch von Schmerz;
Der Sturm, der Blitz, hat oft zerrissen
Die Felsenbrust, das Waldesherz.

Sie werden Dir kein Trostwort sagen,
Wie hilfereich die Menschen thun;
Doch wird ihr Echo mit Dir klagen,
Und wieder schweigend mit Dir ruh'n.

L. A. Frankl.

Gesundheitspflege in Schule, Wohnung und Stall.

Athmen.

Unter diesen Ueberschriften brachte die „Kölnische Zeitung" vor einiger Zeit interessante Mittheilungen, die leider nur für den uns zugemessenen Raum zu umfangreich sind, als daß wir sie vollständig wiedergeben könnten. Wir lassen hier einen Auszug dessen folgen, was uns von kompetenter Seite als das Beachtenswertheste bezeichnet wurde. Unter hundert Menschen ist kaum Einer sich klar bewußt, daß er athmet, was und wie, wie oft und wie viel er athmet, und endlich, warum er athmet und vom Augenblicke seines Eintritts in diese Welt noch keine Minute zu athmen vergessen hat. Athmen ist gleichbedeutend mit Leben. Es besteht aus zwei einander ganz entgegengesetzten Aktionen: wir athmen ein und wir athmen aus; was wir einathmen, dürfen wir nicht ausathmen, und was wir ausathmen, dürfen wir nicht einathmen. Um die Frage: was muß ich einathmen und was athme ich wirklich ein; was muß ich ausathmen und was athme ich wirklich aus? wird sich die nächste Zukunft der öffentlichen wie der privaten Gesundheitspflege und Krankenbehandlung drehen. Es ist deshalb gewiß an der Zeit, auch dem nicht medicinischen Publikum die richtigen Anschauungen über das Soll und Haben unseres Athmungsprocesses beizubringen und für's praktische Leben geläufig zu machen. Wer an Athmungsbeschwerden leidet, der Asthmatiker, der Lungenschwindsüchtige, der Herzkranke, ist auf seine Athembewegungen aufmerksam und wird leider jeden Augenblick an den Werth des Athmens erinnert, wenn gleich er sich den Zusammenhang dieser unwillkürlichen Werthschätzung nicht zu erklären weiß. Wir Anderen aber, die wir noch mit gesunden Brustorganen unbewußt und daher leichtsinnig athmen, müssen uns die Thatsache des Athmens, die Wichtigkeit jedes einzelnen Athemzuges, jeder Einathmung und jeder Ausathmung, also auch der Athmungsdiät erst künstlich zum Bewußtsein bringen. In der Diätetik der Nahrungsmittel gebührt der Athmungsluft die erste Stelle, dann kommt noch recht lange nichts und endlich erst — Speise und Trank. Gerade umgekehrt hiergegen verhält sich bis jetzt die Praxis der Gesundheitspflege in den Städten wie auf dem Lande: über die Athmungsbedingungen und die Athmungsschädigungen, über die zahllosen Verfälschungen der Athemnahrungsmittel fehlen noch in allen Volksschichten dem Publicum die einfachsten Vorbegriffe. Ein Lehrer einer ländlichen Elementarschule, welchem wir bei Gelegenheit einer Schulrevision unseren Unmuth kund gaben über den unerträglichen Geruch der Schulluft, gestand ganz naiv, daß er selbst außer der Unterrichtszeit die Fenster des Schulzimmers nicht öffne, weil seine schwache Gesundheit die äußere Luft nicht vertrage. In einem Concertsaale, wo die Menge der ausgeathmeten Gase uns das regelmäßige Athmen behinderte, hörte ich aus dem Munde eines gebildeten Herrn die Aeußerung: „In dieser Beziehung bin ich gut daran; ich habe fast immer den Schnupfen, meine Nase wird also von der schlechten Luft nicht incommodirt." Viele unserer Aerzte setzen noch Bratfleisch, Schinken, Eier, Milch, Rothwein, Maiz-Bier, Fleischextract ꝛc. vorauf in der Reihe der roborirenden und tonisirenden Nährstoffe, während von der Nothwendigkeit einer unverfälschten Luftnahrung höchstens oberflächlich die Rede ist, ja, für die Nachtathmung in der Regel die Einathmung einer excrementellen warmen Ausathmungsluft im Gegensatze zu der verschrieenen kalten sogenannten Nachtsluft gepriesen und angeordnet wird. Während die Gesetze die wiederholten Verfälschungen der festen und flüssigen Lebensmittel streng bestrafen, scheinen wir noch weit davon entfernt, daß die Sanitätspolizei endlich auch gegen die alltägliche und allnächtliche muthwillige Hauchverfälschung der Lebensluft in Privatwohnungen wie in öffentlichen Localen pflichtmäßig einschreite. Wir erinnern hierbei nur vorübergehend an die berüchtigte Schul- und Kasernenluft, auf welche wir später ausführlich zurückkommen werden. Die gasförmigen Verbrauchsprodukte des Blutstoffwechsels, welche bei niedriger Temperatur an Menschen und Pferden durch die Verdichtung als feuchte Athemwolken so häufig zur Beobachtung kommen und zum Theile an den kalten Wänden und Glasscheiben unserer Wohn- und Schlafräume herabrieseln, sind in der That nicht weniger excrementeller Natur, als unsere festen und flüssigen Excremente, die wir in die Latrinen abführen. So muß also in geschlossenen Räumen das gemeine Athmen mehrerer lebender Geschöpfe die Mischungsverhältnisse der Athmungsluft nicht allein quantitativ, durch gesteigerte Anhäufung der ausgehauchten Verbrauchsgase, sondern auch qualitativ verschlechtern, indem diese Gase, mit denen die Zimmerluft sich immer mehr sättigt, gar bald in faulige Zersetzung übergehen. Der üble Geruch der Luft eines geschlossenen Raumes ist also ein Maßstab für den Grad ihrer fauligen Zersetzung. Da mit jedem Athemzuge die Verschlechterung der Luft zunimmt, so wird die Luft eines schlecht ventilirten Schlafzimmers Morgens zwischen 6 und 8 Uhr quan-

Digitized by Google

titativ und qualitativ viel mehr verdorben und ekelhafter sein, als in den ersten Stunden der Nacht, und wird eine Schulluft durch das Voranschreiten ihrer Zersetzung gegen das Ende des Unterrichtes unglaublich tiefer das Lungenblut unserer Kinder durchseuchen, als in den ersten Schulstunden. So unentbehrlich für das Fortbestehen der Gesundheit und des Lebens Tag und Nacht der ununterbrochene Genuß einer normalen Luft, so schädlich die Entbehrung eines kleinen Bruchtheiles der benöthigten Luftmenge sein muß, um so verderblicher muß in unseren Schlaf- und Versammlungsräumen diejenige Luft auf uns wirken, in welcher ein großer Theil durch ausgeathmete Lungengase ersetzt ist. Die Erkenntniß des Athmens bildet das erste Präservativ eines normalen Lebens nicht allein für uns Menschen, sondern auch für diejenigen Thiere, die unter dem Namen Hausthiere der fürsorgenden Willkür des menschlichen Unverstandes überliefert sind. Die Erkenntniß muß sich erst dem feinen Logenpublicum unserer Theater und Concertsäle mitgetheilt haben, welches nicht ahnt, daß jeder der Anwesenden statt frischer Luft mehrere Hunderttausend Kubikcentimeter eines schwülen Luftgemenges einschlürft, welches die gesunden und kranken Lungenzellen aller Anwesenden bereits mehrmals ausgespült und den verdunsteten Schleim ihrer Luftröhren mit aus dem Körper geführt hat. Weiter unten werden wir statistisch beweisen, daß dieser Ausspruch nicht übertrieben ist. Sind wir dann eben so überzeugt, daß unsere Kinder in den nicht ventilirten Schulen täglich mehrere Tausend Litres der in der Luft verwesenden gasförmigen Athmungsexcremente aller Mitschüler in ihr junges Blut hineinzuathmen gezwungen werden, mit anderen Worten, gelingt es uns, der großen Menge das Stoffliche des Athmens, den Unterschied der Ein- und der Ausathmungsstoffe begreiflich zu machen, dann wird es weder sanitätspolizeilicher Verordnungen noch vergleichender Krankheitsstatistiken bedürfen, um eine durchgreifende Reform in der Ventilation unserer Wohn- und Schlafräume, sowie der Viehställe ins Werk zu setzen. Die Eltern werden dann nicht mehr, wie bisher, warten, bis die kränkelnde Blässe und Blutarmuth der Schuljugend, bis die Hinfälligkeit, Kopfschmerz und Nasenbluten der in unventilirten Schlafstuben zehn Stunden lang athmenden Kinder lautes Zeugniß abgeben, daß sie ihre Lebenssäfte mit dem verpestenden Hauch einer stinkenden Ausathmungsluft gespeist haben. Die Pfarrgeistlichen und Küster werden nicht länger das Ekelhafte und Schädliche jener Luft verkennen, die in allen schlecht gelüfteten Kirchen aus den Lungen der Hunderte herausgeathmet und zum Wiedereinathmen hingeboten wird. Man wird in solchen Kirchen den Gottesdienst verlassen, bevor noch unsere Geruchsnerven die Uebersättigung der Kirchenluft mit Ausathmungsdünsten empfunden, bevor einzelne Ohnmachtanfälle die Schädlichkeit solcher eingeathmeten fremden Lungengase bewiesen haben.

Daß die Verblendung aller früheren Generationen bis auf die Jetztzeit so weit geht, von Krankenzimmern, Wohn- und Schlafräumen die gesunde Athmungsluft abzuwehren und besonders den Lungen der Kranken eine ausverbrauchte Lungenluft zur Luftspeise anzuweisen, hat eine zweifache Ursache. Erstens entzieht sich die Luftnahrung, wiewohl wir derselben eine unvergleichlich größere Menge als der festen und flüssigen Nahrung bedürfen, der sinnlichen Wahrnehmung. Nur dem Geruchsinne ist die Luft zugänglich, sobald sie mit fauligen Stoffen untermengt ist. Dann aber auch hat der menschliche und der Thierkörper ein eigenthümliches Verhältniß zwischen den Speisungsorganen und den Ausscheidungsorganen. Unser Herrgott hat uns für die Einfuhr der festen und flüssigen Nahrungsmittel andere Organe verliehen, als für die Ausfuhr der festen und flüssigen Excrementstoffe. Für die Zufuhr der luftförmigen Nahrungsmittel, der atmosphärischen Luft, dagegen besitzen wir in einem und demselben Organ, in Mund und Nase, einen und denselben gemeinsamen Gang nur für die Ausscheidung der luftförmigen Excremente der verdorbenen Lungengase. Die Menschen müssen sich daran gewöhnen, der Lehrer muß es den Kindern in den Schulen einprägen, daß wir in Bezug auf die Ein- und Ausathmung den Mund unseres Nächsten in dieser seiner Doppelrolle, von diesen zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten betrachten sollen. In dem Moment jeder Ausathmung, also wohl zwanzigmal in der Minute, fungiren unser Mund und unsere Nase in Bezug auf den Stoffwechsel, nicht etwa vergleichsweise, sondern buchstäblich in derselben Weise, wie jene Organe, die zur Ausscheidung der Darm- und Nierensecrete dienen; Mund und Nase fördern nämlich in jeder Minute aus den Lungen fünf Maß eines lebensuntauglichen Gasgemenges, was also schon bei der Athmung eines einzelnen Menschen z. B. in einem Schlafzimmer während der vier ersten Nachtstunden eine Verunreinigung der Athmungsluft um 1200 Liter ergibt. Zwischen solcher Verunreinigung der Athmungsluft und einer Ausspülung unserer Schlaftoilettegeschirre in unsere täglichen Getränke besteht kein wesentlicher Unterschied. Wenn nicht das wunderbare Gesetz der Diffusion der Gase die durch die gasförmigen Athmungsprodukte verunreinigte Luft geschlossener Räume theilweise regenerirte, dann würde unfehlbar eine perennirende Athempest das Menschengeschlecht und seinen Viehstand decimiren. Wo aber ein Athmungsraum nicht in offener Verbindung mit dem stets bewegten äußeren Luftmeere steht, da wird unmerklich durch eine schleichende Blutverschlechterung mit ihren chronischen Folgezuständen die Natur sich rächen für die unnatürliche Abstumpfung der Menschen gegen das Lüftungsbedürfniß. Hierzu liefern die Tabellen der Krankheits- und Sterblichkeits-Statistik die schlagendsten Belege.

Das Haupt der Mormonen.

Es scheint, das Prophetsein bei den Heiligen des jüngsten Tages ist kein schlechtes Geschäft. Brigham Young, der Löwe des Herrn (the Lion of the Lord), wie er sich selbst nennt, besitzt bekanntlich den schönsten Harem Amerikas; aber weniger bekannt dürfte es sein, daß das Haupt der Mormonen wahrscheinlich zugleich auch der reichste Mann Amerikas ist. Wir sind im Stande, durch Hepworth Dixon's und anderer Reisenden Auskunft eine Liste der Besitzthümer Brigham Young's geben zu können. An unbeweglichem Vermögen besitzt er: 1. Cache Valley, ein sehr fruchtbares Thal von 50 Meilen (englische) Länge und 15 Meilen Breite; 2. Rush Valley, ein ebenso fruchtbares, aber etwas kleineres Besitzthum; 3. Low Rock Valley, ein riesiges Weideterrain; 4. zwölftausend Acker Weiden in der Grafschaft Cash; 5. einen riesigen Häusercomplex in der Hauptstadt der Mormonen (Salt Lake City), bekannt unter dem Namen Brigham's Block; in derselben Stadt ein Theater, eine Destillation, welche das Brennmonopol für den ganzen Mormonenstaat hat, und noch verschiedene Privathäuser im Werthe von 975,000 Dollars; 6. die Union Pacific Railroad-Gesellschaft ist Young 750,000 Dollars schuldig; 7. der City Creek Canton, welcher ein riesiger Wald ist, aus dem die ganze Bevölkerung der Mormonen ihr Holz bezieht, ist eine vorzügliche Einnahmequelle für Young, weil er von jeder Fuhre Holz eine Tantieme bezieht, die ihm eine jährliche Einnahme von 88,000 Dollars bringt; 8. gehören ihm vier Fünftel von Provo City, sowie Zuckerplantagen auf den Sandwichsinseln, Kohlenminen, Baumwollen- und Seidenplantagen. Außerdem befindet er sich auch im Besitze der geistlichen Fonds, von denen er keine Rechenschaft abzulegen hat. — Ja, Prophet und Prophet ist ein Unterschied. Johannes der Täufer nährte sich von Honig und Heuschrecken!

Zweisilbige Charade.

Wo mein Erstes sich zeigt, da wird der Gläubige Heide,
Tollheit der menschliche Sinn, Dinge zerstieben in Nichts.
Nicht mein Zweites also! Wohin sich dieses gentstet,
Bleibt es, wächset und heckt seelenzernagende Brut.
Zwei so schreckliche Dinge bewahrt unwissend die Jungfrau,
Cypris Göttergewand schmückte sie herrlicher nicht.

Auflösung der Charade in Nr. 1:

„Bassist."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 3. Sonntag den 16. Januar. 1870.

Eine giftige Pflanze, Beleidigung, wächst auf der Erde;
Süße Vergebung hat uns Himmel zur Heilung gesandt.
von Knebel.

Die Familien Dorwell und Werner.

Original-Novelle von **Aline Löppen** geb. **Drebes.**

(Fortsetzung.)

Kaum, daß die Sonne ihre ersten Strahlen in sein Stübchen wirft, so springt der Knabe vom Lager auf, nimmt aus seinem Koffer eine Bürste und sucht die durch sein Beginnen am Abend arg bestäubten und beschmutzten Kleider zu reinigen. Das Jäckchen, ja das Jäckchen ist freilich zerrissen, — er muß das zum Sonntagsschmuck bestimmte anziehen. — —

Der Doctor Werner hatte gleichfalls die Nacht schlaflos zugebracht. Gleich nachdem er von seinem Ausgange heimgekehrt, sein verschlossenes Zimmer geöffnet und in dasselbe getreten war, hatte er noch einmal — ohne sich selbst über das Warum Rechenschaft zu geben — einen Blick auf den ihm übergebenen Brief werfen wollen. Er öffnet das bewußte Fach, — der Brief ist verschwunden! „Was ist das?" fragt er sich. „Ich weiß doch gewiß, ihn hineingelegt zu haben! aber er ist nicht da! Das Zimmer fand ich ja doch noch verschlossen — ein anderer Eingang als die eine Thüre führt ins Zimmer und ins Cabinet; die Fenster sind zu hoch, um durch sie herein und hinaus zu gelangen; — und dann, wer könnte ein Interesse an diesem Brief nehmen? wer ahnt überhaupt sein Vorhandensein? — Aber ich meine doch so gewiß, ihn ins Fach gelegt zu haben! Hat mich der Schmerz denn so verwirrt gemacht, daß ich nicht mehr weiß, was die Hand thut? Wohin kann ich ihn denn nur gelegt haben?" — Der ganze Schreibtisch wird durchsucht, — dann geht's an die Bücher. „Es wäre ja möglich" denkt der Doctor, „daß ich in arger Zerstreuung den Brief in ein Buch gelegt." — Aber nirgends, nirgends findet sich derselbe und es kämmert als der Suchende nach natürlich erfolglosem Bemühen sein Lager aufsucht.

Kaum, daß er entschlummert ist, so tritt seine beiden Vogelkäfige in der Hand — der kleine Richard vor sein Bett. „Onkel sei nicht böse, ich möcht zurück nach Rudolstadt, möcht so gerne zurück zur Mutter!" — „Knabe was ist dir?" antwortet Jener" Du bist krank, Dein Gesicht ist bleich, Deine Hände brennen und zittern!" „Nein Onkel, ich bin gesund, konnt' nur die Nacht nicht schlafen, mußte so viel an die Mutter und an die kleine Schwester denken! Laß mich zurück, laß mich jetzt zu Hause reisen!" — „Hast auch Du schon, armer Knabe" geht's leise über des Doctors Lippen, „das liebebedürftige, heiße Herz der Werner? O das ist ein gar trübes, schmerzbringendes Erbtheil! — Aber Richard," setzt er laut hinzu „möchtest Du denn fort, ohne der Gräfin Adieu gesagt zu haben? Um neun Uhr geht wieder ein Zug, und auch wenn Du mit diesem fährst bist Du vor Abgang der Post nach Rudolstadt in C . . . . . und wirst noch vor dem Abend die Heimath erreichen" — „Gut Onkel, aber nicht wahr, Du bist mir nicht böse, daß ich fort will? Ach! ich bin so gerne bei Dir gewesen, aber nun möcht' ich zurück, und sieh ich weiß auch, daß die Mutter sich nach mir sehnt. Die Schwester ist noch so klein und mit mir, hat die Mutter oft gesagt, könne sie schon recht verständig sprechen. Aber auch Dich, auch Dich Onkel habe ich lieb, von ganzem Herzen lieb!" ruft nun der aufgeregte Knabe und wirft sich an des Onkels Brust, ihn mit seinen Armen umklammernd. Einen Augenblick kommt dem Letzteren der Gedanke, die ungewöhnliche Stimmung des kleinen Neffen könne mit dem Verschwinden des Briefes zusammenhängen; aber die von ihm angenommenen Unmöglichkeit, in das Zimmer herein und wieder hinaus zu gelangen, erstickt den Gedanken im Keime. —

Zwei Stunden später finden wir Richard Werner im Zimmer der Gräfin. Er hatte gehofft, sich dem Schmerze des Abschiednehmens entziehen zu können, sich aber doch später durch den Onkel dazu bewegen lassen und nun, im Augenblicke des Scheidens, zeigt sich die ganze Innigkeit seiner Gefühle. Bleicher und bleicher wird das schöne Antlitz des Knaben, denn wie jede Liebe durch die von ihr gebrachten Opfer in des Menschen Brust größer wird, so hatte auch die Liebe des kleinen Richards zu der von ihm verehrten Frau, nachdem er dem Glücke derselben — wie er sich wohl bewußt war — den Frieden seiner Kindheit geopfert, eine schwindelnde Höhe erreicht. Und jetzt vor ihr niederkniend und das Gesicht in die Falten ihres Kleides bergend geht ein schmerzliches „Adieu!" über die Kindeslippe, — dann springt er auf und ohne sich umzusehen geht's fort, wie auch das kleine Herz zucken und beben mag. — — — —

Am Abend dieses Tages barg Anna Dorwell — Gräfin von Platen — weinend ihr Gesicht in die Kissen des Sophas, und vor ihr stand, tiefes Mitgefühl im Antlitz, ihr Arzt — der Freund ihrer Jugend — der Schirmvogt ihres Lebens — der Doctor Werner. — Durch den Telegraphen war ihr die Todesnachricht des Gatten gekommen. Er hatte Ems nicht mehr erreicht; auf halbem Wege, auf einem sanft ansteigenden Hügel, hatte er plötzlich verlangt, aus dem Wagen geleitet zu werden und hier, auf duftigen Rasen gebettet, unter Gottes weitem Himmel, war seine Seele, begleitet vom Lobgesang der Lerchen, hinaufgestiegen in jenes Land, wo Alles licht und klar, nicht Geheimniß, nicht Lüge ist. — —

Unter laut schmetterndem Posthornklang aber fuhr Richard Werner in seine Heimathstadt ein, hinein in jene Stadt, die die schöne Perle in der reichen Städte-Krone Thüringens ist, in das freundliche Rudolstadt.

II.

Mit dir Rudolstadt — warum klopft doch das Herz so freudig, so bald dein Name genannt? — schlossen wir den ersten Abschnitt unserer Erzählung und mit dir wollen wir auch den zweiten beginnen. — Komm mit uns, freundlicher Leser! schaue dich um in diesem süßen Thale, und es soll dich nicht gereuen! — So — jetzt steige hinauf zum Schloßberg, — o wie das Alles hier grünet und blüht! selbst die Stufen sind grün, mit weichem Moose überzogen. Hier ist ja Platz für Alles, was da ist und lebt in Gottes herrlicher Welt; hier wird nicht im Gewühle der großen Städte jeder keimende Grashalm von den Füßen der geschäftigen Menschen zertreten. — Nun bist du oben, stehst an der Mauer des alten Schlosses, das schon Jahrhunderte gesehen und die Wiege eines Fürstengeschlechtes ist, aus dem Landesväter in des Wortes schönster Bedeutung hervorgegangen. Aber wie könnte man hier oben auch anders als gut, als edel denken? — — Laß deinen Blick, freundlicher Leser, über dies herrliche Panorama gehen und sage uns, ob wir zu viel gesagt.

O tausendmal geliebtes Land,
Wie hältst die Seele du gebannt!
O theures Thal, o theure Höh'n,
Könnt' euch nur einmal wiederseh'n!

Am Fuße des Berges, gerade da, wo die Haupttreppe zum Schlosse beginnt, steht ein kleines Haus, schmucklos und schlicht, aber freundlich und uns anheimelnd in seinem Aeußern. Hier baute sich einst der Bruder des Doctor Werner, der Vater unseres Richards seinen traulichen Herd. Wie der Leser bereits weiß, mußte der Arme ferne diesem Herde sterben, und jetzt — sechszehn Jahre nach der ersten Abtheilung unserer Erzählung — wohnt daselbst noch, ununterbrochen seit jener Zeit, die Wittwe des Letzteren mit ihrer jungen Tochter Helene und ihrem Sohne Richard, der vor wenigen Tagen sein medicinisches Examen gemacht und die Absicht hat, nun hier in seiner Heimathstadt praktischer Arzt zu werden.

Der lustige Mai ist hereingebrochen in das glückliche Ländchen und hat Blumen und Blüthen geschüttet, wo er nur ein Plätzchen fand und auch im Garten vor dem Hause der Wittwe grünt und blüht es rings umher. — Die Thüre nach der Flur des Hauses ist weit geöffnet und wir sehen die kleine Familie an einem Tische in Mitte der Flur sitzen; Mutter und Tochter sind mit weiblicher Handarbeit, Richard Werner ist mit Lesen beschäftigt. — Die Tochter ist ein fröhliches blondlockiges Mädchen von jetzt achtzehn Jahren, der junge Werner hat sein sieben und zwanzigstes Jahr zurückgelegt und jene herzgewinnende Schönheit, die schon, da er noch Knabe war, sein Gesicht auszeichnete, ist ihm auch jetzt im reichen Maße zu eigen. Wie auf einem beschriebenen Blatte liest man in diesem Gesichte, liest wunderbare schöne Sachen von Adel der Gesinnung, Reichthum des Geistes und Liebe des Herzens. Blickt man aber tiefer hinein in den dunkelblauen See des Auges, ach da findet man auch die Kunde von durchkämpften trüben Stunden! In der That, die sechszehn Jahre, die wir Richard Werner aus dem Auge verloren, sind nicht ohne Kampf an ihm vorübergegangen. Als ein harmloser, heiterer Knabe war er damals zum Onkel nach S. . . gereist, voll Ernst und Wehmuth kehrte er zurück. Die unbesugte That der jungen Hand hatte sich gerächt, hatte ihm das Glück seiner Jugend gekostet. Wie auch die treue Mutter, die gar bald diese Veränderung bemerkte, in ihn dringen mochte, kein Bekenntniß ging über die Lippe; begraben in der Brust lag das Geheimniß des bewußten Abends. — Oft wenn der junge Sinn und das junge Herz einen Augenblick die Erinnerung an die Vergangenheit zurückdrängte, ach dann gerade, nach einer solchen momentanen Vergessenheit, kehrte das Bewußtsein des getrübten Friedens doppelt schwer zurück! — „Wenn du mich lieb hast Mutter, frägst du mich nicht mehr; ich kann und darf dir nicht sagen, was mich quält," war die stete Antwort Richards auf die besorgten Fragen der Mutter. — Später — da er Jüngling geworden — hatte er sich oft gefragt: „Was hindert mich, dem guten, nachsichtigen Onkel die That meiner Knabenzeit zu bekennen? Die Gräfin Pinten lebt, der Brief — der gewiß noch ungefunden in seinem Verstecke liegt, denn sonst wüßte die Mutter, die seit der Zeit ja oft in B. war, von dem über jene dann sie er hereingebrochene Unglück — kann ja noch zu jeder Stunde der Gräfin übergeben werden. Aber dann trat das liebe Gesicht, dessen Bild er so treu in seinem Gedächtniß bewahrte, vor seine Seele und er glaubte die Worte zu hören: „Laß mich in meinem Glücke!" — „Und damals," sagte er sich, „war die Gräfin jung, und schon damals glaubte der Onkel, sie würde dem Schmerze, den der Brief über sie bringen müßte, erliegen; — wie würde die jetzt alternde Frau durch einen solchen Schlag getroffen werden! nein, nein, was ich begonnen, muß ich auch vollbringen — nicht so werde mein Friede erkauft!" — —

Heute finden wir die, wie schon gesagt in der Flur des Hauses versammelte, Familie in tiefe Trauer gehüllt. Der geliebte Onkel war hinausgegangen zur Ernte der von ihm bestellten reichen Liebessaat. Der stets rege Geist und das warme Herz waren Sieger geworden über den schwachen Körper, der nun ruhen durfte unter dem Rasen des Friedhofs. — O wie fröhlich hatten die Engel Hallelujа gesungen, da er in die Pforte des Himmelreichs getreten! —

Doch belauschen wir jetzt das Gespräch der Trauernden.

Es war die Mutter, die treue, sorgende Mutter, die zuerst die Stille unterbrach. „Ach Richard, wüßtest Du, wie es mich so bang macht, daß Du morgen nach B. reisen willst! Ich weiß sehr wohl, daß es nicht anders sein kann, weiß, daß der Wille des verstorbenen Onkels, der Dir so viel dort auszurichten auftrug, erfüllt werden muß; aber nicht minder ängstlich schlägt darum mein Herz, weiß ich Dich in jener Stadt, die mir einst den Gatten gekostet, mir den Frohsinn meines Sohnes geraubt hat. —

„O Mutter!" spricht Jener, „beruhige Dich doch; dort wie hier schaut das Auge Gottes auf mich und wird mich behüten vor Allem, was seine Weisheit mir nicht bestimmt hat."

„Aber Richard, — ich kann die Sorge nicht bezwingen, — die Nähe der Familie Dorweck ist es besonders, die mich für Dich fürchten macht. O glaube, im Munde des Volkes liegt gar viel Wahrheit, und jener schauerliche Spruch:

„Will das Unglück hinein in das Werner'sche Haus,
Sucht's dazu den gräflichen Nachbar sich aus,"

ist wahrlich nicht so von ungefähr in den Köpfen desselben entstanden. — Ich habe es Euch noch nie erzählt, was man darüber aus der längst entschwundenen Vergangenheit weiß. Doch jetzt scheint mir die Zeit, Euch mitzutheilen, was mir einst Euer Vater erzählte, und was mich unheimlich berührt hat bis zur heutigen Stunde. — Du wirst es wissen Richard, ungefähr eine viertel Stunde vor B. liegt ein kleines Schloß mit dazu gehörenden Wiesen und Feldern, Colmdorf genannt. — Jetzt liegt das Schloß verfallen, öde ist es rings umher, nur halb eingesunkene Terrassen, einzelne umherstehende oder liegende Statuen — die von Alter geschwärzt und verwittert sind — lassen ahnen, daß sich hier einst ein weiter Park befand. Am besten erhalten sind noch die Thore, auf denen noch heute die stolzen Wappen der Dorweck's prangen. — Hier nun wohnte vor ungefähr hundert und zwanzig Jahren diese Familie. — Mit dem ältesten Sohne derselben, Cuno von Dorweck — ein sonst liebenswürdiger aber leichtsinniger junger Mann — war der erste der Werner, von dem wir nähere Kunde haben, auf's innigste befreundet. Letzterer war bei dem Gerichte der Stadt als Assessor angestellt und war, obgleich noch ein junger Mann, schon im Besitze eines ziemlich bedeutenden Vermögens, das sein verstorbener Vater erworben und dem einzigen Sohne und Kinde hinterlassen hatte. Dieser Euer junger Vorfahr wohnte schon in dem düstern Hause, worin vor wenigen Wochen Euer guter Onkel gestorben. — Schon damals war das Haus nicht mehr neu und der junge prachtliebende Besitzer ließ unmittelbar neben demselben einen Prachtbau, aufführen, der seine ganze Freude war, und der noch heute — über hundert Jahre nach seinem Entstehen — das Auge der Vorübergehenden auf sich zieht. — Das Haus war fast vollendet nur noch eine Kleinigkeit in der äußeren Verzierung fehlte, und

in den nächsten Tagen sollte der Baumeister die reichen Zahlungen für den dann zu überliefernten Bau in Empfang nehmen. Da traf es sich, daß in Colmdorf die Dorweck's ein reiches Fest feierten, wozu auch der Assessor Werner geladen war, da der junge Dorweck keine Freude fand, wo nicht sein Freund zugegen. — Es waren viele Edelleute aus Franken dort versammelt und drei Tage ward gejagt, getanzt, gespielt und gelacht. — Am Ende des dritten Tages fuhren die Gäste heim und Cuno v. Dorweck begleitete mehrere junge Edelleute und auch den Assessor Werner nach B.. — Diejungen Leute glaubten der lustigen Tage noch nicht genug gehabt zu haben; in das erste Hotel der Stadt ward eingekehrt und jetzt zum Hazardspiel gegriffen, dem einer der jungen Edelleute als Banquier vor stand. — Fund von Dorweck, einer der eifrigsten Spieler, ließ nicht nach mit Bitten und Drängen, bis auch euer Vorfahr am Spiel Theil nahm. Derselbe hatte aus übertriebener Vorsicht seine Brieftasche, welche die Zahlungen für den Baumeister enthielt, bei sich, weil er sie während seiner Abwesenheit nicht sicher in seinem Hause hielt. Diese Vorsicht gereichte ihm zum Verderben. — Erst gewann er — der junge Dorweck verlor gleich im Anfange und borgte dann von dem jungen Werner — dann verlor auch dieser. Nun sollte das Verlorene wieder gewonnen werden — immer höher wurden die Sätze — und als der Morgen das wüste Treiben beleuchtete, da fuhren mit wohlgefüllten Börsen die jungen Edelleute davon, denn Funo von Dorweck und euer Vorfahr hatten die Tausende, die zur Zahlung des Baues bestimmt waren, in dieser einen Na..t verspielt. — Die Reue des jungen Dorwecks war groß; er selbst hatte nur wenige Goldstücke bei sich gehabt, hatte stets vom Freunde geborgt, dadurch aber, wie durch seine Verleitung daß auch der Freund gespielt, diesen namenlos unglücklich gemacht, und händeringend und sich anklagend ging er im Zimmer umher. — Der junge Werner saß starren Auges unbeweglich da; — der Größe seines Elends, der drohenden Schmach schien ihm nur durch den Tod möglich zu entgehen! — — Da umklammert ihn Funo von Dorweck und ruft: „Werner, das Einzige, was uns bleibt ist: Du fährst mit mir nach Colmdorf und verkäufst meinem Vater das Haus, — er hat oft geäußert, daß wenn das Haus je zu kaufen sei, er es unbedingt an sich nehmen würde, und so wahr ich ein Edelmann bin, Du erhältst ohne jede Zahlung das Haus zurück, so bald ich Besitzer unseres Vermögens bin! — — — — Und so geschah es; wenige Wochen nach jener Nacht trug man reiche Meubel, kostbare Teppiche, hohe Spiegel in das schöne Haus, denn die Dorwecks zogen ein in dasselbe. — Dem Assessor Werner aber blieb nichts als das düstere Haus seiner Vorfahren und ein unbefleckter Name, jenes größte Gut des Erdenlebens, das uns nie zurückkommt, haben wir uns einmal seiner entäußert. — Seit jener Zeit hat der geistige Adel der Werner sich die Achtung seiner Mitbürger ununterbrochen bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt; aber Geld und Gut — dem so gerne die Menge nachläuft — ist nie wieder eingezogen bei Familie, denn längst war Cuno von Dorweck todt als man — lange nach den besprochenen Ereignissen — seinen achtzigjährigen Vater zu Grabe geleitete. Ohne für den Freund gesorgt zu haben, ganz unvorbereitet, verließ der Erstere die Erde und sein Bruder — unbekannt mit den obwaltenden Verhältnissen — zog ein in das stattliche Haus." — —

„Aber Mutter," spricht als Jene geendet, das junge Mädchen, „ein Jahrhundert liegt zwischen uns und jener Zeit, warum sollte, was einst sich zugetragen, denn ewig ähnlich sich wieder fügen?" (Fortsetzung folgt.)

Nachruf

am Beerdigungstage des am 5. Januar 1870 entschlafenen Rektors J. L. F. Strebel.*)

„Ach Bruder!" also klagten
Die Brüder den Propheten dort,
Der treulich ausgerichtet
Das ihm gebot'ne ernste Wort,

Er hatte recht gedienet
Dem Herrn in Ehr' und Schmach,
Bis daß ab kleinen Fehles
Ein Löwe ihn zerbrach.

„Ach Bruder!" ja so ruf ich
Dir trauernd auch zum Grabe nach,
Den, ach! mit hartem Schlage
Der grimme Löwe Tod zerbrach.

Der tauert nun am Wege
Auf alle Menschenkind
Die seit dem ersten Fehle
Vom Weib geboren sind.

Wohl sieb'n und siebzig Jahre
War er Dir, lieber Bruder, nah
Bis er die Zeit zum Sprunge
Sich auf des Herrn Gebot ersah.

Nun ist die Kraft gebrochen,
Die diesen Leib beseelt;
Er schläft in dunkler Kammer,
Längst auch für ihn gezählt.

„Ach Bruder!" Ja ein Bruder
Warst Du dem Bruder voll und treu;
Du zeugtest, daß die Liebe
Der Brüder nicht erkaltet sei.

Du bahntest mir zum Borne
Der Wissenschaft den Pfad:
Was ich geworden, reifte
Aus Deiner Liebe Saat.

Du warst ein Freund und Vater,
Ein Führer meiner Jugendzeit,
Mein Sorgen war das Deine
Du theiltest mit mir Freud und Leid.

Ja auch den Sohn noch schirmte
Dem Vater gleich, Dein Dach;
Dein brüderliches Lieben,
Es ward nicht alt noch schwach.

O seliges Geschäfte
Des Jungvolks Bildner sein!
Dir war solch Loos beschieden
Bis in Dein End hinein.

Bis an Dein selig Ende
Standst leitend Du bei Deiner Schaar,
Die Hand noch fest am Steuer
Ob sie auch schier erstarret war.

O selig, wer im Schaffen
Im Kampf und Arbeit fällt,
Noch in der Hand die Waffen,
Wie siegend fällt ein Held.

„Ach Bruder!" also klagen
Viel treue Freunde nah und fern;
Auch ihnen ist entschwunden
Mit Dir ein freundlich lieber Stern.

Mit guten Augen blicktest
Du herzlich jeden an,
Zu jedem Werk der Liebe
Gabst du Dich opfernd dran.

„Ach Bruder!" ich, „ach Vater!"
Klagt'e mit mir aus der Kinder Mund;
Sie wissen, was verschlungen
Des kalten Grabes offener Schlund.

Wo Bruderliebe lodert
Da brennt auch Vaterlieb',
Berathend, wachend, segnend
In heilig starkem Trieb.

„Ach Vater!" ruft ein reicher
Dankbarer Jüngerchor Dir nach,
Zu dem Dein Mund als Lehrer
Von mancherlei Erkenntniß sprach.

Wer zählt sie, die begierig
Dein lehrend Wort erlauscht,
Mit denen Liebesblicke
Du väterlich getauscht? —

Wer sieht sie ab die Garben,
Dazu den Samen Du gestreut?
Die Bäumlein, die Du zweigtest,
An deren Frucht man um sich freut?

Ach Vater!" hör ich klagen
Der babelosen Brüder Schaar,
Die Jahre lang der Pflege
Von Deiner Hand befohlen war.

„Was ihr den Brüdern thatet,
Das habt ihr mir gethan."
Also der Herr; er schreibe
Dein Armenamt Dir an.

„Ach Bruder!" wohl vollendet
Hast Du den langen Pilgerlauf;
Ob uns're Thränen fließen
Wir rufen Dich nicht mehr herauf.

Schlaf wohl in Deiner Kammer,
Die unsre Liebe kränzt,
Bis Dir am großen Morgen
Das neue Licht erglänzt.

„Ach Bruder!" Du im Frieden,
Wir annoch hier im ersten Kampf.
Auch unsere Jahre fliegen
Davon, ein Hauch, ein Nebeldampf.

Doch ob auch uns der Löwe
Mit mächt'ger Tatze bricht,
Wir Christenleute zittern
Ob diesem Starken nicht.

Es deckt all' Sünd und Fehle
Der Stärk're, der als Bruder kam
Und der in heißer Liebe
Für uns die Schulden übernahm.

Es schlug der Löw' aus Juda
Den Löwen todt zu Grund,
Uns Heuig muß nun fließen
Selbst aus des Fressers Mund.

Wir trauern und wir rühmen
Zugleich dem Tod ins Angesicht,
Die Glaubenden, sie dringen
Durch Gradesfinsterniß ins Licht.

Ob hier durch schmerzlich Scheiden,
Durch manchen harten Strauß,
Die Kind' und Brüder finden
Sich dort im Vaterhaus.

V. S.

*) Der hier mitgetheilte Nachruf war zunächst nur für den engeren Familienkreis des Entschlafenen bestimmt. Da aber der Mann, dem er gilt, Vielen auch in weiterem Kreise werth geworden, so mag die Veröffentlichung desselben, die sonst einem so individuell gehaltenen Herzenserguß meiner anstände, eben darin ihre Erläuterung finden. D. R.

Zur öffentlichen Gesundheitspflege.

Die Seegraskohle als Desinfektionsmittel.

Seit einigen Jahren wird unter den Männern, welche sich mit öffentlicher Gesundheitspflege beschäftigen, ein heftiger Kampf geführt über die zweckmäßigste Methode der Fortschaffung der menschlichen Auswurfsstoffe aus dem Bereiche größerer Städte. Es haben sich hauptsächlich zwei große Lager gebildet, von denen die Einen für das Schwemmsystem durch unterirdische Canäle, die Anderen für das Abfuhrsystem kämpfen. Es soll nicht meine Absicht sein, hier für die eine oder die andere Methode längst angeführte Gründe aufs Neue vorzuführen. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß durch das Schwemmsystem oder die Abführung durch Canäle aus einer Stadt von 100 000 Einwohnern jährlich, nach den Berechnungen bewährter Landwirthe, ein Werth von 300,000 Thlr. an Düngestoffen in die Flüsse geführt wird. In national-ökonomischer Hinsicht kann man sich daher nur für das Abfuhrsystem entscheiden. Aber auch hier tritt ein Uebelstand auf, indem man größere Behälter zur Aufnahme der Auswurfsstoffe beibehalten muß, in welchen dieselben, längere oder kürzere Zeit aufbewahrt, sich zersetzen, in Fäulniß übergehen und eben so schädliche als unangenehme Gase entwickeln, welche sich in den bewohnten Häusern verbreiten. Es muß daher bei Ausführung des Abfuhrsystemes dafür Sorge getragen werden daß die Excremente nicht in Fäulniß übergehen und die entwickelten Gase bei ihrem Entstehen gleich aufgesogen werden. Die Bemühungen zur Darstellung von Desinfektionsmitteln, welche allen Anforderungen entsprechen, sind bis jetzt nur mit theilweisem Erfolge gekrönt, einestheils, weil die empfohlenen Mittel zu kostspielig, anderntheils unbequem in der Anwendung sind. Ich möchte daher auf zwei Abhandlungen des Dr. Stanford in Glasgow aufmerksam machen, welche zum Zwecke haben, auf die Seegraskohle als Desinfektionsmittel aufmerksam zu machen. Die Abhandlungen führen den Titel: „A chemical method of treating the excreta of towns" und „A chemist's view of the sewage question", welche beide vor Kurzem in London erschienen sind. Daß Kohlenpulver unter allen Desinfektionsmitteln die zweckmäßigsten und wirksamsten sind, ist längst bekannt und unterliegt wohl keinem Zweifel. Gewöhnliche Holzkohle ist indessen nicht porös genug und Knochenkohle zu theuer, um allgemein angewandt werden zu können. Wir begrüßen daher in der Seegraskohle, welche besonders locker ist, und eine außerordentliche absorbirende Kraft besitzt, ein ganz vorzügliches Mittel, die Excremente gegen Fäulniß zu schützen, alle Gase zu absorbiren und geruchlose Abtritte für den Haus- und Zimmergebrauch herzustellen. Die Kohle bleibt nach hundertmaligem Gebrauche und mehrmaliger Wiederbelebung von gleicher Wirksamkeit und concentrirt in sich die ganze Masse des phosphorsauren Kalkes und schwefelsauren Kalis, so, daß sie schließlich einen Düngerwerth erhält, welcher den ursprünglichen Werth der Kohle um das Doppelte und Mehrfache übersteigt. Ich wollte mit diesen wenigen Worten auf die bald erscheinende deutsche Ausgabe jener Broschüren des Dr. Stanford aufmerksam machen und hinzufügen, daß meine eigenen Versuche mich von der vollkommensten Desinfektionskraft der Seegraskohle überzeugt haben. Schließlich bemerke ich noch, daß die Seegraskohle zum Zwecke der Jodgewinnung aus den sogenannten Seegrasarten, richtiger Fucusarten, des Atlantischen Meeres gewonnen wird.

Bonn, 5. Januar. Dr. L. C. Marquart.

Rectificirtes neutrales Petroleum als Mittel gegen die Motten.

Auf Veranlassung des Kriegsministeriums, theilt das Militär-Wochenblatt mit, sind Versuche darüber angestellt worden, in wie weit Petroleum ein wirksames Schutzmittel gegen den Mottenfraß ist und in welcher Weise dessen Anwendung hiefür erfolgen muß. Wir sind in den Stand gesetzt, über die Ausführung der Versuche und deren Ergebniß Nachstehendes mitzutheilen: Es wurde gleich nach Eingang des Auftrages am Anfange dieses Jahres von der betreffenden Commission ein Stück Moylach, in dem sich Motten und deren Brut stark eingenistet hatten, in einen Pappkasten von einem Kubikfuß lichter Größe eingelegt und derselbe derartig geschlossen, daß die Motten ꝛc. nicht entweichen, jedoch ein Auswechseln der im Kasten befindlichen Luft mit der Außenluft erfolgen konnte. Nachdem der Kasten drei Monate in einem geheizten Zimmer aufbewahrt worden war, wurde derselbe eröffnet und ergab sich, daß weder die Lebensfähigkeit der Motten, noch die Fortentwicklung der Brut in irgend einer Weise durch die angeordnete Einschließung beeinträchtigt worden war, vielmehr war eine zahlreiche Vermehrung eingetreten. Es wurde der Moylach mit ½ Pfund Petroleum (rektificirtem und neutralem) bespritzt und hienach der Kasten, wie früher geschehen, geschlossen und in gleicher Weise aufbewahrt. Nach vier Monaten erfolgte ein Oeffnen des Kastens und eine Besichtigung des Inhaltes. Es waren sämmtliche Motten, sowie deren Brut leblos, und ergab eine Untersuchung derselben, daß dieselben todt und bereits vollständig aufgetrocknet waren. Durch den Geruch erwies sich, daß das Petroleum noch nicht ganz verdunstet, also voraussichtlich auch noch ferner zu dem vorliegenden Zwecke wirksam sein würde. Hiernach wurde der Kasten einen Monat offen aufbewahrt, und ergab eine wiederholte Besichtigung desselben das gleiche Resultat. Es war auch jetzt noch die Statt gehabte Imprägnation durch den Geruch wahrnehmbar. Auf Grund der Versuchs-Ergebnisse lautet das Urtheil der Versuchs-Commission dahin: „Imprägnation durch rektificirtes, neutrales Petroleum schützt Stoffe, die von den Motten zum Einnisten deren Brut aufgesucht werden, vor diesem und somit auch vor dem Mottenfraß. Es scheint jedoch, daß dieses Schutzmittel nur so lange ein wirksames sein wird, als dessen Vorhandensein in den quästionirten Stoffen durch den Geruch wahrgenommen werden kann, und daß es sich empfehlen dürfte, die mit Petroleum imprägnirten Gegenstände in geschlossenen Packgefäßen aufzubewahren, damit das quästionirte Schutzmittel längere Zeit wirksam erhalten wird. Eine Erneuerung der Imprägnation erscheint nach den Ergebnissen der Versuche alljährlich geboten und wird dieselbe am zweckmäßigsten im Frühjahre erfolgen müssen."

Der Zufall hat zur Entdeckung eines Heilmittels für Leberkrankheiten geführt. In einer „estancia" (Pachtung) der Cordilleren starben die Schafe an einer Leberkrankheit. Man flickt nun zufällig den Zaun der Pferche mit Boldozweigen. Das Vieh weidete dieselben mit Begierde ab, so daß man genöthigt war, die Reparatur mehrmals zu erneuern; die Epidemie hörte aber in Folge dessen auf. Einer der Hirten, welcher ebenfalls an einer Leberkrankheit litt, versuchte das Mittel und ward gleichmäßig getheilt. Die chilenische Medicinalbehörde hat die Mittheilung dieser Thatsachen, die von Herrn Jorje Novarro, Bruder des Besitzers der Pachtung, verbürgt sind, mit Interesse aufgenommen, und man hofft, daß der Boldo von Chili bald als Heilmittel gegen die Leberkrankheiten angenommen werden wird, wie die bolivianische Quinquina schon seit lange dazu dient, die Fieber zu bekämpfen.

Rechnungs-Aufgabe.

A und B kommen sich von einer gewissen Entfernung entgegen. A legt in der ersten Stunde p Meilen zurück, in der zweiten p + 2 Meilen, in der dritten p + 4 Meilen und so fort, während B in der ersten Stunde p Meilen, in der zweiten 2 p Meilen, in der dritten 4 p Meilen und so fort zurücklegt. Nach sechsstündigem Gehen begegneten sie sich, und es ergibt sich, daß B 3 Meilen mehr zurückgelegt hat als A. Mit welcher Geschwindigkeit (per Stunde) verließ ein jeder seinen Abgangsort, und wie groß war die Entfernung zwischen beiden Orten?

Homonyme.

Nenne mir mit einem Wort,
Was da kommt aus Süd und Nord,
Was als Pflanze lieblich blüht,
Was sich leicht im Kreise dreht,
Was nach Osten, Westen sieht,
Was bewegt und fest doch steht.

Auflösung der Charade in Nr. 2: „Unschuld."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 4. Sonntag den 23. Januar. 1870.

Was ist das Höchste? Die Kraft. Und was das Schönste? Die Milde.
Aber des Lebens Ziel: Beide zu flechten in Eins.

Franz Horn.

*Die Familien Dorwell und Werner.

Original-Novelle von **Aline Köppen** geb. **Treves.**

(Fortsetzung.)

„Du hättest recht Helene," erwidert die Mutter, „wäre dieß der einzige Fall, wo die Dorweck unheilbringend in das Schicksalsrad der Werner gegriffen, oder wo Letztere das Unglück im Schooße der Dorweck'schen Familie ereilte; aber diesem einen Falle folgten gar viele. Eine Schwester Eures Urgroßvaters fiel als dreijähriges Kind von dem Balkon des Dorweck'schen Hauses und lag zerschmettert auf dem Pflaster des Schloßplatzes; sie war auf einen Stuhl gestiegen und hatte sich weit über die eiserne Gallerie des Balkons gebogen, um die kleinen Knaben der Dorwecks auf dem Platze spielen zu sehen. — Eures Großvaters Bruder ertrank bei Würzburg im Main als er einen jungen Grafen Dorweck aus den Fluthen desselben zog; — glücklich brachte er den Grafen an's Land, er selbst sank ermattet zurück in den Strom. — Aber trotz aller dieser traurigen Ereignisse konnten die Werner nie von der benachbarten Familie lassen, denn das herzliche, ja zauberhaft freundliche Wesen derselben raubte stets, da sie noch Kinder waren, schon den Ersteren das Herz und machte sie der verehrten und geliebten Familie zu eigen für ihr ganzes Leben. — Wie ich Euren Vater verlor wißt Ihr, — doch am tiefsten und schmerzlichsten hat wohl diese Liebe in das Leben Eures guten Onkels gegriffen. Er ist nicht wie die Andern auf einen Schlag derselben zum Opfer gefallen, sondern langsam hat das Gift einer unglücklichen Liebe — gleich dem Wurm, der langsam die schöne Knospe zernagt — den Mai seines Lebens verheert und daselbe getrübt, bis mit dem letzten Schlage auch das Bild Anna von Dorwecks — Gräfin von Platen — aus diesem treuen Herzen entwich." —

Tief bewegt hatte Richard Werner den Worten der geliebten Mutter gelauscht, und jetzt sich vom Stuhle erhebend rief er: „Wie meine Mutter, der Onkel hätte für die Gräfin Platen andere Gefühle als die einer innigen Freundschaft gehegt!? Bist Du dessen wohl gewiß?"

„Ja Richard, das bin ich, denn viel habe ich davon aus dem Munde Deines Vaters vernommen, in dessen treue Brust der Bruder sein Geheimniß gelegt hatte. Ob die Gräfin die Liebe des Jugendfreundes geahnt? wer kann es wissen? Als Kinder wuchsen sie unter fröhlichem Spiel zusammen auf, und das schöne Mädchen ward schon damals des Knaben Gebieterin, was sie bis zu seinem Tode geblieben. — Nie hatte der Onkel seiner Liebe, die er für hoffnungslos erkannte, gegen die Comtesse Worte gegeben, und als sie mit neunzehn Jahren die Gattin des Grafen Platen ward, glaubte Euer guter Vater, der Arme werde schnell dem Grame erliegen. — Eure Großmutter vermeinte, ihn durch ein anderes Band von seiner unglücklichen Neigung abzuziehen und ließ mit Bitten und Drängen — was nie eine Mutter thun sollte — nicht nach, bis er eine entfernte Verwandte derselben zum Altare führte. Ob die junge Frau gewußt, daß der schönste Platz im Herzen ihres Gatten ihr nicht zu Theil geworden, weiß ich nicht; — sie starb nach einem Jahre und holte schon am nächsten Tage auch ihr kleines neugeborenes Kind zu sich; Eure Großmutter war wenige Monate früher ihr vorangegangen. — Du weißt Richard" — so fuhr die Erzählerin nach einer kurzen Pause fort —" daß ich noch oft bei dem Onkel in F . . war, und ich bin sicher, die Liebe desselben zur Gräfin blieb trotzdem, — vielleicht aber auch gerade deßhalb — daß sie nicht erwidert ward, gleich stürmend wie in den Tagen der Jugend. O hier war's — wie einer unserer Dichter es für unmöglich hält — allein der Wange Pracht, die der Zeit zum Opfer fiel; dies Herz blieb unverwelkt und schlug den gleichen Schlag, wie einst am Morgen des Lebens. — — Und jetzt, mein Richard, jetzt soll ich dich dahin ziehen lassen, wo, wie ich weiß, eine neue Blüthe dieses Stammes sich erschlossen, wo eine Enkelin der Dorwecks im rosigen Schimmer der Schönheit und ersten Jugend prangt, wo du das einzige Kind der Gräfin Platen — Comtesse Alma — kennen lernen wirst. Ach mein ahnend Mutterherz sagt es mir, dieser Aufenthalt in B . . wird dir den Rest des Frohsinns kosten, der dir von der Natur geschenkt und den ou, durch mir unbekannte Ereignisse, einst in jener Stadt fast ganz verlorst!"

„Sprichst du nicht, meine gute Mutter," erwidert der junge Werner, „als müßte die Ruhe eines Männerherzens stets unbedingt der Schönheit eines Mädchens zum Opfer fallen? Sieh, wenn ich so in meinem Stübchen sitze, wie sehe ich da so oft unsere schöne Prinzessin die vielen Stufen des Schloßberges herab kommen, und wohl erfreut dies herrliche Bild mein Auge, daß ich nicht vermag, es hinweg zu wenden, — aber die Ruhe des Herzens ist mir darum doch geblieben. Ich denke, nur die Hand eines Kindes streckt sich aus, um die Sterne des Himmels zu erfassen."

„Nun, unser Gott und Heer schütze und schirme dich, mein innig geliebter Sohn!" spricht die treue Mutter, und ihre Arme umfassen das Kind ihres Herzens, die weiße Wange legt sich an die im Jugendglanz prangende und das bleichende

Haar der alternden Frau mischt sich mit dem braunen des Jünglings.

III.

Wir sind im Gartenzimmer des Dorweckschen Hauses zu B . . — Der Juninachmittag ist herrlich und strahlend; der Rose Duft dringt durch die weitgeöffneten Flügelthüren und Fenster in das große freundliche Gemach. — Hier ist Behaglichkeit mit Eleganz gepaart: eine jede Sache genau ihrem Zwecke entsprechend und doch das Auge erfreuend, wie wir es von den Britten einzurichten gelernt haben. —

In einer der Fensternischen sitzen Schach spielend zwei junge Wesen, die — wie wir gar bald erkennen — nicht allein in der schönen Welt da draußen, sondern auch in ihren Herzen an die Zeit der Rosen gelangt sind, an die Zeit der jungen Liebe, von der Jean Paul sagt, daß allein um sie es sich der Mühe zu leben lohne. — Es ist Richard Werner und Comtesse Alma, die wir vor uns sehen.

O, wie ist die Wange des jungen Werner vom Glühen des Herzens geröthet! Vergessen war ja jeder Schmerz der Vergangenheit, jede Sorge um die Zukunft! Frug er sich denn je, was werden sollte? Die Gegenwart war ja da, die süße berauschende Gegenwart!

Nun war verwandelt Thal und Hügel,
Dieselbe Erde war's nicht mehr!
Die Seele hatte stolze Flügel
Und siegend zog das Glück daher!

Und Alma von Platen? O da sehen wir ein gar kindlich weiches und doch schon so ernst blickendes Gesicht! An wen erinnert uns doch dasselbe? Es sind nicht der Mutter Züge, nicht ihr blondes Haar, nicht ihr helles Auge, — aber schön, unaussprechlich schön, wie es einst in den Tagen der Jugend die Mutter war, ist es heute die liebliche Tochter. — Man sieht es wohl, in den Augen des Jünglings, in seinem Sein ruht ihre ganze Welt. — Doch, lieber Leser, warum sollen wir dir denn von dem stillen Reich der Gefühle so gar vieles erzählen? So unaussprechlich elend wirst du nicht sein, daß dir dieses Reich unbekannt, daß nicht auch dein Herz einen Frühling gesehen, nicht auch für dich Stunden waren, wo du in deinem Glücke hättest die Welt umarmen mögen und wo die Namen: Schmerz, Feind und Tod ihre Bedeutung für dich verloren! O lösche die Erinnerung an diese Zeit nicht aus! laß ihr einen Platz in deinem Herzen, es ist ja das Einzige, was wir vom Morgen unseres Lebens mit in den trüben kalten Abend desselben hinüber nehmen.

An demselben Tische, bei gleicher Beschäftigung saßen einst oft — vor mehr als zwanzig Jahren — auch der Onkel Richards und die Mutter der Comtesse Alma. — Langsam und allmählich hatte sich, schon in den Tagen der Kindheit, die Liebe in das Herz des Dr. Werner gestohlen, — in das des Neffen war sie hineingebrochen gleich dem strahlenden Mai in die Gefilde Rußlands, plötzlich und unaufhaltsam. — Der Erste hatte, wenn auch nicht dem Herzen, doch dem Munde Schweigen abzugewinnen gewußt; wird auch der Neffe diese Kraft haben? wir werden es gleich sehen. — —

Alma von Platen hebt das schöne Auge mit dem Ausdruck leichten Staunens empor und spricht: „Aber der Thurm ist ja wieder nicht gedeckt, ist ja in größter Gefahr!" — „Recht, ganz Recht," stammelt Richard, — „o Alma — so wie der Thurm ist auch sein Besitzer — nicht allein in Gefahr, — nein verloren — verloren für alle Zeit! — O Alma sag', daß du mir verzeihst, daß ich so mit dir spreche! — Aber sieh — ich kann nicht anders, — das Herz droht die Brust zu zersprengen!" Und er kniet vor ihr nieder und birgt sein Gesicht in ihre Hand. — Schweigend legt die Comtesse ihre andere Hand auf sein Haar, und eine Thräne netzt dasselbe. — „O sag' nur einmal Alma, daß du mich lieb hast! Von diesem einen: „Ich bin dir gut!" muß ich ja zehren mein ganzes Leben — muß mich an ihm genügen lassen für alle meine Tage! denn sieh, du bist ja für mich das Edelweiß hoch oben auf dem Berge, den ich nicht erklimmen kann, bist das Edelweiß, daß ich nur aus der Ferne blühen sehen darf, zu dem ich nur im Traume hinaufsteigen und es an mein Herz drücken kann!" — —

„Ja Richard, ich bin Dir gut! — Bin Dir gut von ganzem Herzen! möcht' bei Dir bleiben all' mein Leben lang, — möcht' nur lieben, was Du liebst — nur theilen, was auch Du theilst!" —

„O Alma, Gott segne Dich tausendmal für diese Worte! — O nun will ich nicht klagen, nicht mit dem Geschicke zürnen! Du bist mir gut! Diese Gewißheit wird mich stärken zum Entsagen, — und bin ich auch fern von Dir, — mit Jubel wird mich die Erinnerung an diese Worte stets erfüllen, denn was wir lieben ist unser Eigenthum und keine Macht der Welt kann uns diesen Besitz rauben. — Und dann das Leben ist ja so kurz, und in dem, das dann folgt, werden wohl andere Gesetze, andere Formen herrschen als hier in dieser trüben Welt." —

„Sprich nicht so, Richard! Sieh, ich habe ja eine Mutter wie keine bessere sie die Erde trägt, eine Mutter, die ja nur für das Glück ihres Kindes lebt; sie wird uns rathen, sie wird sorgen, daß nicht eine ewige Trennung zwischen ihr Kind und den tritt, den es liebt, so innig liebt! — Doch sieh' dort aus dem Garten kommt die Mutter. — Richard vertraue Deiner Alma! laß mich zuerst allein mit der Mutter sprechen. — —

Und Richard Werner drückt seine glühenden Lippen auf die Hand Alma's, dann stürzt er fort. — In die Thüre tritt die Gräfin Platen, — Comtesse Alma eilt ihr entgegen, schlingt die Arme fest um die geliebte Mutter und legt ihr süßes Geheimniß in die treue Mutterbrust, die im Herzen des geliebten Kindes ihren eigenen Liebesfrühling wiederkehren sieht. — —

— — — — — — — —

Es ist am Morgen des folgenden Tages. Die noch immer schöne Gräfin Platen sitzt auf dem Divan in einem kleinen Cabinet ihres Hauses; ihr zur Seite der junge Werner. — Die Augen der Gräfin sind geröthet, man sieht, sie haben Thränen vergossen. — Sie nimmt des jungen Werners Rechte, hält sie fest in der ihren und spricht: „Meine Alma hat mir gesagt, daß ihr das Glück zu Theil geworden, Ihre Liebe, Ihr Herz, mein lieber Werner, zu gewinnen. — Ehe ich weiter spreche empfangen Sie die Versicherung, daß in keines Mannes Hand ich die meiner Tochter so gerne legte als in die Ihrige. — Alma und ich sind die Einzigen der Familie Dorweck, die noch leben, einer Familie, die sich zu den Besten des Landes zählt. — Ja es ist wahr, schön ist es, auf eine Reihe Vorfahren zu blicken, die muthig im Kriege für das Vaterland gekämpft, im Frieden das Wohl desselben geleitet haben. Aber Vorfahren, auf die die Enkel mit größerem Stolze blicken können, als Sie, mein lieber Werner, auf die Ihrigen, ruhen nicht im Schooße der Erde. Es ist kein Werner zu Grabe getragen, dem nicht Hunderte seiner Mitbürger nassen Auges gefolgt sind, keiner an dessen Grabe nicht heiße Dankesworte zum Himmel emporstiegen. O solche Thränen, solche Worte sind gar schöne Ordenssterne, und das Band der Liebe, das den dankbaren Menschen an seinen Retter, seinen Helfer bindet, ein schöneres als das der Orden! Und dann, was ist die Familie Werner den Dorwecks stets gewesen! Nein, nein, keine größere Freude gäbe es für mich, als könnte ich mit der Hand meiner Tochter einen kleinen Theil jener Liebesschuld abtragen, mit der wir in den Büchern der Werner verzeichnet stehen. — Aber, mein junger Freund, Alma hat nicht allein eine Mutter, sie hatte auch einen Vater. Mein verstorbener Gatte war bei aller seiner Vortrefflichkeit nicht ohne die Vorurtheile seines Standes; — ich weiß, er würde — lebte er noch — über Alma's Wohl anders denken als ich es thue — und dies verwirrt und ängstigt mich. — Aber dieses Bedenken sollte mich dennoch nicht bestimmen; ich würde hoffen, daß der Verklärte dort oben seine Vorurtheile besiegt und sein Kind und dessen Glück von dort segnen würde. — Nun aber leben — und unumstößlich wohnen in ihrer Brust gleiche Vorurtheile — die beiden Brüder meines Gatten — meiner Alma Vormünder — die Grafen Platen. Beide sind kinderlos, Beide sehen in Alma ihren Stolz und ihre Freude. — Ihre Bedenken gegen eine Verbindung Alma's mit Ihnen, lieber Werner, zu besiegen — ist ein Werk der Unmöglichkeit. — —

Digitized by Google

„Ich wußte es wohl, habe mich nie getäuscht," spricht trüben Antlitzes Richard Werner.

„Sie wollen morgen" fährt die Gräfin fort „in Ihre Heimathstadt zurückkehren; Sie nehmen die Gewißheit von der Liebe Alma's mit sich, nehmen Sie auch die Versicherung meiner mütterlichen Liebe, meiner Hochachtung entgegen und lassen Sie, lieber Werner, nicht ganz den Muth, nicht ganz die Hoffnung sinken. Es hat schon oft ein ruhig Erwarten, ein stilles Hoffen zum ersehnten Ziele geführt, und in der Zukunft Schooße ruht manche nicht mehr von uns erhoffte rosige Stunde. — — —

Die Thurmuhren der Kirchen verkünden die Mitternacht, die dem Tage folgte, an dessen Morgen die Gräfin Platen mit Richard Werner das erwähnte Gespräch hatte. — Dieselbe ist noch nicht entkleidet und geht in großer Aufregung im Zimmer auf und ab. Ihre Wangen glühen, die ganze Gestalt bewegt sich fieberhaft. Was hat denn diese so sanfte, so ruhige Frau in diese furchtbare Aufregung versetzt? — So sehr sie sich auch bemüht, Herrin ihrer erregten Gefühle zu werden, es ist vergeblich; kaum, daß sie einen Augenblick sich auf's Sopha gesetzt, so springt sie auch von Unruhe gepeinigt schon wieder empor. — Wir wollen dem freundlichen Leser sagen, was diese liebe Frau so ängstigt und quält.

(Fortsetzung folgt.)

König Abels Ende.

(Schleswig'sche Sage.) Von Emmanuel Geibel.

König Abel hatt' einen schweren Traum,
Nicht länger läßt's ihn schlafen;
Er springt vom Bett und tritt hinaus
Zum Söller über'm Hafen.

Es scheint der Mond, es rauscht die Schlei
Mit dumpfem Wellenschlage:
Der König starrt hinab, er denkt
Der Schuld vergangner Tage.

Und wie es Eins vom Thurme schlägt,
Kommt unten auf den Wogen
Gespenstig aus dem Nebeldust
Ein dunkler Kahn gezogen.

Er schwebt heran im weißen Licht,
Unhörbar geht das Ruder —
„Hilf Gott! Der dort am Steuer sitzt,
Das ist mein todter Bruder!

Langsam an seinem Halse quillt
Das Blut aus breiter Wunde,
In seinem Haar noch klebt das Schilf,
Der Schlamm vom Stromesgrunde.

Er stiert mich an mit glas'gem Blick,
Mein Blut gerinnt vor Grauen;
Er hebt den Arm, und winkt, und winkt —
Weh mir, ich kanns nicht schauen!"

Herr Abel stürzt zurück ins Schloß:
„Laßt mir den Bischof wecken!"
Er keucht's und birgt sein fiebernd Haupt
In seines Lagers Decken.

„Fluch dir, fluch dir, unselig Gold,
Du Königskron' im Norden!
Wohl hieß ich Abel, doch um dich
Zum Kain bin ich worden.

Fluch, Purpur, dir! Du gleißtest mir
So zaubrisch vor den Sinnen;
Nun jengst du mich wie Feuersgluth;
In Quat muß ich von hinnen."

Was pocht und hämmert in der Wand?
Das kommt vom Todtenwurme.
Was klirrt und klingt? Das Fenster springt
Weitklaffend auf im Sturme.

Und sieh, zwei schwarze Raben ziehn
Herein mit heiserem Schreien,
Sie flattern kreischend um das Bett
Und fliegen hinaus zu Dreien.

Der Bischof kommt, er schlägt ein Kreuz,
Die Raben sieht er fliegen,
Er sieht den König starr und todt
Auf seinem Purpur liegen.

(Köln. Ztg)

Gesundheitspflege in Schule, Wohnung und Stall.

Athmen.

(Fortsetzung. S. Nr. 2 der Sonntags-Beigabe.)

In Bezug auf Werthschätzung der Athmungsluft hat die Heilkunde unserer Zeit bereits schroff gebrochen mit der ganzen Vergangenheit. Schon beim Krimfeldzuge hatte man wahrgenommen, daß in den offenen Baracken und Tuchzelten, die aus Noth errichtet waren und in denen Tag und Nacht ein ununterbrochener Austausch der verdorbenen gegen die frischere Luft Statt fand, die Kranken und Verwundeten außergewöhnlich schnell erstarkten. Jetzt fiel es der Menschheit wie Schuppen von den Augen; man begriff allmählig, daß das bisherige System der Krankenbehandlung in den geschlossenen Krankensälen siechender Lazarethe ein Luftmiasma ausgeathmeter Lungengase und abgedunsteter Hautexcrete, berüchtigt als Spital- und Kasernenpest, gehegt und dadurch unbewußt Massensiechthum und Sterblichkeit gefördert hatte. Der überraschend günstige Gesundheitsstatus unserer jetzigen ventilirten Gebärhäuser, Kranken- und Gefangen-Anstalten und Schulen (?) im Vergleich mit den Tabellen früherer Jahrzehende enthüllt uns die heilenden Wundenwirkungen der reinen Athmungsluft im Gegensatz zu den blutverderbenden Erfolgen des alten Regimes der Luftscheu. Lange genug hatte es freilich gedauert, bis die Ventilation geschlossener Räume emancipirt wurde als die Grundlage jeder ärztlichen wie diätetischen Krankenpflege. Nach Erkenntniß dieser eben so einfachen wie großen Wahrheit sind denn auch in allen Ländern Europas die großen Kranken- und Gebäranstalten schnell vorgegangen mit der höchst möglichen Ausbildung eines stetigen Luftwechsels. So sehen wir jetzt, worüber den Aerzten der alten Zeit die Haare zu Berge gestiegen wären, in dem großen Garten des königlichen Charité-Krankenhauses zu Berlin die schwersten Kranken bivouakiren in einer Art Feldlager. Eine große Zahl offener Tuchzelte, durch welche der frische Wind spielt, mit je zwei Krankenbetten, so wie eine luftige große Holzbaracke, welche bei Nacht wie bei Tage an allen Wänden, oben und unten zahlreiche natürliche und künstlich gesteigerte Luftströmungen unterhalten, repräsentiren in der Hauptstadt Norddeutschlands das schöne rationelle System der modernen Krankenpflege. In diesen Räumen, deren Luft als 0,5 pro Mill. Kohlensäure, also nur verschwindend geringe Spuren Ausathmungs- und Ausdünstungsstoffe enthält, fühlen die Kranken wie die Reconvalescenten die wunderbar stärkenden Wirkungen einer unausgesetzt unverfälschten Luftnahrung; sie athmen ja der strömenden, klaren, geruchlosen Luft, wie der Fisch im bewegten Wasserstrome. Wenn schon für gesunde Menschen und für gewöhnliche Kranke ein permanenter ergiebiger Luftwechsel anerkannte Nothwendigkeit ist, und wenn die Nachtathmung dasselben Luftbedarf und dieselben Lungenausscheidungen benöthigt, wie die Tagesathmung, dann wird bei Epidemieen doch sicherlich ein unterbrochener Luftaustausch die Grundbedingung der Desinfektion bilden. Wie stellt sich jener neuen Richtung gegenüber die spodarische ärztliche Krankenbehandlung in der Privat- und namentlich in der Armenpraxis? Wo finden wir eine consequente Durchführung der Lüftungstheorie bei den Aerzten, Hebammen und Thierärzten, besonders im Winter? Das große Publikum in den Städten wie auf dem Lande möge urtheilen, wie in diesen Beziehungen die alten Gewohnheiten des Heilpersonales noch vielfach vorherrschen. Ein sehr großer Theil der Aerzte und der Hebammen ist noch nach zwei Gruppen zu klassificiren; die

einen verbieten ihren Clienten, besonders den Brustkranken, geradezu den Genuß der reinen Athmungsluft und lassen im Winter sogar die Ritzen der Thüren und Fenster vor dem Eindringling verkleben. Die anderen dulden wenigstens den Abschluß der Kranken von der frischen Luft; ihnen erscheint ein Gehalt der Zimmerluft von 6—7 pro Mille ausgehauchter Lungengase weder für sich und die übrige Umgebung des Krankenbettes als etwas Ekelhaftes, noch für den Kranken selbst als etwas Krankmachendes. Die Theorie des gewöhnlichen Ein- und Ausathmens ist eben selbst vielen Aerzten noch nicht geläufig geworden. Zu den unerläßlichsten Aufgaben der praktizirenden Aerzte sollte der vorbeugende Gesundheitsdienst gehören. Wenn deutsche und englische Aerzte, wie der Aufruf des neu constituirten Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Düsseldorf behauptet, zuerst in der Verbeugung von Krankheiten den höhern Theil ihres Berufes erkannt und die Wissenschaft der öffentlichen Gesundheitspflege begründet haben, dann sollten doch auch jetzt die Stimmen deutscher Männer, im Hinweis auf die derzeitigen Bestrebungen Englands, in Deutschland für die Pflanzstätten der praktischen Heilkunde das Kapitel der öffentlichen und privaten prophylaktischen Gesundheitspflege zum obligatorischen Lehr- und Prüfungsgegenstande der Universitäten verlangen. Nicht mehr derjenige Arzt soll in den Augen der Menge als der gescheiteste und geschickteste angesehen werden, der eine unbezwinglich große Praxis hat, sondern im Gegentheil derjenige, in dessen Bezirk die wenigsten Erkrankungsfälle, Epidemieen und schleichenden Nachkrankheiten vorkommen. Vielerorts haben intelligente Architekten und nichtmedizinische, aber naturwissenschaftlich gebildete Humanisten bei Durchführung der Ventilationsmaßregeln und anderer Gesundsheitsprinzipien die Aerzte ins Schlepptau nehmen müssen. Beleuchten wir ein wenig die Anwendung der Lüftungstheorieen in der ärztlichen und geburtshülflichen Praxis früherer Jahrzehende, deren Nachklänge vereinzelt selbst bis in die Gegenwart herüberdringen: Erkrankt ein Mensch oder wird eine Frau entbunden, dann haben Arzt und Hebamme nichts Eiligeres zu thun, als den Fisch aufs Trockene zu setzen, d. h. das erkrankte Individuum muß schleunigst im buchstäblichen Sinne in eine große Schachtel wandern, die wir Krankenzimmer zu nennen belieben, ein großer viereckiger, oben und unten und an allen vier Wänden möglichst dicht geschlossener Raum. Hier wird der arme Mensch eingesponnen, daß ja „kein Lüftchen" ihn trifft. Tritt eine Verschlimmerung des Zustandes ein, oder findet gar bei einer Wöchnerin eine Blutung Statt, dann kann, wie es dem Schreiber dieses begegnete, nach Ausspruch der Hebamme selbstverständlich nur der Umstand schuld sein, daß durch das geöffnete Fenster die zudringliche frische Luft ins Zimmer gekommen ist. Und man sei versichert, die Umgebung des Kranken und der Wöchnerin ist stets so unvernünftig, mit Argusaugen darüber zu wachen, daß selbst bei Tage, geschweige des Nachts, keine Spur der faulen Zimmerluft hinaus, keine Spur neuer Lebensluft von außen hereingelassen werde. Die Autorität der erfahrenen alten Hebammen, die so viele Schreckensgeschichten über die tödtenden Wirkungen der äußeren Luft aufzutischen weiß, steht bei der Menge weit über den neuen Ansichten des jungen Arztes, „dem noch die Erfahrungen fehlen."

(Fortsetzung folgt.")

Daß der **Tabak in Holland** eine große Rolle spielt, dürfte wohl zur Genüge bekannt sein, aber daß die Cigarre von jungen Männern als Formular für Heirathsanträge benutzt wird, wissen wohl die Meisten nicht. Wenn ein junger Mann in ein Mädchen verliebt ist, so klingelt er an der Thür des Hauses, in dem die Angebetete wohnt, und bittet um Feuer, seine Cigarre anzuzünden. Dieser erste Schritt macht die Eltern blos aufmerksam. Aber wenn er sich zum zweiten Male unter dem Vorwande des Feuerforderns meldet, dann wissen sie, woran sie sind, und treffen ihre Maßregeln, um bei dem dritten entscheidenden Besuche den entsprechenden Bescheid, je nachdem ihre Erkundigungen lauten, ertheilen zu können. Dieser dritte Besuch erfolgt gewöhnlich sehr bald nach dem zweiten. Ist der Freier nicht genehm, so wird ihm das Feuer ab- und die Thür vor der Nase zugeschlagen. Es ist das ein Korb in desser Form. Ist die Werbung aber willkommen, so wird ihm artig Feuer gereicht, er zündet seine Cigarre an und tritt dieses Mal ins Haus, wo ihn die Familie empfängt. Jetzt kommt es zur Erklärung. Der Werber macht, der Form wegen, den Eltern diejenige ihrer Töchter namhaft, auf welche seine Wünsche sich richten. Sobald dieser Punkt aufgeklärt ist, tritt ihm das Mädchen entgegen und sie geben sich die Hände. Hat er dann seine Cigarre ausgeraucht, so wird ihm die nächste von seiner Braut gereicht und sie gibt ihm auch Feuer dazu. Es soll bis jetzt nicht ein Beispiel vorgekommen sein, daß eine Verlobung, welche mit der zweiten im Brautelternhause geraucht Cigarre zu Stande gekommen, jemals von der einen oder der anderen Seite aufgelöst worden sei.

Interessante Berechnungen.

Ein Eisenbahnzug, der alle Lokomotiven und Waggons Europa's vereinigte (400,000 Personen- und 500,000 Güterwagen), würde von Petersburg bis nach Paris reichen, und sämmtliche Lokomotiven neben einander gestellt, würden aussehen wie eine Heerde Elephanten mit erhobenen Rüsseln in einer Breite von mehreren Meilen. Diese europäischen Eisenbahnen führen über 62,000 kleine und große Brücken, darunter Riesenwerke, über Meeresarme und Städte hinweg; sie gehen 34 Meilen weit durch Tunnels unter der Erde hin. Zu den Schienen wurden 150 Millionen Centner Eisen verwendet und zum Betriebe sind jährlich 80 Millionen Centner Kohlen erforderlich. An dem europäischen Eisenbahnnetze sind sämmtliche Staaten, außer Griechenland, Lippe-Detmold, Waldeck, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß, Greiz und Lichtenstein betheiligt; es stellt eine Länge von 70,718 Meilen dar. Auf ihnen fahren 18000 Lokomotiven; der Weg, den diese jährlich durchlaufen, beträgt 60 Millionen Meilen. Rechnet man den Weg dazu, den sämmtlichen Personen- und Güterwagen zusammengerechnet in einem Jahre durchlaufen, so kommen an 100 Millionen Meilen heraus — eine Strecke, die über die Fernen des Sonnensystems hinausführt.

Manche Menschen bilden sich ein, deßhalb ein warmes Herz zu besitzen, weil sie in Augenblicken des Zorns und der Leidenschaft aufwallen und wohl eine Zeit lang für irgend etwas heftig erglühen können. Nein! Ein warmes Herz besitzen heißt —: Mitten in einem Stillstand der Seele, der dem unbewegten Stillstehen der Blätter des Waldes im heißen Mittagssonnenbrand gleicht, dennoch so erregt sein können, als schüttelte sie der wildeste Sturm.

Gutzkow.

Wir sind viel zu schnell bei der Hand mit dem Urtheil, daß uns dies oder das durch die Natur versagt wäre. Ein wenig mehr Fleiß und es stellt sich das Gegentheil heraus.

Gutzkow.

Räthsel.

Vier Silben: Aus meinen leichten Fäden webst Du
Der Langenweile Sterbekleid.
Drei Silben: Nach mehr mit allen Kräften strebst Du,
Weil Leben stets Vernichtung scheut.
Zwei Silben: Bewahre mich, nur dann erhebst Du
Dich siegend über Glück und Leid.

Auflösung des Räthsels in Nr. 3:

„Winde."

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 3:

„Jeder legt 5 Meilen in der ersten Stunde zurück und beträgt die ganze Entfernung 123 Meilen."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 5. Sonntag den 30. Januar. 1870.

Ohne Dornen blüht kein Kranz auf Erden,
Lust vermählet sich der Pein,
Und von tausend Freuden, die uns werden,
Ist vielleicht kaum eine — rein

von Sonnenberg.

Die Familien Dorwell) und Werner.

Original-Novelle von **Aline Köppen** geb. **Drees.**

(Schluß.)

Am Abende vor dieser Nacht hatte Richard Werner die Komtesse Alma im Garten des Dorwed'schen Hauses aufgesucht und die beiden jungen Seelen hatten sich Adieu gesagt für's ganze Leben, denn ihnen erschien jede Hoffnung auf Erfüllung ihres heißesten Wunsches vergeblich. Hier nun — im Augenblicke des Scheidens — hatte Richard von einem unwiderstehlichem Drange zur Mittheilung hingerissen, der Geliebten das Geheimniß seiner jugendlichen unbefugten That bekannt, — ihr das Vorhandensein jenes unheildrohenden Briefes mitgetheilt. — Die Komtesse, auf's tiefste durch die der Mutter drohende Gefahr erschreckt, nahm dem scheidenden Richard das Versprechen ab, am andern Morgen vor seiner Abreise, den Brief aus der Schale der Najade zu holen und mit in seine Heimatstadt zu nehmen.

Als nun aber später Alma zur Mutter ins Zimmer kehrte, entdeckte Letztere gar schnell eine große Unruhe, ja Angst und Furcht in den Zügen der Tochter, was unmöglich Folge der Trennung vom Geliebten sein konnte. — Die besorgte Mutter ließ nun nicht nach mit Drängen und Fragen, bis sie dem kindlichen Munde das Geheimniß, welches das junge Herz bedrückte, abgerungen. — Sie hatte dann die Tochter zu beruhigen versucht, sie gebeten, sich zur Ruhe zu begeben, war aber jetzt selbst — nachdem sie allein war — in die furchtbarste Aufregung verfallen.

„Ich muß", so spricht die noch immer im Zimmer ruhelos umherwandernde Gräfin, „in Besitz des Briefes kommen: die Ungewißheit, was derselbe enthält, würde mir sonst jede Ruhe des Lebens nehmen. Und dann soll und muß der Wille meines verstorbenen Gatten erfüllt werden! Was kann nur dieser Brief enthalten? Welch' Unglück kann denn über mich hereinbrechen? Ein Verlust an Ehre für die Namen Platen oder Dorweck? O unmöglich! Ein Verlust an Geld und Gut? O das wäre nicht das Schlimmste! Nie hat mein Herz mit großer Macht an diesen vergänglichen Gütern der Erde gehangen. — Aber das wußte mein Gatte, wußte der Doktor Werner, und doch hat Letzterer — wie sein Neffe meiner Alma erzählt hat — gefürchtet, der Schmerz, der mir durch das Lesen des Briefes zu Theil würde, könne meinen Tod herbeiführen. —

Ja, ja, ich muß den Brief noch in dieser Nacht lesen, muß ihn, ehe Richard Werner mir zuvorkommt, aus dem Schlosse holen.

Wie gelange ich nur ins Schloß? — Halt, — durch jene Thür in des verstorbenen Vaters Arbeitskabinett! — sie führt ja direct ins Schloß. — Wie so oft habe ich als Kind diese Thüre betrachtet, die fast seit einem Jahrhundert nicht mehr geöffnet ward, und von der der Vater erzählte, daß mein Urgroßvater, der Oberhofmeister des damals im Schlosse residirenden Fürsten war, mit Erlaubniß desselben sie einrichten ließ. — Aber wo hatte doch der Vater den alten Schlüssel geborgen? — Richtig — er hing seitwärts am Bilde des Urgroßvaters. — Schnell, schnell, — nur nicht gezögert! — da die kleine Blendlaterne angezündet, — die Mantille umgeworfen." — —

Die Gräfin geht durch mehrere Zimmer; nimmt aus einem Sekretär, der in einem derselben steht, einen Schlüssel, begibt sich dann in die mittlere Etage ihres Hauses und öffnet mit ersterem ein kleines Kabinett, das unmittelbar an das verlassene Schloß stößt. — Es ist das Arbeitskabinett ihres verstorbenen Vaters. Tiefe Wehmuth überfällt sie beim Eintritt in dasselbe; ihre kindliche Liebe hat dort Alles unverändert erhalten, — ganz so, bis in die kleinsten Einzelnheiten, wie es bei dem Tode des theuern Vaters vorgefunden ward. — Die kleine Laterne erhellt nur schwach die düstern Räume und unheimlich schauen die Portraits der Fürsten und Fürstinnen, die einst Herrscher dieses Landes waren, auf die erregte Frau hinab. — Sie geht auf das Bild des Urgroßvaters zu — ihre Hand greift nach dem verrosteten alten Schlüssel, der, wie sie gehofft, noch seitwärts desselben hängt; — da — o Herr des Himmels! — glaubt sie zu sehen, wie auf dem Bilde sich die Hand des Urgroßvaters abwehrend ausstreckt und sein Gesicht ihr einen finstern Blick zuwirft! — Aber nein, das kann ja nicht sein, — das Licht der Laterne ist nur so ungewiß, — sie will ja auch nichts Böses thun, will ja nur, daß der Wille des verstorbenen Gatten erfüllt wird. — Sie faßt jetzt wieder muthig nach dem Schlüssel, — er ist in ihrer Hand — und jetzt geht's an's Oeffnen der Thüre. — Lange, lange müht sich die zarte Hand vergeblich ab, — endlich knirscht und knarrt das verrostete Schloß — die Thüre geht auf — ein

*) Es ist durchgehends im Manuscripte „Dorwell" statt „Dorweck" gelesen worden, was wir zu berichtigen bitten. D. R.

eisiger Hauch strömt ihr entgegen — sie ist in dem öden Schlosse in der mittleren Etage desselben. — Sie läßt — wie um ihren Rückzug zu decken — die Thüre offen stehen, — geht dann langsam, langsam durch die langen öden Corridore und über die breiten Treppen. O wunderbares, ergreifendes Bild! würdig für den Pinsel eines Malers: die schöne bleiche Frau, gekleidet in ein weißes lichtes Kleid, die schwarze Spitzenmantille über den Kopf geworfen, wie sie zögernd Stufe um Stufe zurücklegt, — beleuchtet vom ungewissen Licht der kleinen Laterne.

Jetzt ist sie oben — steht vor dem Gitter; es ist Alles wie Richard Werner es beschrieben. Dort die losgegangene Latte — jetzt hat sich noch eine zweite gelöst. — Und dort — wahrlich! dort hängt noch das Stückchen Tuch, das einst der Nagel erfaßt und von des kleinen Richards Jäckchen gerissen hat. — Leicht schlüpft die Gräfin durch den jetzt breitern Durchgang. Zitternd hebt ihre Hand die Laterne empor, — der ferne Winkel wird erhellt, — ja — ja — dort steht noch die Statue der Najade — unheimlich aus der Dunkelheit starrend, wie einst vor sechszehn Jahren! — Die Gräfin fühlt, sie steht am Schlusse ihrer glücklichen Tage, — steht vor dem finstern Gespenste einer traurigen Zukunft! — Schon wendet sie sich von Grauen und Angst erfaßt rückwärts, — da glaubt die Worte ihres sterbenden Gatten, — die Richard Werner ihrer Alma mitgetheilt hat, — zu hören, die Worte: „Die Lüge kann nie ein sicheres Fundament des Glückes bilden; meine Gattin muß die Wahrheit erfahren!“ — — Und sie kniet nieder auf den mit Staub bedeckten Boden, hebt die Hände empor und über die zitternden Lippen geht ein heißes Gebet. — Jetzt ist sie gefaßter — sie erhebt sich und tritt an das hölzerne Piedestal hinan. In ihrer Nähe steht ein alter einst vergoldeter Armsessel; sie zieht ihn näher, — ersteigt ihn, — ihre Hand greift in die Schale der Najade — sie ist im Besitze des Briefes. — Nachdem sie die kleine Laterne auf das Piedestal gestellt, sinkt sie, von Aufregung und Angst ermattet, in den Stuhl. — — Der Brief ist mit hohem Staub bedeckt; als sie denselben entfernt hat, sehen ihr von dem vergilbten Papiere die ach so theuern Schriftzüge des geliebten Gatten entgegen! Das große Siegel, welches das stolze Wappen der Grafen Platen zeigt, ist unverletzt; — ihre Hand erbricht es. — Sie beginnt bei dem schwachen Scheine der Laterne zu lesen, — doch kaum, daß sie einige Secunden damit begonnen, so schallt ein Schrei, wie ihn die Brust eines zu Tode Getroffenen ausstößt, aus dem bleichen Munde der Gräfin weithin durch das öde Gebäude, — bewußtlos sinkt sie zurück in den Stuhl, — der Brief entfällt der Hand, die hinabgleitend die Laterne streift, daß sie klirrend zu Boden fällt. — Dunkelheit und Grabesruhe ist ringsumher.

Der junge Tag des Juni steigt leuchtend empor. — Der Thau glitzert auf dem Rasen in Mitte des Schloßplatzes und hat selbst den Helm des steinernen Ritters auf dem Brunnen mit seinen Perlen bestreut. — Der alte Schloßdiener kommt zögernd und gähnend aus seinem kleinen Hause und schließt das Vor- und das Rück-Portal des Schlosses auf, damit die frühen Spaziergänger durch dasselbe ihren Weg in den Schloßgarten nehmen können. — Aber es schlägt ja so eben erst vier Uhr, und das ist auch selbst dem, dessen Herz lauter schlagen zu machen, vielleicht solch einem Morgen gelingt, noch zu frühe. — Kaum aber, daß der Mann sein Häuschen wieder betreten, so kommt Richard Werner mit ernstem, bleichem Gesichte aus dem Hause seines verstorbenen Onkels und geht durch das Portal in das Schloß. — Nicht wie einst als Knabe, in fliegender Eile, sondern langsam und sinnend ersteigt er die rechts gelegene Treppe und geht dann durch den langen Corridor der ersten Etage. Da bleibt er am Ende desselben plötzlich überrascht stehen, — er sieht eine offenstehende Thüre und durch diese in ein vollkommen eingerichtetes Zimmer! — „Was hat es doch mit dem Offenstehen dieser Thüre für eine Bewandniß?“ denkt er; da wird er inne, daß er sich am Ende des Schlosses befindet und deßhalb das gesehene Zimmer nicht in diesem liegen kann, sondern ein solches des gräflichen Hauses sein muß. — Erst erfaßt ihn Staunen, dann aber Angst und Sorge. — „Wer hat diese Thure geöffnet, wer ist durch sie in's Schloß gedrungen? Sollte Alma es gewesen, sollte sie des Briefes wegen gekommen sein? — Unmöglich! er hatte ihr ja gelobt, ihn zu holen, — sie hatte ja so flehentlich darum gebeten, daß er ihn mit nach Rudolstadt nehmen möge! Aber was kann einen anderen Bewohner des gräflichen Hauses zu diesem Eindringen in's Schloß zu so ungewöhnlicher Stunde und auf diesem heimlichen Wege veranlassen?“ Er stürmt die zweite, die dritte Treppe hinauf und tritt durch's Gitter. — O dort im Stuhle — wer ist's? — es ist die Gräfin, ist die theure Mutter seiner Alma! „Aber — Herr des Himmels! — todt, todt!“ ruft's in seinem Herzen. — Ihr Gesicht ist kalt und leblos, eben so die herabgesunkenen Hände. — Er legt seine Hand auf ihr Herz und glaubt dort noch ein leises Regen zu verspüren. — Nun fällt sein Auge auf den zu Füßen der Gräfin liegenden entfalteten Brief, und jetzt ahnt er den ganzen Zusammenhang. — Er birgt den Brief in das Kleid der Gräfin, nimmt die zarte Gestalt in seine Arme und eilt mit ihr in das Arbeitskabinet des verstorbenen Grafen Dorweck, die nach dem Schlosse führende Thüre wieder verschließend. — Schon hört er im Hause die Dienerschaft ihre Arbeit beginnen, er ruft die Kammerfrau der Gräfin herbei und bringt mit ihrer Hülfe dieselbe auf ihr Lager, wo sie, nach vielem und langem ärztlichen Bemühen Richards, sie ins Leben zurückzurufen, endlich die Augen aufschlägt. — Erst sieht sie erstaunt um sich, erstaunt auf Richard Werner. Nun tritt das zuletzt Erlebte — der über ihr Herz hereingebrochene Schlag — vor ihren Geist, und abermals entringt sich der gequälten Brust ein schmerzlicher Schrei. — Richard Werner kniet vor ihrem Lager nieder und sieht so innig, als sei er ihr Sohn, daß sie ihren Schmerz mäßige und dadurch ihr Leben — das theuerste Gut ihrer Tochter — für diese erhalte. — — „Wo ist der Brief Werner?“ ruft die Gräfin in Schmerz und Verzweiflung aufgelöst. „Hier, hier verehrte, theure Frau!“ — — „O Werner lassen Sie mich allein, allein mit jenem Briefe, — ich muß erst alles wissen! und dann, daß meine Alma Nichts erfährt! — sagen Sie ihr, ich sei unwohl, es würde schon vorübergehen, habe Nichts zu bedeuten; nur Ruhe sei erforderlich — ich dürfe Niemanden sehen. — — Und lieber Werner, bleiben Sie noch in B . .; — Sie dürfen uns nicht verlassen!“ — — — — — —

Am Abend des für die Bewohner des Dorweck'schen Hauses so traurig begonnenen Tages, finden wir Alma von Platen und Richard Werner in dem freundlichen Gartenzimmer, in dem wir die beiden Liebenden schon einmal belauscht haben. —

Das Gesicht der Comtesse ist von Thränen überfluthet; Richard Werner aber ist mit dem ganzen Aufgebot der innigsten Liebe bemüht, diese Thränen trocknen zu machen, und das bewegte Gemüth der Geliebten über den, nun auch über sie hereingebrochenen Schmerz, hinwegzuhelfen. —

Auf dem Tische vor ihnen liegt der verhängnißvolle Brief. Die Gräfin hat ihn vor einigen Stunden dem jungen Werner übergeben und ihn gebeten, denselben so wohl selbst zu lesen, als auch Alma hiezu aufzufordern. Dann hat sie die Bitte hinzugefügt, ihrer Tochter in der ersten schweren Stunde ihres Lebens zur Seite zu stehen. —

Der freundliche Leser möge mit uns nun in den so lange verborgen gehaltenen Brief schauen. Wir lesen:

Meine theure Anna! meine heißgeliebte Gattin!

Zur Zeit, da dieser Brief in Deine liebe Hand fallen wird, bin ich fern von Dir, getrennt von derjenigen, die meinem Herzen theuer war seit der ersten Stunde, in der ich sie erblickte. — Nimm, bevor ich weiter schreibe, noch einmal meinen Dank für alle die herrlichen Stunden, die ich an Deiner Seite verlebte, — für das reiche Glück, das mir die süße Ueberzeugung gewährte, Deinem Herzen am nächsten zu stehen Deine Liebe zu besitzen. — Ja Anna eben so warm — wenn nicht wärmer als vor fünf Jahren, da ich mit Dir am Altar stand, schlägt noch heute mein Herz für Dich und dennoch, dennoch — o vergieb! — bin ich gezwungen, Deinem, mir theuerm Sein einen Schmerz und Kummer bringenden Schatz zu versetzen! — — O meine Gattin halte einen Gedanken fe — nachdem Du mein Bekenntniß gehört — den: daß Dei

Gatte, wie groß auch sein Unrecht sein mag, nur aus Liebe zu Dir gefehlt; — und darum entziehe nicht dem Dein treues Gedenken, der wenn Du diese Zeilen liest, aus anderen Regionen auf Dich hinab blickt. — Ich habe lange, habe viel gekämpft, ehe ich zu der unumstößlichen Ueberzeugung gelangte, Dir den Schmerz, der Dich durch diese Zeilen trifft, nicht ersparen zu können. — Aber fasse Muth Geliebte! auf Dir ruht ja keine Schuld, kein Unrecht, mit diesem Troste läßt sich Alles ertragen; nur ein mit schwerer Schuld Belasteter darf verzagen. —

Ich muß, meine Anna, zu dem Tage zurückkehren, an dem uns ein Töchterchen geschenkt ward, und an dem Du schwer krank, fast ohne Hoffnung, daniederlagst. —

Es war am Abend dieses Tages. Der Doctor Werner — der, wie Du weißt, in der diesem Tage vorangegangenen Nacht seine liebenswürdige Gattin im Kindbette verloren hatte, — kehrte nach einer kurzen Abwesenheit wieder zu uns zurück und trat in Dein Zimmer. Er fand Dein Befinden unverändert — im höchsten Grade bedenklich. — Jetzt warf er auch einen Blick in die von Deinem Bette ziemlich entfernt stehende Wiege unseres Kindes und über sein Gesicht — das durch die Erschütterung über den Tod seiner Gattin noch bleicher als sonst war — flog ein heftiges Erschrecken. Er nahm das Kind aus der Wiege, zu der Dienerin sagend, er wolle die Athmungswerkzeuge der Kleinen noch einmal untersuchen; dann zog er mich in mein Arbeitszimmer, noch immer unser Töchterchen in seinen Armen haltend, — und hier — (Muth, Muth meine theure Gattin!) sagte er: „Graf ihr Kind ist todt!" — — — O meine Anna, ich war in Verzweiflung! — „Seien sie ruhig," bat der Doctor, ihrer Gattin muß dieser traurige Verlust zur Zeit noch verborgen bleiben, der Schmerz über denselben würde sie tödten!" „Das ist aber nicht möglich!" rief ich aus „Die Mutter wird, hat sie sich nur etwas erholt, ihr Kind zu sehen verlangen." — Nun bemächtigte sich ein Gedanke des Doctor Werner und ein Entschluß ward in dem treuen Herzen dieses Mannes geboren, an dessen heißer Liebe für Dich ich seit jener Stunde nie gezweifelt habe. — „Ich will" so sprach er, „ihr Kind, Graf, in mein Haus nehmen — will unter irgend einen Vorwand meine alte Dienerin — die Pflegerin meines Kindes — entfernen — die Kleidung der beiden kleinen Wesen tauschen, und mein liebes Kind in die Wiege ihrer kleinen Tochter zurücklegen; später, wenn die Frau Gräfin wieder hergestellt und kräftig genug ist, solchen Schmerz zu ertragen, machen wir sie mit dem Vorgefallenen bekannt." — —

Und, meine theure Anna, so geschah es. — O vergieb, vergieb diese Täuschung, die wir über Dich brachten! aber sieh, was wir gefehlt — wir Beide, jener edle Mann und ich — wir thaten's weil wir nicht die Kraft fühlten, Dich leiden zu sehen, den Gedanken, Dich zu verlieren nicht ertragen konnten. —

Am andern Morgen, wo Du Dich wohler fühltest, verlangtest Du, daß man Dein Kind Dir zeige. Noch heute meine ich, Deinen Jubel beim Anblick der Kleinen zu sehen. Du bedecktest die Stirne, die Hände derselben mit Deinen heißen Küssen, immer rufend; „O ich werde leben, wie könnte ich von solchem Glücke scheiden!" —

Und es vergingen Wochen, vergingen Monate. — Das Kind war Deine ganze Seeligkeit, und das Glück machte Dich so gesund und kräftig, wie Du nie zuvor gewesen. — Was der Doctor Werner und ich in diesen vier Jahren, die jetzt seit der Geburt Alma's verstrichen sind, gelitten haben, ist mir unmöglich, Dir zu sagen. Du weißt, er und ich hassen die Lüge, und doch hatten wir uns in ein Netz derselben verstrickt, aus dem wir keine Errettung sahen. Wie oft hast Du in meiner Gegenwart nach einer Aehnlichkeit des Kindes mit mir oder Dir, theure Anna, geforscht; bald glaubtest Du meine, bald Deine Züge zu erkennen. Ach ich sah, wie das herrliche kleine Mädchen mehr und mehr das schöne Gesicht seines Vaters zeigte! Auch der Doctor Werner sah diese Aehnlichkeit, — nur Du in Deinem Glücke warst blind. — — „Warten wir die Geburt eines zweiten Kindes ab, ehe wir den Schleier des Geheimnisses lüften," verabredeten wir nun. — Ach Anna, jenes kleine Wesen, das im Arme der Gattin des Doctor Werner tief im Grabgewölbe dieser Familie ruht, blieb unser einziges Kind! und von Stunde zu Stunde, von Woche zu Woche ward unser Bekenntniß verschoben. — —

Jetzt aber, heißgeliebte Gattin, fühle ich, daß die Zeit unseres Scheidens naht, fühle, daß ich Wahrheit und Licht um Dich schaffen muß, ehe ich zu unserm Kinde hinaufgehe. —

Wie Du und der liebe Vater der kleinen Alma über ihre Zukunft entscheiden wollt, — ob sie bei Dir, bleiben, ob sie in das Haus ihres Vaters zurückkehren soll, — überlasse ich ganz Eurer Bestimmung. Ich habe um die ganze Sache Deinem Willen anheim zu geben, und Dich dabei ganz unabhängig zu stellen, — in meinem Testamente Dich als meine alleinige Erbin bezeichnet. —

Und nun fort ihr Erdensorgen! Droben aus blauem Himmel winkt unser süßes Kind! — und einst — einst, meine Anna, empfangen wir jubelnd auch Dich in jenem Eden!

Dein treuer Gatte

Johann Arnold Graf von Platen.

— — — — — — — — — — — — — — —

„O Richard, laß mich zur Mutter gehen!" bittet Alma, und Jener vermag nicht, den Bitten der Geliebten zu widerstehen und begleitet sie zu der Gräfin.

Diese liegt auf ihrem Lager im reich ausgestatteten Schlafgemach. — Aber wie verändert sind die bis zum gestrigen Tage noch so schönen Züge! Was die Jahre nicht vermocht, das hat der Schmerz eines Tages vollbracht. Als lägen zehn Jahre zwischen dem Gestern und dem Heute, so eingefallen sind plötzlich diese Wangen, so erloschen der Strahl der sonst so herrlichen Augen.

„Mutter, meine Mutter verstoße mich nicht!" ruft Alma und kniet neben das Bett der Gräfin nieder, die Hände derselben mit ihren Küssen bedeckend. — „O Mutter ich bin ja Dein Kind, wenn ich auch nicht unter Deinem Herzen geruht, wenn auch nicht Du mir das Leben geschenkt! Hast Du mir nicht tausendmal mehr gegeben als das? — Hast Du mich nicht Alles gelehrt, was ich weiß? Hast Du mich nicht gelehrt zu beten, nicht gelehrt fromm zu sein, wie Du es bist? — O Mutter, laß mich mit Deiner andern Tochter Deine Liebe theilen — ich will sie ihr ja nicht entziehen — aber verstoßen von Deinem Herzen, fortgewiesen von Deiner lieben Brust, das würde mehr als todt sein! — — Sieh meine Mutter, wäre ich die Comtesse Platen und es hätte sich gezeigt, daß Du nicht die Gattin des Grafen, nicht meine Mutter, sondern ein armes Weib aus dem Volke seist, o ich würde mit Dir gehen, — von aller gewohnten Pracht lassen, — für Dich arbeiten, ja wenn es sein müßte das Schwerste thun, — würde von Thüre zu Thüre gehen, die Hand ausstrecken, um mit dem Almosen der Mitleidigen Dein theures Leben zu fristen, — und würde mich dennoch nicht unglücklich fühlen, legte sich nur am Abend so verlebter Tage Deine Hand segnend auf mein Haupt, oder zögest Du mich dann an Deine Brust, mich Deine treue Alma nennend!" —

Jetzt geht ein seeliges Lächeln über die Züge der Gräfin, und sich aufrichtend und um Alma ihre Arme schlingend ruft sie: „O so habe ich ja doch nicht umsonst gelebt! Ja, ja aus Deinem Munde spricht die treue, dankbare Liebe eines reinen Kinderherzens! Ja, Du bleibst hier auf Erden mein höchstes Gut, meine süße Alma, und dort oben theile ich Deine Liebe mit der sanften herrlichen Frau, die Dir das Leben gab. — Wie darf ich klagen? ich die so viele Liebe gefunden! — Hat nicht Dein Vater für mich gethan, wie Schwereres nicht der Mensch dem Menschen thun kann? Hat er mir nicht sein Kind geopfert? verzichtet darauf, von lieben Kindeslippen den Namen „Vater" zu hören, von seines Kindes Armen umfaßt zu werden? — Dieses von einem Werner vollbrachte Opfer krönt die Reihe aller jener edlen Thaten, die für die Dorweck von Jenen geleistet wurden, und so Gott der Herr will, schließen auch hiemit alle die schweren Schicksale, die Jene im Kreise unserer Familie erlitten. — — — Ich bin die Letzte der Dorweck, — was ich vermag, will ich thun, um den Nachkommen der Werner zu vergelten, was diese für uns gethan haben. — Du Alma bleibst

Digitized by Google

meine Tochter, — und sollten die Grafen Platen, die ich natürlich von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen werde, Dir den Namen „Platen“ nehmen wollen — so bist Du Alma van Dorweck, bis Du — Alma Werner wirst. Kommen Sie her, mein junger Freund; hier ist die Hand meiner Tochter, — jetzt habe ich allein über sie zu verfügen, — möge mein Kind Ihnen an Freude, an Glück bringen, was Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend durch das mir gebrachte Opfer entzogen ward! — Aber Ihr dürft nicht allein gehen, nehmt Eure Mutter mit Euch! — — — —

Und so ward es. — — — Und Jahre kommen — und Jahre gehen. —

Und in dem neuerbauten schönen Hause am Schloßberge zu Rudolstadt wohnt Großmütterchen, wohnen die lieben Eltern und die munteren Kinder; in dem Häuschen daneben Großmutter Werner und die Tante Hetene.

Und die Augen der Alten, wie die der Kinder, sind hell und klar, ein munteres Lächeln spielt um Aller Mund und froher Sang und heiterer Scherz schallt durch die weiten Räume;

Denn an dem Heerd, wo Liebe nie erkaltet,
Des Glückes Blume herrlich sich entfaltet.

Das taube Mütterlein.

Wer öffnet leise Thür und Thor?
Wer schleicht in's Haus hinein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein. Sie hört ihn nicht,
Sie saß am Herd und spann.
Da tritt er grüßend vor sie hin
Und spricht sie „Mutter!“ an.

Und wie er spricht so blickt sie auf,
Und — wundervoll Geschick —
Sie ist nicht taub dem milden Wort,
Sie hört ihn mit dem Blick.

Sie thut die Arme weit ihm auf,
Und er drückt sich hinein;
Da hörte seines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

Und wie sie nun beim Sohne sitzt,
So selig, so verklärt —
Ich wette, daß taub Mütterlein
Die Englein singen hört.

Fr. Halm.

Gesundheitspflege in Schule, Wohnung und Stall.

Athmen.

(Fortsetzung.)

Gegen die in allen Schichten der Gesellschaft herrschenden Vorurtheile der Menge unermüdlich und mit Erfolg anzukämpfen, den Leuten selbst aus gebildeten Ständen beinahe beweisen zu müssen, daß ein in einem ventilirten Zimmer erworbener Arm- oder Beinbruch nicht Folge der Einathmung frischer Luft ist, dazu gehört heutzutage noch beim Privatarzte eine ungewöhnliche Ausdauer, so lange nicht „durch Presse und Vereinsthätigkeit die Sanitätsreformer die öffentliche Meinung des Landes bearbeitet und erobert und die Gesetzgebung in richtigere Bahnen gelenkt.“ „Es bedarf der thätigen Hülfe derjenigen, welche durch Stellung und Kenntnisse dazu berufen sind, daß durch Wort und Schrift die Sache der öffentlichen Gesundheitspflege betrieben, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung zu einem Gemeingut immer weiterer Kreise gemacht werden.“ Lehret die Lehrer in den Seminarien und durch die Lehrer die Schulinspektoren und die Kinder in den Elementarschulen', und durch letztere die Familien: daß das Einathmen ein stofflicher Ernährungsprozeß, das Ausathmen ein stofflicher Ausscheidungsvorgang ist, dann werdet ihr bald unsere heranwachsende Generation mit einem Instinct für die Elementarbegriffe der Gesundheitspflege bereichert haben. Derselbe Instinkt, der sogar den thierquälenden Schulknaben bestimmt, für die in eine Holzschachtel eingesperrte Raupe einige Luftlöcher zu bohren, wird bei richtiger anthropologischer Aufklärung sich jedes Gebildeten bemächtigen. Er wird, selbst gegen die Anordnung eines kurzsichtigen Arztes, nicht so grausam sein, seinem erkrankten Angehörigen das zu versagen, was der Knabe der eingeschlossenen Raupe gönnt, den täglichen und nächtlichen Austausch der Athmungsgase. Nach welchem physiologischen Gesetz ist der alte Unfug zu rechtfertigen, daß einem Lungenkranken oder Scrophulösen zur Einathmung nur die im geschlossenen Zimmer angehäuften excrementellen Ausathmungsgase zur Lungennahrung geboten werden, von denen doch in neuerer Zeit nachgewiesen ist, daß sie bei Thieren künstlich Tuberculose und Scrophulose sogar erzeugen! Statt diesen Tuberkeln-Erreger, die riechende Zimmerluft, in irgend einer Weise aus dem Krankenzimmer hinauszutreiben, gesellt man noch einen Krankenwärter hinzu, dessen Lungengase die Stubenluft noch um einige pro Mille durchsättigen, während er an der sich einschmuggelnden guten Luftnahrung mitzehren hilft, Freunde des Kranken, die ihn besuchen, fügen durch ihr Athmen pro Person in 24 Stunden ebenfalls einige sieben- bis achttausend Maß ausverbrauchter Lungengase hinzu. Die Verbrennungsgase der Heizung und nächtlichen Beleuchtung, die flüchtigen Bestandtheile der Hautexcrete und der festen und flüssigen Excremente vervollständigen die Uebersättigung der Luft; und wenn besonders am Morgen von diesem meuchlerischen Gasgemenge die Zimmerluft stinkt, dann muß ein odigates Räucherungspulver oder Eau de mille fleurs die Selbstanklage der schleichenden Zimmerpest vor den Geruchsnerven zum Schweigen bringen. — Du arme, arme Athmungsluft, namentlich du verfehmte Nachtluft! Du Element, welches du das zarte Moos im Freien schwellen machst, die Rosenknospen, wie die Blumen des Feldes zur Nachts- wie zur Tageszeit lebendig hältst und entfaltest und kein Geschöpf dieser Welt schädigst, was hast du dem Menschengeschlechte gethan, daß man, krank oder gesund, gegen deine Aufnahme in die Lungen sich sträubt! Leidet Jemand an Gesichtsrose oder acuten Exanthemen, wie Pocken, Scharlach, Masern, dann heißt es gleich: „Um Gottes willen, schützt euch vor der Luft!“ — ein Grundsatz, so verrückt, wie wenn man den kranken Seefisch aus dem Seewasser erretten wollte. Die reine, allein heilmachende atmosphärische Luft wird durch den Ausspruch der alten Schule also in dem Moment der Erkrankung zum lebensgefährlichen Gifte, während die faule Ausathmungsluft eben so plötzlich zum Universal-Conservirungs- und Heilmittel ernannt wird. Wenn die Luft denn wirklich so schädlich ist, dann versuche man doch folgerichtig lieber Mund und Nase des Kranken gleich zu verkleben, dann wird gewiß kein „Lüftchen“ zu seinen Lungen dringen Es läßt sich also nicht läugnen, daß in den Grundanschauungen über das Körperwohl der Menschen und Thiere zwischen dem gesunden System der Central-Krankenanstalten und dem unnatürlichen Laissez faire der privaten Krankenbehandlung an manchen Orten noch ein unheilvoller Widerspruch besteht. Daß dieser rasch und ohne Uebergangsstadium aufgehoben werde, ist ein berechtigter Anspruch der leidenden Menschheit. (Fortsetzung folgt.)

Silben-Räthsel.

Von 1. 2. wirst umsonst Du aufgenommen,
Ihm ist es lieb, wenn dir's bei ihm gefällt;
Dagegen heißt 1. 4. Dich nur willkommen,
Wenn Du ihm reichlich zahlst Dein gutes Geld.
3. 4. wird gern sein 3. Dir überlassen,
Gibst Du dafür ihm nur recht hohen Preis;
3. 2. zu haben, will sich oft nicht passen,
Weil Bosheit leicht ihn zu verdächt'gen weiß.

Auflösung des Räthsels in Nr. 4: „Unterhaltung.“

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. — Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 6. Sonntag den 6. Februar. 1870.

Nicht des Spornes bedarf die Jugend zur Freude des Lebens,
Sondern des Zügels; allein meistens zur Arbeit des Sporns.
Fremery.

Die Sägmühle.

Eine schwäbische Geschichte von Louise Pichler.
(Aus dem „Erzähler.“)

Einen ganz eigenthümlich Typus unter der Mannigfaltigkeit der Bilder, die das schwäbische Volksleben bietet, haben die Mühlen, besonders jene alterthümlichen Mühlen, die in einsamen Wald- und Felsenthälern sich angebaut haben, wie man's in bergigten Gegenden zu treffen pflegt, wo die Dörfer auf wasserarmen Höhen stehen. Neben den Hauptzügen, die sie gemein haben mit den vereinzelten Bauernhöfen, zeigen sich noch besondere Eigenthümlichkeiten. Ein Müller, wie ein Hofbauer, ist in dem Dorfe seines Kirchspiels gewöhnlich ein Gegenstand der respektvollen Achtung, denn ein solcher pflegt eine Wohlhabenheit zu besitzen, die in den Dörfern längst der allgemeinen Armuth gewichen ist. Dafür aber halten sich zu gleicher Zeit die vom Dorfe schadlos durch ihr Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit, da man auf den Einöden nicht nur der äußeren Weltkenntniß entbehrt, sondern der Mensch selbst auch sich in der Regel nur wenig entwickelt. Die jungen Burschen gelten für schüchtern und täppisch; und von den Mädchen sagt man achselzuckend: „sie ist halt von der Einöde!“ mit demselben Nachdruck, mit dem ein gebildeter Residenzzirkel über ein junges Frauenzimmer das Urtheil spricht: „sie ist eine Landpomeranze!“

Diese beiden Eigenthümlichkeiten waren in hohem Grade auf einer Sägmühle zu finden, die in einem engen Waldthale von einem Sturzbache getrieben ward, der vom Welzheimer Wald herab der nahen Rems zueilte.

Eine Sägmühle hat nicht die lebhafte Einkehr, die in andern Mühlen ein so regsames Leben hervorbringt; der ganze Verkehr mit der Außenwelt fiel hier dem Knecht anheim, der Tag für Tag die gefertigten Bretter an Ort und Stelle führte; schaffte ein Bauer seine Stämme auch selbst zur Mühle, so hielt er sich doch nicht länger auf, als er brauchte, um sie abzuladen. Auch schon das einförmige Geräusch der Säge, das in langgezogenen Tönen durch den einsamen Tannenwald zitterte, mußte auf das Gemüth anders einwirken, als das muntere Geklapper einer Mahlmühle am freundlichen Flußufer.

Diese einsame Lage bewirkte, daß Alles, was man in der Umgegend über die Verhältnisse der Müllersfamilie wußte, eine sagenhafte Unbestimmtheit hatte; nur das stand fest, daß der Sägmüller der reichste Mann des Kirchspiels war, schon vom Vater und Ahni her, und daß die Mühle ihm Jahr aus Jahr ein einen schönen, ununterbrochenen Erwerb gewährte. Er selbst schien zufrieden mit der Mühle, mit seinem Hause und seiner Einsamkeit. Im Dorfe sah man ihn fast nie, einige Sommersonntage ausgenommen, wo er die Kirche besuchte. Vom Morgen früh bis Abends handirte er um seine Mühle, so unverdrossen und schweigend, als die Säge selbst. Ob er je eine Ahnung davon hatte, wie viel Poesie in dieser Mühle, in dieser Waldeinsamkeit, in diesem rauschenden Bach sich erschloß, wäre zu bezweifeln; aber eben so wenig kam ihm je in den Sinn, es dort einförmig zu finden.

Von lebhafterem Wesen war sein Weib, eine verständige, kraftvolle Natur, die als eines Hofbauern Tochter an die Einsamkeit von Jugend auf gewöhnt war, aber innerhalb der engen Grenzen ihres Gesichts- und Wirkungskreises die Schärfe ihres Blickes, die Stärke ihres Willens nur desto mehr concentrirt hatte. Sie regierte das Haus, und beaufsichtigte den kleinen Felddau, ohne daß der Müller, der nur um seine Sägstämme sich bekümmerte, ein Wort dagegen einzuwenden versuchte. Uebrigens war die Sägmüllerin durchaus keine Haustyrannin, sondern im Gegentheil besorgt, wo sie ungestört schaltete, es auch Jedem behaglich zu machen. Einmal im Jahre ließ sie sich in die Stadt auf den Jahrmarkt fahren; dreimal in's Dorf zur Kirche, an Ostern, Pfingsten und Kirchweih, denn sie war schlecht zu Fuß; das Fahren aber konnte bei dem besonderen Zustande der Wege, die nur auf Holzfuhren berechnet waren und nicht für menschliche Glieder, als ein Wagniß gelten, das seine Seltenheit selbst entschuldigte. Uebrigens war sie eine gottesfürchtige Frau und hielt die häusliche Erbauung streng aufrecht.

Das einzige Kind endlich war ein hübsches, stilles, junges Mädchen, des Vaters Augapfel, der Mutter Stolz, als die einzige Erbin der Sägmühle.

Sie hatte ein zartes, liebewarmes Gemüth; die Vögel waren kirre gegen sie, und ließen sich täglich von ihr Futter streuen; manchen Käfer, der zappelnd im Mühlbach schwamm, hatte sie als Kind, zum Entsetzen der Mutter, mit eigener Lebensgefahr gerettet. Da sie aber keinen Umgang mit Kindern hatte, so entwickelte sich bei ihr nie die gewöhnliche kindliche Lebhaftigkeit. Stundenlang konnte sie als kleines Mädchen am mosigen Rande des Mühldachs sitzen, und verzückt in den Himmel schauen, der so mild blau durch den Tannenwald blickte. Fragte man sie dann: „An was denkst Du denn, Rösle?“ so antwortete sie: „Ich weiß nicht!“

Zu dem Vater hatte sie besondere Zuneigung, und auch sein Blick pflegte sich wunderbar zu erheitern, wenn sie in die Sägmühle trat, und bedächtig, wie er selbst, der Bewegung der Säge zuschaute. Nur die Mutter klagte oft darüber, daß sie ganz Ihres Vaters Gemüth hätte. Ein solches stand nach Ansicht der Sägmüllerin trefflich an Männern, In so fern es nie taugte, wenn diese in's Hausregiment pfuschten; aber eine Frau, die fallte das Heft in der Hond zu halten wissen.

In's Dorf kom das Rösle nach Verfluß der Schuljahre nur noch des Sonntags zum Kirchgange, dann schlug sie das Auge kaum auf, und athmete erst wieder leicht, wenn sie sich auf dem Rückweg im heimischen Walde soh. Besuche machte sie des Jahres nur einmal, an Weihnachten im Hause des Schulzen, wa ihre Mutter Pathin wor. So wenig nun die Sägmüllerin mit dem schüchternen Wesen des Mädchens zufrieden wor, so that sie doch keine Schritte dagegen. Einmal fand sich im Dorfe unter verschuldeten unb wenig begüterten Bauernhäusern durchaus kein standesmäßiger Umgang für des Sägmüllers Tochter; und donn hatte die Mutter schon frühe ihre künftige Heirath bestimmt, unb wenn der auserwählte Bursche auch eine Vergleichung keineswegs zu scheuen hatte, so meinte sie bach, In dergleichen Angelegenheiten sei immer Vorsicht besser als Nachsicht. Der zum künftigen Sägemüller Auserkorene war ein Schwesterjahn der Müllerin; als jüngerer Sohn eines Bauernhofes hatte er zwar kein beträchtliches Vermögen zu erwarten, aber die Müllerin, die viel Fomilienähnlichkeit hotte, meinte: es wäre Sünd' und Schade, eines Bischens mehr Vermögens wegen die Tochter mit der Mühle einem Fremden anzuhängen, wenn es Verwandte zu berücksichtigen gäbe.

Lange Brautschaften gelten aber unter den Bauern nicht für schicklich, darum war bei der Jugend des Paores noch nichts Festes ausgemocht worden; doch waren im Stillen die Eltern längst darüber einig, und seit dem zwölften Jahre pflegte Jakab die Sägmühle Sonntags zu besuchen, wo die gute Base im Anfang Aepfel unb Weißbrad, und als er herongewachsen war, ein Krügleln Most vom Ausstichfasse für ihn bereit hielt. Er war von stiller, friedliche Gemüthsart, wie das Rösle selbst; in ihren Kinderjahren hatte er ihr unverdrossen Waiblumen unb Brambeeren suchen helfen, aber Mühlen von Abfallhölzchen am Bache gebaut; seit sie herangewachsen waren, besuchte er regelmäßig mit ihr zuerst die Sägmühle, wo er mit vietem Interesse die angekommenen Baumstämme betrachtete, auch mit Sicherheit seine Vermuthung abgab, in welcher Waldgegend jeder einzelne gestanden haben mochte; dann stopfte er die Pfeife und folgte ihr in's Gärtchen, um ihre Nägelein zu schonen, deren sie eine große Auswahl hatte, oder wenn's Winter war, ging er mit Ihr in die Stube und betrachtete die „Hölglein" in ihrem Gesangbuche, deren Reime sie dann mit einander lasen. Sprach er auch nicht viel, so verstanb er bach Alles, worüber man ihn frogte, und nomentlich konnte man seiner abgewessenen höflichen Art, die, der städtischen Gewondtheit fremd, einem gewissen stolzen Seibstbewußtsein entstammte, abmerken, daß er aus gutem Hause kam. Die Thunichtgute gehen meistens aus Häusern von zweifelhafter Stellung hervor; ein Bouernsahn von altangesehener Familie hält strenge auf seinen Ruf.

Er und der Sägmüller verstonden sich gegenseitig, und das Rösle war an Ihn gewöhnt; überdies pflegte ihre Mutter nach jedem Besuche ihr zu wiederhaten, daß er ein Prachtbursche wäre; sie mußte es also wohl glauben.

Aber ein unvarhergesehenes Ereianiß griff ein in den wohlgeordneten Gang der Dinge auf der Sägmühle. Die Sägmüllerin wurde von einer „hitzigen Krankheit" niedergeworfen, die ihr das Bewußtsein raubte, ehe sie nur eigentlich an das Vorhandensein einer Krankheit glaubte wollte. Nach einem Kampfe von acht Tagen erlag ihre kräftige Natur dem Fieber, ohne daß sie die Angelegenheiten der Ihrigen nach hätte besprechen können, außer im Delirium, worin sie immer mit ihrer Tochter Heirath mit Jokab sich beschäftigte.

Es wor ein erschütternder Schlag für Mann und Kind! kaum konnten sie glauben, daß die Welt, das hieß ihr Hauswesen und Feld, fortbestehen könnte! und ols sie nur gewahnheitsmäßig die Arbeit wieder aufnahmen, so wunderten sie sich beständig, doß Alles so ziemlich im guten Geleise weiter ging, einestheils in Folge der guten Ordnung, welche die Sägmüllerin in allen Dingee gehalten hatte, anderntheils aber gewiß auch deshalb, weil sie manchmal sich das Anlehen gegeben hatte, als ob aus ihrer Anordnung hervorgegangen wäre, was die Leute ganz aus eigenem gesunden Urtheilsvermögen gethan hatten. So wurde denn das Trouerjahr zu Ende gebracht, unb man hatte sich allmählig in den erlittenen Verlust geschickt, abwohl immer noch eine unausfüllbare Lücke blieb, und die Sägmühle nach viel einförmiger ächzte, da man nicht mehr die muntere Stimme der Müllerin vernahm. Jakab kam, wie gewöhnt, noch alle Sonntagnachmittage, und rauchte seine Pfeife schweigsamer als sonst; sein erster Blick fiel immee auf die Bank am Fenster, wo die Müllerin sanft zu sitzen pflegte; babei brach er unabänderlich in die Worte aus: „man fall's nicht glauben!" Die verstarbene Base war ihm als eine Frau von Verstand und guter Herkunft immer ein Gegenstanb höchster Achtung gewesen.

Eben als die Trauerzeit zu Ende gegangen war, störte ein neues Ereigniß die wiedergewonnene Ruhe der Familie. Die Tochter des Schulzen im Dorfe verheirathete sich, und da die verstarbene Sägmüllerin ihre Pathin gewesen war, mußte natürlich dos Rösle zur „Hochzeitmagd" — Brautjungfer — gebeten werden. Hätte das Mädchen nur ihrem Wunsche nachgeben können, so würde sie bie zugedachte Ehre ahne Bedenken abgelehnt haben, aber da eine solche Beleidigung nicht in den Bereich der Denkbarkeit gehörte, so mußte sie sich willig borein schicken, so schrecklich der Gedanke on den Hochzeitstag für ihre Schüchternheit sein machte.

Aber die Braut war ein erfahrenes und umsichtiges Dorfmädchen, bie sich in Rösle's Lage denken kannte. Zuvörderst ordnete sie zwei andere Gespielinnen ab, welche die Müllerstochter in die Stadt begleiten mußten, um den Ankauf der nöthigen Kleidung zu beaufsichtigen, denn so wenig auch an Rösle's Kleidung gespart wurde, hatte sie Staff und Schnitt doch immer im Geschmacke der Zeit getragen, in der ihre Mutter jung gewesen war. Zum ersten Male empfand nun die Sägmüllerstochter dos eigenthümliche Vergnügen, bas in Auswahl unb Ankauf des Putzes zu finden jedem weiblichen Wesen mehr aber minder angeboren ist. Am Sonntag vor der Hochzeit, als Jakab zum gewöhnten Besuche kam, mußte er seine Pfeife allein mit dem Sägmüller rauchen; das Rösle hatte sich mit den zwei Mädchen vom Dorfe in der Kammer eingeschlassen, und war emsig beschäftigt, die so eben erhaltenen neuen Kleider anzuprobiren. Sie sah selbst, daß diese farbig geblümte Ziehschürze, dieser weiche Wollzeug von Kittel unb Rock sammt dem leichten seidenen Halstuch sie ganz anders kleide, als die schwerfälligen dunkeln Stoffe, die ehemals die Mutter für sie einzukaufen pflegte; — überdies gestanden die Gespielinnen einmal über das andere bewundernd, daß man „hoffährtiger" gar nicht angethan sein könnte. Diesem befriedigenden Bewußtsein konnte nicht einmal die Schüchternheit völlig Stand halten; Rösle erwartete den Hochzeitstag, wenn auch nicht ahne alle Bangigkeit, doch mit einer gewissen schwachen Regung angenehmer, neugieriger Erwartung.

Mit ungewöhnter Sicherheit bestieg Rösle am Hochzeitsmorgen nach Tagesanbruch das Wägele, worin der Knecht sie nach dem Dorf führen sollte; — die olte Magd blickte ihr mit Stolz nach, der Sägmüller sooar nickte zufrieden mit dem Kopfe, dos Rösle konnte sich „sehen lassen."

Die Fahrt selbst, — so halperig sie immer war — unb der frische Frühlingsmorgen in Wald und Feld erhöhten die angenehme Spannung all' ihrer Empfindungen. Das Geräusch der Zubereitungen im Wirthshause, der festliche Anblick von Braut und Bräutigam mit ihren Hochzeitmägden und Hochzeitknechten, deren erster, mit dem Rang des Brautführes begleitet, dem Rösle selbst vom Wagen steigen half, die letzte Vollendung des Putzes, das Bekränzen der Braut und ihrer Hochtzeitsmägde durch die erfahrene Hand einer eigens hiezu eingeübten Person, endlich die Töne der Geigen und der Clarinette, die in der Tanzstube gestimmt wurden — Alles wirkte neu und mächtig auf die Sägmüllerstochter ein. Der feierliche Kirchengang steigerte die innere Aufregung auf's Höchste; die Braut selbst vergoß während der Trauung koum so viel Thränen, wie Rösle, deren Gemüth auf

eine ganz ungewöhnte ahnungsvolle Weise von Freude und Bangigkeit gepreßt war.

Recht wohlthätig und nothwendig war für sie die heitere Ruhe und Abspannung des Hochzeitmahles, das nach dem Gebrauche nur im engsten Kreise des Hochzeittisches begangen wird, während die fremden Gäste erst Nachmittags sich einzufinden pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Hast Du Dir einen Freund verscherzt.

Von C. Swain.

Hast Du Dir einen Freund verscherzt
Durch übereiltes Wort,
Geh — ruf' ihn wieder an Dein Herz
Und wirf den Hochmuth fort.
Sprich von der Zeit des Glückes ihm
Der schönen, die entschwand,
Frag', ob ein Wort zerreißen soll
Der Jahre Freundschaftsband?
O! hast Du einen Freund verscherzt
Durch unbedachtes Wort,
Geh — ruf' ihn wieder an dein Herz
Und wirf den Hochmuth fort.

O! sag' ihm, daß von Deinem Geist
Gewichen Lust und Scherz,
Daß Dir in trüber öder Brust
Gestorben scheint das Herz,
Daß Berg und Thal — daß jeder Pfad
In Dunkelheit sich hüllt;
Und laß den Zornblick, der ja doch
Nicht Deines Innern Bild.
Drum, so Du einen Freund verscherzt
Durch übereiltes Wort,
Geh — ruf' ihn wieder an Dein Herz
Und wirf den Hochmuth fort.

* Gewerbverein in Ansbach am 21. Januar.

Vortrag des Herrn Dr. Heidenreich über die Funktionen des Gehirns.

Die Leistungen des Gehirns und die nervösen Gebilde gelten im Allgemeinen als ein Muster von Unbegreiflichkeit. Wenn auch die Wissenschaft noch nicht soweit vorgeschritten ist, und es ist mehr als fraglich, ob sie jemals so weit kommen wird, nachweisen zu können, wie aus der Thätigkeit einer Gehirnzelle ein bewußter Gedanke wird, so weiß man doch, daß jede Gehirn- und Nerventhätigkeit von einem chemischen und elektrischen Vorgang begleitet ist, daß Mißbildungen des Gehirns Störungen der Funktion nach sich ziehen, kurz daß das Gehirn die Grundlage aller Seelenthätigkeit ist. Hieraus ergibt sich umgekehrt der Fundamentalsatz der heutigen Irrenheilkunde, daß alle Geisteskrankheiten Gehirnkrankheiten sind. Das Gehirn liegt in der Schädelhöhle eingeschlossen, eine symetrische Anhäufung von Nervenfasern und Nervenzellen oder sogenannte Ganglienzellen. Es zerfällt in die Halbkugel des Großhirns und in die Halbkugel des Kleinhirns, welch letztere von den hinteren Parthien der ersteren gedeckt werden. Außerdem finden sich im Innern der Gehirnmasse und an deren Basis complicirte nervöse Gebilde. An der Basis des Gehirns treten 12 Nervenpaare hervor, welche ihres Ursprunges wegen Gehirnnerven heißen, im Gegensatz zu dem aus dem Rückenmark entspringenden Rückmarknerven. Das Rückenmark ist die unmittelbare Fortsetzung des Gehirns, mit welchem es durch das verlängerte Mark in Verbindung steht, und ist in der Wirbelsäule eingeschlossen. Das Gehirn besteht aus weißer und grauer Substanz, letztere bildet mehrere weniger scharf umschriebene Heerde in der weißen Substanz und stellt den oberflächlichen Ueberzug, die sogenannte Gehirnrinde dar. Mikroskopisch besteht die weiße Substanz aus Fasern, die graue aus Zellen. Die Oberfläche des Gehirns zeigt darmartige Windungen und dazwischen liegende Vertiefungen, in welche die graue Gehirnsubstanz eingeht. Da die graue Zellensubstanz der Sitz der Vorstellungen und der seelischen Funktionen ist, so ergibt sich, daß, da durch diese Windungen eine Oberflächenvergrößerung gegeben ist, die Tiefe und Zahl der Windungen in geradem Verhältnisse steht zur geistigen Entwicklungsstufe und Intelligenz. Die weiße Substanz ist Centrum der Bewegungsvorgänge und das Kleinhirn besorgt die Coordination d. h. die Regulirung der richtigen Aufeinanderfolge und der Zweckmäßigkeit der Bewegungen. Großhirn sowohl wie Kleinhirn können bei Thieren entfernt werden, ohne daß dieselben nothwendig zu Grunde gehen. Wenn man z. B. bei Tauben das Großhirn entfernt, so hört Wille und Bewußtsein auf, bei Wegnahme des Kleinhirns werden die Bewegungen unsicher und können fliegende Tauben die Richtung nicht einhalten. Wegen vielfacher Faserkreuzungen entstehen Störungen mitunter auf der entgegengesetzten Seite einer stattgefundenen Verletzung, wenn dieselbe einseitig war, z. B bei linkseitiger Verletzung einer Vierhügel genannten Hirnparthie Blindheit auf dem rechten Auge. — Redner erwähnte ferner die künstliche Erzeugung der Zuckerharnruhr bei Thieren durch Verletzung einer bestimmten Hirnstelle, der sogenannten Rautengrube und wies auf die Gefährlichkeit der Verletzungen des verlängerten Markes hin, da in demselben das Centrum für die Athmungsbewegungen, und theilweise auch der Herzbewegungen gelegen ist an einer Stelle welche deshalb auch der Lebensknoten (Nocud vital) heißt. Die Gall'sche Schädellehre oder Phrenologie, welche aus der Besichtigung und Betastung der äußern Schädelform auf die moralischen und intellektuellen Eigenschaften des untersuchten Individuums schließen zu dürfen meint, wurde als unhaltbar und unwissenschaftlich bezeichnet, da die Gehirnparthieen nicht in der Unabhängigkeit stehen, wie sie Gall lehre, weil ferner die wirkliche Leistung eines Hirnabschnittes nicht der von Gall angenommenen entspricht, endlich weil nach der Ansicht der Phrenologen alle Gehirnthätigkeit an die Oberfläche verlegt wird und die tiefer gelegenen Theile, sowie die Basis unberücksichtigt bleibt.

Das Rückenmark, die Fortsetzung des Gehirns, hat nach vielfachen Experimenten bei niedern Thieren, Fröschen und dergl. Empfindung, Bewußtsein und willkürliche Bewegung, während bei höher organisirten Thieren sich eine solche Selbstständigkeit und höhere Funktion des Rückenmarks nicht nachweisen läßt. Die Mittelglieder zwischen Centralorgan und Körper sind die Nerven, welche Bewegungsanstöße zu den Bewegungswerkzeugen übertragen (motorische oder Bewegungsnerven) oder äußere Eindrücke zum empfindenden Centrum fortleiten. Empfindungs- oder sensible Nerven. Beide Arten unterscheiden sich äußerlich nicht, auch unter dem Mikroskop stellen beide Röhrchen dar, deren Durchmesser von 0 0005‴ — 0,01‴ wechselt. Die Ortsempfindung eines Reizes wird gewöhnlich an die Stelle der feinsten Verzweigungen eines Nerven verlegt, wenn auch der Reiz denselben in seinem Verlaufe getroffen hat. Die Schnelligkeit der Fortleitung eines Reizes im Nerven entspricht einer Bewegung von 32 Meter in der Sekunde. — Eine Empfindung, die zum Bewußtsein kommt, regt in der Vorstellung ein Gefühl von Wohl- oder Unbehagen überhaupt eine Stimmung an, welche wieder eine Reihe weiterer Vorstellungen im Gefolge hat. Dieselben übertragen sich auf das Centrum des Willens und der Bewegung, und eine bewußte Handlung im Sinne der erregten Stimmung ist somit die Folge eines von außen zugeleiteten Empfindungseindrucks. Eine Art von Nerventhätigkeit sind ferner die mit Nothwendigkeit auf einen äußern Reiz unwillkürlich erfolgenden sogenannten Reflexbewegungen, dahin gehörte das auf Kitzeln erfolgende Lachen, das Schließen der Augenlider bei Berührung des Augapfels, das Niesen bei Reizung der Nasenschleimhaut u. dergl. Was man gewöhnlich angegriffene Nerven nennt, ist gesteigerte Sensibilität und erhöhte Reflexerreabarkeit. Der Vortrag schloß mit dem Beispiel: „Ein vor uns stehendes Glas bildet einen Reiz für die Netzhaut des Auges; der erhaltene Eindruck wird durch den Sehnerven zum Gehirn fortgeleitet, wo er zum Bewußtsein kommt und unter einer angenehmen Stimmung die Vorstellung des Trinkens anregt die Vorstellung des Trinkenkönnens pflanzt sich auf die motorische Seite über; aus dem Können wird ein Wollen und der Wille gibt den Anstoß zur Bewegung. Die zur Ausführung des beab-

sichtigten Trunkes nöthigen Muskeln werden durch die betreffenden Bewegungsnerven in Thätigkeit versetzt, wobei das Kleinhirn das richtige Ineinandergreifen der Bewegungen regulirt. Ist das Getränk in die Mundhöhle gekommen, wobei die Zungennerven über dessen Temperatur und Geschmack Rapport erstatten, und hat die Flüssigkeit den hintersten Theil der Zunge berührt, so erfolge die unwillkürliche Reflexbewegung des Schluckens und beginnt die Thätigkeit des Nervensystems, dessen Lebensaufgabe die Verdauung ist.

Der Nahrungswerth und die Schmackhaftigkeit des Hammelfleisches.

I. Nahrhaftigkeit des Hammelfleisches.

Der Nahrungswerth eines jeden Fleisches beruht bekanntlich auf dessen Proteingehalt, welcher aus Eiweiß und Faserstoff besteht. Nun, das Hammelfleisch kann in Bezug auf Proteingehalt dem besten Rindfleische an die Seite gestellt werden, und dürfte somit hinsichtlich der Nährkraft desselben dem letzteren keineswegs nachstehen.

Berücksichtigt man noch den Umstand, daß bei Beurtheilung eines Nahrungsstoffes nicht lediglich der größere oder geringere Proteingehalt, sondern auch dessen leichtere oder schwerere Assimilirbarkeit — Verdaulichkeit, Einverleibung — in Anschlag gebracht werden muß, so dürfte daraus allerdings gefolgert werden, daß in dieser letzten Beziehung dem Hammelfleische unbedingt der Vorzug gebühre. Und in der That hat die Wissenschaft — die Physiologie der Verdauung — sowohl wie die tägliche Erfahrung dies vollkommen bestätigt.

Man möge nur aufmerksam vergleichen das Muskelfleisch eines Schafes mit dem eines Ochsen oder, mit anderen Worten, man vergleiche ein sogenanntes Beefsteak — sit venia verbo — von Hammelfleisch mit dem von Ochsenfleisch, aber wohlgemerkt, bei vollkommen gleicher Bereitungsweise, und der Vorzug des ersteren wird für den vorurtheilsfreien, unbefangenen Beurtheiler ohne Zweifel ganz außer Frage gestellt sein. Während die Muskelfaser des Ochsenfleisches derb, hart, zähe und meist mit Sehnen durchwebt ist — wegen der schweren Arbeit, zu welcher diese armen Thiere fast immer angestrengt werden — ist hingegen die Muskelfaser des Hammelfleisches stets zart, saftig und weich, ja, bei rationeller, guter Zubereitungsweise im Munde fast zerfließend.

Was ist nun aus diesen Prämissen Anderes zu folgern, als daß, während — vorausgesetzt die normale gesunde Verdauungskraft — zur vollständigen Verdauung des Rindfleisches mindestens fünf bis sechs Stunden erforderlich sind, für die Assimilirung des so delicaten und zarten Hammelfleisches — gleichviel welcher Race — schon drei, höchstens vier Stunden hinreichend genug sein dürften. Und in der That ist solches auch der Fall.

II. Die Schmackhaftigkeit des Hammelfleisches.

Es ist unglaublich, wie Unwissenheit und Vorurtheile dem Menschen viele schätzbare, ja oft die besten Genüsse rauben oder mindestens verleiden. Es behaupten Viele allen Ernstes, das Hammelfleisch wäre nicht fein, nicht schmackhaft genug. Aber man bedenkt nicht, daß lediglich die deutsche Küche daran schuld ist. Wer eine Zeit lang, wie Schreiber dieser Zeilen, in Frankreich oder in England gelebt hat, wird unstreitig gefunden haben, daß das Hammelfleisch ein ganz vorzügliches, genußreiches und selbst bei den vornehmsten Herren in diesen beiden Ländern sehr beliebtes Nahrungsmittel ist. Nur der Unterschied der landesüblichen Bereitungsweise in den Küchen hat die Verschiedenheit der Meinungen hinsichtlich des Geschmackes zur Folge gehabt.

In Frankreich sowohl wie in England, wo man selbst in der Küche nach chemisch-wissenschaftlichen Grundsätzen zu verfahren scheint, wird das Hammelfleisch nie allzusehr, sondern vielmehr nur halb gar gebraten. Es geschieht dies, damit der Eiweiß- und Faserstoff nicht zu sehr gerinne und erhärte, wodurch der Geschmack sowohl als die Verdaulichkeit und Assimilirbarkeit des Fleisches beeinträchtigt werden könnte. So bereitet der englische Koch seinen Hammelbraten, seinen Mutton chop; so bereitet jeder Franzose seinen Gigot de mouton, seine Cotelettes grillées, welche allezeit vortrefflich, saftig, schmackhaft und überaus nahrhaft und leicht verdaulich sind.

In Deutschland, wo man eine schwer zu erklärende kindische Scheu vor allem nicht nur blutigen, sondern kaum röthlichen Fleische zur Schau trägt, wird die arme Hammelkeule stundenlang gebraten — gleichsam gedörrt — oder gedünstet, und so bekommt man einen trockenen, saft- und kraftlosen und ziemlich unlastig schmeckenden Braten auf den Tisch. Da behaupten die Leute natürlich, Hammelfleisch wäre unschmackhaft. Aber, gerechter Gott! so unrationell und verkehrt, wie dies schöne Fleisch zubereitet ist, ist es leider nicht nur unschmackhaft, sondern auch äußerst unverdaulich.

Noch ein Umstand, welcher merkwürdig in seiner Art ist, sollte das gar zu lange Braten des Hammelfleisches untersagen. Es hat dieses sonst so schätzbare Fleisch eine Eigenthümlichkeit eigener Art: es entwickelt sich in demselben bei längerem Braten oder Dünsten ein besonderer Geruch, der dem Talggeruch nicht unähnlich ist. Um nun diesen allerdings sehr unangenehmen Geruch zu bannen — woran, wie gesagt, nur die Zubereitungsart schuld ist — haben die Köche, ihre Einbildungskraft auf die Folter bringend, allerlei Mittel erfunden. Das eine besteht im Durchspicken der Hammelkeule mit einer Unzahl von Knoblauchstücken, um auf diese Weise den Talgduft zu vertilgen. Dieses, wie man sieht, so sinnreiche Verfahren hat stets die unausbleibliche Consequenz, daß man allerdings nicht bloßen Talgduft, sondern Talg und Knoblauchduft hat, welche beide für einen, die einfache Zubereitungsweise des Fleisches vorziehenden Menschen gleich unausstehlich sind. Das zweite Mittel besteht darin: das Hammelfleisch, gut mit Essig befeuchtet, einen oder zwei Tage lang in der Essigjauche aufzubewahren, wodurch die Muskelfaser sehr mürbe wird und, gebraten — wäre nur nicht der unlustige, unvertilgbare Essiggeruch — dem Rehziemer nicht unähnlich ist.

Freilich wird es durch diese Zubereitungsweise nicht eben unverdaulich, aber seine vorzügliche Nahrhaftigkeit hat es eingebüßt, weil die Essig-Manipulation die beiden Factoren der Ernährung, den Eiweiß- und Faserstoff, großentheils zerstört.

Zum Schlusse will ich noch einmal die wenigen wissenschaftlichen Grundsätze, welche für die tägliche Anwendung des Hammelfleisches von so hoher Wichtigkeit sind, kurz zusammenfassen. Die Hauptnahrhaftigkeit des Fleisches besteht in seinem Blute, welches aus Eiweiß und Faserstoff zusammengesetzt ist. Damit nun diese wichtigen Stoffe nicht zu fest und hart werden, darf das Fleisch nicht zu lange dem Feuer ausgesetzt bleiben. Denn es dürfte sonst ebenso unverdaulich wie hartgesottene Eier werden und obendrein noch den eigenthümlichen Talgduft bekommen, wodurch der Geschmack so sehr beeinträchtigt und gestört wird.

Dr. A. Fränkel.

Charade.

Wenn Hände nicht die beiden Letzten
Ohn' Unterloß zusammensetzten,
Die Erste ganz sich dazu nähmen,
Wir's Ganze nicht zu seh'n bekämen.
So aber fliegts in Schwärmen her,
Klärt auf die Welt und nützet sehr,
Wie die Prospekte all' besagen;
Oft aber dient's allein dazu,
Um geistreich, doch in Geistesruh,
Die liebe Erste todt zu schlagen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 5:
„Gastfreund—Hauswirth."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rückenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn, in Ansbach.

№ 7. Sonntag den 13. Februar. 1870.

Und all' das Geld und all' das Gut
Gewährt zwar schöne Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Claudius.

Die Sägmühle.

Eine schwäbische Geschichte von **Louise Pichler.**

(Aus dem „Erzähler.")

(Fortsetzung.)

Ein ganz munterer, ungezwungener Ton herrschte in der kleinen Gesellschaft. Weil das Brautpaar selbst sich wenig in die Unterhaltung mischte, discurirten die Hochzeitsknechte und Mägde um so lebhafter; das erste Wort dabei führte der Brautführer, ein schlanker, hochgewachsener Bursche, dessen stolze Haltung zu erkennen gab, daß er nicht nur einer der vermöglicheren Bauernsöhne im Dorfe, sondern überdies noch der erste Tänzer und Sänger, der König der Lichtstuben war. Seine munteren, treffenden Einfälle deckten den ganzen Tisch und nöthigten der Sägmüllerstochter nicht nur manches Lächeln, sondern auch je zuweilen ein halbes Wort ab. Aber mehr noch als ihr Mund sprachen ihre Augen, die mit staunender Bewunderung an dem schönen und lebhaften Burschen hingen. Auch Nachmittags, als das Gewühl der Gäste Stube um Stube füllte, hatte sie, die im Ganzen für all' diese Leute sich so wenig interessirte, Blicke und Gedanken nur für Konrad, den Brautführer, der bald hier bald dort war, und allezeit, mochte er nun an einen Tisch alter, vertrockneter Zehrgäste ein paar treffende Scherze richten, oder eine hübsche Fremde, die sich schüchtern umblickte, zum Tanzboden ziehen, — frische Heiterkeit emporbrachte. Darüber kam der Abend, und jetzt erst, da die älteren Gäste sich entfernten, und die ledige Jugend des Dorfes sich allmählig vollzählig eingefunden hatte, fing das rechte Leben auf dem Tanzboden an; man hatte Lichter gebracht, der Brautführer schenkte den Musikanten vom Zwölfer ein und wandte sich dann unversehens an das Rösle, indem er mit höflicher Manier fragte: „Nun, wie steht's? Sollten wir nicht auch ein Tänzchen zusammen machen?"

Ehe sie ihre schuchterne Antwort geben konnte, hatte er schon ihre Hand ergriffen, sich mit ihr in die erste Reihe gestellt, schlang den Arm um ihren Leib und rief den Musikanten zu: „Nun einen aufgespielt, euren Schönsten!"

Es war der erste Tanz in Rösle's Leben, und ihr Tänzer der schönste Bursche des ganzen Kreises. Neu war das ganze Gefühl, das sie durchzitterte, sie war wie im Traume, und doch fühlte sie das Leben so frisch in allen Gliedern strömen; jetzt erst meinte sie zu empfinden, was es heiße, jung und glücklich zu sein.

Als Konrad sie endlich an ihren Platz zurückführte, als der Tanz zu Ende war und die Musikanten eine Pause machten — glühten ihre Wangen, ihre schüchternen Augen glänzten helle und heiter, und ihre sonst etwas wenig entwickelten Züge nahmen einen belebteren Ausdruck an. Konrad sah jetzt erst, wie hübsch das Rösle von der Sägmühle wäre, auch hatte er genug vom Scharfblick der Eitelkeit, um zu erkennen, daß er ihr als Tänzer durchaus nicht zuwider wäre. In Folge dieser Wahrnehmung widmete er ihr im Verlaufe des Abends seine ausschließende Aufmerksamkeit; mit dem reichsten und angesehensten Mädchen des Kirchspiels mochte er sich nicht ungerne auf dem Tanzboden zeigen. Nie hatte das Rösle so reiche und vielbewegte Stunden erlebt, wie die an diesem Hochzeitabend, und doch war ihr nie ein Tag so schnell dahingeschwunden, wie der heutige. Die Mitternacht kam, man mußte den Tanzboden verlassen, um zu seinem kleinen, vertraulichen Imbiß an den Hochzeittisch sich zu setzen. Sodann bildeten die Hochzeitknechte und Mägde den Kreis um die Braut und stimmten den üblichen Gesang an, während das Rösle, als die erste der Hochzeitmägde, ihr das Kränzlein abnahm und die Haube aufsetzte. Nun war's Zeit zum Aufbrechen und Rösle mußte dem Knecht, der längst angekommen war, und sich indeß auf eigene Rechnung auf dem Tanzboden belustigte, den Auftrag zum Einspannen geben. Noch begleiteten Braut und Bräutigam sie zur Hausschwelle, und der Brautführer ließ es sich nicht nehmen, sie selbst auf das Wägele zu heben; dann rollte es hinweg, und die Hochzeit war vorüber, wie ein schöner, glücklicher Traum.

Das Sägmüllerstöchterlein wußte nicht recht, ob sie freudig oder traurig war, als sie durch den heimischen Wald hinfuhr; aber das däuchte sie gewiß, daß sie die Vögel nie so heiter hatte singen hören, und daß der Wald nie so frisch und erquickend geduftet hatte, wie jetzt, als sie bei Tagesanbruch auf der Sägmühle anlangte.

Der Hochzeitstag war vorüber, aber vergessen war er nicht. Rösle, die sonst still ihren Weg ging, war verändert, bald heiter aufgeweckt, so, daß sie den Sägmüller an sein Weib jetzt erinnerte, bald träumerisch und zerstreut; zum ersten Male kam ihr der Gedanke, daß die Sägmühle doch etwas einsam und

verlassen sei. In Folge dieser Regungen traf der Vetter Jakob am nächstkommenden Sonntage sie wieder nicht an. Sie war ins Dorf gegangen, um das neue Ehepaar in seinem Hausstand zu besuchen, was der Sägmüller wie Jakob schicklich und natürlich fanden. Aber bei dem jungen Paare fand Rösle, was wieder sich ganz natürlich traf, auch Conrad, den Brautführer, und dieser wußte wohl so weit, was Höflichkeit heiße, um ihr auf ihrem Heimwege das Geleite zu geben. Da verbarg sich ihm auch nicht, daß sie die Eindrücke des Hochzeitabends noch nicht vergessen habe; natürlich war es, daß er über die Beschaffenheit derselben nachforschte, und fragend hinwarf: man werde bei dem Rösle wohl bald auch zur Hochzeit gehen dürfen? Rösle erröthete so hoch, als nur immer das Gegentheil rechtfertigte, und versicherte dann mit ungewöhntem, auffallendem Eifer, das stehe noch im weiten Feld, daran denke sie noch gar nicht, wüßte auch durchaus nicht, mit wem? Doch fiel ihr das Unrecht, das sie in dieser letzten Behauptung beging, etwas auf's Herz. Konrad schien verwundert, aber er faßte sich, und lenkte schnell wieder ein, indem er einiges Verbindliche darüber äußerte, daß ein Mädchen wie sie nicht einmal die Sägmühle zu haben brauchte, um unter den Burschen wählen zu können. Etwas dergleichen ihr persönlich Schmeichelndes halte Jakob nie geäußert, er halte es durchaus keinen Hehl, daß er in Rösle hauptsächlich die Tochter seiner Base, ein Mädchen von guter Familie und die Erbin von der Sägmühle sehe. Mit klopfendem Herzen und in nie gefühlter Bewegung nahm sie von Konrad endlich Abschied und eilte mit flüchtigem Schritte der Mühle zu. Konrad dagegen ging langsam und nachdenklich heimwärts, sein Interesse für Rösle, das anfangs nur das einer flüchtigen Eitelkeit gewesen war, nahm eine ernstere Farbe an. Die Heirath mit Jakob schien ja nicht so fest schon bestimmt zu sein, wie man im Dorfe meinte! So hoch Konrad immer auch seinen eigenen Werth zu schätzen geneigt war, so konnte er doch sich nicht verbergen, daß eine Heirath mit des Sägmüllers einziger Tochter doch weit über seine Familien- und Vermögens-Verhältnisse ginge. Aber warum sollte ihn nicht ein solch ungewöhnlicher Glücksfall treffen? Die Sägmüllerin, deren Widerstand noch am meisten zu fürchten gewesen wäre, war todt, den Sägmüller fürchtete er nicht, und das Rösle? Nun, die keckſten und schönsten Mädchen des Dorfes blickten ihm heimlich hinter'm Fensterladen nach, wenn er am Hause vorüberging; sollte ihm's fehlen bei einem Mädchen, das „aus der Einöde war?"

Er war wohl nicht der Erste, der auf diese Art zu seinem Glücke kam!

Trotz Leichtsinn und Eitelkeit hatte er ein „gutes Gemüth;" er vergaß über der Sägmühle das Mädchen nicht ganz, sie war wirklich keine böse Zugabe, nett von Person und gutmüthig dabei, kein Hausdrache und keine Hochmuthsnärrin. Wenn sie auch kein geläufiges Mundstück hatte, so war noch die Frage, ob dies nur ein Fehler war.

Von jetzt an sah es also Konrad ernstlich auf des Sägmüllers Tochter ab. Er hatte zwar keine Gelegenheit, offen vor den Leuten in der Sägmühle einzusprechen, aber dies war auch ganz und gar nicht sein Verlangen; das Rösle zur Abendglockenzeit am Gartenzaun aufzusuchen, oder unter ihr Kammerfenster zu kommen, das blieb ihm unbenommen, so gut als irgend einem andern rechtschaffenen Burschen, und er versäumte es auch keineswegs. Einige Schritte unterhalb von der Sägmühle, von ein paar Tannen überwölbt, ging ein Steg über den Mühlbach, dort holte das Rösle alle Abend Wasser zum Haushaltungsgebrauch, und dort stellte er sich auf.

Anfangs erschrak das Mädchen, das an dergleichen Aufmerksamkeiten nicht gewöhnt war, über seinen unvermutheten Anblick, und bat ihn inständig, sich zu entfernen; aber sie sprach während dessen doch mit ihm, und konnte nicht umhin, anzuhören, was er ihr zu sagen habe. Das begleitete sie nun Tag und Nacht, wob sich in ihre Träume, und sprach zu ihr im Wachen. Ihr Herz war für Eindrücke so empfänglich, und sie hafteten so tief, denn sie hatte noch so wenig erlebt. Sie liebte den Konrad, und da einmal diese Liebe ihr im Herzen keimte, hatte sie bald dasselbe umschlungen, wie die Tannen mit ihren Wurzeln das Felsstück, auf dem sie standen. Es brauchte nicht vieler Besuche, bis sie ihm ihre Liebe gestand und ihm schwur, daß nur er und kein Anderer sie heirathen sollte.

Sie standen auf dem Stege im Schatten der Tannen, und hielten die Hände in einander verschlungen, die Abendlüfte schienen den Schwur unter die säuselnden Baumgipfel zu tragen; unter ihnen rauschte unheimlich der Bach hin, als grollte er dem Paar auf dem Stege.

Rösle fühlte und hörte nichts davon, sie wußte nur, daß sie auf ewig dem Konrad angehöre, und daß ihre ganze Seele ihm zu eigen wäre, so wie er jetzt ihre Hand in der seinigen hielt. Erst als er sie verlassen hatte, als sie ihm nachblickte, bis er im Waldschatten verschwand, schlug sie das Auge auch zum Himmel auf; er blickte so ernst und stille mit tausend Sternenaugen auf die Waldlichtung nieder. Unwillkürlich dachte das Mädchen hiebei an ihre verstorbene Mutter, und ein leichter Schauer durchfröstelte ihr zuvor so glühendes Herz.

Aber es galt nun, den Vater zur Einwilligung zu bestimmen, und das alle Verhältniße mit Jakob abzubrechen. So zaghaft und willenlos Rösle sonst gewesen war, so entschieden war sie jetzt, denn es war Konrad, der durch sie handelte; sie hatte keinen eigenen Willen, sondern den seinigen.

Ein warmer Abend des Hochsommers war's, an dem sie, mit allem Muth ihrer Liebe ausgerüstet, zum Vater trat, um ihm ihr Geständniß zu eröffnen. Der alte Sägmüller hatte Feierabend gemacht, und stand unter der Thüre der Sägmühle, die Vögel sangen rings umher, die Tannen hauchten ihren harzigen Duft aus, durch die schwarzen Zweige blickte der Himmel heiter und blau, dem Sägmüller war's recht wohl, mit doppeltem Behagen rauchte er seine Abendpfeife, und warf zuweilen einen fast zärtlichen Blick zurück auf die große Säge, der nach ihrer Tagesarbeit die Ruhe auch wohl zu thun schien; warum sollte man ihr die Ruhe nicht gönnen, wie jeder andern zärtlichen Kreatur?

Des Müllers Blick wurde noch zufriedener, als auch das Rösle zu ihm auf die Schwelle trat. Er nickte beifällig mit dem Kopfe, ohne zu sprechen; solch ein schweigendes Beisammensein war ihm die liebste Unterhaltung. Aber das Rösle wollte sprechen.

„Wir sind doch recht in der Einöde hier, Vater!" fing sie an. Verwundert blickte er sie an, ohne eine Antwort zu geben, es hatte ihm immer wohl da gefallen; was das Rösle mit dieser Klage wollte, begriff er nicht. „Aber wir sind doch immer vergnügt mit einander gewesen!" fuhr sie fort; er nickte wie zu etwas, was sich von selbst verstand. „Es ist nur traurig, daß die Mutter nicht mehr bei uns ist!" setzte sie hinzu; er seufzte, ohne die Pfeife wegzunehmen. „Aber wir müssen eben jetzt um so fester an einander halten, der Friede im Haus ist das Beste!" schloß sie. Er nickte wieder, begriff aber offenbar nicht, was sie wollte; es war doch kein Nachtmahl verkündet, worauf sie sich hätte vorbereiten müssen, und außerdem wußte er nicht, was sie veranlassen konnte, etwas kund zu geben, das Niemand bestritt. Doch Rösle erklärte sich. „Vater, ich kann den Jakob nicht nehmen!" eröffnete sie; „nun und nimmer nicht; lasset mir daher die freie Wahl und saget's ihm. Es kann nie aus uns etwas werden!"

Jetzt nahm der Sägmüller die Pfeife aus dem Munde, und blickte das Mädchen starren Blickes an; er fürchtete fast, daß sie von Sinnen wäre, gar zu unerhört, unbegreiflich war, was sie gesagt hatte; den Jakob nicht wollen! Er war doch von Kindesbeinen an heimisch auf der Mühle; die selige Mutter hatte die Heirath gewollt, und Jedermann wußte nicht anders, als daß die jungen Leute ein Paar wären. Wenn der Mühlbach plötzlich rückwärts geflossen wäre, wenn die Tannen sich auf die Köpfe gestellt und die Wurzeln empor gestreckt hätten, wenn die Säge wieder rebellisch geworden wäre, und ihm die Zähne gewiesen hätte, statt sie in Holz zu stecken, so hätte ihn's nicht mehr verwundern können.

Doch das Rösle kannte ihren Vater, sie ließ ihm nicht Zeit, sich in sein Erstaunen zu verlieren. „Ich kann ihn nicht nehmen, Vater!" wiederholte sie; denn ich hab' den Konrad vom Dorfe lieb, und hab' ihm schon mein Wort gegeben!"

Digitized by Google

Das Uebermaß der Ueberraschung verhalf endlich dem Sägmüller zu Worte; er setzte seine Geisteskräfte in ungewöhnliche, plötzliche Regsamkeit; das Wort zu brechen, mit den Verwandten sich befinden; in der Leute Mund kommen, all' das mußte er erwarten, wenn er seiner Tochter zu Willen war. Mit einer schnellen und entschiedenen Entschlossenheit, die selten in seiner Art war, sprach er: „Das kann niemals sein! Ich geb' mein Wort nicht dazu!"

(Fortsetzung folgt.)

„Anathema sit!"

Geschleudert ward von Petri Stuhle
Das strenge „Anathema sit!"
Auf jeden der im Sündenpfuhle
Vom Pfad der Kirche Christi glitt.
Auf, fromme Väter, schürt die Flammen!
Aus allen Landen ausgesucht,
Zeigt euch als Meister im Verdammen!
Wir segnen euch — wenn ihr uns flucht!

Verdammt das Rauschen jener Quelle
Die uns durchströmt mit Wunderkraft!
Verdammt die reine Strahlenhelle
Der freigebornen Wissenschaft!
Verdammt all' andre Glaubenslehren
Als teuflisch, ketzerisch, verrucht!
Verdammt die Götter die wir ehren!
Wir segnen euch — wenn ihr uns flucht!

Verdammt den Herd für den wir stritten,
Das Bruderband das uns umschlingt!
Verdammt Gesetz und Recht und Sitten,
In deren Zucht die Welt euch zwingt!
Verdammt die irdischen Gewalten!
Setzt euch auf ihren Thron — versucht
Ein Reich von Priestern zu gestalten!
Wir segnen euch — wenn ihr uns flucht!

Verdammt im Himmel und auf Erden
Was je uns heilig war und ist!
Durch eure grimmen Zorngeberden
Verkürzt ihr nur die letzte Frist.
Schon wird der Spruch der Weltgeschichte
Von unsichtbarer Hand gebucht:
Tod aller Lüge! — Sieg dem Lichte!
Wir segnen euch — wenn ihr uns flucht!

Braunschweig, 6. Febr. Ernst Scheerenberg.

---

* Mövenfang im Eismeere.

Keine Gegend unserer Erde hat bekanntlich so viele Vögel aufzuweisen, als diejenige, welche für den Menschen unbewohnbar ist, der hohe Norden. Ueberall trifft sie dort in den Sommermonaten der Schiffer in zahllosen Schaaren; sie sitzen auf den Rändern des Eises, rudern nach im Kielwasser der Schiffe, fanfen durch die Luft, hie und da hinabstechend auf die Beute im Wasser, alle Klippen sind bedeckt mit ihren Nestern; Felsränder mit tausend und mehr Fuß Höhe sind damit überzogen; Millionen von Vögeln halten dicht an einander gedrängt alle Ritzen, Vorsprünge und Klüfte besetzt Beim Abfeuern eines Gewehres wird auf einmal der Berg lebendig; die mit Geschrei auffahrenden Vögel verdunkeln die Luft, und doch ist ihre Zahl gegen die zurückbleibenden so gering, daß man bei diesen eine Verminderung nicht wahrnehmen kann. Der Lärm in der Nähe eines solchen Brutplatzes ist nach den Berichten der Polarfahrer wahrhaft betäubend. „Man hört," so schildert Blomstrand einen solchen Vogelberg, „schon von fern ein anhaltendes Brausen, das dem Donner eines entfernten Wasserfalles gleicht. Die sämmtlichen Stimmen der verschiedenen Arten vereinigen sich hier zu einem einzigen Tonmeere, das jeden einzelnen Laut verschlingt. Man kommt näher, und der Lärm wird immer betäubender; die Disharmonien lösen sich in einzelne Stimmen auf. Man vernimmt das Knurren der Alten, das widerliche Girren des Nothjes; aber unzählige andere, nicht zu unterscheidende, wunderliche Laute mischen sich in dieses Chaos, gebildet durch diese Millionen leidenschaftlich bewegter Thiere, deren stärkster Naturtrieb hier bis aufs Aeußerste gesteigert ist. Tiefe, fast menschliche Stimmen, heisere Rufe, wehklagende Laute hallen von diesen Felswänden nieder."

Diese Schaaren von gefiederten Bewohnern bringen Leben in die menschenleere Eiswüste und dienen dem einsamen Polarfahrer nicht nur zur Speise, welche eine angenehme Abwechslung in den sonst einförmigen Küchenzettel bringt, sondern auch zur Unterhaltung, und lange ehe wissenschaftliche Expeditionen die Beobachtung der Thierwelt im arktischen Meere sich zur Aufgabe stellten, haben die Wahlroß- und Seehundsjäger diesen Vögeln ihre Aufmerksamkeit zugewendet und den einzelnen Gattungen ihre Namen gegeben, unter denen sie auch noch jetzt herumfliegen, obwohl sie alle längst schon wissenschaftlich bestimmt und klassificirt sind mit gelehrtklingenden, aber manchmal schwer zu merkenden lateinischen Namen. Sie werden die alten nie verdrängen. Denn diese Polarfahrer sind meistens höchst ungelehrte, dafür aber um so praktischere Leute.

„Meist werden die hiesigen Schiffe", so erzählte einer der neuern Erforscher von Spitzbergen, „nur von simpeln Matrosen und Harpunirern geführt, selten von gebildeten Schiffern. Kaum haben sie eine geringe Kenntniß von Seekarten und Coursberechnung. Sie berechnen den Cours, wie man sagt, „mit dem Bootshaken;" noch weniger vermögen sie die Polhöhe zu bestimmen; sie sehen die Sonne, wenn sie gerade scheint, am liebsten durch den Boden einer Flasche. Wie die Zugvögel ziehen sie gerade hin nach Norden, und haben sie nur erst Spitzbergen vor sich, so sind Kompaß, Sextant und Karte überflüssig; denn jede Spitze und Klippe ist ihnen bekannt. Hier sind sie zu Hause die unermüdlichen Fischer und Jäger, die mit Gefahr, im Eise unterzugehen, zu überwintern, Hunger und Scorbut zu erdulden und so viele andere Leiden zu ertragen, oft erstaunliche Reichthümer ihren Rhedern zurückgebracht haben."

Die unbefangene Naturbeobachtung dieser einfachen Menschen hat mit oft treffendem Witze je nach dem eigenthümlichen Charakter die auffallendsten und häufigsten Arten der Vögel zumeist mit menschlichen Aemtern und Würden ausgestattet, gleichsam zur Revanche für die Thiere, mit deren Namen die menschliche Nächstenliebe gewisse Sorten von Menschen zu schmücken pflegt. So ist hier ein ganzer Vogelstaat entstanden. Im höchsten Norden fliegen „Bürgermeister" durch die Luft, welche dieses Amt schon im Jahre 1671 durch den Hamburger Schiffer Martens erhalten und seitdem erblich in ihrer Familie fortgepflanzt haben; dort zanken sich ein paar „Rathsherrn" um ein Stückchen Speck; am Ufer sitzt in ernster patriarchalischer Haltung schwarzweißen Gefieders ein „Pfarrer"; ja Torell hat sogar den „Geschworenen" in jenen Vogelstaat eingeführt; doch muß es in seiner Heimath nicht am besten bestellt sein mit der Geschworenenpflicht, da er dieser Benennung eine Motivirung gibt, gegen welche wir im Namen der deutschen Geschworenen entschieden protestiren müssen; „dem Lunnenvogel (Mormonarcticus)", erklärt er nämlich, verleihe sein zusammengedrückter Papageienschnabel zusammen mit dem sonderbaren Auge und der ganzen steifen Haltung einen eigenthümlichen Ausdruck erstaunlicher Selbstgefälligkeit und Dummheit." Die Leitung der Justiz glaubten die Schiffer aber gar nicht jenen flatterhaften Geschöpfen anvertrauen zu dürfen; denn zum „Amtmann" haben sie den Eisbären ernannt.

Das zierlichste und schönste jener leichtbeschwingten Geschöpfe ist unstreitig der „Rathsherr", wissenschaftlich in Larus oburnous oder Elsmöve umgetauft. Er gehört überhaupt unter die schönsten Vögel, die man sehen kann. Er erreicht die Größe einer Taube, hat ein herrliches, weißes Gefieder, einen bläulichen, an der Spitze hellgelben Schnabel und carmoisinrothe Lidränder. Seine geographische Verbreitung erstreckt sich ungefähr soweit wie die des Eisbären und Walrosses; Nordgrönland, Spitzbergen, Nowaja Semlja sind seine Heimath. Dort hält er sich den Sommer und Herbst über auf, besorgt sein Hauptge-

schäft, das im Ausbrüten eines Jungen besteht, und geht dann auf Urlaub nach Süden. Seine Brutplätze waren früher unbekannt. Der erste, welcher einen solchen fand, war Malmgrén, der Zoolog der schwedischen Nordpolexpedition vom Jahre 1861. Er entdeckte in der Murchisonbai eine Felsenwand, auf der sich „Rathsherren" in großer Zahl angesiedelt hatten. Das kunstlose, fast rohe Nest, eine flache, 8—9 Zoll breite Vertiefung in der lockeren, thongemengten Erde, ausgekleidet mit trockenen Pflanzen, Gräsern und Moosen und ein paar Federn, enthielt allemal nur ein einziges, ziemlich großes Ei. Die Hauptnahrung dieser Möve besteht aus Speck und todten Körpern; auf Speck ist sie besonders versessen.

Haben darum die Schiffer ein Walroß erlegt oder einen Wal gefangen, so versammelt sich sofort eine Anzahl theilnehmender „Rathsherrn", um der Abspeckung anzuwohnen. Der Speck übt dabei eine solche Anziehungskraft, daß der Vogel, der ohnedies ziemlich zutraulich ist, durch hingeworfene Stückchen sich ganz nahe herbeilocken läßt und dabei leicht gefangen wird. Die Eskimo, welche jedoch diese Lockspeise lieber ersparen und selber verzehren, haben das Verfahren bei ihrem Fange noch vereinfacht und bewirken diesen auf folgende originelle Art: Sie legen sich auf den Rücken und liegen ganz still und strecken nur die Zunge heraus. Wenn sie dieselbe hin und her bewegen, kommt das Thier so nahe, daß sie es mit einem Kajakruder todtschlagen können. Unseren Lesern kommen bei dieser Erzählung vielleicht Bilder aus den „fliegenden Blättern" in den Sinn, z. B. wie man Enten fängt, oder dergleichen. Um aber nicht in den Verdacht zu kommen, als hätten wir aus einen Scherz erlaubt, bemerken wir, daß unsere Gewährsmänner, die Gelehrten der wissenschaftlichen Expedition in das Eismeer unter der Leitung der um die Kenntniß der arktischen Zoae hochverdienten schwedischen Naturforscher Torell und Nordenskiöld sind, welche wohl wissen, daß der Wissenschaft erstes Gesetz die Wahrheit ist.

Das Wort „Madame".

Vor Kurzem hielt im Berliner Arbeiterinnen-Verein Herr Jacob Benedey einen Vortrag über das Wort Madame. Er wies nach, wie der Gebrauch desselben, als eines fremdländischen, aristokratischen, adeligen, in dem deutschen Bürgerstande eine Ueberhebung sei, ein Haschen nach dem Schein dessen, was man nicht ist. Dieses gab ihm Gelegenheit, sich allgemeiner über diesen Grundfehler der heutigen Zeit zu verbreiten, der sich in dem übertriebenen Luxus zeige, dem nach und nach alle Stände zu verfallen drohten. Redner warnt dringend vor den Folgen dieses Treibens, welches einestheils den ihm Ergebenen in Armuth werfe, andererseits die Bürger von den öffentlichen Interessen, von dem Streben nach wahrer Freiheit abhalte. Die deutschen Bürgersfrauen, die Arbeiterinnen müßten gerade auf ihre Stellung stolz sein, sie dürfen nicht Damen sein wollen, sie müssen sich, allerdings nur in dieser Hinsicht, ein Beispiel nehmen an den französischen Frauen, die sich stolz Bürgerinnen und Arbeiterinnen nennen; sie müssen dem Sprichwort: „oablesse obligo" gegenüber sich an das schönere und edlere halten, „die Arbeit adelt". Zur Illustrirung seiner Ausführungen zog Herr Benedey eine eingehende Parallele zwischen den beiden französischen Dichtern Béranger und Lamartine. Jener, zufrieden, einfach in seinem Dachstübchen lebend, war stets im Stande, seinen dürftigen Mitbürgern in jeder Weise zu helfen; dieser, in Glanz und Pracht erzogen, in den höchsten Aemtern des Staates stehend, starb als Bettler.

In neuerer Zeit ist das Petroleum vielfach als probates Mittel zur Vertilgung aller Insecten, besonders auch der Blattläuse, empfohlen worden. Dagegen warnt G. Jakob in den Landw. Bl. für Schwaben und Neuburg vor diesem Mittel. Nach seinen Beobachtungen wird jeder Tropfen Petroleum, der auf den Stamm oder Ast eines Baumes fällt, von der Rinde aufgesaugt, und es durchdringt das Petroleum, wenn man den Baum damit bestreicht, alle Gefäße, hindert das Aufsteigen des Saftes und bewirkt häufig Abwerfen der Blüthen und Früchte. Krautartige Triebe, damit bestrichen, sterben fast augenblicklich an den Spitzen ab, und häufig tritt der Saft ganz aus ihnen zurück. Johannisbeersträucher, mit einer Gießkanne Wasser übergossen, in welches der vierte Theil von einem Schoppen Petroleum geschüttet war, ließen sämmtliche Früchte fallen, und viele Blätter verdorrten ganz oder theilweise. Am stärksten zeigten sich die schädlichen Wirkungen an Pflaumen- und Apfelbäumen, härter scheinen Kirschen und Birnen zu sein.

Im Terpentinöl scheint nun ein sicheres Gegengift gegen den Phosphor gefunden zu sein. Nachdem schon mehrere Fälle von erfolgreicher Anwendung dieses überall leicht zur Hand zu habenden Stoffes bekannt geworden waren (u. A. wurde den Arbeitern, die mit Phosphor zu thun haben, schon früher empfohlen mit Terpentinöl gefüllte Kapseln auf der Brust zu tragen um sich vor den schädlichen Einflüssen ihres Arbeitsmaterials zu schützen), lesen wir jetzt in wissenschaftlichen Zeitschriften eine ausführliche Darstellung der Heilung, die an einer mit dem Phosphor von 200 Zündhölzern vergifteten Frau vermittels Anwendung des genannten Gegengiftes erzielt wurde. Die sanft als milderndes Mittel bei Vergiftungen gebrauchte Milch wirkt bei Phosphor-Vergiftungen gar schädlich, da sie vermöge ihres Fettgehaltes die Resorption des im Fett leicht löslichen Phosphors erleichtert.

(Ein probates Recept für Heilung von Brandwunden.) Man nehme einen Lappen, so groß die Wunde ist, tunke solchen in Petroleum und lege es auf; nach 2 Stunden ist alle Gefahr vorüber. Man kann solchen nur etwas angefeuchtet, damit er nicht anklebt, darauf legen, bis die gänzliche Heilung erfolgt ist. In Ermangelung dessen nimmt man Solaröl, bis man Petroleum haben kann. Auch ältere Brandwunden werden mit Petroleum geheilt.

Rechnungs-Aufgabe.

A und B, von gleicher Schwere, fahren jeder ein Velocipede von gleicher Beschaffenheit mit Ausnahme der Kurbel. A's Kurbel hat eine Länge von 6 Zoll, während B's Kurbel nur 3 Zoll lang ist. A übt einen Druck von 120 Pfd. aus auf seine Kurbel und fährt mit einer Schnelligkeit von 10 Meilen per Stunde; wie groß muß der Druck sein, den B anwendet, um mit der gleichen Geschwindigkeit zu fahren?

Räthsel.

Es nennt das graue Alterthum
Dir einen Namen, hochgeehrt;
Ein Weiser, der sein Volk gelehrt,
Wie sich durch Freiheit, Macht und Ruhm,
Das Staats- und Bürgerwohl vermehrt.
Doch, ein Gesetz! in jedem Falle
Für Hoch und Nieder: gleich für Alle.

Nun tausche Du am rechten Ort
Der griech'schen Sprache letzten Laut
Mit ihrem ersten; und erbaut
Siehst Du der schönen Künste Hort:
Es tönt Musik, Gesang und Wort.
Doch immer nur in fels'nem Falle
Für Hoch und Nieder: gleich für Alle.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6:

„Zeitschriften."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 8. Sonntag den 20. Februar. 1870.

Langsam bildet der Fleiß ein sterbliches Werk dem Bedürfniß;
Schneller und ewig blüht, was die Begeisterung schuf.
von Brinckmann.

Die Sägmühle.

Eine schwäbische Geschichte von Louise Pichler.
(Aus dem „Erzähler.")
(Fortsetzung.)

Rösle wurde blaß, aber sie hatte es im Grunde nicht anders erwartet. „Nun, Vater!" sprach sie, und aus ihren Augen flammte eine Entschlossenheit, die ebenfalls ihr nicht natürlich war; „so höret auch mein Wort: lieber wollt' ich mich in den Mühlbach da unten stürzen, als von ihm lassen; wie mir's heut' ist, so wird mir's immer sein! Ihr könnt nun thun, wie Ihr wollt; Ihr habt mein Glück und Unglück in Eurer Hand." Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus und ging in's Haus zurück, unfähig mehr zu sagen. Es war dies auch unnöthig.

Da stand der Sägmüller, ein Bild rathloser Bestürzung; so was hatte er nie erlebt in seinem ganzen Hausstande; die Pfeife war ihm ausgegangen; endlich seufzte er tief auf, und dachte an sein seliges Weib; er hatte es ja wohl gewußt bei ihrem Tode, daß ohne sie das Haus aus seinen Fugen gehen würde.

Der Sägmüller gab nicht nach; er war ein Mann, und hielt auf sein Wort; aber es fing nun auch eine schwere Zeit für ihn an.

Mit Frieden und Zufriedenheit im Hause war's vorbei. So oft er das Rösle ansah, blickte sie hinweg, oder hatte Thränen in den Augen; kaum sprach sie zuweilen ein dürftiges Wort; um so mehr brauchte die Magd die Zunge, um handgreifliche Anspielungen über hartherzige Leute, die keine Liebe für ihre einzigen Kinder hätten, fallen zu lassen. Sie war Rösle's Vertraute, und da sie, obwohl seit Jahrzehnten an die Sägmühle gewöhnt, doch aus ihrer Jugend noch des lustigen Lebens im Dorfe sich erinnerte und gerne eine Abwechslung in das Einerlei kommen sah, so war sie von ganzem Herzen auf Konrads Seite.

Das Alles hielt der Sägmüller in die Länge nicht aus. Er hatte keine Zuflucht außer seinen häuslichen vier Wänden. So erklärte er endlich seiner Tochter: sie möge thun, wie sie wolle; er lege ihr Nichts mehr in den Weg. Ueberdies war Rösle sein Liebling, und er hatte ihr nie einen Wunsch abschlagen können; Jakob aber, so gut er ihn leiden konnte, war nicht sein eigener Verwandter. Den ersten Schritt vorwärts hatte das Paar also gewonnen, aber es galt jetzt erst noch, einen Hauptwiderstand aus dem Wege zu räumen: den von Jakob und seiner Familie.

Jakob, der ungeachtet seiner schweigsamen Trockenheit nicht auf den Kopf gefallen war, wie man sagt, hatte längst merken müssen, wie das Rösle gegen ihn gesinnt sei. Auch wohnte er nicht so sehr abseits von der Welt, daß nicht das Gerücht von Rösle's Bekanntschaft mit dem Konrad zu seinen und seiner Familie Ohren gedrungen wäre.

Sie beide aber waren zu stolz, und ihres Werthes zu sehr sich bewußt, um mit Worten diesen Umstand zu rügen, so unangenehm er ihnen sein mochte. Jakob setzte vielmehr, als wäre Nichts vorgegangen, seine Besuche auf der Sägmühle fort, bis der Sägmüller selbst ihm geradeaus sagte: das Rösle wolle ihn nicht, und sie habe ihr Wort schon einem Andern gegeben; wenn dies aber die Freundschaft stören sollte, so würde es dem Sägmüller leid thun.

Jetzt war die Zeit zum Reden gekommen; Jakob ging, kam aber am andern Tage wieder, begleitet nicht nur von dem Hofbauern, seinem Bruder, sondern auch von seiner Mutter, der Schwester der verstorbenen Sägmüllerin, die, wie die Verstorbene, ihren Hof in Jahren nicht mehr verlassen hatte.

Ziemlich heftig verlangte zuerst der junge Hofbauer eine Erklärung über das Betragen auf der Sägmühle, indem es eine ehrbare Familie nicht nur so gutwillig aufnehmen könne, daß man sie Jahrelang in's Gerede einer Heirath bringe, und hernach abbreche ohne Grund und Ursache.

Der Sägmüller, ohne diesmal auf Rösle's bittende Blicke zu achten, erklärte: mit seinem Willen sei es nicht geschehen, und sei Niemand leidiger als ihm; aber er könne das Mädchen nicht zwingen, das sei einmal nicht in seiner Art. — —

Nun kehrte der ganze Sturm sich gegen das Mädchen; die alte Bäurin selbst nahm das Wort, und fragte sie: ob sie ihrer Mutter Andenken nicht mehr werth halte; oder ob sie nicht wisse, was ihre letzten Wünsche gewesen wären und ob sie die Todte noch in ihrer Ruhe stören wolle.

Dabei sah die alte Bäuerin der verstorbenen Schwester so ähnlich, daß dem schaudernden Mädchen es war, als sei die Verstorbene selbst gekommen, um sie anzuklagen. Aber sie dachte an Konrad; es blieb, wie sie ihrem Vater gesagt hatte, sie konnte von ihm nicht lassen, und wenn es mehr als ihr Leben galt. Sie erklärte: man hätte nie ein Versprechen von ihr verlangt,

und sie habe dem Jakob noch kein Wort gegeben. Uebrigens könne sie ohne den Konrad nicht leben, und ihre selige Mutter selbst hätte sie nicht zu ihrem Elend zwingen dürfen. —

Nun schickten sich die Verwandten erbittert zum Aufbruch an; nur Jakob, der allein seine Fassung nicht verloren hatte, fragte Rösle noch in aller Höflichkeit, ob sie in irgend einem Ding eine Klage über ihn führen könnte.

„Im mindesten nicht!“ versicherte das Mädchen.

„Nun denn, geschieden ist geschieden!“ sagte der Bursche, „anbetteln werd' ich mich nicht! mach' Dir auch keinen Vorwurf! Aber Gutes hast Du Dir nicht gethan! der Konrad ist kein Mann für Dich! das glaubst Du freilich heute nicht!“ Dann brach er, die Kappe noch einmal höflich lüpfend, auf und ging mit seiner Mutter hinweg; der Bruder folgte, nachdem er vorher dem Sägmüller die Freundschaft feierlich aufgekündigt hatte.

Ohne ein Wort zu reden, schaute der Sägmüller den Abgehenden nach; dann stand er auf, um die Stube zu verlassen. Einen einzigen Blick warf er auf seine Tochter zurück, aber es war ein Blick, der fragte: „Hab' ich das an meiner Tochter erleben sollen, an meinem einzigen Kinde?“ Dann ging er langsamen, schleppenden Trittes hinüber in die Sägmühle; das Aechzen der Säge, das Gesäusel der Tannen that ihm wohl, wie ein Zuspruch von theilnehmenden Freunden.

Rösle hatte diesen Blick verstanden; sie wußte, daß ihr Vater nun mit den einzigen Menschen entzweit war, mit denen er außerhalb jenes kleinen, häuslichen Kreises noch in Verbindung gelebt hatte. Von ungefähr blickte sie auf den Fenstersims und sah seine Pfeife dort liegen, die er vergessen hatte, als er hinwegging, das war ihm zum ersten Male begegnet. Erschüttert barg sie das Gesicht in die Hände und weinte sich aus.

Als sie des Abends wieder am Steg unten mit Konrad zusammentraf, fiel sie ihm um den Hals und sagte: „sieh! jetzt hab' ich Niemand mehr auf der Welt, als Dich! Mit meinen Verwandten hab' ich gebrochen; meinem Vater hab' ich's Leben verbittert! und an meine Mutter darf ich gar nicht mehr denken!“

Als er sie aber an's Herz drückte, als er sie sein Mädchen, seinen einzigen Schatz nannte, und ihr recht innig in die traurigen Augen schaute — da war sie getröstet: ja sie meinte, sie hätte nichts weniger für ihn geben mögen, als ihre ganze Welt, wie sie gethan hatte.

Wie ein Lauffeuer ging es jetzt im Dorfe um, daß der Konrad Heirath halte auf der Sägmühle. Man staunte nicht wenig, denn wenn man auch gewußt hatte, daß Rösle dem Burschen zugethan sei, so konnte Niemand doch im Ernste daran denken, daß er die Tochter des Sägmüllers davon tragen würde.

Die Männer schüttelten den Kopf und meinten, ungleiche Heirathen wären noch selten gut ausgefallen; auch gefiel's ihnen nicht, daß man dem Jakob das Wort zurückgenommen habe. Die Mädchen dagegen standen auf Konrads Seite, nur meinten sie einmüthig: es sey schade, daß solch ein aufgeweckter Bursche auf der Sägmühle verdumpfen sollte.

Aber es war ein Haus im Dorfe, worin die Nachricht tieferes Interesse erregte, als das einer flüchtigen Neugierde.

Es lebte dort eine Wittwe mit ihrer Tochter neben Konrads Elternhaus. Die Tochter Kathrine war ein schönes Mädchen von stolzem Wuchs und lebhaften, schwarzen Augen; an Verstand und Gewandtheit kam ihr keine Andere im Dorfe gleich. Dennoch hatte sie wenig Aussichten, nicht nur, weil das Bauerngütchen ihrer Mutter sehr verschuldet war, sondern auch noch mehr, weil die Familie nicht in gutem Rufe stand. Man wußte weder Mutter noch Tochter etwas Schlimmes aufzuweisen; aber man glaubte, daß sie zu Jedem fähig wären; böse Zungen hatten sie Beide; von der Mutter wollte überdies noch vertauten, sie wäre — eine Hexe. Zurückgesetzt und oft gedemüthigt, hatte Kathrinens stolzes Gemüth sich noch erbittert und erhärtet; ihr glühender Wunsch war, durch eine gute Heirath über ihre Gespielinnen zu triumphiren. — Ihre Mutter wünschte wegen des verschuldeten Gütchens dasselbe.

Mit Konrad war Kathrine als Nachbarskind von Jugend auf in freundlichem Verhältnisse gestanden, das mit den Jahren nicht kälter wurde; es traf sich so ganz von ungefähr, daß wenn er sein Vieh Morgens zur Tränke trieb, auch Kathrine mit der Wassergölte zum Brunnen kam; seine Scheuer stieß an ihr Haus; da war es denn natürlich, daß er am Feierabend, wenn er Futter geschnitten hatte, ein Paar Schritte that, um mit Kathriae zu sprechen, die sich an der Hausthüre zeigte. Um sein Verhältniß zur Sägmüllerstochter hatte Kathrine gewußt, ohne sich deßhalb in ihren Hoffnungen stören zu lassen. Er würde dieselbe ja doch nicht bekommen, und wann seine Eitelkeit durch eine vergebliche Werbung verletzt worden wäre, so würde er nur um so leichter zu einer raschen Heirath zu gewinnen seyn, erwartete sie; nicht einmal eifersüchtig war sie auf das Rösle, obwohl sie im Grund des Herzens neben den eigennützigen Hoffnungen den Konrad selbst auch liebte; das Rösle von der Sägmühle war keine Person, um sich ihr an die Seite zu stellen.

Als sie nun eines Abends am Brunnen vernahm, der Heirathstag des Konrad sey angesagt, so blickte sie ungläubig und verächtlich drein; doch Konrad selbst kam dazu und bestätigte, von den Mädchen befragt, mit stolzem Lächeln die Sache.

Ohne ein Wort zu sprechen, nahm Kathrine, während die Anderen ihm Glück wünschten, die Wassergölte auf den Kopf und ging heimwärts. Dort aber vertieß sie ihre Festigkeit; Schmerz und zürnender Haß zerrissen ihr das Herz, doch war der erstere stärker; sie setzte sich nieder, den Kopf auf die Arme legend, und weinte bitterlich; sie fühlte jetzt erst recht, wie sehr sie ihn geliebt hatte, den Konrad, ihren Kindheitsgespielen, den schönsten Burschen des Dorfes.

Ihre Mutter errieth das Vorgefallene und ließ sie ihrem Schmerz nachgehen, ohne einen Versuch zu ihrem Troste zu machen. Nach einer Weile aber sagte sie in kaltem, hartem Tone: „Wenn ich einen Burschen gehabt hätte und eine Andere hätte ihn mir abspenstig gemacht, so hätte ich wohl gewußt, Besseres zu thun, als zu weinen.“

Da richtete Kathrine sich auf. „Sie hat ihn noch nicht, ist auch noch nicht alle Tage Abend!“ sagte sie stolz und verließ die Stube; jetzt war es eifersüchtiger Haß, der in ihrem Herzen die Obergewalt gewonnen hatte.

Kathrine traf nicht mehr am Brunnen mit dem Konrad zusammen; er mochte in der Scheuer noch so viel zu thun haben, sie zeigte sich nicht unter der Hausthüre.

Für den Anfang war er zu viel beschäftigt, um dieß nur in Acht zu nehmen. Sein Heirathstag wurde gehalten; das Beidringen festgestellt, das sich freilich sehr ungleich ausnahm; die Hochzeit selbst wurde auf drei Wochen nach Ostern bestimmt, da Konrad erst noch zuvor wegen Militärpflichtigkeit Erlaubniß einholen mußte. Es war noch einige Monate bis dorthin. Inzwischen durfte er seine Braut jetzt offen besuchen, wie früher der Jakob. Sonderbarer Weise aber fand er's weniger angenehm in der Stube, als früher des Abends auf dem Stege über dem Mühtdach. Nicht nur war hier der alte Sägmüller zugegen, sein künftiger Schwäher, der noch um Vieles schweigsamer und menschenscheuer geworden war, als früher, und sich keine Mühe gab, zu verhehlen, wie unwillkommen der neue Schwiegersohn ihm war, sondern auch das Rösle selbst erschien ihm nicht mehr so anziehend, als ehemals, wo er unter Hoffnung und Ungewißheit sie am Mühlbache erwartet hatte, wo sie alle Hindernisse ihrer Heirath besprochen, nur um sich immer wieder auf's Neue ihrer Treue zu versichern. Das war jetzt überflüssig gewarden; vom künftigen Hochzeitstag zu reden, wurde man auf die Länge auch überdrüssig und an der Sägmühle sah der Konrad auch nichts Neues mehr, nachdem er sie einmal gesehen hatte. Es waren immer die gleichen Balken und Bretter und die Säge machte das gleiche, schwermüthige Geräusch; nicht einmal ein Lied konnte man singen, das schleppende, traurige Aechzen der Säge brachte Einen stets aus dem Takte.

Das Rösle wußte von all' dem nichts; sie war es nicht anders gewöhnt; sie hatte auch niemals Langeweile, am wenigsten, wenn er bei ihr war.

Stundenlang konnte sie neben ihm auf der Bank am Fenster sitzen, ihre Hand in die seinige gelegt und in seine Augen

blickend, wie ehemals in den blauen Himmel, und fragte er sie dann: „was denkst du denn?“ — so sagte sie, wie früher: „Ich weiß es nicht!“

Dem Konrad aber, so viel beredt ihr stilles, blaues Auge dann auch blickte, wäre ein beredter Mund immer noch lieber gewesen; von was aber sollte das Rösle reden, wenn nicht etwa von der Predigt, die sie am Sonntag Morgens in der Kirche gehört hatte? Konrad war selbst auch in der Kirche gewesen und behauptete, die Predigt ganz genau behalten zu haben. Von Dingen, die junge Leute sonst interessiren, von Dorfneuigkeiten, von Hochzeittänzen und Marktgängen wußte sie Nichts zu sagen, und wenn Konrad selbst ihr etwas erzählte, was das ganze Dorf in Aufregung brachte, so hörte sie ihm still und geduldig zu, weil er es war, der es erzählte, nicht aber, als ob die Sache sie im Mindesten interessirt hätte. Für ihn war's nun wenig Vergnügen, zu erzählen, was so wenig Theilnahme fand; so schwieg er denn lieber und endlich nahm er seine Zuflucht auch zur Pfeife, wie es Jakob gethan hatte.

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

Verzage nicht!

Verzage nicht, wenn auf der Welt
Nicht Eine Seele dich versteht,
Wenn du alleine wandern mußt,
Wo Eines mit dem Andern geht.

Ist doch für jedes Hälmchen Grün
Ein Perlentropfen, der's bethaut,
Für jedes wilde Waldgezweig
Ein Vogel, der sein Nestlein baut;

Für jeden Fels ein Wölkchen weiß,
Das seine graue Stirne küßt,
Für jeden Strom ein tiefes Meer,
In das er seine Wasser gießt.

O hoffe nur, ein Wesen kreuzt
Doch einmal liebend deinen Pfad,
Es naht gewiß, und wenn's dir erst
In deiner letzten Stunde naht;

Und wenn's dein brechend Auge schließt,
Und wenn's den letzten Kranz dir flicht',
Und wenn's an deinem Grabe weint —
Es naht gewiß, verzage nicht!

Jos. Mayr-Tüchler.

Skizzen aus der Ansbacher Vorzeit.

13) Die Fehden mit Bayern-Ingolstadt.

Als das Wort- und Schimpfgefechte zwischen dem Kurfürsten und dem Ingolstädter Herzoge, dessen in der vorigen Skizze Erwähnung gethan wurde, zum Kampfe mit den Waffen sich zu entwickeln begann, war Friedrich gerade in der Mark, mit der Abwehr gegen feindselige Nachbarn und auf dem von Sigmund zusammen berufenen Fürstentage zu Breslau beschäftigt. Der Moment war von dem Bayerfürsten glücklich gewählt, da gerade damals auch die bisherige Freundschaft zwischen Sigmund und Friedrich einer gegenseitigen Mißstimmung Platz zu machen anfing. Die Feindseligkeiten eröffnete der Sohn des Herzogs Ludwig, mit dem Beinamen der Höcker, und zwar in eigenem Namen, da er als Besitzer der Grafschaft Graisbach über Eingriffe des kaiserlichen Landgerichtes Burggrafthums Nürnberg in seine eigene Gerichtsbarkeit sich beschwerte, Eingriffe, welche bereits veranlaßt hatten, daß der Graisbacher Landrichter mehrere Städte des Burggrafthums, unter ihnen auch Onolzbach, Ludwig dem Gebarteten Entschädigungshaiber zugesprochen, — ein Spruch, welchen freilich der Kaiser vernichtete.

Kurfürstin Elisabeth war mit männlicher Energie auf Abwehr gegen ihre Feinde bedacht und einigte sich mit einer Reihe von Fürsten und Städten behufs der Bekämpfung derselben. Sie war eben von dem Burggrafthume „oberhalb des Gebürges“ zurückgekehrt, das sie mit ihrem Sohne Johann, nachdem Friedrichs Bruder gestorben war, für ihren Gemahl in Besitz genommen hatte.

Die Geschichte Ansbachs hat mehrere dieser Reaierungsakte der muthigen Fürstin, welche am 28. August ihrerseits Ludwig dem Höcker durch ihren Sohn Johann von Cadolzburg aus, hatte absagen lassen, verzeichnet. In einer Urkunde vom 25. Oktober 1420 verspricht sie in dem Bündnisse gegen den Herzog Ludwig, Grafen zu Mortain, 40 Spieße, je zu 1 Spieß 3 Gewappnete und 2 Pferde auf geschehene Mahnung zu stellen. Als Verbündete erscheinen drei Grafen von Oettingen, Ludwig Pfalzgraf bei Rhein, die Herzöge Ernst, Heinrich, Wilhelm und Johann von Bayern und die Bischöfe von Regensburg, Würzburg und Eichstädt. Auch die benachbarten Reichsstädte hatten sich dem Kurfürsten verbündet, freilich aber hatte Elisabeth am 4. Dezember 1420 gegen ihre Bundesgenossen Rothenburg, Nördlingen, Dinkelsbühl, Weissenburg und Boppfing durch eine in Ansbach ausgestellte Urkunde sich verpflichten müssen, daß die Städte ihren Theil an den Gefangenen und Eroberungen, bei denen sie mitwirken würden, erhalten sollten.

Diese Rücksicht auf Gewinn und Beute tritt noch greller bei den Werbungen, welche die Gegenpartei machte, hervor, indem Ludwig der Gebartete alle fremden Ritter einlud, zu ihm zu reiten und Ritterschaft zu suchen. Stechen, Rennen, Tanzen, schöne Frauen, Sturm und Scharmützel würden sie nach Herzenslust finden; auch Beute oder Sold wurde ihnen in Aussicht gestellt.

Rasch überzog Ludwig mit einer Anzahl kleinerer Streifschaaren die Gebiete seiner Feinde. Christoph Laymnger, Pfleger von Lauf, nahm in einer regnerischen Nacht, während die Nürnberger mit Tanz sich belustigten, die alte Stammburg der Hohenzollern und äscherte sie ein, und der Parsberger streifte durch das Eichstättische bis nach Leutershausen vor. Die Kurfürstin klagte ihrem Gemahl, daß ihre Verbündeten „fast ermatten.“

Nun erschien der Kurfürst selbst, warf die Ingolstädter und ihre Bundesgenossen über die Donau zurück, gewann Donauwörth, welches von Sigmund zur freien Reichsstadt erklärt worden war, zur Bundesgenossin und ses ward Ludwig durch eine Reihe von Niederlagen, namentlich durch die zu Puchheim, in welcher Herzog Albrecht und die Münchener Bürger einen glänzenden Sieg erfochten, gezwungen, einen für ihn nachtheiligen Frieden einzugehen, sein Land einem kaiserlichen Hofmeister als einstweiligen Besitzer und eine Reihe von einzelnen Besitzungen seinen Feinden zu überlassen.

Mit dem vorläufig auf vier Jahre geschlossenen Frieden waren aber nur Handlungen der offenen Gewalt, nicht der Feindschaft von Seite Ludwigs gegen Friedrich beseitigt und auch erstere kamen zuweilen vor, wie denn Ludwig der Höcker die Burg zu Leutershausen, welche Ulrich von Ramingen pfandweise in Besitz hatte, an sich riß (1424). Im Gefolge des Königs Sigmund hatte Ludwig der Gebartete Gelegenheit genug, dem Kurfürsten zu schaden, zumal als der König damals in offener Feindschaft gegen Friederich stand. Die Belehnung des Markgrafen von Meißen mit dem damals erledigten Kurhute in Sachsen, auf welches Friedrichs ältester Sohn Ansprüche hatte, die Vorladung des Kurfürsten an den Hof des Königs, feindselige Akte des Königs bezüglich der Herrschaft des Kurfürsten in der Mark, waren deutliche Beweise der geänderten Gesinnung des Königs. Friedrich seinerseits mochte wohl bei der Kurfürsten-Einigung im Jahre 1424, welche die Herrschaft im Reiche dem Kaiser aus der Hand und den Kurfürsten in die Hände zu legen suchte, vorzüglich thätig gewesen seyn.

Die Hussitennoth änderte zwar die damalige Stellung des Königs Sigmund zu dem Kurfürsten, nicht aber die Gesinnung Ludwig des Gebarteten zu demselben und zu den übrigen bayerischen Fürsten. Als 1435 Herzog Ernst in München die schöne Gemahlin seines Sohnes Albrecht, die Baderstochter Agnes Bernauerin, von der Brücke zu Straubing in die Donau werfen

ließ, flüchtete der entrüstete Gemahl der Unglücklichen zu Herzog Ludwig, und wenn auch nur auf kurze Zeit, entspann sich deßhalb abermals die Fehde.

Nachhaltiger und von tragischen Folgen für Ludwig dem Bärtigen war der Conflikt, der sich im Jahre 1438 in der eigenen Familie desselben mit dem Markgrafen ergab. Jener Ludwig der Höckerige, welcher vor achtzehn Jahren zuerst den Krieg in das markgräfliche Gebiet getragen hatte, war nun der Bundesgenosse, ja Schwiegersohn des Markgrafen geworden. Es hatte nämlich sein Vater einem natürlichen Sohne, Wieland Swelher, später Freyberg, — da seine Mutter Kanetta, die Tochter des Rathes Swelher, einen Freyberg geheirathet hatte, — so sehr seine Liebe zugeneigt, daß Ludwig der Höcker befürchtete, er würde durch denselben um sein ganzes Erbe kommen. Deßhalb warb er um Margaretha, die dritte Tochter Friedrichs, und erlangte, daß ihm als Aussteuer die Besitzungen zurückgegeben würden, die der Kurfürst seinem Vater abgenommen hatte. Es mußte dieß übrigens ein eigenthümliches Paar gewesen seyn, das den Ansbachern, und sicherlich, wenn es auch nicht ausdrücklich erwähnt wird, hielt sich das Brautpaar eine Zeit lang dahier auf, viel zu sehen und zu reden machte. Den Bräutigam schildern die gleichzeitigen Geschichtsschreiber als einen Menschen „gar ungeschaffen an allem Gliedmaß, über die Massen lang in den Beinen und auf seinem Rücken einen großen Haffern (Buckel), dabei aber verständig und lustig;" die Braut dagegen sey groß, dick und lebenslustig. Natürlich, daß Ludwig der Gebartete zu dieser Verbindung seines Sohnes mit der Tochter seines Feindes scheel gesehen hat. Die junge Frau durfte ihm gar nicht unter die Augen und die reichen Begabungen, die er seinem natürlichen Sohne kurz darauf zuwendete, beschleunigten den Ausbruch des unnatürlichen Krieges zwischen dem Vater und dem Sohn, der sich alsbald darauf Ingolstadt's bemächtigte und die Beihilfe des Münchener Herzogs Albrecht gewann.

Diese erneuerten Kämpfe des Herzogs Ludwig des Gebarteten fanden aber nicht mehr seinen alten Gegner im Burggrafthum Nürnberg; denn gerade um jene Zeit starb der Kurfürst (20. September 1440) und die Geschichte der Betheiligung der Hohenzollern an diesem Kriege gehört der Regierungszeit des Albrecht Achilles an.

(Unverhofft.) Die Troy Times vom 15. Januar erzählt folgende romantische Geschichte: Fräulein Gray lebte bis vor Kurzem in Fort Edward, Newyork, kümmerlich als Näherin oder Putzmacherin. Ein junger Engländer hatte sich in die Putzmacherin verliebt und ihr die Ehe versprochen; als er nach England kam, da war ihm die Braut aus den Augen und aus dem Sinne gekommen, und bald darauf heirathete er eine Andere. Ein Jahr nach seiner Verheirathung starb der junge Mann und hinterließ sein ganzes Vermögen seinem Vater. Der alte Herr grollte seinem Sohne wegen der an dem amerikanischen Mädchen verübten Treulosigkeit, er grollte der Frau, die den jungen Mann seinem gegebenen Versprechen untreu gemacht hatte; er konnte es seiner Schwiegertochter nicht vergeben, daß sie wider seinen Willen seinen einzigen Sohn geheirathet hatte. Als er sein eigenes Ende herrannahen fühlte, muß ihn der Gedanke gepeinigt haben, daß in Ermanglung anderweitiger Erben sein und seines Sohnes vereinigtes Vermögen entweder in die Hände der ihm verhaßten Schwiegertochter oder ganz und gar an die Krone fallen soll. Er erinnerte sich der armen Putzmacherin in Amerika, deren Leben die Treulosigkeit seines Sohnes verbittert hatte. Auf seinem Sterbelager vermachte er als guter Engländer die Hälfte seines Vermögens der Krone und die andere Hälfte von 19'000,000 Dollars, sage neunzehn Millionen Dollars, der armen Putzmacherin in Fort Edward. Fräulein Gray hielt die Geschichte anfänglich für einen schlechten Spaß. Die ihr zugefallene Erbschaft war so groß, daß Niemand an die Wahrheit derselben glauben mochte. Unterdessen hat aber Fräulein Gray wirklich die erste Abschlagszahlung an ihrem Erbschaftsantheil erhalten. Der britische Consul in Newyork wies ihr neulich die Kleinigkeit von 5'000,000 Dollars an. Am vorigen Donnerstag empfing sie eine Depesche des Consuls, in welcher er ihr ankündigte, daß das Geld ihrer Verfügung harre. Am folgenden Tage reiste sie nach Newyork ab, wo ihr das Geld ausbezahlt wurde. —

(Weibliche Aerzte.) In Wien hielt jüngst das medizinische Professoren-Collegium eine Sitzung, in welcher die Anfrage, ob hier Frauenspersonen zu Doctoren promovirt werden können, dahin beantwortet wurde, daß bisher kein derartiger Fall hier vorgekommen sei, daß aber den an anderen Universitäten promovirten Frauenspersonen der Besuch sowohl der Kliniken als auch der Spitals-Abtheilungen nicht verweigert werden könne. Gegenwärtig prakticiren hier zwei weibliche Aerzte, eine Engländerin und eine Schweizerin.

Der „N. Pr. Z." schreibt man Paris: „Sehr geklagt wird über die Excentricitäten in der Toilette der hier sehr zahlreichen Amerikanerinnen; namentlich auf dem Stadthause sollen die transatlantischen Herrschaften alles was glaublich ist überstiegen haben. Eine trug eine ganze Landschaft in den Haaren, eine andere sogar eine mäßig große Stutzuhr. So recht ein erquickliches Gegenbild dagegen bildet die Gemahlin des Justizministers. Madame Ollivier erschien bei einem Diner in den Tuilerien in einer halbhohen, weißen Mousselinrobe. Das ist noch nicht dagewesen; die alten geputzten Damen waren geradezu entsetzt, aber junge und schöne Frauen folgten bereits dem gegebenen Beispiel. Im Salon des Justizministers empfängt Madame Ollivier in einem hoch über die Schultern gehenden schwarzen Seidenkleide, mit einer einfachen blauen Schleife in ihrem allerdings sehr reichen blonden Haar. Vielleicht ist das Beispiel dieser jungen Frau der Anfang der Umkehr."

Charade.

1.

Oft bin ich ein munt'rer und kecker Gesell
Und zähle nicht zu den Gefrornen.
Ich schaffe und raffe und brauche nicht hell;
Doch wo sie mein Wirken beleuchten gar grell:
Das wissen die Herren Geschwornen.

2.

Wohl bin ich der Industrie kräftigster Sohn
Und helfe der Mutter durch Güte.
Ich fördre den Feldbau, beschirme die Kron';
Mich kennen sie all', die sich mühen um Lohn,
Vor allen die Schlosser und Schmiede.

1. und 2.

Mich hat der entsetzliche Dreifuß bedroht
In älteren Zeiten und Tagen.
Jetzt geht es schon leichter und hat keine Noth,
Und wer mich erzielt, findet Wohnung und Brod:
Nur darf er nach Ehre nichts fragen.

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 7:

„B muß einen Druck von 240 Pfd. anwenden."

Auflösung des Räthsels in Nr. 7:

„Solon — Salon."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 9. Sonntag den 27. Februar. 1870.

Viel Klagen hör ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Große übt;
Der Großen Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

Bürger.

Die Sägmühle.

Eine schwäbische Geschichte von **Louise Pichler.**

(Aus dem „Erzähler.")

(Fortsetzung und Schluß.)

Diese Gleichgültigkeit für Dinge, die ihm interessant waren, ward ihm um so empfindlicher, da er der Sitte gemäß seit dem Heirathstag von allen Lichtstuben, Tänzen und sonstigen Belustigungen der jungen Leute sich zurückhalten mußte. Jetzt fiel's ihm doppelt auf, daß er die Kathrine gar nicht mehr sah; er hätte so gern ein gescheidtes, munteres Wort aus ihrem Munde gehört; daß sie im Ernst Hoffnungen auf ihn gehabt hätte, ließ sein Stolz ihn nicht glauben; daß sie ihn aber im Stillen gern gehabt habe, und sich über seinen Abschied vom Dorfe grämе — nun dies rechnete er ihr nicht zum Fehler an.

Von all' diesen Gedanken erfüllt, kehrte er eines Abends von der Sägmühle nach Haus zurück. Als er zum Dorfe kam, tönte ihm der Gesang eines beliebten Volksliedes entgegen; es kam derselbe aus einer Lichtstube, das sah er an den hellerleuchteten Fenstern.

Unwillkürlich stand er stille, all' die lustigen Stunden, die er hier zugebracht, die tolle Heiterkeit seiner Jugend überhaupt wachten in seiner Erinnerung auf; das Rösle hatte das beste Gemüth und hing mit ganzer Seele an ihm; aber auf der Sägmühle war es gar zu schrecklich langweilig.

Mit unwiderstehlicher Macht zog's ihn zu dem altgewohnten, lustigen Kreise; noch zögerte er einen Augenblick; da erschien Kathrinens lebhaftes Gesicht am Fenster; er faßte seinen Entschluß und trat rasch in das Haus.

Man staunte und lächelte, als man Konrad sah, aber man hieß ihn willkommen. Er wurde darüber geneckt, daß er eigentlich nicht mehr hieher gehörte, und der muntere Jugendton umspielte ihn so frisch und so heimisch, wie die kühle Fluth den Fisch, der auf dem Trockenen gezappelt hatte. Er stimmte lustig mit ein, gab Schlag auf Schlag zurück, und war so unerschöpflich und zungenfertig, als jemals; in die ganze Lichtstube war mit ihm ein neues, lustigeres Leben gekommen; die Stunden gingen wie im Fluge hin, und die Hausfrau selbst mußte an's Heimgehen mahnen. Da meinte Konrad, man sollte zum Schlusse noch ein Lied singen; man gab ihm Beifall und schlug eines vor; er war der beste Sänger, Kathrine die fertigste Sängerin in dem Kreise; sie sangen das Lied zusammen, und den Schlußreim wiederholte die Lichtstube im Chor.

Kathrine sang schöner als je; sie und Konrad wetteiferten und überboten sich gegenseitig. Alles rief ihnen Beifall zu, und dem Konrad war's ganz wohl geworden, wieder singen zu können; wenn man auf der Sägmühle auch vor dem Geächze der Säge Ruhe gehabt hätte, so hatte doch Rösle keine Uebung und kannte keine neuen Lieder; auch war's ein ganz anderes, in der Lichtstube unter Anderen zu singen, als unter den Tannen im stillen Walde.

Als sie nach Hause gingen, schloß Konrad sich an Kathrine an; das war natürlich, sie waren ja Nachbarskinder. Die Aufregung dieses Abends, der heitere Wetteifer des Gesangs, jetzt ihre langentbehrte Nähe in der nächtlichen Stille lösten seine Zunge.

„Man muß Dich in der Lichtstube aufsuchen, wenn man Dich sprechen will!" sagte er zu Kathrine.

„Der künftige Sägmüller wird mit unser Einem nicht mehr sprechen wollen!" meinte sie neckend.

„Sei nicht so närrisch," erwiederte er; „es hat mich ein Stück getroffen, das hätt' eben so gut einem Andern werden können; deßwegen darf ich mich nicht überheben!"

So scharfblickend er sonst war, so glaubte er dießmal an ihre Aufrichtigkeit, denn sie hatte seine Eitelkeit bestochen. „Sieh'," fuhr er nun fort im Eifer, sich selbst und sie zu überreden, „es hat mich schon lange gekränkt, daß Du so fremd thust; wenn man von daheim wegkommt, möchte man in Frieden gehen von Jedermann, besonders von Nachbarskindern: es freut Einen dann noch nach vielen Jahren, da man so mit einander aufgewachsen ist, wenn man sich wieder sieht!"

Kathrine klopfte das Herz; doch mit dem Tone ruhiger, nachbarlicher Freundschaft versprach sie, was er verlangte, daß sie nicht mehr fremd thun wollte und nicht ausweichen, sondern auch zuweilen ein Wörtlein sprechen, wenn man sich gerade sehe.

Am andern Morgen war Konrad gespannt, ob er Kathrine sehen würde. Ihr schelmisches Lächeln, als sie erschien, die paar munteren Worte, die sie hinwarf, beschäftigten ihn den ganzen Morgen über. Abends, als er sie unter der Hausthüre erscheinen sah, war er mit einem Sprung bei ihr; es war eine Dorfneuigkeit zu besprechen und Kathrinens Bemerkungen darüber waren so scharfsinnig, ein paar eingestreute lustige Einfälle

so treffend, daß er sich höchst ungerne losriß, als Kathrine in's Haus zurückkehrte, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Die alte Vertraulichkeit war also wieder hergestellt; Konrad war herzlich froh darüber, um so mehr, da er sonst zurückgezogen leben mußte. Auf die Sägmühle kam er jetzt seltener, und die Strenge der Jahreszeit gab Entschuldigung dafür.

Es fehlte jedoch nicht an Augen im Dorfe, welche das Zusammentreffen am Brunnen und das allabendliche Stelldichein unter der Hausthüre bemerkt und zu deuten gewußt hätten. Dieselben Beobachter ruhten auch nicht, bis das Rösle auf der Sägmühle durch eine dritte oder vierte Hand davon in Kenntniß gesetzt war.

Rösle ärgerte sich darüber, daß die Leute dergleichen Dinge glauben mochten. Ihr eigener Glauben an Konrad's Treue stand felsenfest und konnte durch Nichts erschüttert werden. Sie fühlte ja selbst, wie gleichgiltig ihr die ganze Welt war außer ihm; warum sollte es bei ihm nicht auch so seyn? Sie hatte ja Alles für ihn hingegeben; wenn er sie betrog, hätte die Welt unter ihren Füßen gewankt.

Dennoch konnte sie am folgenden Sonntag, als sie aus der Kirche kam, nicht vorübergehen, ohne einen Blick nach der Wohnung der Wittwe zu werfen. Kathrine stand unter der Hausthüre und redete Rösle an; diese konnte nun nicht umhin, einige gleichgiltige Worte mit ihr zu wechseln.

„Bist nur so ganz allein?" fragte Kathrine zuletzt. Rösle bejahte. Konrad hatte für seinen Vater einen Gang in die Stadt zu machen, wie sie in seinem Elternhause so eben erfuhr; er konnte sie somit nicht begleiten.

„So begleit' ich Dich ein Stücklein Weges!" sagte Kathrine; „ich wollte auch gern ein wenig in die Luft gehen, und allein ist's so langweilig!"

Rösle konnte dies nicht ablehnen, wenn's ihr auch nicht gerade angenehm war; um doch ein Gespräch einzuleiten, fragte sie, ob Kathrine viele Gespielinnen habe.

Da war denn Gelegenheit für Kathrine, ohne daß es weit her geholt schien, zu klagen, wie die Leute so böse wären und wie sie namentlich zwischen Armen und Reichen so vielen Unterschied machten, daß man lieber gar nicht mit ihnen umgehen möge. Rösle konnte nicht umhin, sie zu bedauern; es klang so aufrichtig, so wahr, was Kathrine sagte, daß Rösle selbst sich Vorwürfe über ihren Widerwillen machte.

„Du kannst Dir gar nicht denken, wie die Leute auf dem Dorfe sind," fuhr Kathrine seufzend fort; „da soll man mit unser Einem nicht ein Wörtlein reden dürfen, und wär's nur aus alter Freundschaft, das nicht gleich übel gedeutet wird! Ganz wohl thut's mir, nur einmal wieder mit einem aufrichtigen Gemüth zu reden, wie Du eines hast!" Rösle, gutmüthig und arglos, wie sie war, ließ sich recht zu mitleidiger Theilnahme hinreißen, sie konnte sich hineinfühlen, wie es thun müsse, wenn man schon arm sey, auch noch deßhalb sich von den Leuten kränken lassen zu müssen; überdieß war sie im Grunde ihres Herzens so froh, auch jeden Schatten einer Ungewißheit über Konrad entfernt zu sehen. Er sprach zuweilen mit der Kathrine, weil sie seine Nachbarin war, aus Gutmüthigkeit und weil er zu leutselig und großmüthig war, um stolz zu thun. In der Herzensfreude und Bewegung hierüber lud Rösle die Kathrine ein, sie auch mit der Kunkel auf der Sägmühle zu besuchen, wenn der Weg gut sey. Neben der Theilnahme, die sie der Armen selbst dadurch beweisen wollte, that ihr's auch wohl, mit einem Mädchen umzugehen, das den Konrad von Jugend auf kannte; ihr Vater war über diesen Gegenstand noch schweigsamer, als über andere Dinge.

Kathrine sagte zu und kam wirklich in der anderen Woche auf einen Nachmittag; dagegen lud sie das Rösle auf den nächsten Tag zu sich ein, wo sie eine Kunkelstube von Schulbekannten treffen würde, die recht erfreut wären, mit dem Rösle einmal wieder zusammen zu seyn.

Ohne Unhöflichkeit konnte Rösle es nicht ausschlagen; übrigens sagte sie gar nicht ungerne zu; die Gelegenheit, in's Dorf zu gehen, war ihr ganz erwünscht; sie hatte den Konrad schon seit einer Woche nicht gesehen.

Vergnügt traf sie am anderen Tage im Dorfe ein. Von Kathrine und ihrer Mutter wurde sie auf's Höflichste empfangen, und die versammelten Mädchen zeigten sich alle herzlich erfreut, sie zu sehen. Sie erneuerten ihre Schicksale; endlich brachte die Wittwe, um ihren Gast recht zu ehren, gar einen Kaffee, der vollends die Zungen löste und die Gemüther erwärmte. Rösle, wenn sie auch nicht so viel zu sprechen wußte, wie die Anderen, hörte um so aufmerksamer zu und fand solch eine Kunkelstube höchst unterhaltend.

Nur den Konrad sah sie nicht, ob sie gleich mit sichtbar wachsender Spannung immer häufiger durch's Fenster blickte, bis endlich eines der Mädchen sie damit „aufzog" und die Vermuthung äußerte, daß der Konrad heute auf dem Lorcher Markt seyn werde. Das war nicht nach den Wünschen des Rösle; doch hoffte sie immer noch, er würde zurück kommen, ehe sie sich auf den Rückweg begebe.

Deßhalb beeilte sie sich nicht, aufzubrechen, und ließ sich, als schon alle die Anderen sich entfernt hatten, noch von Kathrine aufhalten, welche ihr das Geleit geben wollte und nur zuvor noch dem Vieh das Abendfutter reichen mußte. Sie verzog etwas lange hiebei; erst als schon die Dunkelheit eingebrochen war, kam sie in die Stube zurück, mit der Laterne in der Hand, um dem Röschen heimzuleuchten. Als sie endlich auf die Hausschwelle traten, näherte sich ein Bursche und dem Rösle lachte das Herz; es mußte ja doch Konrad seyn, der von ihrem Hierseyn erfahren hatte und sie heimbegleiten wollte.

Wirklich war's Konrad, der soeben vom Markte zurückkam.

„Kathrine, wohin noch so spät? Darf man Dich begleiten?" rief er herüber.

„Ich werd's ja nicht hindern können, wenn Du's einmal willst," erwiederte sie, „und ohnehin geht's dießmal der Sägmühle zu; Du kannst gleich mit hinübergehen."

„Das fehlte mir gerade!" lachte in toller Markt- und Weinlaune Konrad; „in die Sägmühle kann man meinethalb an einem langweiligen Sonntagsabend gehen, aber nicht, wenn man zu Markt gewesen ist! Ich wollt', Du wärest drunten gewesen, Kathrine, da könnte man die Einöde vergessen; aber so wie es jetzt sieht, weiß man nicht, was einem langweiliger ist, die Sägmühle oder des Sägmüllers Mädel!"

Mit diesen Worten trat er näher, Kathrine drehte die Laterne, so daß ein heller Strahl auf das Rösle fiel, das bisher im Schatten der Thüre gestanden war. Er erstarrte, wie sie selbst, und keines sprach ein Wort; von des Rösle's Anwesenheit hatte Konrad nichts geahnt. Jetzt hätte er die Nacht dunkler machen mögen, als sie schon war; selbst Kathrine hielt die Laterne von sich ab, um nicht den Triumph zu verrathen, der in ihren Augen flammte. Nur dem Rösle war's Nacht genug, Nacht im Herzen und Nacht im Auge, Nacht, für die es keinen Tag und keine Sonne mehr gab!

Erst nach einer Weile faßte sich Konrad, um das Rösle zu grüßen. Er bot ihr seine Begleitung an, sie wies dieselbe ab, ohne Zorn, ohne Schmerz, ohne irgend eine Bewegung der Stimme, aber mit einer Starrheit, die ihm das Herz eisig durchdrang; so schnell er sonst sich zu helfen wußte, so hatte er hier nicht den Muth, ihr wider Willen zu folgen. Er blickte ihr verwirrt und bestürzt nur nach. Kathrine, die sich jetzt überflüssig sah, war von selbst in ihr Haus zurückgekehrt.

Von der dunkeln Nacht, von der bittern Kälte, von der schauerigen Einsamkeit im Walde empfand Rösle auf ihrem Heimwege nichts — in ihr selbst war es dunkler, kälter, verödeter. Spät erst kam sie heim, dichte Schneeflocken im Haare und auf dem Kleid; sie mußte sich unterwegs aufgehalten haben, aber sie gab zu Haus auf keine Frage eine Antwort.

„Was mag sie haben?" fragte des Sägmüllers betroffener Blick. Die alte Magd aber schüttelte vielsagend und bedeutungsvoll den Kopf.

Am andern Tag ging der Jammer an; sie stand auf zur gewohnten Zeit und kleidete sich an, aber sie bekümmerte sich weiter um nichts mehr; sie nahm keine Arbeit auf, sie antwortete den Fragen nur mit starrem, irrsinnigem Blicke. Von Zeit zu Zeit brach sie in die einzigen Worte aus: „Es ist aus! Alles ist aus!"

Daß Gott erbarm'! Des Sägmüllers einziges Kind war irrſinnig geworden. Der Schlag war ſtark genug, um den ſtillen, ruheliebenden Mann völlig niederzuſchmettern; da ſaß er und ſtarrte die Tochter an, ſo unbeweglich, ſo geiſteszerſtört faſt, als ſie ſelbſt. Nur die Magd, eine alte, im Hauſe eingebürgerte Perſon, brach in lauten, verzweiflungsvollen Jammer aus; ſie hatte ſich gleich nichts Gutes gedacht, als Rösle zu der Wittwe ſich hatte einladen laſſen; ſolchen Leuten ſich in die Gewalt begeben, hieß ja Gott verſuchen. Da ſah man's nun offenbar, daß ſie etwas „Böſes" bekommen hatte.

Gegen Abend erſchien Konrad auf der Sägmühle. Nachdem er ſeinen Leichtſinn, den Markt und Kathrine tauſendmal verwünſcht hatte, fand er nichts Beſſeres zu thun, als zu kommen und Abbitte zu leiſten. Es war am Ende ja nur ein Wort geweſen; er ſchob es auf den Markt und den Wein, nahm ihee Thränen geduldig hin, liebkoſte und betheuerte, er wußte, wie das Rösle mit ganzee Seele an ihm hing, er kannte überhaupt die Mädchen nicht erſt ſeit heute.

Ee kannte die Mädchen vom Dorfe und dieſe wußten allerdings aus eigener Erfahrung, daß man's mit einem Wort nicht ſa genau nehmen dürfe. Ein Wort iſt kein Pfeil und eine Hand wäſcht die andeee. — Abee das Rösle von der Sägmühle kannte er dach nicht genug; gerade weil ihr ganzes Herz an ihm hing, war ihr ganzes Herz mit Einem Wort zertrümmert worden. — Sie ſchien auf Konrad zu warten; denn ſeit der Abend ſich näherte, hatte ſie beinahe keinen Blick vom Fenſter verwandt. Als ſie ihn aber kommen ſah, lief ſie hinweg und verriegelte ſich in ihre Kammer. Keine Bitte, keine Ermahnung, kein Verſprechen konnte ſie bewegen, zu öffnen; ſtatt deſſen hörte man ſie nur bitterlich ſchluchzen und weinen. „Es iſt ganz offenbar, daß ſie bei der Kathrine etwas Böſes bekommen hat, das muß ein Kind einſehen! Solche Leute machen immer, daß man gerade die Liebſten nicht mehr leiden kann!" rief händeringend die alte Magd. Konrad widerſprach ihr nicht; er kehrte nach Hauſe zurück, zerſtört von Schmerz und Gewiſſensqualen.

Schnell hatte die Nachricht von Rösle's Unglück ſich im Dorfe verbreitet; man fand es unwiderſprechlich, daß es mit dem Kaffee in Kathrinen's Haus nicht „mit richtigen Dingen" zugegangen ſey.

Der Sägmüllee machte ſich auf und ging zu allen Schäfern weit umher; ſogar bei dem berühmten Scharfrichter zu W. ſprach er ein. Er brachte Pulver und ſympathetiſche Mittel aller Art nach Hauſe und zu W. erhielt er den Beſcheid, man ſolle auf das Mädchen wohl Acht haben; am erſten Mai, ſo ſie ihn ohne Unfall erlebe, ſolle man wieder kommen und ein letztes Mittel holen, ſie werde dann geneſen.

Man hielt den Rath wohl in Acht, doch war es nicht ſchwer, das Rösle zu bewachen; ſie zeigte ſich immer ſtill und geduldig, ſich ein Leid anzuthun machte ſie niemals Miene. Nur wenn Konrad in's Haus kam, gerieth ſie in heftige Aufregung und lief davon; auf die Bitten der Magd blieb er endlich weg; der Sägmüller ſpeach nichts dazu, aber in ſeinem Blick lag ſo endloſes Elend, daß Konrad ſchauderte und die Mühle nicht mehr betrat. Doch laſſen konnte er darum vom Rösle nicht; er war innerlich wie umgewandelt. Vor Kathrine empfand er einen Widerwillen, der an Abſcheu grenzte; ihre kecken Blicke und ihre fertige Zunge widerten thn an. Als er ſie nach dem Unglück zum erſten Male wieder am Brunnen traf, trieb er, ohne zu grüßen, ſein Vieh voeüber zur nächſten Gaſſe. Sie merkte ſich's nnd begegnete ihm nicht mehr. Dagegen begleitete das Bild des Rösle ihn, wo er ging und ſtand; es war thm leer und öde mitten im Geräuſche des Dorfes; ihm fehlte das treue, liebreiche Herz, die Augen mit dem ſtillen, wunderbar tiefen Blick. In ſich gekehet unb verſtört ging er umher, jetzt ſeinem Schwiegervater, dem Sägmüller, gleich, mit dem er in früheren Tagen ſo wenig gemein hatte.

Aber auch das Rösle ließ nicht von ihm, wenn ſie ihn auch nicht mehr ſehen wollte; er erfüllte ihren ganzen Sinn, es war ihr, wie den Seelen, die zwiſchen Erd' und Himmel ſchweben, die nicht leben können und nicht ſteeben. Indeß war der Frühling gekommen, der eeſte Mai ſtand nicht mehe ſern, die Magd begann Hoffnung zu ſchöpfen, und ſelbſt des Sägmüllers Blick verlor in dieſer Erwarlung etwas von ſeinem troſtloſen Geame. Oſtern war vorüber und die letzten Tage des April da; auf einen derſelben war die Hochzeit beſtimmt geweſen.

Merkwürdigerweiſe hatte das Mädchen, das ſonſt nach dem Kalender nichts mehr ſeagte, dieſen Tag wohl behalten. Sie äußerte darübee nichts, verhielt ſich tm Gegentheil ſtiller und ruhiger als je. Aber im Zwielicht, da man ahnungslos ſie allein gelaſſen hatte. ſchlüpſte ſie aus dem Hauſe und eilte hinab an den Mühlbach, wo ſie ſonſt mit dem Konrad zuſammen getroſſen war. Der morſche Steg wae nicht mehr da; erſt vor wenigen Tagen war er durch die vom Frühlingsregen angeſchwollenen Gewäſſer hlnweggeriſſen worden, nur die herübeehängenden Tannen bezeichneten ſeine Stelle; unter ihnen ſtand jetzt das Mädchen und blickte ſehnſüchtig an's andere Ufer. Sie wartete nicht umſonſt, ſie erblickte den Konrad: auch er hatte ſich des Tages erinnert und unwiderſtehlich hatte es ihn gezogen, da er das Haus nicht betreten durfte, doch dieſe Stelle zu beſuchen, wo ſie ſich ſo oft geſehen, ſich ewige Treue gelobt hatten.

Ihr ſtilles Auge leuchtete in wildem Glanz, als ſie ihn ſah. „Konrad," rief ſie, „da kommſt Du ja nad da bin ich auch; gelt Du kannſt nicht herüber von wegen des Waſſers? Aber tch komm' hinüber; meine Mutter will mich zurückhalten, ſiehſt Du, ſie winkt mir dort drüben unter den ſchwarzen Tannen, ſie hat Dich nie gewollt! aber ich komm' doch, 's iſt ja heute unſer Hochzeitstag!" Mit dieſen Worten, während Konrad vor Entſetzen ſtarr ſtand, warf ſie ſich in den wilden Bach. Jetzt wachte er auf nnd ſtürzte mit lautem Schrei ihr nach; doch die Fluth hatte ſie raſch fortgeriſſen, ſchwimmen konnte er nicht, und da er nur ſchwer auf den Füßen ſich zu halten vermochte, gelang es ihm nicht, ſie einzuholen. Er wäre wohl ein zweites Opfer des Waſſers gewarden, wenn nicht noch im rechten Augenblick der Müller mit dem Knechte herbeigeeilt wäre, da man des Mädchens Abweſenheit bemerkt und Konrad's Scheei gehört hatte. Der Knecht half ihm mühſam mittelſt einer Stange heraus; der Müller eilte weiter, dem Mädchen nach.

Er fand ſie eine Strecke abwärts von den Zweigen einer Weide anfgehalten, die in ihee Kleider ſich verwickelt hatten. Das Erſte, was Konrad erblickte, als er, kaum dem Tod entriſſen, auf den Boden trat, war der Sägmüller, der die Leiche ſeines einzigen Kindes vorüber in's Haus trug.

Sie war wirklich todt; für immer waren die ſtillen Augen geſchloſſen; es konnte kein Leben mehe zurückgerufen werden!

Zwei Tage darauf begrub man des Sägmüllers Tochter und das ganze Kirchſpiel gab ihr das Geleite, ſogar der Jakob mit ſeiner Mutter, der alten Hofbäuerin. Es war am erſten Mai.

Konrad war ſchwer erkrankt in Folge der Erkältung aber des Kummers; nach ſeiner Geneſung wanderte er nach Amerika aus. Kathrine, vom ganzen Dorfe jetzt verabſcheut und auffallend gemieden, heirathete einen Knecht, der das Gütchen noch tiefer in Schulden ſtürzte, da er ſich dem Trunke ergab, um ſeine Sorgen zu erſticken. Sie trug übrigens ihr Kreuz ſtille und ſelbſt die üblen Nachreden verſtummten gegen ſie allmählig. Dagegen machten die Händel des Mannes mit der Schwiegermutter das Haus zur Hölle und oft warf er ihr vor, daß die Kindee auf der Gaſſe ihr „Here!" nachriefen.

Der Sägmüller klagte nicht, er ging ſtill umher. Die Sägmühle übergab er dem Jakob nnd behielt ſich nur einen Ausding zurück; doch genoß er denſelben nicht lange. Zwei Jahee nach ſeiner Tochter Tod, um dieſelbe Frühlingszeit, trug man ihn aus der Sägmühle im Walde herauf in den Kirchhof am Berge, wo im Sonnenſcheine ſein Weib ſchlief ſammt ſeinem einzigen Kinde.

---

*) Ein deutſches Liedchen unter afrikaniſchen Palmen.

Dr. G. Schweinfurth, der ſchon ſeit einer Reihe von Jahren die Nilgegenden beeeiſt und durch ſeine werthvollen botaniſchen Unterſuchungen ſeinen Namen bekannt gemacht hat, weilt gezenwärtig im Gebiet des oberen Nils, um die Zuflüſſe des mächtigen Steomes zu erforſchen. Im April vorigen Jahres paſſirte der Reiſende einen auch ſchon von Heuglin auf ſeiner

letzten Reise berührten, aber von ihm fälschlich als Dor auf der Karte eingetragenen Nebenfluß des Nil, dessen richtiger Name Wau ist. „Der Zauber seiner lieblichen Waldeinsamkeit riß mich so weit hin," schreibt Dr. Schweinfurth in seinem Reiseberichte an Dr. Petermann, „daß ich zur Feier seiner Taufe auf der geographischen Karte ein Lied dichtete, welches ich zu Ihrer Ergötzung und zum Verständniß meiner momentanen Stimmung, wie sie auf diesen reizenden Touren in Centralafrika vorzukommen pflegt, wo mir Genüsse erwachsen, wie bisher nirgends im Leben, beifüge." Das nette Liedchen lautet:

Erinnerung an den Wau in Centralafrika,
29. April 1869.

Ich kenn' im fernen Mahrenland
Ein Flüßchen, das fast unbekannt,
Wau, Wau.
Es fließt, von grünem Laub umstellt
Und überwölbt vom Himmelszelt,
Blau, blau.
In diesem kleinen Paradies
Ein weiter Weg mich kommen ließ,
Rauh, rauh.
Da zag auf Straßen, krumm und grad',
Ich hin zu seinem Silberpfad,
Schlau, schlau.
Das Glück war meines Namens werth,
Es wird nicht jedem so bescheert,
Sau, Sau.
Da träumt' ich unter'm kühlen Dach
Uralter Bäume und sann nach —
Schau, schau.
Das Leben hinter mir verlieh
Nichts als verkehrte Theorie,
Grau, Grau.
Zwei Hunde, die ich mitgebracht,
Die haben mich bald wach gemacht,
Hau, Hau.
Der große bellt, der kleine bellt,
Und hin durch alle Wälder gellt:
Wau, Wau.
Des Waldes Echo nimmt es auf,
Es nennt des Flüßchens eignen Lauf,
Wau, wau.
In tausendfachem Wiederhall
Klingt nun des einen Wortes Schall:
Wau, wau.
Es hallt und schallt in einem fort,
Dies eine kleine Hundewort,
Wau, wau.
Und Wort und Flüßchen ewig sind
Nun meiner Seele Angebind',
Wau, wau.
Die Ufer grün, das Wasser blau,
Das war das kleine Flüßchen Wau.

(Für Auswanderer.) Um Auswanderer „zum Nachdenken" zu veranlassen, veröffentlicht ein Landauer Blatt folgende Facta: In der Stadt Newyork befinden sich 50,000 Arbeiter ohne Beschäftigung und in den ländlichen Distrikten des Staates Newyork 100,000 in gleicher Lage. In Chicago ist die Ziffer 20,000 und so nach Proportion in vielen anderen Städten. Amerikanische Blätter berichten über das Auswandererschiff „John Bertram", welches am 3. Oktober von Hamburg abgefahren und erst am 10. Januar in Newyork eingetroffen ist. Nachdem das Schiff einen heftigen Sturm in der Nordsee ausgehalten hatte, mußte es am 28. Tage der Reise nach Queenstown zurückkehren, um frisches Wasser und Mundvorräthe einzunehmen, um dann auf's Neue den Weg über den Ocean anzutreten. Amerikanischen Blättern zufolge befanden sich 448 Auswanderer an Bord, davon mehr als 100 Zwischendeck-Passagiere. Neunzehn Personen starben unterwegs und fünf Familien betraten um einen Sprößling reicher die neue Welt.

Ueber eine Schlangenfütterung im Berliner Aquarium erzählt ein Augenzeuge in der Volkszeitung: „Als wir eintraten, wurde ein Kaninchen in das von zwei Buffottern bewohnte Behältniß gesetzt, der gefährlichsten aller Schlangen, weil sie angreift, ohne gereizt worden zu seyn, und weil ihr Biß in wenigen Minuten tödtet. Die Schlangen nahmen von dem Ankömmling gar keine Notiz und dieser, in der warmen Temperatur sich wohl fühlend, sprang munter im Käfig herum, kletterte über die im Sande zusammen gerollt liegenden Schlangen fort, setzte sich auf dieselben und streckte sich dann behaglich auf den Sand. Die armen Opfer haben nämlich durchaus keine Ahnung von der gefährlichen Lage, in der sie sich befinden, und alle Versionen von dem Blick der Schlangen, der die Thiere bannen soll, sind Fabel. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden wurde die eine Schlange auf das Kaninchen aufmerksam, hob wiederholt den Kopf in die Höhe und sah dasselbe stier an. So lange das Kaninchen ruhig liegen blieb, war auch die Schlange ruhig, sobald es sich aber bewegte, hob sie den Kopf, zischte und athmete tief auf, so daß der ganze Körper aufschwoll, beruhigte sich aber, sobald das Kaninchen sich wieder still verhielt. Endlich, als wieder das muntere Thier umherspringen wollte, richtete die Schlange plötzlich den Kopf hoch auf, schoß mit Blitzesschnelle auf dasselbe los und biß es in den Kopf. Das arme Opfer machte nur einen Sprung in die Luft und fiel todt nieder. So schnell ist die Wirkung des Giftes. Bald darauf öffnete die Schlange ihren Rachen und begann am Kopfe des Thieres seinen Verschlingungsproceß, der ungefähr eine halbe Stunde Zeit beanspruchte. Hierauf blieb sie regungslos liegen. Ungefähr alle drei Wochen wiederholt sich dieses die Nerven erregende Schauspiel."

(Zur Vertilgung der Erdflöhe (Haltica oleracea), welche verschiedene Pflanzen, wie Raps, Bohnen, Kohl u. s. w. bedecken, hat der Konservator am Pariser Museum, Herr Cloez, nach vielen Versuchen ein erprobtes Mittel gefunden; dieses besteht darin, daß man 3 Pfund Wasser mit 100 Gr. Quassia amara und 20 Gr. Staphisagria auf 2 Pfund einkochen läßt, dann durchseiht und kalt zur Bespritzung der mit diesen Insekten bedeckten Pflanzen anwendet; auch ist es vortheilhaft, die Beete selbst vor der Aussaat mit besagter Flüssigkeit zu bespritzen. Einfacher ist es, weiße, mit Vogelleim überstrichene Brettchen aufzustellen, woran die Käfer kleben bleiben. Herr Cloez hatte zur Vertilgung der Mäuse und Ratten Schwefelkohlenstoff angewendet, jetzt jedoch findet er im Schwefelwasserstoff oder Kohlenoxyd ein noch vortrefflicheres Mittel.

Rechnungsaufgabe.

Eine Erbschaft von 100,000 fl. kam an A, B und C; A sollte davon 1 Drittheil, B ein Fünftheil und C den Rest erhalten. Im Falle des Ablebens des einen derselben sollten die 2 Ueberlebenden seinen Antheil nach obigem Verhältniß bekommen. Angenommen, B wäre gestorben, wie viel hätte A und wie viel C aus der Erbschaft erhalten?

Sylbenräthsel.

(Zweisylbig.)

Eins muß Schutz der Habe bieten,
Zwei vor Lastern uns behüten,
Strenge hat man Eins Zwei sonst gehalten,
Nicht so ist es leider jetzt,
Darum ist mit Jungen, selbst mit Alten,
Zwei Eins überall besetzt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 8:
Diebstahl.

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 10. Sonntag den 6. März. 1870.

Es sät der Mensch in die Tiefe der Seele
Wissend, unwissend, alltäglich, allstündlich
Der Gedanken vielfältige Saat.
Sie gähren, sie keimen, es rollen die Jahre,
Und die Gedanken, böse wie gute,
Gehn dem Menschen als Thaten auf.

Raupach.

Die Ernennung zur Pfarrstelle.

Von A. Reinhold.

Die schola collecta des Candidaten der Gottesgelahrtheit, Fabian, im Städtchen Hammelshausen war eben zu Ende. Mit dem Ränzchen auf dem Rücken stürmten die Knaben lachend und scherzend dahin, während die Mädchen, die Sammelschule des Candidaten kannte keine Unterschied der Geschlechter — sittsamen und ehrbaren Schrittes über die holperigen Steinmassen dahinwandelten, welche die dauberechtigten Patrioten in Hammelshausen mit dem Namen Pflaster beehrten und sich von der seltsamen Zerstreutheit des gestrengen Herrn Lehrers unterhielten, die heute so auffällig gewesen. Die Mädchen hatten guten Grund, das plötzliche Entstehen der Gemüthsveränderung des Herrn Lehrers der Abgabe eines Schreibens duech den Briefträger zuzurechnen, das, obschon er es nicht erbrochen, doch den sichtlichsten Eindruck auf dem Empfänger hervorgebracht.

Und die Kleinen hatten sich in der That nicht getäuscht. In großer Aufregung scheitt Fabian in der Schulstube, dem gleichzeitigen Wohn- und Visitenzimmer, auf und ab und suchte über eine Frage von Wichtigkeit klar zu werden. Es handelte sich nämlich darum, ob er das erhaltene Schreiben sofort erbrechen und lesen, oder ob er dies vorläufig unterlassen und in den goldenen Pudel zum Mittagsessen gehen sollte, wo Klöße mit Schwarzfleisch und Meerrettig seiner harrten, deren Genuß möglicherweise der Inhalt des Briefes beeinträchtigen, ja ganz und gar verbittern konnte. Fabian war nämlich volle dreiundzwanzig Jahre Candidat des Predigtamts und hatte vor Kurzem zum dreißigsten Male um ein Pfarramt angehalten. Man wird sich daher denken können, daß Justus Immanuel Fürchtegott Fabian kein Springinsfeld mehr war und die Kinderschuhe längst ausgezogen hatte. Daß er mit dem Ernst des Lebens in sehr genaue Beziehungen getreten und eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit demselben gemacht hatte, darf nach dem eben Gesagten nicht Wunder nehmen. Noch erklärlicher wird dies aber erscheinen, wenn wir bemerken, daß vor siebenzehn Jahren und noch etwas darüber dem Candidaten das Stündlein geschlagen, wo der Anblick einer holden Jungfrau die Eisrinde, mit welcher bisher sein Herz umpanzert gewesen, schmolz, in Folge welches Ereignisses er kurz darauf von den Rosenbanden der Liebe vom Scheitel bis zur Zehe sich umschlingen ließ. Die Gebieterin seines Herzens war ihres Standes Putzmacherin im Städtlein Hammelshausen, wo Fabian bereits seine Sammelschule gegründet, und so selbstständig als dieser, da sie ihre Eltern durch den Tod verloren und sich als mittellose Waise in die Nothwendigkeit versetzt gesehen hatte, durch ihrer Hände Arbeit sich ihr Brod zu verdienen. Fast achtzehn Jahre waren es hee, wie schon bemerkt wurde, seit unser Candidat aus seines Hannchens Augen zum ersten Male der Liebe Seligkeit getrunken und den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen gedrückt. Von diesem Augenblicke an war Hannchen bereit, in jeder Pfarrei als Frau Pastorin ihren Einzug zu halten und zwanzigmal war sie in den Fall gekommen, den Vorgeschmack der Freuden, die ihrer als Predigersgattin harrten, im Geiste zu kosten und zwanzigmal war die Aermste aus ihrem Pfarrhimmel wieder herausgefallen und in die rauhe Wirklichkeit wieder zurückversetzt worden.

Die Zerstreutheit Fabian's als Lehrer in der Sammelschule wird daher begreiflich erscheinen, wenn wir noch bemerken, daß das verhattene Schreiben unverkennbar einen amtlichen Charakter hatte und sein Inhalt jedenfalls mit der Bewerdung um das dreißigste Pfaeramt in Beziehung stand. Schon hatte er dasselbe in die Brusttasche seines Rockes geschoben und Hut und Stock ergriffen, als das Verlangen, den Inhalt kennen zu lernen, endlich doch noch siegte. Er zog es aus seinem Versteck wieder hervor, erbrach es mit Hast, warf einen Blick hinein und ließ es auf den Tisch, sich selbst aber in eine Ecke des Sopha's fallen, wenn dieses Möbel den Namen eines solchen verdiente. Er war jetzt wieder um eine Hoffnung, die dreißigste große Hoffnung seines Lebens, ärmer, denn man hatte ihm in dem Schreiben in kurzen dürren Worten einen abfälligen Bescheid ertheilt.

Der Candidat der Theologie und derzeitige alleinige Vorsteher und Lehrer der von ihm begründeten Sammelschule, Justus Immanuel Fürchtegott Fabian, starrte düstern Blickes vor sich hin und zwei große Thränen drängten sich in seine Augen und nahmen langsam den Weg über seine Wangen, die die Zeit und die Sorgen gefurcht. Hätte der Collator dieser dreißigsten Pfarramtsstelle, um die sich der Aermste wieder einmal vergeblich beworben, ihn gesehen, wie er dasaß, die dürren Hände mit

den langen Fingern gefaltet, das Haupt zurückgebogen, zusammengeknickten Leibes, die magern Beine weit vorgestreckt, ein Bild des Jammers und des Mitleids — hätte er ihn in diesem Augenblicke gesehen, die Stelle wäre ihm sicher nicht entgangen.

„Ja, ich bin zum Unglück geboren!" rief er aus, „es verläßt mich nimmer und seine Tücke verfolgt mich bis an's Ende meines schwergeprüften Lebens! So scheine ich denn bestimmt zu sein, bis zum Ziele meiner Tage den Schulstaub hinunterzuschlucken und als Vorsteher dieser elenden Sammelschule ein Dasein hinzuschleppen, das mir immer widriger und verhaßter wird, je länger ich es friste. Was hilft mir das vor Olims Zeiten so rühmlich bestandene Examen, was der Beifall der Zuhörer, wenn ich als Gastprediger oder Aushelfer für glücklichere Berufsgenossen das lautere Wort Gottes von der Kanzel verkündigte? Mein Unstern, der mir bei meiner Geburt schon geleuchtet, wandelt, so scheint es, noch unverrückt seine Bahnen am Himmel meines Lebens und wird sein trübes Licht auf mein Grab werfen, wenn es dem Herrn über Leben und Tod einst gefällt, aus dem Joche mich auszuspannen. — Der einzige Mensch auf Erden, der mich nächst Gott am besten kennt, ist Hannchen, das liebe Hannchen, und diesem einzigen Menschen muß ich nach des Schicksals unerforschlichem Willen jede aufkeimende Hoffnung wieder unbarmherzig vernichten. Welch' eine traurige Aufgabe! diesen Nachmittag vollziehe ich sie zum zwanzigsten Male, während ich vorher wenigstens zehn Mal allein die bittern Pillen verschluckt." — Fabian schwieg jetzt, denn das Gefühl einer eigenthümlichen Erschlaffung überkam ihn, seine Augen wurden immer schwerer und schwerer und fielen ihm bald ganz zu, während den Mund ein leises schmerzgeborenes Lächeln umspielte.

Nachdem Fabian eine kurze Zeit des Schlummers gepflogen, störte ihn plötzlich der hereintretende Briefträger aus demselben, ihm einen zweiten Brief übergebend. Nach dessen Entfernung öffnete und las Fabian das Schreiben, in welchem ein alter Universitätsfreund die Beantwortung einiger für die Leser gleichgiltigen Fragen sich erbat. Gegen den Schluß des Briefes lautete indessen eine Stelle also: „In diesen Tagen ist auch der alte Pfarrer in Haselbach gestorben. Die Stelle, welche der Major v. Haselboch auf und zu Haselbach zu vergeben hat, ist eine der besten im Lande und wird auf nahe an 2000 Thaler geschätzt. Halte doch darum an, man kann ja des Zufalls Launen nicht kennen." Ganz zuletzt, nach der Namensunterschrift des Briefstellers befand sich noch ein Nachwort folgender Fassung: „Du zürnst mir doch nicht wegen des Scherzes, den ich in Bezug auf das Haselbacher Pfarramt mit Dir mir zu machen erlaubte? Der Pastor ist allerdings todt, daß Du aber um die Stelle anhalten sollst, wirst Du natürlich eben nur als Scherz von mir hingenommen haben, da blos amtirende Prediger sich, wie man sagt, darum bewerben."

Mit trübem Lächeln steckte Fabian den Brief zu sich, als wollte er sagen: nach meinen eben gemachten Erfahrungen sei ohne Sorgen, Freund, ich werde nicht nutzlos Zeit und Mühe verschwenden. Uebrigens war der kurze Schlummer für ihn wohlthätig gewesen, die empörten Blutwellen begannen in ihr Bett zurückzutreten und er vermochte seine Lage ruhiger zu überschauen. Er beschloß sofort, zu Hannchen zu gehen, ihr zum zwanzigsten Male zu sagen, daß er sie noch immer nicht heirathen könne und sie auf die Zukunft zu vertrösten, von der er selbst nichts hoffte.

Eine Viertelstunde darauf hatte das arme Hannchen aus dem Munde ihres Verlobten zum zwanzigsten Male erfahren, daß auch das dreißigste Pfarramt, um das er sich beworben, für ihn in Utopien liege. Das Mädchen hatte ihre Gefühle nicht bewältigen können und bittere Thränen getäuschter Hoffnung waren ihren Augen entströmt, so sehr sie sich auch gemüht, die Unglücksnachricht mit Fassung hinzunehmen. Nachdem aber der erste Schmerz vorüber, hielt sie es für ihre Pflicht, das verzagende Gemüth ihres Fabian mit tröstenden Worten, an die sie indessen selbst kaum mehr zu glauben wagte, aufzurichten und Fabian seinerseits fühlte sich wieder dazu berufen, dem einzigen lebenden Wesen auf Gottes weiter Erde, das ihn ganz kannte und verstand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und er zog daher die ganzen Schleußen seiner Beredtsamkeit auf, um ein Gebilde von Hoffnungen für die Zukunft vor sie hinzustellen, das nach seiner Ueberzeugung sich leider hier nie verwirklichen konnte. Es war rührend zu sehen, wie diese beiden Menschen, die hier unten außer Gott keinen Fürsprecher hatten, der ihrem Geschick eine günstigere Gestaltung hätte geben können, in der trostarmen Gegenwart umherfuchten, um einige winzige Goldkörnchen der Hoffnung aufzufinden und daraus ein Kettlein ihres künftigen Glücks zu schmieden.

Wer es seltsam und mit den Regeln der Schicklichkeit nicht vereinbar finden sollte, daß Fabian am hellen lichten Tage sein Hannchen besuchte und auch einen Theil des Abends bei ihr zuzubringen sich vorgenommen, dem diene zu wissen, daß der Umgang der beiden Liebenden der lauterste war, den man sich denken kann, und daß Hannchen eines so ausgezeichneten Rufes genoß, daß selbst die ärgsten Lästerzungen im Städtchen die Reinheit dieses Verhältnisses nicht anzutasten wagten. Sie hatten Beide zusammen gehofft und gefürchtet, geweint und gelacht und oft die schmalen Bissen mit einander getheilt, die sie sich im Schweiße ihres Angesichtes mit Kopf und Hand erworben. Wenn im Frühjahre der Schnee geschmolzen, die ersten Lerchen wieder ihr Frühlingslied in die Luft hinaus jubelten und der Sonne milder Strahl die letzten Eisreste im tiefgelegenen Stadtgraben aufgefogen, kroch Fabian unverdrossen an Hecken und Zäunen umher, um seinem Hannchen den ersten duftenden Veilchenstrauß zu bringen. Jeden Himmelfahrtstag dagegen, an welchem bekanntlich die Semmelmilch blüht, bewirthete ihn sein Mädchen damit, nachdem sie in Wald und Flur umhergeschweift und sich an Gottes Schöpfung ergötzt, am blauen Himmel, an der würzigen Luft, am Gezwitscher der Vögel und den blühenden Bäumen. Und wenn dann später der Segen Gottes in Feld und Garten Gestaltung angenommen und zur Reife gekommen, fand sicher Hannchen, in einem Körbchen oder Kästchen versteckt, ein grünes Sträußlein, in welches Fabians Hand die ersten rothen Kirschen geschickt hineingebunden, oder zarte Treibhausgurken, damit sich sein Hannchen einen erquickenden Salat bereite zu gesottenen Eiern oder hausschlachtener Wurst. Und wenn sie des Sonntags aus der Kirche zurückkehrte, nickte ihr nicht selten ein blühender Rosenstock oder eine duftende Hyazinthe aus dem zierlichen Topfe entgegen, den die treue Liebe, zuweilen mit einem sinnigen Verslein versehen, ihr heimlich hingestellt.

Hannchen dagegen saß manche Nacht bei ihrer Arbeit, um den nöthigen Ueberschuß zu einem kleinen Geschenk für ihren Fabian zu erwerben, oder ihre geschickten Hände schafften kunstvoll ein kleines Meisterwerk, mit dem sie ihren Verlobten am Geburtstage oder am heiligen Christ überraschte. Und so war denn schon mancher Schnee zerschmolzen, manche Lerche hatte gejubelt und Fabians Hand manchen Veilchenstrauß gepflückt, aber noch immer schmückte nicht der Myrthenkranz Hannchens Haar, das hier und da zu bleichen begann. Aber den milden Liebreiz ächter Weiblichkeit und sanfter Herzensgüte, der aus jedem Zuge ihres Gesichts sprach und aus den sanften blauen Augen leuchtete, hatte weder die Zeit noch die Sorge zu verwischen vermocht und war ihr Eigenthum geblieben.

Im Laufe des Gespräches gedachte Fabian auch des Briefes seines Freundes und des Scherzes, den dieser sich mit ihm gemacht, indem er ihn aufgefordert, um das Haselbacher Pfarramt anzuhalten. Hannchen wollte darin eine Fügung des Himmels, der zuletzt doch Alles wohl mache, erblicken und drang in Fabian, den Weg nicht zu scheuen und am andern Morgen sich aufzumachen, nach Haselbach zu gehen und dem Major persönlich sich vorzustellen. Ihres Verlobten Einwendungen von der Nutzlosigkeit dieses Beginnens wußte Hannchen durch den Aufblick nach Oben und einige Beispiele vom Gelingen ähnlicher Unternehmungen zu entkräften und ihn endlich dahin zu bringen, daß er, um nur der geliebten Bittstellerin den Willen zu thun, den nicht leichten Gang zu thun ihr verhieß. Hannchen klatschte vor Freude in die Hände und drang in Fabian, ihren geheimen Doppellouisd'or, das alte Erbstück, das der Sage nach seinem Besitzer Glück bringe, einzustecken, um auf alle möglichen Fälle, die ihm unvorhergesehene Geldausgaben verursachen könnten, gerüstet zu sein. Fabian nahm lächelnd das Goldstück und verhieß auf das Bestimmteste zum nächsten Abend seine Rückkehr von Haselbach und bat Hannchen, nicht zu erschrecken, wenn er sich ihr als

beſtgnirter Paſtor vorſtelle, und dieſe ſuchte mit einem Kuſſe die Falten auf ſeiner Stirne zu verſcheuchen, welche die letzten Worte geſchaffen, was ihr auch bald gelang.

Endlich gemahnte ſie die eintretende Finſterniß an's Scheiden, und mit Hannchens geheimkeitem Doppellouisd'or verſehen, nahm Fabian von ſeinem Mädchen den herzlichſten Abſchied.

(Fortſetzung folgt.)

Das offene Fenſter.

Das alte Haus ſtand ſchweigend
In ſchirmender Linden Kranz,
Auf ſandigem Fußſteig hielten
Schatten und Licht ihren Tanz.

Der Kinderſtube Fenſter
Waren weit aufgethan, —
Die lieben Kindergeſichter
Zeigten ſich nicht daran!

Der große Newfoundländer Haushund
Harrte mit ernſtem Blick:
Er ſuchte die Spielgenoſſen,
Doch keiner kehrte zurück.

Sie ſpielten nicht unter den Linden,
Nicht in der Halle mehr;
Nur Schatten und einſame Trauer
Walteten ringsumher.

Der Vöglein befreundete Lieder
Klangen wohl durch die Flur, —
Die Stimme der lieben Kindlein
Tönt jetzt im Traume nur.

Und mir zur Seite der Knabe
Es nimmermehr verſtand,
Warum ich feſter, ach! feſter
Ihm preßte die warme Hand.

H. W. Longfellow.

Bauernhochſchule in Dänemark.

Unter dieſer Ueberſchrift bringt das Landwirthſchaftliche Centralblatt von A.. Krocker nach der „Nat.-Ztg." einen Artikel, den wir nach dieſem letzteren hier wiedergeben.

„Bereits, ſo ſagt Herr „W. Ch.", ſeit 25 Jahren beſteht in unſerem nordiſchen Nachbarlande eine durchaus eigenthümlicht Art von Volksbildungsanſtalten, welche dort von der durchgreifendſten Bedeutung zu werden verſprechen, die ſich auch von dort aus in den beiden anderen nordiſchen Ländern zu verbreiten anfangen, in Deutſchland aber noch nicht die Aufmerkſamkeit gefunden haben, die ſie verdienen. Es ſind dies die ſogenannten „Bauernhochſchulen." Der Zweck dieſer Zeilen iſt zunächſt nur der, das Intereſſe für eine durchaus eigenartige Erſcheinung zu wecken; wir meinen aber, kein Deutſcher wird dieſelbe kennen lernen können, ohne den Wunſch zu hegen, dieſe Bauernhochſchulen auch auf unſern heimiſchen Boden zu verſtanzen. Hat doch gerade der Zuſtand unſerer Volksſchule in jüngſter Zeit zu ſo vielen Bedenken und Befürchtungen Anlaß gegeben, tritt uns doch von Jahr zu Jahr der Gedanke näher, daß wir Deutſchen alle Kräfte anſpannen müſſen, um den Ruhm zu bewahren, das gebildetſte der Völker zu ſein. Die Frage freilich, wie eine Verpflanzung dieſer „Bauernhochſchulen" nach Deutſchland zu bewerkſtelligen wäre, muß Andern überlaſſen bleiben. Bis jetzt beſteht, ſo weit uns bekannt iſt, nur in Schleswig-Holzſtein etwas ähnliches, und dort eben nur etwas Aehnliches. Auch der Plan zu einer Bauernhochſchule iſt in dieſer Provinz gefaßt, ohne jedoch unſeres Wiſſens bisher zur Ausführung gekommen zu ſein. Der Mann, dem Dänemark dieſe Idee verdankt, iſt Grundtvig. Es iſt hier nicht der Ort, die uns Deutſchen durchweg wunderlich erſcheinende und unverſtändliche Dogmatik dieſes Theologen zu berühren, da ſie nicht in untrennbarem Zuſammenhange mit dieſer praktiſchen Seite ſeines Wirkens ſteht. Die erſte der in Rede ſtehenden Schulen wurde im Jahre 1844 in Rödding im nördlichen Schleswig auf Grundtvig's und Flor's Antrieb gegründet, mit dem ausgeſprochenen Zwecke, der „Wiedereroberung" des „verdeutſchten" Schleswigs zu dienen. Mit gutem Grunde verfügte daher die preußiſche Regierung ſofort nach dem Einrücken der deutſchen Truppen in Schleswig die Aufhebung derſelben. Gleichzeitig mit dieſer entſtand auf Seeland die Schule in Marienlyſt, daran ſchloſſen ſich immer neue Gründungen. Nach zehn Jahren (1854) zählte man 10 Schulen, nach abermals 10 Jahren ſchon das Doppelte und am Schluſſe des Jahres 1867 gegen 60 Schulen, ſo daß der nationale Verluſt im Kriege für Dänemark zu einem nationalen Aufſchwunge im Innern Anlaß gegeben hat. Dieſe 60 Schulen unterrichteten im Durchſchnitt jede gegen 40 Schüler. In den letzten Jahren gewann dieſelbe Einrichtung auch in Norwegen Eingang, wo die erſten Schulen in Satur bei Hammar und in Guldbrandsdalen gegründet wurden; eben jetzt werden in Schweden Anſtrengungen in derſelben Richtung gemacht, ſeit vom Schluſſe des vorletzten Jahres der nordiſche Nationalverein, auf die Anregung des Redakteurs des Stockholmer „Aftonbladet", Dr. Sohlmann, die Sache in die Hand genommen hat. Dr. Sohlmann hatte ſich von verſchiedenen däniſchen Schulen Berichte erbeten und theilte dieſelben in der Sitzung des Vereins mit. Dieſe authentiſchen Berichte ſind es, denen wir die nachfolgenden Angaben entnehmen. Entſtanden ſind ſämmtliche Bauernhochſchulen, worauf beſonderes Gewicht gelegt wird, ohne jede Mitwirkung des Staates, nur durch die Anſtrengungen privater Perſonen und durch die lebhafte Theilnahme der Landbevölkerung. Der Staat hat zwar nachträglich einige derſelben unterſtützt, im Ganzen mit 11,000 Thaler däniſch (8250 Thlr.) jährlichen Zuſchüſſen, allein abhängig davon ſind ſie durchaus nicht; ſo erklärt der Direktor der Schule von Vallekilde auf Seeland, welche 400 Thaler (300 Thlr. pr.) erhält. deſſen durchaus nicht bedürftig zu ſein. Die Eleven dieſer Schulen, die, wie ſchon der Name ſagt, dem Bauernſtande angehören und vorher nur den Unterricht in der Dorfſchule genoſſen haben, ſtehen durchgängig in dem Alter von 18—21 Jahren. Männer von 30 und Jünglinge von 16 Jahren bilden Ausnahmen und die letzteren werden nur ungern aufgenommen. Der Zweck der Schule iſt der, ihnen eine allgemeine menſchliche Bildung auf nationaler Grundlage und eine Fülle derjenigen Kenntniſſe zu geben, die ihnen im praktiſchen Leben von Nutzen ſind, ohne ſie irgendwie von ihrem Stande zu ſcheiden; nicht anſpruchsvolle und mißglückte Halbherren, ſondern gebildete, kundige und taugliche Bauern aus ihnen zu machen, nach dem Worte des Vorſtehers Kuld auf Fühnen: man will verſuchen, ſie Uhren gleich aufzuziehen, ſo daß ſie immer gehen können." Daher wählt man zur Anlage der Schulen gerne Dörfer, um die Einfachheit in der Lebensweiſe und das Zuſammenleben von Lehrern und Schülern zu bewahren. Man will den Geſchmack für das Wiſſen, die Luſt am Lernen, das Intereſſe und die Selbſtthätigkeit wecken, daher iſt prinzipiell und ausnahmslos alles Auswendiglernen und alles Examiniren verbannt, und der Unterricht geſchieht durch freien mündlichen Vortrag, durch Unterhaltung und durch Anregung zum Seldſtſtudium. „Die Arbeit ſoll", wie der Vorſteher Nörregaard in Teſtrup (Jütland) ſchreibt, „weſentlich darin beſtehen, zu wecken und aufzuklären. Geweckt ſoll das Herz werden zur Aufnahme des Geiſtes und des geiſtigen Lebens, und aufgeklärt ſoll es werden über die Wege und Bedingongen dieſes Geiſteslebens. Da aber Niemand ein geſundes Menſchenleben führen kann, ohne daß er ſich in die nationale Tracht ſeines Volkes kleidet, ſo muß jene Erweckung zugleich eine nationale Erweckung ſein, d h. ſie muß das Herz öffnen für ein nationales Leben, nationale Hoffnungen, nationalen Streit. Daher wird beſonders Gewicht gelegt auf die Erzähinng und Erklärung der Sagen, des Entwicklungsganges und der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, und namentlich der nordiſchen Völker; daher werden den Schülern Bücher in die Hand gegeben, zu welchem Zweck eine Schulbibliothek eingerichtet wird oder aus andern Bibliotheken Bücher geliehen werden." Dieſe Gedanken beſtimmen ſowohl die Auswahl und die Behandlung der Lehre

fächer, als auch die Lebensweise. Ueberall nimmt die Geſchichte und in ihr wieder die vaterländiſche die erſte Stelle ein. In der Schule in Teſtrup fallen täglich vier Stunden auf Weltgeſchichte, nordiſche Geſchichte, Sagen und Geographie; täglich wird eine Stunde auf die nordiſchen Dichter verwandt und aus den Werken der Dänen Oehlenſchläger, Ingemann, Grundtvig, Hauch, Anderſen, des Norwegers Björnſen, des Schweden Runeberg u. A. vorgeleſen. „Selbſtverſtändlicherweiſe" wird dann auch Rechnen, Schreiben, Leſen getrieben, aber immer nur als Mittel, nicht als Hauptſache. Die eigentlichen landwirthſchaftlichen Gegenſtände, wie landwirthſchaftliche Chemie, Landmeßkunſt, werden trotz ihrer Wichtigkeit nur ſo weit behandelt, als die Zeit es zuläßt, denn „die Stärke liegt auch hier in der richtigen Begrenzung." In der ſeeländiſchen Schule Vallekilde, welche unter der Leitung des Candidaten Trier ſteht, iſt die Tageseintheilung folgende: Morgens 8 Uhr: Geographie, namentlich die vaterländiſche, in Verbindung mit Geologie; 9 Uhr: Rechtſchreiben, Leſeübungen, däniſche Sprachlehre, für die Vorgeſchrittenen auch Uebungen im Isländiſchen und Norwegiſchen; 11—½1 Uhr: Weltgeſchichte und Kulturgeſchichte. Nach dem Mittageſſen um 2½ Uhr: Rechnen, Zeichnen, ſpäter Landmeßkunſt und Nivelliren; 4 Uhr: an zwei Tagen Vorträge über das däniſche Grundgeſetz, an einem Tage Naturkunde, an dreien Vorträge aus der nordiſchen Geſchichte; ½6 Uhr: eine Stunde Schönſchreiben; und nach dem Abendeſſen von 7 bis 8 Uhr: an drei Tagen Vorträge über däniſche Dichter und Vorleſungen aus ihren Werken; an einem Tage Kopfrechnen und an einem chemiſche und phyſikaliſche Experimente. Um das Alles ſchlingt ſich endlich ein reiches Band von Liedern, die vor und nach den Stunden geſungen werden. Wie man ſieht, fehlt eine beſondere Religionsſtunde; man würde aber ſehr irren, wenn man darin eine Oppoſition oder auch nur eine Gleichgültigkeit gegen die Kirche ſehen wollte; daran iſt um ſo weniger zu denken, da die Vorſteher der meiſten Schulen Candidaten der Theologie, allerdings von grundtvigianiſcher Richtung ſind; es geſchieht vielmehr deshalb, weil bei der Behandlung der Lehrgegenſtände durch chriſtliche Lehren das chriſtliche Religiöſe von ſelbſt hervortreten muß, und weil bei Erwachſenen die Religion kein beſonderes Lehrfach ſein kann. Man überläßt das der Kirche, hält aber Sonntagsandachten, an denen Jeder nach Belieben und zwanglos Antheil nehmen kann. Dagegen legt man großes Gewicht auf Leibesübungen, exercirt auch mit Gewehren, die von der Regierung geliehen ſind, man macht gemeinſame Ausflüge nach hiſtoriſch merkwürdigen Punkten uno beſucht öffentliche politiſche Verſammlungen.

(Schluß folgt.)

---

* Das pariſer Journal Le Soir bringt folgende ſtatiſtiſche Aufſtellung über die Ausgaben, welche der jüngſte große Ball im Hotel de Ville zur Folge gehabt hat. Von den Eingeladenen waren 9500 Perſonen erſchienen, nämlich 3500 Damen und 6000 Herren. Die Koſten der Toilette der Damen betragen: Kleider, mit Ausnahme des Schmuckes, 825,000 Fr.; Blumen, künſtliche Blumen und Federn, 21,000 Fr.; Handſchuhe 10,000 Fr.; Schuhe 25,000 Fr.; Wäſche und was dazu gehört 11,725 Fr.; Coiffure und Parfumerie 15,000 Fr. Toilette der Herren: Handſchuhe und Cravatten 20,000 Fr.; Coiffure 2700 Fr.; Wäſche ꝛc. 2600 Fr.; Koſten der Schneider und Hutmacher 28,000 Fr. Fuhrlöhne, 8000 Stunden, 28,000 Fr. Trinkgelder für die Kutſcher 1200 Fr. Zuſammen 1,002,725 Fr. Dabei ſind nicht die Koſten der falſchen Haare berechnet, welche etwa den Werth von 212,000 Fr. und das Gewicht von 526 Kilogr. haben werden. Der Statiſtiker fragt ſchließlich die „Herren von der Marſeillaiſe", ob ſie vielleicht eine Emeute aufweiſen könnten, welche den pariſer Geſchäftsleuten eben ſo viel einbringe.

In Amerika iſt eine neue Landplage aufgetreten, der Kartoffelkäfer, Doryphora decem-lineata, deſſen Einſchleppung man mit amerikaniſchen Saatkartoffeln fürchtet. Derſelbe wurde Anfang dieſes Jahrhunderts in der Nähe der Felſengebirge auf einer wilden Kartoffelart als Schmarotzer entdeckt, ging beim Anbau der kultivirten Kartoffel auf dieſe über und verbreitet ſich ſeitdem unaufhaltſam gegen Oſten. Etwa 1860 überſchritt er den Miſſouri und machte von da jährlich eine Reiſe von etwa 50 engl. Meilen, ſo daß man in 10 Jahren ſein Erſcheinen am atlantiſchen Ozean erwarten kann. Er tritt in ungeheuren Maſſen auf. Der Marien- oder Johanniskäfer, ſo wie einige andere vertilgen die Eier und Larven des Kartoffelkäfers.

---

* Ein Concert ohne Muſiker.

Ein magiſches Concert fand kürzlich in Paris ſtatt. Die Zuhörer waren in einem Salon verſammelt, und auf einer Platform befanden ſich ein Piano, Violine, Violincello und Harfe, aber — keine Muſiker. Auf ein gegebenes Zeichen hörte man die Ouvertüre zu „Tell" vom Orcheſter. Entgegen der Gewohnheit bei Geiſter-Erſcheinungen ging die Production bei hellem Tageslicht vor ſich. Die Wirkung war dadurch erzielt, daß Muſiker im anſtoßenden Zimmer auf gleichen Inſtrumenten, welche mit jenen im Orcheſter durch hölzerne Führungen in Verbindung ſtanden, ſpielten. Die Schallwellen veranlaßten durch dieſe Leitungen, welche durch Licht-Leiter eingeſchloſſen waren, das ſympathiſche Mittönen der Inſtrumente. Den erſten Verſuch dieſer merkwürdigen Erſcheinung ſoll Sir W. Wheatſtone in der Royal Inſtitution in London gemacht haben.

Anagramm.

Mit B. der Fuchs iſt es, der Hund;
Als ſolche geben ſie ſich kund.
Das will nichts gegen mich beweiſen,
Daß man ſie niemals ſo geheißen.

Die Nachtigall und alle andern,
Die bei uns bleiben oder wandern:
Sie könnte man mit G. benennen,
Weil wir als ſolche ſie erkennen.

Mit H. vor Zeilen hoch im Werth,
Bin ich zur Stunde umbegehrt;
Nur meine Vetern, große Prahler —
Als Gulden kennt man ſie und Thaler.

Ja von des Hauſes Räumen allen
Bin ich mit K. der Nacht verfallen,
Doch derg ich Gold und Geiſt und Flammen,
Die von des Himmels Lichte ſtammen.

Mit S, mein Freund, und bringeſt Du
Am Schluß verkehrt ein Ei hinzu,
Dann giebt es ein vortrefflich Eſſen:
Den Braten nur nicht zu vergeſſen.

Beim Mahle iſt er gar zu gern,
D'rum bleibt mit T. er niemals fern.
Oft Edelgut, oft nur gemein;
Doch bei dem Eſſen will er ſein.

Und mit dem Z. zum Mahles Schluß
Hängſt Du daran noch eine Nuß,
Die mag, mit ein'gen andern Sachen,
Des Mittagstiſches Ende machen.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 9:

„Hauszucht."

Auflöſung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 9:

„A 62, 500 u. C 37,500 fl."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 11. Sonntag den 13. März. 1870.

Herz, mein Herz, nicht in der Weite,
In der Nähe wohnt das Glück!
Glaube, liebe, hoffe, leide
Und kehr' in Dich selbst zurück.

J. Sturm.

Die Ernennung zur Pfarrstelle.

Von A. Reinhold.

(Fortsetzung.)

Der frühe Morgen des nächsten Tages fand Fabian bereits auf der Reise. Ein weißgrauer Nebel, der mit seinen Riesenarmen alle Gegenstände umgriff, deckte die Gegend, so daß Fabian, als er die Höhe vor der Stadt erreicht hatte, nicht einmal die Linden neben Hannchens Hause nnd den Birnbaum mit den drei Staarnestern erschauen konnte. Er grüßte daher auf's Geradewohl nach der Richtung hinüber, wo Hannchens Wohnung sich befinden mußte, ihr im Geiste einen guten Morgen zurufend. Fabian war schon in Gedanken in Haselbach und hielt eine kleine Anrede an den Major, in welcher er vorzugsweise auf das Herz des Herrn Collators einzuwirken bemüht war, nnd beantwortete die Fragen, die er den Major an sich selbst stellen ließ. Unter dieser zerstreuenden geistigen Beschäftigung verstrich die Zeit und er war schon ein tüchtiges Stück Wegs fortgewandert, als der Sonne milder Strahl den Nebel zertheilte und nun auch den schwarzen Frack und das bleiche Gesicht unsers Justus Immanuel Fürchtegott Fabian beschien. Die wohlthnende Wärme, welche sie ausströmte und womit sie auch den Candidaten bedachte, that diesem wohl, nnd als er sein Auge über die grünen Saatfelder dahinschweifen ließ, welche in üppiger Fülle aufgekeimt waren, wurde sein Herz wieder leichter nnd er dachte an den guten Gott da oben, dem alles dies sein Dasein verdankte, und an den Major, der vielleicht Einsehen hatte. Nur als endlich um die Mittagsstunde der hohe Kirchthurm zu Haselbach und das Schloß des Gutsherrn sichtbar wurden, klopfte es ihm auf der linken Seite nnter der schwarzen Tuchweste gewaltig nnd in seinen Beinen machte sich das eigenthümliche Gefühl bemerkbar, das Befangenheit und die ängstliche Spannung der Erwartung hervorzubringen pflegt. Fabian würgte, im Schlosse angekommen, den Krampf, der ihm den Kehlkopf zuschnürte, mit Gewalt hinnnter und fragte nach dem Herrn Major. Er hoffte in diesem Augenblicke zu hören, der gnädige Herr sei verreist, um des gefürchteten Ganges überhoben zu sein und doch vor Hannchen nnd dem eigenen Gewissen rein dastehen zu können. Seine Frage wurde indessen bejaht nnd er an den Kammerdiener gewiesen, der die Anmeldung übernahm. Des Candidaten Zustand in diesem Augenblicke war ein beklagenswerther, denn er hatte eine unüberwindliche Scheu vor dem Verkehr mit höher gestellten Personen. Der zurückkehrende Kammerdiener, dessen Auge mit mitleidiger Theilnahme, wie es schien, Fabian musterte, bat diesen, ihm zu folgen.

Mit schlotternden Knieen ging der Bittsteller dem Vorausgehenden die Treppe hinauf nach, einen Corridor entlang und durch mehrere Zimmer nnd je länger die Wanderung währte, desto mehr fühlte Fabian seine Lebensgeister entweichen. Jetzt blieb der Kammerdiener an einer Thür stehen, öffnete sie und schob Fabian in's Zimmer, sie dann wieder schließend. Dieser stolperte richtig in's Gemach hinein und grüßte mit linkischer Befangenheit den Major, einen großen stattlichen Herrn mit einem gewaltigen Schnauzbart. Dieser nickte ihm freundlich dankend zu und suchte das Lächeln zu verbeißen, das bei Fabians Eintritt seine Mundwinkel umzuckte. Fabian brachte nun auf des Gutsherrn Aufforderung mehrmals stotternd und ziemlich unzusammenhängend sein Gesuch vor und schloß mit der unterthänigsten Bitte nm huldvolle Berücksichtigung desselben.

Der Major ließ Fabian ruhig enden, nahm das Anhaltungsschreiben aus dessen Hand, setzte sich an den Schreibtisch nnd fragte nach des Candidaten Namen.

„Justus Immanuel Fürchtegott Fabian," tönte es aus des Aermsten Munde und der Major trug die vier Namen, die Fabian mehrmals wiederholen mußte, in ein großes Buch ein. Dann setzte er die Zahl 101 davor, spritzte die Feder aus, stand auf und sprach, auf Fabian zuschreitend: „Sie sind der einhnndert und erste Bewerber um das Haselbacher Pfarramt, Herr Candidat, und mögen nnter Berücksichtigung dieser Zahl den Grad von Hoffnungen, die sie sich etwa machen wollen, sich selbst bezeichnen. Die Herren, welche um die vacante Stelle sich bewarben, sind, wie ich anzunehmen allen Grund habe, Ehrenmänner, doch mir zum größten Theile gänzlich unbekannt. Sie werden daher begreifen, daß es unmöglich für mich ist, den Würdigsten heraus zu finden, um diesem, wie ich gern möchte, das Amt zuzuschern. Ich muß mich daher bei meiner Wahl mit auf das Glück verlassen," fuhr er lächelnd fort nnd bog sich zu einem großen schwarzen Jagdhund nieder, um ihn zu liebkosen. „Ihnen, Herr Candidat, hat eigentlich das Glück schon gelächelt, da ich mir vorgenommen hatte, die Zahl der Bewerber nicht über hundert anfsteigen zu lassen und ich nur einer augenblicklichen Laune nachgab, als ich Ihren Namen noch mit eintrug. Hoffnung, Herr Candidat, kann ich Ihnen indeß nicht machen, wie Ihnen

einleuchten muß, wenn ich sie Ihnen nicht geradezu rauben mag. Denken Sie, bei Gott sei kein Ding unmöglich, aber bleiben Sie sich des Umstandes bewußt, daß hundert Ihrer Herrn Collegen von der Schicksals-Lotterie mit Nieten bedacht werden müssen, damit Einem der Gewinn zufalle."

Fabian stand sprachlos da und haschte nach irgend einer Redensart, ohne sie finden zu können. Einleuchtend war es ihm indessen ganz und gar, daß das Geschick mit der unvermeidlichen Niete ihn abfinden werde. Der Major aber nahm Fabians Anhaltungsschreiben, zog das unterste Fach einer riesigen Kommode auf, die von Papieren starrte, und legte es hinein. Dann machte er mit der Hand eine entlassende Bewegung und wünschte dem Herrn Candidaten eine glückliche Reise. Dieser machte stumm zwei, drei tiefe Bücklinge und ging rücklings der Thür zu, wobei er das Unglück hatte, den schwarzen Jagdhund so auf die Pfote zu treten, daß dieser vor Schmerz laut heulte.

„Machen Sie sich b e n nicht zum Feinde, Herr Candidat," sprach der Major lächelnd und rief das Thier zu sich heran, die Verletzung zu untersuchen, während Fabian von der Thür aus noch einige Verneigungen in das Zimmer hinein machte und es dann verließ.

Obschon wieder um eine, wenn auch schwach gewesene Hoffnung ärmer, fühlte sich Fabian doch leichter um's Herz, als die Thür des gestrengen Patrons hinter ihm in's Schloß gefallen. Im Hause unten angekommen, traf er den Kammerdiener an, dem er ein kleines Douceur zu geben für unerläßlich hielt. Er zog daher so unbemerkt als möglich seine magere Börse aus der Tasche, um schnell nach einem Achtgroschenstücke zu langen, das er auch sofort dem Kammerdiener in die Hand drückte.

Der Kammerdiener dankte kurz und entließ den Candidaten durch die Hausthür, kam aber, nachdem dieser nur wenige Schritte zurückgelegt, demselben nachgesprungen, faßte dessen Hände, sah ihm lächelnd in's Gesicht und sprach: „Nicht wahr, Herr Candidat, Sie möchten die schöne Stelle gern haben, nach welcher sich bereits die sämmtliche Theologie fast die Beine weggelaufen hat?"

„Welche Frage!" versetzte Fabian und starrte den Kammerdiener groß an. Dieser aber hielt des Candidaten Hände noch immer in den seinigen, maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle und sprach dann mit gedämpfter, aber feierlicher Stimme: „Herr Candidat, Sie sollen die Stelle haben und Pastor in Haselbach werden. Es bleibt aber vor der Hand unter uns."

Wenn in diesem Augenblicke ein Blitzstrahl vor Fabian's Füßen niedergeschmettert wäre, würde ihn dieß kaum mehr betäubt haben, als des Kammerdieners Worte. Seine erste Gefühlsregung war starres Staunen, die zweite Schmerz, daß es noch Menschen geben konnte, die seines Unglücks spotteten. Sein sanftes, verschüchtertes Gemüth konnte es nicht bis zum Zorn bringen, der jeden anderen Mann in ähnlicher Lage erfaßt haben würde.

„Herr Kammerdiener," sprach Fabian und konnte vor Bewegung kaum reden, „Sie thun sehr unrecht daran, einen Mann, den Sie nie sahen und der Sie folglich auch nie beleidigen konnte, und dem das Schicksal ohnedies Schläge genug versetzt hat, also zu kränken, wie Sie so eben es mit mir zu thun sich erlaubten."

„Wer hat Sie denn kränken wollen, bester Herr Candidat?" frogte des Majors Diener lachend. „Ich wenigstens vermag keine Beleidigung darin zu erblicken, wenn ich Jemand einen jährlichen Gehalt von zweitausend Thalern zusichere. Oder haben Sie sich plötzlich eines anderen besonnen und mögen Sie die Stelle nicht haben? Nun gut, dann heraus mit der Sprache! Wollen Sie Pastor in Haselbach werden oder nicht?"

Fabian kam nun alles Ernstes der Gedanke, der Kammerdiener müsse plötzlich verrückt geworden seyn. Er fürchtete jetzt, die Schenkluft des Geisteskranken könne in ein anderes entgegengesetztes Gefühl umschlagen und er jählings mit Wuth über ihn herfallen und ihn erwürgen. Der aber fiel nicht über ihn her und würgte ihn nicht, sondern schien sich an Fabian's Wesen, das Schreck, Schmerz und Furcht zugleich aussprach, zu ergötzen.

„Ob ich Pastor in Haselbach werden will? welche Frage!" sprach Fabian. Der Kammerdiener mußte wieder lachen und dem Candidaten riß denn doch endlich der letzte Geduldsfaden, ein höchst seltenes Ereigniß, und er sagte: „Herr Kammerdiener, nehmen Sie mir es nicht übel, aber dergleichen Späße, wie Sie eben einen zu machen beliebten, geben von keinem guten Herzen Zeugniß. Wenn ich einmal Lust haben sollte, um eine vacante Stelle im Monde anzuhalten, werde ich um ihre Fürsprache bitten; für jetzt aber leben Sie wohl, Herr Kammerdiener!"

Nach diesen Worten drehte er sich rasch u m, entriß dem Kammerdiener die Hand, die dieser eben erfaßt hatte, schob in heftiger Aufregung den Regenschirm unter den linken Arm und schritt über den Schloßhof. Der Kammerdiener aber rief ihm nach: „In längstens vierzehn Tagen befindet sich die betreffende Designation in Ihren Händen. Leben Sie äußerst wohl, verehrtester Herr Pastor!"

Fabian konnte sich nicht enthalten, den Kopf zu wenden und dem so unberufenen als hämischen Witzmacher seinen niederdonnerndsten Blick zuzuwerfen und vor Entrüstung die Rechte zu ballen. Als er durch das Schloßthor ging, glaubte er den Kammerdiener noch lachen zu hören und dieß empörte ihn dergestalt, daß er im Doppelschritt dahin rannte, um nur so bald als möglich aus dem Haselbacher Bereiche zu kommen. Auf diesem Gange gelobte sich Fabian, unter zwei Jahren um kein Pfarramt wieder anzuhalten, um sein Glück einmal ordentlich zur Ruhe kommen zu lassen. Und in die Betrachtung über sein Schicksal versunken, gelangte er bald in's nächste Dorf, wo er seine Mittagsmahlzeit zu halten beabsichtigte, denn es hungerte ihn gewaltig.

Eine Stunde später fragte Fabian, den gehäckelten Geldbeutel in der Hand, die dicke Schenkwirthin nach dem Betrage seiner Zeche, um neugestärkt die Wanderung wieder anzutreten. Die Wirthin nannte die kleine Summe und Fabian entnahm zu seiner Verwunderung der Börse ein Achtgroschenstück, während er genau wußte, daß er nur ein einziges gehabt hatte, in dessen Besitz sich jetzt der Kammerdiener befand. Er nahm nun den Beutel und schüttete den Inhalt in seine Hand, die gleich darauf zu zittern begann, während Leichenblässe sein Antlitz überzog. Er hatte nämlich die entsetzliche Wahrnehmung gemacht, daß der gehenkelte Doppellouisd'or fehlte, und es wurde ihm gräßlich klar, daß er in räthselhafter Zerstreutheit oder frevelhafter Nachlässigkeit oder wie er seinen Unfall sonst nennen sollte, dem Kammerdiener statt des noch vorhandenen Achtgroschenstücks den gehenkelten Doppellouisd'or gegeben. Dieser hatte wahrscheinlich beim Einstecken in die Tasche bemerkt, welch werthvolles Douceur ihm zu Theil geworden und sich in einem Anfalle berechneter Grausamkeit das Vergnügen gemacht, zum Danke dafür seinen Wohlthäter zu foppen. Der nächste Gedanke Fabian's war Hannchen, und es packte ihn sein Unglück mit solcher Gewalt, daß er in stummer Verzweiflung in seinem Haar wühlte und sich heimlich eine kleine Parthie davon ausraufte, um sich vor den anwesenden Gästen nicht zu blamiren. Dann raffte er sich von seinem Sitze empor, berichtigte die Zeche und wankte aus dem Zimmer. Er sah sich im Geiste dem armen Hannchen gegenüber und ihre Thränen um das theuere Vermächtniß fließen und das Herz wollte ihm brechen vor Wehmuth. Es brach aber nicht, sondern hielt fest zusammen und die Füße, die ihm anfangs den Dienst zu versagen schienen, trugen ihn doch weiter und weiter und er gelangte glücklich noch Hammelshausen und bis zu Hannchens Thür, die seiner wohl sehnsuchtsvoll harren mochte. Eine Stunde darauf verließ Fabian sein Hannchen, um, von der anstrengenden und ermüdenden Reise erschöpft, zu Hause der Ruhe zu pflegen, und gedachte unterwegs gerührten Herzens der Bemühungen seines Mädchens, ihn aufzurichten und zu trösten. Er selbst aber gelobte sich heilig, keinen Doppellouisd'or mehr für ein Achtgroschenstück auszugeben. —

Vierzehn Tage waren seit Fabian's Fahrt nach Haselbach in farblosem, nüchternem Einerlei verstrichen, nur durch die einzelnen Sonnenblicke erhellt, welche Hannchens Liebe ihm geschaffen, die mehr als je bemüht war, das verzagende Gemüth des Geliebten aufzurichten und den Verdüsterten zu erheitern. Fabian lebte noch zurückgezogener und eingeschränkter, als bisher, und hatte auch noch einige Privatstunden angenommen, um die Wiedererstattung des Doppellouisd'oes, wenn auch ohne Henkel, zu ermöglichen. Man sah ihn fast nie auf der Straße oder in Gesellschaft und nur spät des Abends schlich er, in einen

grauen Mantelkragen gehüllt, zu seinem Hannchen, die langsam dahin schleichende Zeit um ein Stündchen zu betrügen.

Wieder war es Sonnabend und der Kammerdiener des Majors auf und zu Haselbach erfreute sich nun schon zwei volle Wochen des Besitzes des Gehenkelten. Der Candidat war in der Schul- oder Wahnstube, wie man will, damit beschäftigt, seinem Rothkehlchen gekrümeltes Brod mit Möhrensaft, des Lieblings Leibgericht, vorzurichten, um dann selbst im goldenen Pudel des Leibes Nothdurft zu stillen und gebratene Knackwurst mit Kartoffelmuß zu speisen, womit man ihn daselbst allsonnabendlich abfand. In diesem Augenblicke trat der Briefträger herein und übergab Fabian ein breites, schweres Schreiben mit einem großen Siegel und entfernte sich nach Empfang des üblichen Dreiers — der Brief war frankirt — eiligst; denn seine Zeit war heute gemessen.

Fabian, dem dergleichen Zusendungen in der Regel Schreck einflößten, weil sie ihm selten Gutes gebracht, betrachtete nachdenklich das gewichtige Schreiben, das seine sämmtlichen Vornamen mit diplomatischer Genauigkeit auf der Adresse enthielt, und drehte es dann um, das Siegel zu besichtigen. Es hatte die Umschrift: „Van Hasselbach'sche Gerichte Hasselbach." Als nun sein staunendes Auge vom Siegel abwärts glitt, sollte seine Verwunderung den höchsten Grad erreichen; denn ganz unten am Rande entzifferte er die hingekritzelten Worte: „Der Kammerdiener stattet seine herzlichsten Glückwünsche ab." Nun wußte er vollends nicht, was er denken sollte, und mit zitternden Händen löste er das Siegel. Große, mit Frakturschrift geschriebene Buchstaben starrten ihm entgegen; er las seinen Namen und gleich darauf die Worte: „zum Pfarrer in Hasselbach hiermit designirt haben".

Fabian konnte nicht weiter lesen, so flirrte es ihm vor den Augen, und das Schreiben entsank seiner Hand. „Nicht möglich, nicht möglich!" rief er aus und rannte im Zimmer umher. Doch der Gedanke, sich Gewißheit zu verschaffen, trieb ihn an, den Brief wieder aufzunehmen. Er wischte sich die Augen aus, sperrte sie weit auf und begann von Neuem, und zwar von der ersten Zeile von oben an, zu lesen. Es blieb so und wurde nicht anders; das Schreiben enthielt in aller Form Rechtens die Vacation Fabian's als Pfarrer zu Hasselbach und war mit des Majars van Hasselbach auf und zu Hasselbach eigenhändiger Unterschrift versehen.

„Herr des Himmels, wie bin ich würdig deiner Gnade!" rief Fabian aus, als er mit dem Lesen zu Ende und fiel im Uebermaße seines Glückes auf die Kniee, den im inbrünstigsten Gebete zu preisen, welcher der Spender ist alles Guten. Aber er konnte nicht beten, wahrhaftig, er vermochte es nicht. Seine Gedanken verwirrten sich, sprangen vom lieben Gott zu Hannchen, vom Hannchen nach Hasselbach zum Major, in die Pfarre, zum Kammerdiener und wer weiß wohin. Da fiel sein Auge zufällig auf die Straße und er erblickte des Gerichtsdirektors Auguste, einen seiner Schüler, der an seinem Hause vorüberzugehen eben im Begriffe war. Schnell öffnete er das Fenster und rief den Knaben herein.

„Höre einmal, mein Sohn," sprach Fabian so gleichgiltig, als er konnte, zu ihm, absichtlich ihm dieß nicht gelang, denn seine Stimme zitterte gewaltig: „Du zeigtest Dich neulich recht unbewandert in der Frakturschrift. Ich habe eben ein Schreiben erhalten, in welchem man sich hin und wieder dergleichen Schrift bedient hat, und gebe es Dir in die Hand, damit Du es mir laut vorliest."

Der Knabe, obwohl frappirt über den ihm so plötzlich zu Theil werdenden Privatunterricht, gehorchte und begann, im Anfang eintönig, später aber mit sichtlichem Interesse, den Brief vorzulesen. Fabian hatte sich auf's Kanapee hingeworfen und die Augen geschlossen, um jedes Wort ungestört in sich aufnehmen zu können, sprang aber auf, als der kleine Vorleser seinen Namen genannt hatte.

„Du hast doch nicht falsch gelesen, lieber Junge," sprach er freundlich, „stehen denn wirklich im Schreiben die Namen Justus Immanuel Fürchtegott Fabian?"

„Nun freilich wohl," versetzte der Knabe, „Ihr Name befindet sich ja hier mit zallangen Buchstaben und die kann man nicht verwechseln."

„So lies nur weiter, mein Söhnchen," entgegnete Fabian, und nahm seine vorige Stellung wieder ein.

Und Gerichtsdirektors August begann von Neuem zu lesen und Fabian unterbrach ihn nicht wieder, und Jener las das Schreiben zu Ende, um es darauf sofort auf den Tisch, sich selbst aber dem geliebten Lehrer in die Arme zu werfen.

„Also wahr, unumstößlich wahr!" jauchzte Fabian unter unaufhaltsam hervorbrechenden Thränen und drückte den Knaben so stürmisch an seine Brust, daß dieser jämmerlich zu schreien anfing, denn er fürchtete, erdrückt zu werden. „Junge, mein Junge, sieh' mich nur recht an!" jubelte er weiter, und ließ den Knaben etwas Luft schnappen, weißt Du denn, was Du gelesen hast, und sehe ich denn aus, wie der Pastor zu Hasselbach?"

(Schluß folgt.)

Am Waldsee.

Wie schön bist du im tiefen Schweigen,
Du dunkler See, voll Abendruh',
Die Bäume rings, mit schatt'gen Zweigen
Decken sie deinen Schlummer zu.

Nach einmal regt sich's im Geäste,
Die Schwalbe, die schon schlafen lag,
Streicht zu dir nieder aus dem Neste,
Streift dich mit lichtem Flügelschlag.

Sie streift so zart, es rührt den Spiegel
Der glatten Flut ihr Spiegel kaum —
So drückt die Liebe leis' ihr Siegel
Auf den geliebten Mund im Traum.

M. Beilhack.

Bauernhochschule in Dänemark.

(Schluß.)

Bei dem ganzen Charakter dieser Schulen ist es selbstverständlich, daß keinerlei Zwang gegen die Schüler geübt wird; wenn sie alle zusammen wohnen, so verlangt man nur von ihnen, daß sie dem Lehrer anzeigen, wenn sie ausgehen. Von Strafbestimmungen findet sich in keinem einzigen Berichte auch nur die geringste Andeutung. Die Unterrichtszeit kann, den bäuerlichen Verhältnissen entsprechend, nur den Winter umfassen; sie beginnt am 1. Oktober oder am 1. November und schließt am 1. April oder am 1. Mai oder auch zu Pfingsten des folgenden Jahres. Auch die Tagesarbeit ist nicht überall gleich; in Testrup hält man die Lehrstunden von 8 bis 12 Uhr und von 2—7 Uhr. Der Unterricht findet meist in einem großen Saale statt, zuweilen auch in zweien, wo es dann möglich ist, mit den älteren einen neuen Kursus durchzunehmen. Im Anfange wohnen die Schüler auf nahegelegenen Bauernhöfen in der Nachbarschaft, wo sie dann auch ihre Mahlzeiten einnehmen; allein überall strebt man dahin, so große Gebäude zu erwerben, daß Schüler und Lehrer, deren es außer dem verheiratheten Vorsteher gewöhnlich zwei gibt, zusammen wohnen können. So miethete sich der Candidat Trier in Vallekilde zuerst in einem Bauernhofe ein und hielt dort Schule in der „großen" und der „kleineren" Stube. Dann baute er sich ein eigenes Haus, wo oben unter dem Dach zwei kleine Stuben sich befinden, die zu Schlafräumen für etwa 60 Schüler dienen; im linken Flügel sind 2 Schulsäle, beide 5 Ellen hoch und 12 Ellen lang, der eine 11 Ellen, der andere 9 Ellen breit. Beide sind stets hell und warm; hier halten sich die Zöglinge auch außerhalb der Stunden auf, um zu arbeiten; da sieht man sie Abends und oft bis in die Nacht hinein, 43 Männer, Seite an Seite sitzend, ohne jede Aufsicht mit Rechnen, Schreiben, Zeichnen, meist aber mit der Lektüre historischer Schriften beschäftigt. Der Eßsaal ist unten, eine Elle tief in die Erde eingesenkt, und 4 Ellen hoch, und dient zugleich als Tummelplatz für die Freistunden. Den übrigen Raum nehmen Lehrerwohnungen, Küche, Milchkammer und Brauhaus ein. Zur Schule gehören 28 Tannen Landes. Alle machen eine Haushaltung aus; alle vereinigen sich zu gemeinsamer Mahlzeit; Morgens erhält der Schüler eine

Tasse Kaffee mit Butterbrod, Abends warme Milch und Butterbrod mit Fleisch oder Käse. Die Mittagsmahlzeit besteht aus gewöhnlicher Bauernkost und wird nach Bauernsitte genossen. Die Speisen bestehen vorzugsweise in Grütze, Kohl, Kartoffeln, zuweilen in Brei, fast täglich in Speck und einmal in der Woche in Klippfisch, Schaffleisch oder Ochsenbraten. Jeder kann nach Belieben von dem Dünnbier trinken, das im Eßsaal stets zur Hand ist. Der Preis, den der Schüler für Unterricht, Kost und Wohnung, Alles in Allem bezahlt, ist auf den verschiedenen Schulen verschieden bestimmt und schwankt zwischen 60 und 72 Thalern dän. (45 und 54 Thaler preuß.); in Askov in Jütland z. B. ist er so berechnet, daß monatlich 4 Thaler dän. (3 Thaler preuß.) für die Schule, 8 Thal. dän. für den Unterhalt gefordert werden. Das sind nach den dänischen Verhältnissen niedrige Preise und zur Erhaltung der Schule reicht die Einnahme nicht aus; sie bedarf daher eines Grundkapitals oder der privaten Unterstützung. Zur Gründung selbst ist mindestens eine Summe von 4 bis 5000 Thalern dän. oder von 3000 bis 3750 Thalern preuß. erforderlich; soll aber Land gekauft werden, so steigt der Bedarf auf das Doppelte. Das Schulhaus in Rärum auf Seeland, mit dem ein größeres Landstück verbunden ist, kostete im Ganzen gegen 16,000 Thaler (12,000 Thaler preußisch), welche durch ein 4 procentiges Aktien-Anlehen unter den benachbarten Bauern aufgebracht wurden. Nachdem wir im Vorhergehenden die den dänischen Bauernhochschulen gemeinsamen Züge betrachtet haben, wollen wir uns zweien derselben besonders zuwenden, weil sie eine Weiterentwicklung dieser Einrichtung in eigenthümlicher Weise darstellen. Seit diese Schulen festere Wurzeln geschlagen haben, kommen sehr viele Schüler freiwillig im zweiten, oft auch im dritten Winter wieder; so ist es möglich gewesen, darauf eine Erweiterung der Lehrgegenstände zu gründen. So hat die Schule in Kongens Lyngby auf Seeland den Landbau und die Hausthierzucht unter ihre Lehrfächer aufgenommen und in geringerer Vollständigkeit ist dieß auch in dem seeländischen Rärum durch den Vorsteher Delacour geschehen. Hier zerfällt der Unterricht jetzt in zwei Curse: im ersten Jahr verwendet man, wie in den übrigen Schulen, die Zeit auf die „Erweckung" des geistigen Lebens durch Weltgeschichte, vaterländische Geschichte, Sprachübungen, durch Gesang, endlich durch Geographie mit besonderer Beziehung auf Physik und Ethnographie. Daneben treibt man Rechnen, Schreiben, Zeichnen und legt besonderes Gewicht auf Leibesübungen und Waffenexercitien. Am 1. April verlassen die jungen Männer die Schule, um sich dem Landbau wieder zuzuwenden; aber am 1. Oktober kehren sie zurück, um nun bis Weihnachten die Grundzüge der Naturwissenschaften (Botanik, Zoologie, Physik, Chemie und Geologie), soweit die Kenntniß derselben nothwendig ist zum Ackerbau, zur Gärtnerei und zur Hausthierzucht, kennen zu lernen; die Lehrstunden in diesen Fächern beginnen nach Weihnachten und schließen erst am 1. August des dritten Jahres; sie sind es, wodurch sich diese Schule von den anderen unterscheidet. Dabei ist vorausgesetzt, daß die praktischen Handgriffe, das Pflügen, Säen in der Praxis selbst erlernt sind; die Schule gibt nur die allgemeinen Prinzipien, sie hat nur ein Experimentalfeld, wo Proben der verschiedenen Kulturgewächse gezogen werden, und veranlaßt die umwohnenden Landwirthe, ihre Höfe zu praktischen Uebungen zu öffnen; für die Lehre über die Hausthiere in krankem und gesundem Zustande unterhält sie einen Thierarzt, ebenso einen Forstmann und einen Gärtner für ihre resp. Fächer. Auch ist diese Schule eigenthümlich, am ersten Tage jeden Monats öffentliche Versammlungen mit Vorträgen, Gesängen und Gesprächen zu veranstalten, an denen die umwohnende Landbevölkerung Theil nimmt, und daß sie den Tag nicht in feststehende Zeiten abtheilt, sondern jedem Lehrer zwei Stunden zu beliebiger Benutzung zuweist. Nach einer anderen Seite hat die Schule in Askoo in Jütland, hart an der schleswig'schen Grenze gelegen und eine Fortsetzung derjenigen in Rödding, unter dem Candidaten Schröder, die Bauernhochschulen weiter entwickelt. Der Winter vom 1. Oktober bis 1. April wird auch hier auf die allgemeine Ausbildung der jungen Männer verwandt. Um 8 Uhr versammeln sich dieselben im größten Saale des Schulhauses; die beiden ersten Morgenstunden gehören der Physik, Chemie, der Lehre vom Ackerbau und von der Hausthierzucht, die beiden letzten der nordischen Geschichte und Mythologie, ferner der bibl. und der Kirchengeschichte. Nachmittags theilen sich von zwei bis 5 Uhr die Neulinge von den Aelteren. Jene treiben Schönschreiben, Rechnen, Landmeßkunst, Nivelliren, Kartenzeichnen, Schreibeübungen; diese beschäftigen sich mit Chemie, Pflanzenkunde und mit der Lehre von den Krankheiten der Hausthiere, an einigen Tagen mit Geographie, namentlich der isländischen, an anderen mit Geschichte. Um halb 6 Uhr vereinigen sich wieder beide Abtheilungen, um bis halb 8 Uhr dänische Geographie, dänische neuere Geschichte seit 1523, Gesang, dänische und schwedische Sprache zu treiben. Gewöhnlich wird an jedem Tage die Zeit von halb 2 bis 2 Uhr auf die Einübung von Singstimmen verwandt, damit der mehrstimmige Gesang mit dem einstimmigen abwechseln könne, und an drei bis vier Abenden, sowie auch Sonntag Nachmittags liest der Lehrer aus vaterländischen Schriftstellern vor, z. B. aus Ingemann und Björnson. Auch hier gilt die ausnahmslose Regel, daß alle Prüfungen verbannt sind; auch hier gibt man den Schülern nur ausnahmsweise Bücher in die Hand. Diese beschränken sich auf Auszüge aus der dänischen, schwedischen und isländischen Literatur, auf eine Ackerbaulehre, auf allgemeine historische Grundzüge, auf eine dänische Sprachlehre und auf dänische und schwedische Liederbücher. Der historische Unterricht nimmt auch hier die erste Stelle ein und geschieht in freiem, mündlichem Vortrage. Wo eine nähere Ausführung gegeben wird, theilt der Lehrer gern Stellen aus Quellenschriften oder aus guten Bearbeitungen mit, z. B. aus der Bibel, aus Herodot; er las mit ihnen die Odyssee Homers, einzelne Dramen des Aeschylus und des Aristophanes; ferner benützte er die Kirchengeschichten des Eusebius und des Beda, Rimberts Ansgarius, Saxo's dänische Chronik und Snorre's norwegische Königschronik; von kritischen Werken werden erwähnt: Helveg's dänische Geschichte, Allen's Geschichte der drei nordischen Reiche, endlich Macaulay und Thiers. Das eigentlich Besondere aber an dieser Schule ist das, daß während der Sommermonate die Schule vom 1. Mai bis zum 1. August für Mädchen und Frauen unter denselben Bedingungen wie für die Männer geöffnet ist, wo dann neben der Geschichte, Geographie und Pflanzenkunde das Hauptgewicht auf weibliche Handarbeiten und auf praktische Kenntnisse, wie auf Backen und Brauen gelegt wird. Daß auch hier der Gesang eine Hauptrolle spielt, läßt sich denken. Die noch übrige Zeit im August endlich wird dazu verwandt, den Volksschullehrern der Umgegend Vorträge zu halten. Welchen bedeutsamen Einfluß diese Schulen auf die Bildung und Veredelung des dänischen Volkes haben müssen, ist an sich klar; aber sie sind auch ein Zeichen, welch' ein reicher Schatz von geistigem Leben in dieser Landbevölkerung liegt.

Dreisilbige Charade.

Die ersten Beiden sind durch Menschenhände
Und zum Gebet der Gläubigen erbaut,
Daß dort der Geist sich zu dem Dritten wende,
Zu dem er still und hoffend aufwärts schaut.
Doch werden oft zum Ersten Hain und Fluren,
Sie zeigen uns des Dritten milde Spuren.

Doch herrscht die Dritte mächtig auch auf Erden
Und trägt vom Himmel oft nicht eine Spur;
Gehorsam ruft sie muß dem Willen werden,
Der ungestraft nicht Widerspruch erfuhr!
Sie ehrt als Drittes nur den eignen Willen,
Der Leidenschaften heißen Drang zu stillen.

Das Ganze focht in längst vergang'nen Zeiten
Als Gotteskämpfer für das heil'ge Grab!
Um Ehr' und Ruhm der Kirche zu bereiten,
Die ihm Verzeihung aller Sünden gab.
Doch mußt' es kalt der Gottheit schönste Gaben
Im vollen Herzen unter'm Kreuz begraben!

Auflösung des Anagramms in Nr. 10:
„Beller. Geller. Heller u. s. w."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 12. Sonntag den 20. März. 1870.

Spiel ist unser Leben und Schauspiel. Murrender, lerne
Spielen, oder du trägst Schmerzen und Schaden davon.

Herder.

Die Ernennung zur Pfarrstelle.

Von A. Reinhold.

(Schluß.)

„Ich gratulire, Herr Candidat, sprach August. „Aber nun gehen Sie wohl bald fort von hier, setzte er mit weinerlichem Tone hinzu, „und bleiben nicht mehr unser lieber, guter Herr Lehrer?"

„Ja, mein Kind, „ich gedenke recht bald von hier fortzugehen," versetzte Fabian. „Du darfst mir dieß aber gönnen, das glaube mir; auch werde ich Dir zuweilen ein Briefchen schreiben, damit du weißt, wie es mir geht und Du thust dasselbe. Jetzt verlaß mich aber, mein Jüngetchen, und sage es Deinen Aeltern, Deinen Geschwistern, Deinen Mitschülern und wem Du sonst willst, ich sey Pastor zu Haselbach geworden, Du habest es selbst gelesen."

Der Knabe, den die Neuigkeit schier zu zerplatzen drohte, rannte spornstreichs davon, und Fabian nahm wiederum das Schreiben, durchflog es nochmals und drückte es an seine Lippen und sein Herz. Dann rannte er wieder im Zimmer herum, gleichwie von einem Instinkt getrieben, um sich auszutoben. Er wollte zu Hannchen hinstürzen, aber er konnte ja den Hut nicht finden, obgleich er vor ihm auf dem Tische stand. Dann fiel ihm der Kammerdiener des Majors ein und er bat ihn laut tausendmal um Verzeihung wegen der diversen Grobheiten, die er ihm, vom grimmigsten Unmuthe gestachelt, angehangen, und nannte ihn seinen allerbesten Freund. Daß er während seiner ihm so dringend nöthigen stürmischen Umgänge durch's Zimmer zwei Schultafeln mit acht Tintenfässern umgeworfen, deren schwarzer Inhalt weithin den Fußboden netzte, kümmerte ihn wenig. Mit dem endlich gefundenen Hut auf dem Kopfe verließ der überselige Mensch das Zimmer, seinem Hannchen die freudigste aller Botschaften zu bringen. Die Häuser schienen mit dem Glücklichen zu tanzen und alle Leute, die an ihm vorübergingen, hatten, wie es ihm dünkte, so fröhliche Gesichter, daß ihnen gewiß auch etwas Angenehmes begegnet war. Darum grüßte er sie alle mit glänzenden Augen und lächelndem Munde. Er hätte seine Beine am liebsten in einen anständigen Trab gesetzt, wenn sich dies für den künftigen Pastor in Haselbach irgend geschickt, um nur recht bald zu Hannchen zu kommen, und beneidete die schnellfüßige Straßenjugend, die von der Existenz des Alberti'schen weltberühmten Complimentirbuches keine Ahnung hatte und ihren Unterthanen nicht den geringsten Zwang auflegte.

Endlich hatte er das Haus erreicht, welches er oft mit kummervollem Herzen betreten, und er gelangte bis auf die Hälfte der Treppe. Hier blieb er stehen, denn er wollte sich einen recht netten Scherz mit seinem Mädchen machen. Aber siehe, da schoß ihm unaufhaltsam ein Strom von Freudenthränen in die Augen und er mußte laut schluchzen vor Wonne wie ein Kind. Er setzte sich, um sich zu sammeln, auf eine Stufe der Treppe; doch der Zufall wollte es, daß Hannchen eben auszugehen im Begriff war und den Verlobten in dieser eigenthümlichen Stellung fand. Sie schrak zusammen bei seinem Anblick; Fabian wußte aber in diesem Augenblicke nichts Besseres zu thun, als ihr zuzurufen: „sorge Dich etwa nicht um mich, ich weine vor Freude; auch bin ich nicht verrückt, wenn Du dieß etwa fürchten solltest!"

Hannchen starrte ihn sprachlos an, doch der Schreck konnte nicht recht zum Ausbruch kommen; denn in der nächsten Sekunde stand Fabian neben ihr und sie schaute in sein überseliges Gesicht, das den unverkennbaren Stempel freudiger Verklärung trug. Und er zog wieder den gewattigen Brief hervor, öffnete ihn und hielt ihn Hannchen zum Lesen hin, die einige Augenblicke darauf ohnmächtig an seine Brust sank.

Wir lassen die Glücklichen eine volle Stunde den Jubel ihrer Herzen austauschen und bemerken, daß sie dann plötzlich durch eine rauschende Musik unter den Fenstern aus dem Taumel ihrer Freude gerissen wurden. Die Nachricht von Fabian's enormem Glück war nämlich wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus gedrungen und hatte überall die ungeheuchelteste Freude hervorgerufen; denn man liebte ihn aufrichtig und schätzte seine vielen guten Eigenschaften und sein vortreffliches Herz. Und so hatte sich denn in aller Eile der Stadtmusikus mit seinen Leuten aufgemacht, den Glücklichen eine Serenade zu bringen, und den Weg zu Hannchen eingeschlagen, nachdem man ihn in seiner Behausung nicht angetroffen. Fabian grüßte, über die Aufmerksamkeit gerührt, wiederholt zum Fenster hinunter, mußte aber wegen der eben einfallenden Janitscharenmusik vorderhand mit diesen stummen Zeugen seines Dankes sich begnügen.

Es konnte nicht fehlen, daß, von der überraschenden Nachricht und der Musik angezogen, bald die halbe Einwohnerschaft des Städtchens die Straße sperrte, in welcher Hannchens bescheidene Wohnung sich befand. Die Frau Gerichtsdirektorin und die Frau Bürgermeisterin, die noch nie einen Fuß über Hannchens Schwelle gesetzt, verschmähten es nicht, glückwünschend zu ihr zu kommen, was Fabian zu einer anderen Zeit in große Verlegenheit gesetzt haben würde. Kaum hatten sich die Beiden wieder entfernt, so folgten, durch die Neugier, die Macht des Beispiels oder das eigene Herz getrieben, Andere, und ehe eine Stunde vergangen war, hatten fast sämmtliche Honoratioren des Städtleins den überglücklichen Pastorsleuten in spe ihre Gratulationen abgestattet. Erst spät des Abends vermochte es Fabian,

ſich von Hannchen zu trennen und zugleich bis für den nächſten Abend von ihr Abſchied zu nehmen, da Beide es für dringend nothwendig gefunden, daß Fabian nach Haſelbach reiſe, um dem Major für ſeine ſo unausſprechliche als unerwartete Güte den unterthänigſten, dem Kammerdiener aber in tiefſter Beſchämung den gerührteſten Dank für ſeine ſo wirkſame, wenn auch unerklärbare Verwendung zu ſagen. —

In den Morgenſtunden des folgenden Tages rollte ein Planwägelchen luſtig auf der Straße nach Haſelbach dahin und drinnen ſaß Fabian und dampfte ſeelenvergnügt eine Cigarre in die friſche Luft hinaus. Er hatte es mit ſeiner neuen Würde nicht vereinbar finden können, zu Fuße auf dem Haſelbacher Schloſſe einzutreffen und deßhalb zum erſten Male ſeit ſeinem langjährigen Aufenthalte in Hommelshauſen einen beſcheidenen Einſpänner ſich gemiethet. Und ſo fuhr er denn in den goldenen Oktobermorgen hinein, und es kümmerte ihn heute nicht, daß die Bäume des Waldes, ihres Blätterſchmuckes zur Hälfte ſchon beraubt, an den Winter mahnten und die Vergänglichkeit alles Irdiſchen; war es in ſeiner Bruſt doch Frühling und blühten und dufteten doch da drinnen die wunderherrlichſten Blumen im Glanze des Sonnenlichtes. Als oder der Wagen über das Pflaſter des Haſelbacher Schloßhofes raſſelte, klopfte deſſen Inſaſſen nicht ängſtlich das Herz, wie vor zwei Wochen, noch blickte er bang und unſtät umher gleich einem verſchüchterten Bittſteller. Sichern Fußes entſtieg er dem Wagen und fragte den beiſpringenden Bedienten zunächſt nach dem Kammerdiener des Herrn Majors. Dieſer führte ihn bis an deſſen Zimmerthür und einen Augenblick darauf ſtand Fabian ſeinem Wohlthäter gegenüber.

„Guten Tag, Herr Paſtor!“ rief der Kammerdiener dem Eintretenden entgegen. „Nun, habe ich Wort gehalten oder nicht und ſind Sie mit mir zufrieden?“

„Allervortrefflichſter aller Kammerdiener,“ ſprach der deſignirte Pfarrer zu Haſelbach, „wo ſoll ich die gebührenden Worte des Dankes hernehmen? Können Sie mir verzeihen, daß ich neulich den Umfang ihrer liebevollen Geſinnungen nicht recht zu begreifen vermochte?“

„Hat nichts auf ſich,“ lachte der Kammerdiener, „hätt's auch ſo und ſchlimmer gemacht. An Ihnen iſt es, mir den Scherz zu vergeben, den Sie ſich, was freilich nicht zu leugnen iſt, gefallen laſſen konnten.“

„Und ob,“ verſetzte Fabian und nahm auf die Bitte des Kammerdieners auf dem Sopha Platz, während dieſer ihm gegenüber auf einen Stuhl ſich niederließ. „Können und dürfen Sie mir jetzt ſagen und iſt es nicht zu unbeſcheiden, darnach zu fragen, wie Sie im Stande waren, mit ſolcher Gewißheit mein Glück mir zu verkünden?“

„Ich kann und will es,“ verſetzte dieſer. „Zuvor muß ich noch bemerken, daß es mich unwiderſtehlich drängte, den Scherz, der Sie in Harniſch verſetzen mußte, mit Ihnen zu machen. Ich konnte aber, wie geſagt, nicht anders; denn ein glücklicher Gedanke, der eben in mir aufgeſtiegen. In Folge deſſen ich Ihnen die Predigerſtelle in Haſelbach mit Gewißheit verheißen konnte, verſetzte mich in eine ſo freudige, ich möchte ſagen übermüthige Stimmung, daß ich mich nicht enthalten konnte, meiner Laune den Zügel ſchießen zu laſſen.“

„Sie liebenswürdiger Schalk!“ ſprach Fabian und klopfte dem Kammerdiener auf die Schulter. „Wenn ich davon eine Ahnung gehabt hätte!“

„Nun hören Sie weiter,“ nahm dieſer wieder das Wort: „Ich muß bemerken, daß Sie mir beim erſten Erblicken Theilnahme erregten und daß ich Intereſſe an Ihnen nahm. Als Sie mir nun das Goldſtück in die Hand drückten, dachte ich natürlich ſofort, daß Sie ſich vergriffen hätten und daß Sie es ſpäter ſchmerzlich vermiſſen würden. Es brachte aber dieſer Umſtand meinen Entſchluß, Ihr Glück zu gründen, völlig zur Reife. Hier haben Sie den Gehenkelten wieder zurück; es war von vornherein nicht meine Abſicht, ihn zu behalten,“ fuhr er fort und langte aus einem Fache ſeines Schreibpultes das Goldſtück hervor, es Fabian hinhaltend.

Dieſer nahm es und ſprach: „Sie machen mir durch die Zurückgabe dieſes alten Erbſtückes eine große Freude, natürlich unter der Bedingung, daß Sie mir erlauben, Ihnen den Werth deſſelben zu erſetzen. Doch davon ſpäter. Jetzt aber bitte ich, Ihre Erzählung fortzuſetzen, auf deren Ausgang ich, wie Sie ſich denken können, über die Maßen geſpannt bin.“

„Sogleich,“ verſetzte der Kammerdiener, ſtand auf, öffnete die Thür und ſah hinaus, um ſich zu überzeugen, daß kein Lauſcher in der Nähe verweile, und nahm dann ſeinen Platz wieder ein. „Ich muß zunächſt vom Herrn Major ſprechen,“ begann er mit gedämpfter Stimme, „und des Umſtandes gedenken, daß derſelbe nur Soldat und Jäger iſt, weßhalb alle Dinge, die außerhalb dieſes Bereiches liegen, von ihm nicht beachtet werden. So iſt ihm von jeher die Wohl eines Geiſtlichen ein wahrer Greuel geweſen, weil er, wie er ſagt, von der Theologie gerade ſo viel verſtehe, wie das Kräuterweib von der Botanik. Schon zweimal hatte er ſich einer ſeltſamen Art, den neuen Seelſorger zu wählen, bedient, und auch dießmal ſollte ſie in Anwendung gebracht werden. Ich kann und darf Ihnen dieß ſagen, Herr Paſtor, weil es in der Natur der Sache liegt, daß Sie das unverbrüchlichſte Stillſchweigen darüber beobachten müſſen. Entſetzen Sie ſich aber nicht vor der Art und Weiſe, wie man Paſtor in Haſelbach wird.“

Der Kammerdiener rückte ſeinen Stuhl noch näher an Fabian heran, der in der ſichtbarſten Spannung den weiteren Eröffnungen ſeines Gönners entgegenſah, und fuhr mit noch gedämpfterer Stimme alſo fort: „Ich branche wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich die Ehre habe, das Vertrauen meines gnädigen Herrn in ſeltenem Grade zu beſitzen, und daß ich bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen werde. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß mir die Wahlmethode des Herrn Majors kein Geheimniß blieb, ſo daß ich Angenzeuge davon war. Als ich nämlich vor mehreren Jahren an dem dazu vom Herrn Major feſtgeſetzten Tage denſelben, ſeinem Geheiß zufolge, an die Vornahme der Wohl eines neuen Predigers erinnerte, fuhr er mich gewaltig an und meinte, ich hätte ſtets das beſte Gedächtniß, wenn es ſich darum handelte, ihn an unangenehme Geſchäftsſachen zu erinnern. Meine beſcheidenen Einwendungen brachten ihn noch mehr in Harniſch, da er eben im Begriff war, auf die Jagd zu gehen und ihm die Störung höchſt ungelegen kam. „Nun zum Donnerwetter!“ ſchrie der Herr Major, „wenn denn heute einmal gewählt werden muß, ſo mog's auf der Stelle geſchehen und für die Bewerber ſoll Treff Trumph ſeyn!“ In heftiger Anfregung zog der Herr Major das unterſte Fach der rieſigen Kommode, die ſie geſehen haben werden und in welchem die ſämmtlichen Anhaltungsſchreiben um die vacante Stelle ſich befanden, heraus und warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl.“

Der Kammerdiener legte jetzt ſein Geſicht dicht an Fabian's Ohr und fuhr noch leiſer als zuvor zu ſprechen fort: „Hier rieſen der Herr Major Ihren Leibhund, das große, ſchwarze Thier, das Sie gewiß bemerkt haben werden, zu ſich heran und ſprachen, mit der Hand auf das offene Schubſach deutend: „allons apport!“ Und der fein dreſſirte Hühnerhund ſprang in zwei Sätzen hin, faßte eines der Schreiben mit den Zähnen und brachte es ſeinem Herrn. Dieſer nahm es dem Thiere ab, öffnete es und ſprach: „Der Herr Candidat Theophilus Meier iſt Pfarrer zu Lübau,“ ging zur Thür hinaus, hing Flinte und Jagdtaſche über und ſchritt, vom ſchwarzen Hühnerhund gefolgt, aus dem Schloſſe.“

Fabian war beim Schluß der Rede des Kammerdieners entſetzt aufgeſprungen und rief, als dieſer geendet: „Unmöglich, unmöglich! Sie wollen mich foppen, Herr Kammerdiener!“

„Mit nichten,“ verſetzte dieſer und drückte den deſignirten Paſtor zu Haſelbach auf ſeinen Sitz zurück. „Drei Tage darauf hatte der damalige Candidat Meier die Vacation zum Pfarrer in Lübau in der Taſche und war wenige Wochen ſpäter ordinirter Prediger daſelbſt. Der Herr Major aber hatte die große Genugthuung zu ſehen, daß ſeine oder vielmehr ſeines Hühnerhundes Wahl eine ſehr glückliche geweſen; denn die Lübauer Bauern kamen kurz darauf in hellen Haufen in's Schloß, um ſich beim gnädigen Herrn Major für den lieben, vortrefflichen Herrn Paſtor, den er ihnen gegeben, zu bedanken. Der Herr Major freute ſich deſſen ſehr und äußerte ſpäter gegen mich, daß er bei der nächſten vacanten Predigerſtelle das bewußte Verfahren wiederholen werde. Dieß geſchah auch ein Jahr ſpäter und die betreffende Gemeinde hatte ebenfalls alle Urſache, mit der Wahl zufrieden zu ſeyn. Da wurde das Haſelbacher Pfarr-

amt offen und der Herr Major, dem dieser Wahlmodus sehr gefällt, sprach sich gegen mich darüber aus, daß er es auch dießmal hinsichtlich der Wahl beim Alten lassen werde.

„Aber liebster, bester Herr Kammerdiener," sprach Fabian und legte seine Hände auf dessen Schultern, „wie machten Sie denn damals mit einer solchen Sicherheit von meiner Berufung zum Pfarrer sprechen, während es ja gerade Ihnen bekannt war, wie nur der Zufall sich hier geltend machen konnte? O bitte, bitte, erklären Sie mir dieses Räthsel!"

„Sehr gern," versetzte der Kammerdiener. „Ich wußte, daß der Herr Major den Wahlakt des Morgens vornehmen würde, um dann gleich darauf auf die Jagd zu gehen. Ich entzog nun, des Erfolges gewiß, dem schwarzen Hühnerhunde am Abend zuvor das Abendbrod und am folgenden Morgen das Frühstück."

„Aber Hunde fressen doch kein Papier," fiel Fabian ein, und wenn der Hund des Herrn Majors, vom Hunger getrieben, wirklich Appetit nach Papier bekommen haben sollte, was ich, wie gesagt, gelind bezweifeln möchte, wie konnten Sie wissen, daß gerade mein Anhaltungsschreiben der Gegenstand seiner Wahl werden würde?"

„Das war sehr einfach," gab der Kammerdiener zur Antwort und lächelte pfiffig dabei. „Ich nahm nämlich kurz vor dem Wahlakt Ihr Anhaltungsschreiben heimlich aus dem großen Fache und bestrich die Ecken desselben mit Speck, worauf ich es wieder an seinen früheren Ort, und zwar ganz zu oberst legte. Eine halbe Stunde später kommandirte der Herr Major sein „allons appart," der schwarze Hund brachte ein Schreiben; der Herr Major öffnete es und sprach: „der Candidat Justus Immanuel Fürchtegott Fabian ist Pastor zu Haselbach" und das Weitere ist Ihnen bekannt."

Die Rede des Kammerdieners hatte die letzten Schuppen von Fabian's Augen genommen und ihn zum Hellsehenden gemacht. Er dankte seinem Gönner nochmals gerührten Herzens für den Liebesdienst und ging dann mit ihm nach dem Zimmer des Majors, um sich zur Staats- und Dankvisite anmelden zu lassen. Fabian's Herz pochte lange nicht so stürmisch, als vor vierzehn Tagen, indem er in's Zimmer des Majors trat. Er stolperte nicht und seine Verbeugung war weniger linkisch. Der Major lächelte seltsam, doch Fabian wußte es zu deuten, schüttelte indessen seinem künftigen Pastor freundlich die Hand und hieß ihn herzlich willkommen. Dieser mußte sich zu ihm auf's Sopha setzen und ihm von seinen bisherigen Lebensverhältnissen erzählen. Fabian that dieß und sprach geläufiger als je und gedachte dabei auch seines Hannchens und seiner Liebe zu ihr. Und je länger er redete, desto größere Zufriedenheit drückte des Majors Gesicht aus und dieser mußte wiederholt einen Blick nach dem schwarzen Hühnerhund hinwerfen, der auf einem Kissen neben dem Ofen lag und eines ruhigen Schlummers genoß. Auch Fabian's Augen suchten zuweilen das Thier auf, das er nicht ohne eine kleine Anwandlung von Scheu zu betrachten vermochte; denn er bedachte, daß sein und mehrerer seiner nunmehrigen Collegen Schicksal in dessen Hand oder vielmehr Schnauze geruht hatte.

Nachdem aber die Unterhaltung noch eine Zeit lang fortgedauert, war der Major mit seiner Wahl so zufrieden, daß er den neu ernannten Pastor zu Tische bat, was dieser annahm. Und er mußte gestehen, daß er seit gestern ein ganz anderer Mensch geworden. Es wahnte ihm schon heute eine Sicherheit der Rede inne, die er erlangen zu können nie geglaubt hätte, und seine Haltung und seine Bewegungen waren weniger schroff und eckig. Selbst mit der Frau Gemahlin seines Patrons, die kurz darauf eintrat, vermochte er sich zu seinem eigenen Erstaunen ziemlich geläufig zu unterhalten, und als er später an ihrer Seite an der Mittagstafel saß, kam es ihm zuweilen vor, als äffe ihn ein Traum. Es fiel ihm weder das Brod aus der Hand und in den vollen Suppenteller, noch stieß er sein mit Rothwein gefülltes Glas um und beim Dessert wußte er sogar mit Stachelnüssen umzuspringen. Er mußte der gnädigen Frau viel von Hannchen erzählen und sie versicherte, daß sie sich auf des Mädchens Bekanntschaft freue. Und als man sich endlich von der Tafel erhob, vermochte es Fabian, der Frau Majorin Hand zu ergreifen, ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu führen und sein Hannchen ihrer hohen Protektion zu empfehlen.

Ein Vierteljahr darauf hielt Fabian in der überfüllten Kirche zu Haselbach seine Antrittspredigt und erbaute die andächtige Christengemeinde auf das Innigste, und am zweiten Osterfeiertage wurde Hannchen sein glückliches Weib. Der Major aber vertraute nach seiner Zurückkunft vom fröhlichen Hochzeitsschmause dem Kammerdiener beim Auskleiden, daß er bei der nächsten durch ihn zu besetzenden Predigerstelle seinen vierbeinigen Schicksalsbestimmer noch einmal wollte walten lassen, da dieser bei der letzten Wahl die Haselbacher Gemeinde mit dem großen Loose bedacht habe.

Es sucht der echte Weise,
Daß er das Rechte finde:
Jung wird er nicht zum Greise,
Alt wird er nicht zum Kinde.

Der Winter treibt keine Blüthe,
Der Sommer treibt kein Eis —
Was früh dein Herz durchglühte,
Das ziemt dir nicht als Greis.

Jung sich enthaltsam preisen,
Alt toll von Sinnen seyn,
Wird nie des wahren Weisen
Rath und Beginnen seyn.

Lieder des Mirza-Schaffy.

Skizzen aus der Ansbacher Vorzeit.

14) Ansbach in den Kriegen Friedrich I.

Auch eine nur kurze Umschau über die kriegerischen Beziehungen der Regierung des Kurfürsten Friedrich, mit Ausnahme der bereits geschilderten bayerischen Fehde und insoweit unsere Stadt dabei betheiligt erscheint, genügt, um ein Bild der damaligen deutschen Zustände zu gewähren. Die Ohnmacht des Reiches, die Uneinigkeit unter den damaligen deutschen Gebietsherren und ihre Selbstsucht zeigt der Hussitenkrieg. Die Kraftlosigkeit des deutschen Oberhauptes ersehen wir aus den Lütticher Händeln und endlich ein Pröbchen, wie in Deutschland damals gewirthschaftet wurde, gibt uns die Erwähnung des Einflusses der Regierung Friedrichs auf die Mißverwaltung des Würzburger Bisthums durch Johann von Brunn.

Zuvor jedoch, ehe auf die Darstellung der obengenannten Begebenheiten eingegangen werden soll, haben wir noch einen Blick auf den Zusammenhang der fränkischen Gebietstheile mit der neuerworbenen Mark zu werfen. Es scheint, als ob die fränkischen Unterthanen des Fürsten ebensowenig erfreut darüber waren, daß sie in Mitleidenschaft bei den Vorfällen in der Mark gezogen wurden, als andrerseits die Bewohner der Mark fränkische Staatsmänner und Ritter ungern in der nächsten Umgebung des Fürsten sahen.

So war Wierich von Trechtlingen, ein Rath des Kurfürsten, der auch sonst mit den schwierigsten Missionen desselben betraut gewesen, eine Zeitlang Statthalter der Mark (1419); so waren fränkische Ritter und Edelleute, aus welchen nur hier Friedrich von Künßberg, Konrad von Truchseß und Konrad von Seckendorff genannt werden sollen, insbesondere bei dem unglücklichen Feldzuge von 1425 gegen die Pommern, in der Heeresfolge des Kurfürsten. Nach einem mißglückten Sturm bei Bierraden mußte der Kurfürst die Belagerung aufgeben, weniger, wie man glaubte, aus Furcht vor dem Feinde, als vor Zerwürfnissen im eigenen Heere, hervorgerufen durch die Eifersucht des Märkischen Adels gegen die Fränkischen Ritter. Dem Markgrafen war hiedurch der Aufenthalt in der Mark so verleidet worden, daß er die Regierung derselben seinem Sohne Johann übertrug und seit dieser Zeit nicht mehr nach derselben zurückkehrte. —

Fassen wir nun jetzt die weltgeschichtlichen Hussitenkriege in's Auge, bei denen der Kurfürst eine hervorragende, wenn auch nicht mit Erfolg begleitete Stellung eingenommen hatte, indem er mehrmals den Oberbefehl über das deutsche Heer führte;

so sind die furchtbaren Verheerungen, welche die Hussiten über Deutschland brachten, so sehr im Angedenken des Volkes geblieben, daß die Tradition sie auch dahin verlegte, wo sie niemals stattgefunden hatten. Auch von Ansbach erzählten die Chroniken, die Hussiten hätten (1430) unsere Stadt mit 9000 Gulden gebrandschatzt, allein diese Nachricht ist jedenfalls irrthümlich, denn sie drangen damals nicht weiter als bis in die Nähe von Culmbach, wohin ihnen der Kurfürst am 3. Februar mit 200 Reitern entgegenritt und ihren Abzug erkaufte. Jene 9000 Goldgulden, die Ansbach allein gezahlt haben soll, wurden für das ganze Fürstenthum entrichtet.

Hat demnach Ansbach nicht das Unglück betroffen, nach dieser Richtung hin eine Erinnerung aus jener drangsalsvollen Zeit zu bieten, so gibt uns dagegen ein Schriftstück der Zeit, nämlich ein Brief des Kurfürsten aus Onolzbach vom 25. Mai 1428, einen Einblick über die damalige Lage des Reiches. Man hatte vorwiegend im Interesse der Hauspolitik des Königs Sigmund, sowie im religiösen, von Rom aus angefachten Eifer gegen die Ketzer, nachdem man Huß auf dem Costnitzer Concil trotz des ihm gewährten freien Geleites verbrannt, jede Einigung mit den in religiösem und nationalem Haß erglühenden Böhmen ausgeschlagen, so daß diese, welche die Einfälle der Deutschen von 1420—1426 zurückgeschlagen hatten, ihrerseits zu glücklichen Angriffen gegen Deutschland übergingen. Das war eine Zeit des Elends und der Schmach für unser Vaterland. Hader, Zerrissenheit, Manget an Gemeinsinn an allen Ecken und Enden. Sigmund war mehr König von Ungarn, als von Deutschland, das er gar wenig besuchte und das ihm gar wenig am Herzen lag. Ohne Autorität unter den Fürsten, waren diese hinwiederum auf die Stärkung ihrer Macht und Vergrößerung ihrer Gebiete bedacht, befehdeten sich unter einander. Selbst die allgemeine Noth brachte nur langsam und schwer die Erkenntniß, daß unter solchen Verhältnissen eine Auflösung des Reiches und mit ihm eine Gefahr für die Herrschaft der Einzelnen drohe; doch ermannte man sich insoweit, daß man der Einsicht sich nicht verschloß, Jedee müßte zur Abhilfe beisteuern und das Heer müsse einheitlich geleitet werden. Man suchte dadurch die allzu gelockerten Fäden des Reiches etwas fester zu knüpfen, daß man eine Reichssteuer beschloß, an eine Kreiseintheilung dachte, daß man einen allgemeinen Landfrieden herstellte und daß man den Markgrafen Friedrich zum Oberbefehtshaber ernannte und neben ihm einen Rath von sechs Kurfürsten und drei Abgeordneten der Reichsstädte — die „Sechser" und die „Neuner" — als Kriegsrath bestellte. Die Hauptlegstatt für die Steuer war Nürnberg.

Das war 1427, und der Brief nun, der von hier aus datirt ist, führt uns mitten in diese Einrichtungen hinein.

Der römische König wollte zu Gunsten der Stadt Pilsen, welche vom Feinde hart bedrängt war, über die 1000 Schock Heller, „die zu Nürnberg zur Bekämpfung der Ketzer und zum Frommen der Christen eingelegt seyen," einseitig insofern verfügen, als er den Kurfürsten ersuchte, diese Summe denen von Pitsen auszuantworten. Allein Friedrich wehrte dem Ansinnen ab. Ohne Zustimmung der neun Bevollmächtigten, die zu Nürnberg gewesen seyen, könne er nichts thun; auch dürften die Sechs, die zu Nürnberg solches Geld verwalten, auf sein Geheiß allein es nicht verabfolgen. Welchen Eindruck macht es, daß der Kurfürst erst den König hieran erinnern mußte! —

Für das fürstliche Haus und die Geschichte des Fürstenthums wurde der Hussitenkrieg noch um deßhalb von großer Bedeutung, weil, wohl in Folge der Ausgaben, die derselbe veranlaßte, im Jahre 1427 die Stammveste der Hohenzollern in Nürnberg und die dazu gehörigen Waldungen an die freie Reichsstadt künftlich abgetreten worden sind. Nur den Wildbann hatte sich der Kurfürst vorbehalten. Schon 1417 war übrigens ein Theil der Veste an die Stadt verkauft worden.

(Schluß der 14. Skizze folgt.)

(Ein Gespräch in der französischen Bank.) Der in der vergangenen Woche gestorbene Hauptkassier der Bank von Frankreich, Soleil, erfreute sich durch seine Gefälligkeit und Rechtlichkeit einer großen Beliebtheit. Mit Recht konnte er von sich behaupten, daß seine Autographen am höchsten bezahlt würden; denn sie galten, je nach der Banknote, 1000 Francs ꝛc. Soleil war außerdem ein sehr unerschrockener Mann, und es wird eine Anekdote von ihm erzählt, die amusant genug ist, um mitgetheilt zu werden. Eines Morgens, im Jahre 1857, um acht Uhr, eben als Soleil sein Privatzimmer verlassen hatte und in sein Bureau eingetreten war, öffnete sich schnell die Thüre des letztern und ein Mann von kräftigem Aussehen, broncefarbenem Teint, mit energischen Zügen und gewaltigem Schnurrbart trat ein und setzte sich sans façon dicht neben den ersten Kassier. — „Verzeihung," sagte er. „Ich habe im Vorzimmer Niemanden getroffen. Ihre Bureaudiener scheinen spät aufzustehen. Ich habe Niemanden gefunden, der mich anmelden konnte. Welche Formalitäten habe ich zu erfüllen, um eine Kiste mit Silbergeräth bei der Bank zu deponiren? Ich will nämlich verreisen." Herr Soleil begann dem Fremden die gewünschte Auskunft zu geben und bemerkte dabei, wie die Blicke desselben ziemlich zerstreut durch das Zimmer schweiften und endlich mit einem, wie es ihm schien, eigenthümlichen Ausdruck, auf dem großen eisernen Schrank hafteten, der in die Wand eingefügt war. — „Aha," rief der Fremde, „das ist gewiß der Geldschrank, in dem die 60 Millionen enthalten sind, die Sie, wie man sagt, jeden Morgen an Ihre sechs Oberkassiere vertheilen! Hören Sie mal, ich finde, daß Sie die Sache ziemlich leicht nehmen. Sie sind allein — kein Diener in der Nähe. Wenn nun Jemand kommt, wie ich, der angibt, er wolle Werthsachen deponiren und der einen Dolch bei sich führt — Sie verstehen mich! Er gibt Ihnen einen Stoß, nimmt den Schlüssel zum Schrank, den Sie gewiß da in der rechten Tasche Ihrer Weste haben, und nimmt Ihnen zwei, drei Millionen — wie dann?" Herr Soleil lächelte. „Es ist keine so große Gefahr dabei," sagte er. „Wer das thun wollte, müßte doch hoffen, seinen Vorsatz auszuführen und auch ungestraft bleiben zu können. Nun sehen Sie hier den Knopf in der Mauer. Sobald ich darauf drücke — und das thue ich, wenn ich auch zu Tod getroffen wäre! — sind alle Diener durch das Allarmsignal benachrichtigt und der Mörder und Räuber wird gefaßt." — „Hm, das hängt doch von der Geschicklichkeit des Verbrechers ab," sagte der Fremde. „Ich habe in Kabylien und anderswo Leute gesehen, die einen Menschen mit einem einzigen Dolchstoße so trafen, daß er bewegungs- und lautlos niedersank." Dabei funkelte sein Auge in eigenthümlichem Glanze. Herr Soleil verließ ihn mit keinem Blick. — „Nun," erwiderte er, „in den meisten Fällen verliert der Räuber seine Ruhe, wenn er Blut fließen sieht." — „Das wüßte ich nicht," entgegnete der Fremde „Ich kenne Leute genug, die an den Anblick von Blut gewöhnt sind und vor einem röchelnden Opfer ganz kalt bleiben. Ich kann davon mitreden." — „Sie, mein Herr," rief Soleil ein wenig lebhafter. „Ja wohl, ich," sagte der Fremde. — „Nun," versetzte Herr Soleil gleichmüthig, „was liegt am Ende daran, wenn der Cassirer stirbt, vorausgesetzt, daß die Casse nicht beraubt wird. Der Schrank ist nicht so einfach zu öffnen, man muß den Kunstgriff kennen. Nur ich allein" — er zog den Schlüssel aus der rechten Westentasche — „bin im Stande, das Schloß zu öffnen." — „Und wenn man einen Moment wählt, in dem der Schrank offen steht?" fragte der Fremde. „Doch — kehren wir zu meiner Angelegenheit zurück!" Er ließ sich nochmal genau angeben, welche Förmlichkeiten er bei der Deponirung seiner Silbersachen zu erfüllen habe und gab beim Abschied Herrn Soleil seine Karte. Mit einigem Erstaunen, aber auch mit einer gewissen Befriedigung las dieser die Worte: „Marschall Bosquet." Es war der Sieger von Inkermann, der ihm eine leichte Blutwallung verursacht hatte.

Palindrom.

Vorwärts ist es ein Theil von Kirchen und andern Gebäuden,
Rückwärts Bildhauerwerk, nimmst Du ein Zeichen hinweg.

Auflösung der Charade in Nr. 11:

„Tempelherr."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 13. Sonntag den 27. März. 1870.

Gesund an Leib und Seele seyn,
Das ist der Quell des Lebens;
Er strömet Lust durch Mark und Bein,
Die Lust des tapfern Strebens;
Was man mit frischem Herzensblut
Und keckem Wohlbehagen thut,
Das thut man nicht vergebens.

Voß.

Die Kunst, Schulden zu bezahlen.

Aeltern Bewohnern Gotha's ist sicher die Persönlichkeit des Regierungssekretärs Hartmann noch bekannt, aber auch die Jungen werden von ihm wissen, denn die Tradition hat so mancherlei Schwänke und Possen von ihm zur Ergötzlichkeit aufbewahrt. Indeß wollen wir uns hier begnügen, einen Schwank mitzutheilen, dessen Hauptschauplatz Erfurt ist, einen Schwank, der am besten die Tollheit des tollen Hartmann beweisen wird, da er ganz prächtig den lustigen Herrn in die Kasematten des Petersberger bringen und ihm die Kassation eintragen konnte.

Erfurt, damals noch kurmainzisch, wurde sehr häufig von den lebenslustigen Gothaern besucht, die dort eines Schauspiels genossen, das sie in Gotha nicht hatten und nicht haben konnten; in Erfurt wurden nämlich die Prozessionen noch mit altkatholischer Pracht und Feierlichkeit gehalten, und namentlich gehörte die Prozession am Frohnleichnamstage zu den Schauspielen, die stets eine bedeutende Anzahl von Zuschauern in die Stadt zogen. Wer indeß diese Prozession mit ansehen wollte, mußte am Tage vorher in Erfurt eintreffen; denn Abends vor dem Frohnleichnamsfeste wurde die Festung gesperrt, die Thore geschlossen und für Niemanden geöffnet, bis zum Schluß der öffentlichen Feierlichkeit. Der Regierungssekretär Hartmann gehörte sonst zu den eifrigsten Besuchern dieses Festes; heute blieb er zurück, weil er — kein Geld hatte, was bei ihm nicht Ausnahme, sondern beinahe Regel war — und besuchte an dem Abend vor dem Feste, zu der Stunde, wo bereits die Thore Erfurts geschlossen waren, ein Gasthaus in Gotha, in dem er viele seiner nähern Bekannten traf.

„Wie, Hartmann, Sie hier? Sie nicht in Erfurt?" rief man staunend von allen Seiten.

„Ich reise erst morgen früh!" versetzte der tolle Hartmann.

„Und warten vor dem Thore, bis die Sache vorbei ist!" antwortete man ihm unter lautem Lachen.

„Nein, ich wohne der Prozession bei!" entgegnete der Regierungssekretär.

Man bestritt ihn, er blieb dabei unerschütterlich; man schlug ihm eine Wette vor, er nahm sie an; noch eine, und dann noch eine. Endlich hatte die ganze Gesellschaft um eine so bedeutende Summe mit unserem Hartmann gewettet, daß der arme verschuldete Regierungssekretär selbe nimmer hätte bezahlen können.

Man trante dem tollen Hartmann wohl einen tollen Steeich zu, aber allen schien es baare Unmöglichkeit, in die gesperrte, wohlverwahrte Festung einzudringen.

Die Gesellschaft blieb bis nach Mitternacht beisammen, Hartmann der Vergnügteste von Allen; endlich, etwa um zwei Uhr Morgens, borgte sich Hartmann einige Thaler und ließ sich eine Extrapost holen.

Zum Erstaunen der Wettenden fuhr er wirklich ab. Begleiten wir ihn!

Am hellen Morgen hielt die Postchaise vor dem gesperrten Thore Erfurts, und das weithin schallende Geläute der Glocken verrieth, daß man ein großes Fest in der Stadt feiere.

Passirt halt vor Abend Niemand!" antwortete der kurmainzische Posten an dem verschlossenen Thore.

„Ruft mir einen Offizier!" befiehlt Hartmann.

Der Offizier, ein artiger junger Mann, erscheint.

„Mein Herr Officier," redet ihn Hartmann an, „lassen Sie mir das Thor öffnen, ich muß mit dem Gouverneur nothwendig sprechen!"

„Bedaure sehr, ich darf nicht!"

„Mein Herr, ich mache sie verantwortlich für alle Folgen: ich bin der Regierungssekretär Hartmann von Gotha, und komme als außerordentlicher Kurier Seiner Durchlaucht des Herzogs."

„Ich kann sie doch nicht passiren lassen, Herr Kurier; aber ich werde eine Ordonnanz an den Herrn Gouverneur senden, der mag entscheiden."

Die Ordonnanz geht ab; Hartmann unterhält sich eine ziemliche Weile sehr lebhaft mit dem Offizier, endlich erscheint ein Unteroffizier und bringt den Befehl, den Kurier Sr. Duechlaucht des Herzogs von Sachsen-Gotha einzulassen. Das Thorpförtchen öffnet sich, und Hartmann ist in Erfurt.

Etwas bange mochte dem lustigen Bruder doch sein, als er nun vom Unteroffizier, doch ohne Gewehr, nach der Citadelle, dem Peiersberg, zu dem Gouverneur, dem kurmainzischen General von Knorr, geführt wurde.

Hartmann war ein großer, schönee Mann, mit einem feinen, geistreichen Gesichte; alle seine Manieren waren die eines

gebildeten Mannes, sein ganzes Wesen hatte etwas sehr Einnehmendes.

Sr. Excellenz der General von Knorr hatten sich eben in große Gala geworfen, um der Prozession zu folgen, und so empfing er den Regierungssekretär Hartmann.

„Haben Sie Depeschen für mich von Ihres Herzogs Durchlaucht, Herr Sekretär, oder einen Auftrag? fragte der General den lustigen Hartmann, der, wie er nachher gestanden, damals nichts weniger als lustig war.

„Excellenz," begann er, „in Ihrer Hand steht es; vertrauend auf Ihre Humanität, komme ich zu Ihnen: ich bin kein Kurier meines Herzogs!"

„Zum Teufel!" fluchte der kurmainzische General: „Sie haben den Namen eines Kuriers mißbraucht; ich werde Sie in die Kasematte legen lassen, und an Ihre Regierung schreiben."

„Das steht in der Hand Euer Excellenz!" erwiederte Hartmann. „Sie schicken mich in die Kasematten, Sie schreiben nach Gotha und ich werde kassirt — das wußte ich, Excellenz, und dennoch bin ich gekommen."

„Sie sind mir ein sonderbarer Mann!" sprach der General. „Sind Sie wirklich Regierungssekretär?"

„Nein, Ew. Excellenz, ich war es; denn wenn Sie mich einsetzen lassen und mich nach Gotha melden, so bin ich es gewesen. Lassen Sie mich in die Kasematten führen."

„Aber sagen Sie mir, Mann," fragte die Excellenz, „was hat Sie zu diesem Streiche bewogen?"

„Sehen Sie, Excellenz," erwiderte Hartmann, „Regierungssekretär ist zwar ein schöner Titel, aber die Mittel reichen nicht aus, wenn Jemandem, sa wie mir, die Neigung zum Gutessen, zum noch besser Trinken, zu hübschen Frauen und heiterer Gesellschaft angeboren ist; Excellenz werden einsehen, daß bei solchen Anlagen, Naturfehlern, wenn Ew. Ecellenz befehlen, dreihundert Thaler nicht ausreichen können!"

„Dreihundert Thaler sind allerdings wenig, aber —" sprach der General, der unwillkührlich Gefallen fand an dem Wesen unseres Hartmann.

„Ja, Excellenz, wenn man kein Geld hat, aber dennoch gut essen u. s. w. muß, sa muß man doch Schulden machen. Excellenz werden das sicher einsehen."

„Wohl, ich war einst auch ein verschuldeter Lieutenant, aber —"

„Ja, Excellenz, aber wenn Schulden machen schon eine schwere Kunst ist, so ist Schulden bezahlen noch viel schwerer, und ich muß bekennen, daß ich zwar im Schuldenmachen das Meinige geleistet habe, aber im Schuldenbezahlen ein jämmerlicher Pfuscher geblieben bin."

Der General mußte lachen; die drolligen Gestikulationen, mit denen Hartmann seine Rede begleitete, waren unwiderstehlich.

„Sehen Sie, Excellenz," fuhr dieser fort, „gesteen Abend habe ich nun in die Kunst des Schuldenmachens gepfuscht, ich habe um eine sehr große Summe gewettet, daß ich heute in Erfurt der Prozession beiwohnen würde; gewinne ich die Wette, so sind meine Schulden bezahlt, verliere ich sie, sa bin ich kassirt und ein Pfuscher. — Eure Excellenz habe nun zu entscheiden, ob ich ein Meister oder ein Pfuscher sein soll."

Der General fand mehr und mehr Gefallen an der jovialen und doch den feinsten Anstaad haltenden Redenweise Hartmanns; er mußte einen Mann bewundern, der so sprechen konnte Angesichts der Kasematte und der Kassation. Er besann sich eine Weile und sagte dann:

„Kommen Sie, Herr Sekretär, begleiten Sie mich zur Prozession; Sie haben ihre Wette gewonnen und auf eine meisterhafte Art ihre Schulden bezahlt."

„Aber, Excellenz!" rief der arme Hartmann, dem ein Stein vom Herzen fiel: aber Excellenz werden Ihre Großmuth nicht auf halbem Wege stehen lassen; nein, schicken Sie ihre Großmuth mit mir bis nach Gotha, das heißt: verrathen Sie mich nicht."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie nicht zu verrathen!" sagte der alte General lachend. „Kommen Sie, Herr Sekretär!"

Nun öffnete Hartmann erst recht alle Schleusen seines Witzes und seiner Laune, und versetzte den General in eine so heitere Stimmung, daß dieser ihn bat, aufzuhören, da er sonst nicht im Stande sein würde, bei der Prozessian das vorschriftsmäßige ernste Gesicht zu machen.

Mit Staunen sahen die anwesenden Gothaer den Regierungssekretär Hartmann, den sie in Gatha glaubten, neben dem General von Knorr der Prozession folgen.

Hartmann speiste nach der Prozession bei der alten Excellenz, die ihn erst am dritten Tage entließ, und ihn bat, sie öfters zu besuchen.

Unterdeß waren, einen Tag früher als Hartmann, die Gothaer nach Hause zurückgekehrt. Das Erste, was sie erzählten, war: „Denkt Euch, Hartmann war auch in Erfurt; wie ist der hineingekammen? Er ging mit dem Gouverneur hinter der Prozession."

Man sagte ihnen von der Wette, man sagte ihnen, daß Hartmann erst am Morgen von Gotha abgereist sei; es war ein Räthsel, denn getäuscht konnten sie sich nicht haben; hatte ihnen Hartmann doch herablassend zugenickt.

Hartmann erhielt die bedeutende Summe; aber er hütete sich wohl, zu erzählen, auf welche Weise er die Wette gewonnen. Erst viele Jahre nachher erfreute er seine Bekannten mit dieser Erzählung.

" K a m p f.

Zu ringen mit den Mächten,
Die uns erdrücken wollen,
Mit heil'gem Zorn sie ächten,
Nicht thatenlos nur grollen;

Nicht bange still verharren,
Ob sich die Wolke lichtet,
Und dann verzweifelnd starren,
Wenn uns der Schlag vernichtet:

Zu kämpfen ziemt dem Manne,
Zu kämpfen, um zu siegen,
Und nur dem letzten Banne,
Dem Tode, zu erliegen.

Karl Zettel.

---

* Skizzen aus der Ansbacher Vorzeit.

14) Ansbach in den Kriegen Friedrich I.

(Schluß.)

Von untergeordnetem Belange sowohl für die deutsche als unsere Lokalgeschichte sind die Händel gewesen, welche der Kurfürst mit Lüttich hatte. Charakteristisch sind dieselben aber als Zeichen der Zeit. Es wurde schon früher erzählt, daß dem Könige Sigmund vom Papst Martin die Einnahme geistlicher Zehenden in Deutschland abgetreten worden war. Unter diesen Zehenden waren auch solche des Bisthumes Lüttich. Sigmund hatte mit der Empfangnahme derselben Friedrich I. beauftragt, ihm später dieselben auch überwiesen; aber die Anstrengungen sowohl des Königs als des Kurfürsten, ein Hofgerichtserkenntniß, Bann, Acht und Oberacht, auch allerlei kriegerische Demonstrationen behufs der Erlangung dieser Zehenden waren vergeblich. Die Abtretung dieser Zehenden erfolgte im Jahre 1418; die letzten Nachrichten über den Lütticher Widerstand sind aus dem Jahre 1436, ohne daß das Oberhaupt des Reiches zu seinem Rechte gekommen wäre. Die Ansbacher Geschichte berührt diese ganze Angelegenheit nur insofern, als eine lateinische Ansprache des Kurfürsten an die Lütticher vom 26. Januar 1432 „In Unserer Vesle Onolzbach" gegeben, und am 3. Februar 1432 von Johannes, dem Dechanten des Gumbertusstiftes, ein kaiserlicher Oberachtsbrief gegen Lüttich als Zeichen der Anerkennung vidimirt wurde. —

Der Ohnmacht des Reiches, wie wir sie während der hussitischen Kriege gesehen, der Ohnmacht des Königs, wie sie aus den Lütticher Händeln hervorgeht, sey nun noch eine Darstellung angereiht, welche den Kurfürsten in Berührung mit dem geistlichen Oberhaupt des Stiftes, dem Fürstbischof von Würzburg zeigt. Es würde weit die Grenzen, die diesen Skizzen gesteckt sind, überschreiten, wollte ich auch nur einigermaßen eingehend

die damalige Lage des Fürſtbisthums ſchildern. Es genüge, daß der Biſchof Johann von Brunn ein ebenſo gelehrter, als tapferer, ein ebenſo intriguanter, charakterloſer, als verſchwenderiſcher Fürſt geweſen. Seine Regierung brachte das Bisthum in eine Schuldenlaſt von 600,000 Goldgulden und in einen Zuſtand der vollſtändigſten Anarchie. Die Glieder des Domkapitels haderten mit dem Biſchof und waren unter ſich ſelbſt in Parteiungen zerfallen, ebenſo die Edlen und Ritter, welche Kriege und Beutezüge auf eigene Fauſt ausführten; Einzelne als Gläubiger des Biſchofs beunruhigten die nächſte Umgebung Würzburgs, ſo daß die Bürger nicht vor die Thore zu gehen wagten; ja Hans von Hirshorn nahm den Biſchof ſelbſt gefangen und „ſchätzte ihn". Unter einer äußerſt drückenden Steuerlaſt, ohne Rechtsſicherheit und im fortwährenden Unfrieden befanden ſich die einzelnen Städte. Dreimal wurde dem Biſchof ein Pfleger geſetzt und einer davon ſoll, wie auf dem Conzil zu Baſel, das gegen Johann II. angerufen wurde, behauptet worden iſt, von ihm vergiftet worden ſeyn.

Kurfürſt Friedrich, als der mächtigſte Nachbar des Biſchofs, wurde häufig um Vermittlung und Schutz erſucht, und es klagt die Würzburger Chronik, daß durch die Einmiſchung des Markgrafen die Macht deſſelben von Tag zu Tag gewachſen ſey. Seine Beſitzungen erſtreckten ſich der ganzen Tauber entlang. „Ja, die Klöſter des Bisthums und ſelbſt die Stifte der Stadt begaben ſich zu ihrer Sicherheit in den Schutz des Markgrafen und mußten ihm deßhalb auch in Vielem zu Willen verfahren."

Als aber König Sigmund ſtarb und der Markgraf ſich um die Königswürde bewarb, ſoll der Biſchof von Würzburg dieſe Wahl hintertrieben und auf Herzog Albrecht hingelenkt haben. Dieſes Begebniß, worüber man in Würzburg allgemein unter dem Volke ein Lied ſang, mag die beiden Fürſten entfremdet haben; denn nun findet ſich in einzelnen Fehden der Markgraf mehr auf Seite der Gegner des Biſchofs.

Was nun insbeſondere die Beziehungen unſerer Stadt zu der Einmiſchung des Markgrafen und ſeine Betheiligung bei den fortwährenden Zwiſtigkeiten des Würzburger Biſchofs betrifft, ſo reduciren ſie ſich zumeiſt auf das Jahr 1439. Damals lagen zwei Brüder der Adelsfamilie von Roſenberg mit einem Edlen, der in Zellingen, unweit Carlſtadt begütert war, Peter von Stettenberg, in Fehde. Die Roſenberger waren von Friedrich unterſtützt; deßhalb überfielen die Stettenberger die markgräfliche Stadt Kitzingen und plünderten dort. Nun ſchickte der Kurfürſt von Ansbach aus zwei ſeiner Söhne mit einem Söldnerhaufen nach Zellingen, was dieſe hinwiederum einnahmen und dabei auch das biſchöfliche Gebiet bedrängten. Von Ansbach aus ging auch die Correſpondenz über eine Zuſammenkunft zu Haßfurt und Mergentheim behufs Ausgleichung der Sache, die denn auch noch im Auguſt des Jahres bewerkſtelligt wurde.

Die Thüngen hatten den Markgräflichen den Weg nach Zellingen gezeigt, auch ſonſt das Würzburgiſche Gebiet verheert, deßhalb eine neue Fehde mit ihnen. Für Ansbach iſt der Hader des Würzburger Biſchofs mit den Thüngen vorzüglich wegen eines culturgeſchichtlichen Momentes zu erwähnen. Der Biſchof hatte die greiſe Mutter der beiden Edelleute, Eliſe, als eine Zauberin zur Verantwortung vor das geiſtliche Gericht zu Würzburg laden laſſen, und als ſie nicht erſchien, mit dem Banne belegt, ſo daß ſie obdachlos umher irren mußte. In ihrer Bedrängniß wendete ſie ſich an die Kurfürſtin, und dieſe ſchrieb „Onolzbach am St. Walburgentage" deßhalb an den Biſchof, ihn, ihren Freund („Buhle," nach der damaligen Bedeutung des Wortes) in dem naiven Briefe daran mahnend, er als Frauenmann (galanter Mann) ſolle nicht ſo hartherzig gegen eine Wittwe verfahren. Aber der Biſchof ſchlug dennoch die Bitte der Kurfürſtin ab, ſo gerne er auch ihr gefällig ſey, ſo könne er dennoch gegen Elſe von Thüngen nicht milder verfahren, da ſie ſich von ihrem Sohne Carl nicht losgeſagt habe, der das Stift mit Brand und Raub verheert, viele Unterthanen gefangen und ermordet, Bettelmönche geplündert, Pfaffen und Mönche eingefangen, nackt in's Gefängniß geworfen und ſie zu Löſegeld genöthigt habe.

Don Carlos.

Der unglückliche Infant von Spanien iſt durch Schiller's Drama bei uns in Deutſchland eine populäre Figur geworden. Daß übrigens die Dichtung nichts weniger als ſich an die geſchichtlichen Thatſachen hält, iſt bekannt, den Schleier aber, der über letzteren hängt, iſt noch immer nicht vollſtändig zu lüften gelungen. Neuerdings hat Guſtav Bergenroth, der im Auftrag der engliſchen Regierung in ſpaniſchen Archiven forſchte, authentiſche Aufſchlüſſe über Don Carlos verheißen aus einem ausführlichen Bericht über die Verhaftung, Aburtheilung und Hinrichtung des Prinzen, angeblich von der Hand des Fra Duan de Avila, ſeines Beichtvaters, der als Augenzeuge bei allen dieſen Vorgängen figurirte. Wir geben in Folgendem einen Auszug nach einer Londoner Korreſpondenz der Wiener Preſſe:

Don Carlos war ein junger Prinz, der ſtets geneigt war, ohne Rückſicht auf Andere zu thun, was ihm beliebte. Er ſtand indeſſen mit ſeinem Vater auf gutem Fuße, bis dieſer ſeine dritte Gemahlin, Iſabella von Frankreich, heimführte. Die Königin war ungefähr in ſelbem Alter, wie der Prinz, und von ungewöhnlicher Schönheit. In Don Carlos entwickelte ſich bald eine heftige Leidenſchaft, und er machte ihr in aller Form eine Erklärung. Die Königin war ſchwach genug, auf eine Beantwortung derſelben ſich einzulaſſen, und bat ihn, von ſeinem Beginnen abzulaſſen, da ſie durch die heiligſten Bande an ſeinen Vater geknüpft ſey und dem Sohne daher nie angehören könne. Unglücklicher Weiſe gerieth dieſer Brief auch noch in die unrechten Hände und kam (der Beichtvater erklärt, nicht zu wiſſen wie) vor die Augen König Philipps, der ihn viel zu warm fand und Weib und Sohn ſtreng zur Rede ſtellte. Bei ſtrengen Strafen verbot er beiden, für die Folge Zuſammenkünfte zu halten oder einander zu ſchreiben. Statt zu bereuen, faßte indeſſen Don Carlos einen glühenden Haß gegen ſeinen Vater und freute ſich über alles Mißgeſchick, das demſelben etwa zuſtoßen konnte.

Eine der nächſten Folgen dieſes Verhältniſſes zwiſchen Vater und Sohn war die Anknüpfung einer Correſpondenz des Prinzen mit dem Prinzen von Oranien und den Grafen Egmont und Horn, worin er verſprach, ſich ihrer Bewegung anzuſchließen und wo möglich von ſeinem Vater den Oberbefehl über die Truppen in den Niederlanden zu erlangen. An der Spitze der letzteren würde er ſodann zu den Aufſtändiſchen übertreten. Mit ſeinen Briefen war der Prinz jedoch überhaupt unglücklich und Dokumente über dieſe Verbindung fielen in Philipps Hände. Zuerſt erklärte der König ſich zu der Anſicht, die Klage wegen Ketzerei müſſe erhoben werden, ließ den Infanten verhaften und überwies ihn der Inquiſition. Die Richter waren jedoch anderer Meinung und entſchieden, der Prinz ſey ein guter Katholik, ſo daß nichts übrig blieb, als Don Carlos des Hochverraths anzuſchuldigen. Philipp ſelbſt diktirte die Anklageſchrift und dieſelbe wurde von drei Geiſtlichen, darunter auch vom Beichtvater des Prinzen und Verfaſſer des vorliegenden Berichtes, unterzeichnet.

Anfänglich leugnete der Prinz in der entſchiedenſten Weiſe alle gegen ihn vorgebrachten Anſchuldigungen ab. Selbſt als man ihn mit der Folter bedrohte, beſtand er auf ſeinem Worte. So ging man denn wirklich zur Tortur über. Der Henker war mit ſeinem Knechte mit verbundenen Augen in das Haus gebracht worden und befeſtigte die Stricke an den Händen des Infanten. Viermal wurde angezogen, dann entrang ſich der Bruſt des Gefolterten ein tiefer Seufzer und er ſank in Ohnmacht. Man ſprengte ihm Waſſer in's Geſicht und er kam wieder zum Bewußtſeyn. Als der Henker ſich hierauf anſchickte, mit der Folter fortzufahren, erklärte ſich Don Carlos bereit, zu bekennen. Die früheren Fragen wurden ihm auf's Neue geſtellt und dieſes Mal bejahte er ſie ſämmtlich. Der Gerichtshof ſchloß das Verhör und verfügte, daß die Sache zur Verhandlung gebracht werden ſollte.

Der Bericht geht darauf weiter: „Der Gerichtshof verſammelte ſich. Antonio Perez wiederholte die Anklage und trug auf Enthauptung des Angeklagten an. Escovedo (der als Vertheidiger des Infanten auftritt, in der That aber mit zu den Richtern gehörte) wiederholte ſeine Vertheidigung und ſtellte auf

alle Fälle den Antrag auf Milderung der Strafe; Antonio Perez und Escovedo nahmen darauf an der Tafel zur Rechten und Linken des Präsidenten Platz zur Berathung, und der Vorsitzende sprach das Urtheil auf Tod und Konfiskation aller Güter gegen den Prinzen Dan Carlos von Oesterreich. (Das Urtheil unter dem Datum 21. Februar ist wörtlich beigefügt.) Die Sitzung schloß erst bei Tagesanbruch. Die Richter und Mönche begaben sich dessenungeachtet noch zum Könige, den sie beim Gebete fanden. Vargas kündigte ihm den Urtheilsspruch an. Der König las die Verhandlungen, besonders auch das Urtheil mit großer Aufmerksamkeit und fragte: „Ist alles nach Vorschrift des Gesetzes zugegangen?" „Ja, Herr," antwortete Vargas. „Sind alle Anklage- und Vertheidigungsmittel erschöpft?" „Ja, Herr," antwortete Vargas. „Wir haben die Sache verhandelt, als ob wir es mit einem gewöhnlichen Unterthan zu thun hätten, und das ist die Entscheidung." „Ich bemerke hier, daß eine Frage übergangen worden ist," hob der König wieder an. „Der Prinz ist nicht gefragt worden, wie viele Mitschuldige er hat und wer sie sind." Vargas entschuldigte sich. Der König war nicht aufgebracht und erklärte, wenn der Infant in diesem Punkte ein Bekenntniß ablegen wolle, werde er nicht das Urtheil unterzeichnen. „Wir alle waren über die Festigkeit des Geistes, welche der König an den Tag legte, erstaunt; denn wie wir die Sache auffaßten, hätte er Kummer über das seinem Sohne bereitete Schicksal an den Tag legen sollen. Mit ungetrübter Miene und ohne das geringste Zeichen des Schmerzes zu verrathen, unterzeichnete er heiter und unbewegt seines Sohnes Todesurtheil." Der König behielt die Papiere bei sich, um sie nachmals mit aller Muße durchzusehen. Die Richter und Zeugen suchten alsdann abermals den Prinzen auf, um ihn wegen seiner Mitschuldigen zu befragen. Dan Carlos erklärte, er habe keine, und wenn er welche hätte, so würde er sie nicht verrathen. Vargas ermahnte ihn, allein vergebens. Als man wieder zum Könige zurückkehrte und ihn von der Antwort des Prinzen in Kenntniß setzte, bemerkte er: „Er ist edelmüthig, ich wünschte nur, er wäre es weniger." Vargas erhielt hierauf den Urtheilsspruch vom Könige eingehändigt. In der folgenden Nacht gingen die Richter und Zeugen in das Gemach des Prinzen, den sie im Bette fanden. Der Infant schien überrascht. Da kein Schreiber zugegen war, so verlas Vargas selbst das Urtheil. Don Carlos erschrak und rief aus: „Ist denn keine Hilfe?" „Keine," erwiderte Vargas, „der König hat den Spruch bereits unterzeichnet." Der Prinz brach in Klagen aus. „Es ist nicht möglich," rief er, „daß mein Vater die Sache so weit treibt. Ich will ihn sehen. Geht und bittet ihn, zu kommen, er wird vielleicht das Urtheil für nichtig erklären." Er brach in Thränen aus und auch die übrigen Anwesenden waren gerührt. Escovedo begab sich zu Philipp, um ihn von dem Ansuchen seines Sohnes zu benachrichtigen. Philipp antwortete, er wolle ihn nicht mehr sehen, weil er ihn bereits den Händen der Gerechtigkeit überliefert habe und weil das Urtheil ein gerechtes sey. Obschon der Spruch indessen vollzogen werden müsse, wolle er dem Prinzen vergeben. Der letztere war, als Escoveda ihm diesen Bescheid überbrachte, in Verzweiflung. Die Anwesenden trösteten ihn und der Infant, als ein muthiger, junger Mann, wurde ruhiger. „Wann soll ich hingerichtet werden?" fragte er. Vargas erwiderte: „In drei Tagen." Hierauf folgt die Besprechung des Beichtvaters mit dem Prinzen, in welcher der letztere erklärt, sein einziger Wunsch sey dahin gerichtet, daß den Flamändern Gerechtigkeit widerfahren möge, da dieselben gegen Urthell und Recht unterdrückt seyen. Bei dieser Gelegenheit versicherte er auch, die Königin sey ganz unschuldig.

Die Erzählung fährt hierauf fort und beschreibt den letzten Akt des blutigen Dramas: Eine Kapelle wurde in dem anstoßenden Gemache hergerichtet, die heiligen Gefäße aus der k. Kapelle wurden herbeigeschafft und der Prinz beichtete. Alsdann wurde die Messe gelesen, und der Prinz betete mit seinem Beichtvater, bis Vargas, Perez und Escovedo eintraten. Der Prinz nahm ein Crucifix aus der Hand seines Beichtvaters und führte es an die Lippen. Es war klar, daß er noch gegen seine Richter tiefen Groll hegte; aber er verzieh seinem Vater. Der Beichtvater mahnte ihn, auch seinen Richtern zu vergeben und führte ihn langsam in das Gemach, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Der Prinz sagte: „Ich verzeihe allen." Nach der Hinrichtung stürzte sich Antonia Perez plötzlich auf den Henker und beschuldigte ihn, die Diamanten des Prinzen gestohlen zu haben. Der Mann leugnete, wurde jedoch durchsucht und in einer Falte seines Kleides fand man die Diamanten. Der Henker erblaßte und erklärte die Sache für Zauberei. Escovedo wurde zum Könige gesendet und kehrte bald mit zwei Arquebusieren zurück. Der König hatte, wie er sagte, befohlen, der Henker solle auf dem Fleck sterben, weil er sich des schweren Verbrechens schuldig gemacht, einen Prinzen von königlichem Blute zu berauben. Der Henker beichtete und bethenerte seine Unschuld. Er wurde indessen von den Soldaten in den Hof geführt, wo man alsbald die zwei Arquebusen knallen hörte.

Das geschah in der Nacht vom 23. Februar 1569.

(„Mère Crédit.") Am 2. März starb in Paris eine arme Frau im Alter von 97 Jahren, welche an der Halle unter dem Namen „Mère Crédit" bekannt war. Dieselbe war die Tochter des Marquis Peter Johann von Juxta-Crédit, der 1792 auf dem Schaffate starb. Nach dem Tode ihres Vaters nahm sich ihrer eine Fischhändlerin an. In ihrer Jugend nannte man sie die „Petit Crédit" und dann die „Mère Crédit." Ihre Mutter, welche die Tochter von Anton von Rentremant, natürlichem Bruder von Anton von Bourbon war, hatte unter Ludwig XVI. den Grafen von Cagliostro mit dem Cardinal de Rohan bekannt gemacht. Nach dem Tode ihrer Pflegemutter setzte die Mère Crédit" das Geschäft fort; nur wenige ihrer Kunden wußten wahrscheinlich, daß es ein Nachkomme der französischen Könige war, welcher ihnen Fische verkaufte.

(Zur Frauen-Emancipation.) Mit dem Reden und Schreiben für eine Sache ist noch nicht viel gethan, Handeln heißt das Wort. Das ist auch den amerikanischen Vorkämpferinnen für die Freiheit und Selbstständigkeit der Frauen klar, und sie zögern nicht, mit gutem Beispiel voranzugehen. Jetzt haben Sie auch auf dem Gebiete der Finanzen die Bahn gebrochen und in New-York eine Bank eröffnet, die in Haupt und Gliedern weiblichen Geschlechts ist. Am ersten Tage strömten einige 4000 Personen dem Geschäftslokale des neuen Bankhauses zu, und die Damen ließen Geld und Papier mit einer Gewandtheit durch die Finger gehen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Unternehmerinnen erklären mit der größten Ruhe, sie wollten in drei Monaten das größte Bank- und Maklergeschäft in New-York machen, und wenn man an die Anziehungskraft des neuen Hauses für die Jeunesse dorée denkt, so scheint die Verwirklichung dieser Idee durchaus nicht so unmöglich.

Charade.

Wenn unter Schnee und Frost und Eis
Die zweite Sylb', als lebensmüder Greis,
In's Grab gesunken, das schon Viele deckt,
Dann nahen sich die erste und die zweite,
Und unter Jubel, unter Festgeläute
Begrüßt man sie auf allen ihren Wegen,
Bringt ihnen auch aus voller Brust entgegen
Die dritte Sylbe, die im Ganzen steckt.
Unzählbar fliegt das Ganze durch das Land,
Hier wird es ernsthaft, hier als Scherz versandt,
Bald ist es sinnig, zart, gefällig, fein,
Doch kann es auch recht plump und häßlich seyn.

Auflösung des Palindroms in Nr. 12:
„Pfeiler — Relief."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 14. Sonntag den 3. April. 1870.

Die himmlische Religion
Ist kein System, steckt nicht in Katechismen;
Frei von verjährtem Wahn und tückischen Sophismen
Hat sie im Herzen ihren Thron.

Pfeffel.

* Studien eines verabschiedeten Waldhornisten.

Novelle von Georg Scheurlin.

1. Im Walde.

— Und also lag ich wieder im Walde unter Duft und Schatten von Halmen und Büschen und schaute gedankenschwer in die wiegenden Wipfel, und hörte die lustigen Vöglein, und flog mit den schwebenden Wolken, — just wie vor etlichen Tagen; aber mir war ganz anders zu Muthe als damals, wo ich noch mit all den Drosseln, Grasmücken und Meisen um die Wette gesungen und geschwungen und meine Schlösser trotz dem kühnsten Baumeister hoch über diese Wipfel und Nester hinausgebaut hatte in die helle, lachende Sommerluft. Ja, ich war ärmer an Trost und Hoffnung als je, und als hätten das die Bäume umher gewußt und mitgefühlt, so hingen sie über mir herein mit feuchten, zitternden Blättern und fallenden Tropfen. Die süß heimliche Macht des Waldes hatte mich lange nicht so mild überkommen als in dieser Stunde; wie ein treuer Freund hatte er ja die lieben Lieder und Bilder bewahrt, die ich ihm jüngst vertraute, und er gab mir sie nun in seinen leisen Schauern zurück; als einem vertrauten Herzensgenossen wollte ich ihm denn nun auch mein ganzes Innere eröffnen und erzählte also:

„Solltest du's meinem trübseligen Angesicht, meinem verschämt-grünen Röcklein sammt dem Instrument an meiner Seite noch nicht angemerkt haben, wer und was ich bin, so wisse denn, du sinnender Wald, daß du hier unter deinem gastlichmilden Dache mich, den Franz Sebastian Walther, einen ausgedienten, will sagen: armen Waldhornisten beherbergst. Von der Schule weg in das wilde Kriegsleben hineingeworfen und hinaus auf die Schlachtfelder von Rußland und Frankreich, — was konnte ich da anders führen lernen, als Gewehr und das Horn, das sie mir umhingen, weil ich am Spiel der Töne viel mehr Gefallen fand, als an dem Gehabe von Säbel und Büchse. Nun mußt du wissen, daß ich mein Hörnlein liebe, wie du etwa den süßen Frühling oder dein junges Laub, und daß es um all' mein Leid und Freud' weiß, wie du um das Weben und Schweben deiner Blumen und Vöglein, und daß es mir dienstbar ist mit also seligen Liedern, wie nur immer deine Nachtigallen sie dir schmettern. —

So ging's denn eine Reihe von Jahren in die weite wunderliche Welt hinein, bald mit juchhe, bald mit o weh! — heute froh, morgen traurig, selten aber so betrübt als eben jetzt; — bis endlich dem Kriegswerke mit einem frommen Frieden ein Ende gestiftet wurde. Da denke ich denn zunächst an Heimath, an Vater und Mutter, und will den elterlichen Herd wieder aufsuchen, meinend, ein schmucker Bursche, wie ich, mit ehrlichem, wenn auch etwas zerhauenem Gesicht, und einem stattlichen Schnurrbart drinnen, müsse alleweil sein Brod finden und sollte es auch nur als Gehilfe des Vaters seyn. Ich wußte freilich nicht, daß der inzwischen gestorben und daß meine bejahrte Mutter selber so arm war wie ich; wer sonst aber hätte sich des fremd gewordenen Menschen weiter bekümmern sollen? — Da ward mir's bald klar, daß ich abermals fort mußte, um Brod zu suchen für mich und meine Mutter. Wohin aber? — das blieb eben die Frage. —

Nun lese ich im Amtsblatt, daß für die fürstliche Kapelle ein Hornist gesucht wird, und daß, wer sich's zutraut, mit Gesuch und Vorstellung kommen und sich prüfen lassen könne. „Mutter," rufe ich aus, „uns ist geholfen; besser als ich kann's Keiner!" — Und wen du Tags darauf gesehen hast, den Weg nach der Residenz dahin wandern, das war eben ich, der glückliche Franz Sebastian Walther.

O fröhliches Wandern am schönen, lichten Sommermorgen, da oben die Wolken fliegen und die Lerchen steigen, da der Wald über uns schwankt und säuselt, die Quellen neben uns springen und klingen und das Herz mit einer lieben Hoffnung in Himmel, Forst und Ferne schaut! Hängt Einem nun gar ein Hörnlein an der Seite, wie mir dazumal, so fehlt's an lustigen Weisen und Liedern nicht; und du weißt es selbst noch, du einsamer schattender Wald, was Alles ich dir vorgesungen und vorgeklungen in Wort und Ton. Eins aber, das konnte ich dir noch nicht vertrauen, — denn das ist mir ja erst gekommen als ein recht tiefes, süßes Herzeleid seit jenen Stunden, da ich sie schaute, die allerschönste, hohe Frau in dem hohen, fürstlichen Schlosse. Dahin war ich nämlich gegangen mit einem Schreiben in der Tasche über mein kurzes Geschick nebst meinem Wunsche und Begehr. Ich sollte, so hieß es, meine Vorstellung dem Fürsten selbst überreichen, der ein gar großer Freund der edlen Musik und ihr mit Herz und Sinn zugethan sey, und Keinen in seine Kapelle aufnehme, der nicht vor ihm selbst Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt habe. Das ist mir eben recht, sprach ich bei mir selbst; so hört ja der Fürst gleich, daß Niemand an einen Hornisten darf, der so und so lang mitgezogen ist und geblasen hat von der Berezina bis an die Seine. Ich gehe also wohlgemuth in die Residenz und lasse mir von der Schildwache bedeuten, wo ich links oder rechts müsse nach dem Kabinet Seiner

Durchlaucht. Im Suchen gelange ich aber an ein Zimmer, daraus mir eine Frauenſtimme entgegen klingt, ſo hell und fromm wie eine Morgenglocke durch die Dämmerung, und ſüßer, als du ſie noch je in einer Maiennacht von deinen Frühlingsſängern vernommen haſt. Die Thüre iſt nur halb zugelehnt; ſo erlauſche ich denn jeden Ton des Geſanges und des Flügels, der ihn begleitet; ich trinke jeden Hauch der Bruſt, aus der dieſe klingenden Wunder fließen; aber jedes Wort, jede Wendung dieſer ſeligen Weiſe iſt mir bekannt, vertraut, — ich hatte ſie einſt vor Jahren am Rhein gehört, ja gewiß am Rhein, und ſeitdem nicht wieder.

Und willſt du ſchweigen, lieber Wald, und auch nicht einmal davon flüſtern, ſo höre mein ſtillſtes, mein tiefſtes Sinnen und Erinnern, ein Geheimniß, das ich ſelbſt meiner Mutter nicht vertraute, die doch ſonſt um all' mein Denken weiß.

Am Rhein nämlich lag ich verwundet an einem Hiebe darnieder, den ich bei Hanau über Schädel und Geſicht erhalten hatte. Eine Wittfrau, wie es ſchien, wenig bemittelt, war meine Wirthin; ſie pflegte mich mild und gütig, faſt wie eine Mutter; aber milder noch und ſeliger als ihre Hand legte ſich über mein Herz der Geſang eines Liedes, den ich zuweilen neben meinem Kämmerchen vernahm. Es war daſſelbe, was ich an der Thüre des fürſtlichen Zimmers hörte, und wunderbar, es klang mir wie von derſelben ſüßen, geheimnißvollen Stimme und lautete:

Wenn die Zeit, ſo laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten;
Wenn die Zeit, mag dein Gemüth
Seiner Roſe ruhig warten.

Wenn die Zeit, ſo löſ't ein Hauch,
Oder eines Tropfens Welle,
Löſ't ein Sonnenſtrahl am Strauch
Ihre ſüße Knoſpenzelle, —

Und die Blume, ſtill bereit,
Tritt aus dunklem Blätterſchoße. —
Muth! — Der Himmel, wenn die Zeit,
Schenkt das Schönſte gleich der Roſe.

Du haſt keinen blühenderen Traum, du mein trauter Geſelle, als jener war, den ich in meiner Kammer träumte bei den Tönen dieſes Geſanges; als ich aber einesmals die Sängerin, das einzige Töchterlein meiner Wirthin, halb Kind, halb Jungfrau, bei ihrer Laute im Gärtchen traf, da ward es trotz des herbſtlich gelben Laubes heller Frühling in mir; ich hätte mögen von lauter Wundern ſingen, gleich einer Nachtigall; aber ich wagte nicht, „Eveline," hörſt du: — — „Eveline" — anzureden, ſondern ſetzte mich weitab in die Ecke einer Weinlaube, nahm mein Hörnlein und begleitete das Lied, daß es ſchier klang, wie eines Schwanen Geſang, verhallend im Echo der Felſenufer. Und es war mir ihr Schwanenlied; denn als ich des andern Tags mit meiner Beute, einigen prächtigen Fiſchen, die ich für unſer Abendmahl gefangen hatte, auf das abgelegene Haus meiner Wirthin zuſchritt, hörte ich von innen her Geläſe und Hilferufe. Mit eiligen Sätzen hineinſtürzend, ſah ich Mutter und Tochter ſich der Gewaltthätigkeiten eines wüſten Schwarmes von Koſaken erwehren, wie ſie damals häufig über den Rhein zogen und ſo auch in das Heiligthum dieſer Wohnung eingedrungen waren. Ein angeſchoſſener Eber kehrt ſich nicht wüthender gegen ſeinen Verfolger, als ich gegen die Fremdlinge. Meinen ganzen Vorrath von Flüchen und was ich ſonſt von ihrer Sprache inne hatte, gegen ſie ſchleudernd, griff ich zugleich nach meiner Waffe und hätte Leib und Leben daran geſetzt, wenn die verblüfften Kerle nicht für's Beſte gefunden hätten, ſich knurrend aus dem Staube zu machen. Die Jungfrau dankte mir mit Hand und Thränen; aber ſie ſang nicht wieder, und bald darauf mußte ich mit einem neuangekommenen Heerhaufen gen Paris aufbrechen. Ich habe nie mehr weder Eveline geſehen, noch ihr Lied gehört, bis — — —

Und doch — ſie konnte es nicht ſeyn! Aus der ärmlichen Wohnung am Rhein verpflanzt in dieſen Poloſt, — wie wäre das möglich! Mir ſchoß nur ſo ein wunderlicher, thörichter Gedanke durch Herz und Gehirn; ich hielt den Athem an mich, um dem Geſange zu Ende zu lauſchen, mußte meine Anweſenheit aber dennoch verrathen haben; denn wie ich eben einen Schritt vortrete, öffnet ſich die Thür, und vor mir ſteht — —

Unmöglich, Eveline konnte es nicht ſeyn! Dann aber enträthſele mir, du geheimnißreicher Wald, worum die Roſe dieſes Strauches nicht eben die Knoſpe ſeyn ſoll, die ich jüngſt an demſelben Zweiglein deſſelben Buſches geſehen? — Ich bebte zurück vor der Herrlichkeit des hohen Frauenbildes, das mir gegenüber ſtand und von der Macht der Erinnerungen, die ihr Anblick in mir erweckte. Sollte ſie die Fürſtin ſeyn? — fragte ich mich. Der Fürſt war erſt ſeit Kurzem vermählt, und ich hatte die junge Landesmutter noch nicht geſehen. Ich ſammelte meine Gedanken ſo gut ich eben vermochte, ſtammelte mein Anliegen mit halber, zitternder Stimme vor, ſo daß ich mich nachher meiner eigenen Furcht ſchämte und überreichte meine Schrift. Der Fürſt ſey ausgefahren, — erwiederte mir die hohe Frau mild und ſinnend; ſie wolle Seiner Durchlaucht das Geſuch behändigen; morgen würde ich Beſcheid hören. Noch ein tiefer, forſchender Blick ihres Auges, gleich als wolle ſie die Narbe in meinem Geſichte noch Linien meſſen, — und ſie war verſchwunden. —

Das Räthſel dieſes Tages begleitete mich mit ſeinen Ahnungen, Schauern und Erinnerungen bis in die Stille der Nacht und ſcheuchte den Schlaf aus meinen Augen.

„Wenn die Zeit, ſo laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten" —

blies ich von meiner Herberge aus noch lang in die ſchweigſame Mondnacht hinaus, und würde wohl noch länger muſicirt haben, wenn mich nicht endlich der Stillwächter zur Ruhe verwieſen hätte. Des andern Morgens erhielt ich richtig die Weiſung, mit meinem Inſtrumente mich nach der Mittagstafel im Pavillon des fürſtlichen Gartens einzufinden. „Dein Glück iſt fertig!" — rufe ich mir ſelbſtbewundernd zu, bürſte mein Soldatenröcklein bis auf den Faden, putze mein Horn wie zum Solde heraus, meine nun, ein gewichster Burſche zu ſeyn und mache mich getroſt auf den Weg nach dem Hofgarten. Da iſt nun freilich viel Glanz und Duft von Blumen, Geſträuch und Bäumen ſeltſamer Art und Gebildung; da ſpringen die ballen Brunnen in die Lüfte, es plondern und lochen die purpur- und azurfarbigen Vögel auf vergoldeten Stangen und Ringen, und drinnen im Saale, voll Herrlichkeit und Pracht an Bildern und Zierrathen — da ſitzt der Fürſt an der Seite einer jungen, ſchönen Frau, die ich früher noch nie geſehen, und da wandelt an dem luftklaren Fenſter auch ſie vorüber, die aufgeblühte Roſe jener zarten Knoſpe, „Eveline." Jetzt erblickt ſie mich, — ſie ſchwebt noch den an der Tafel ſitzenden Herrſchaften hin; ſie flüſtert der Dame an der Seite des Fürſten etwas in's Ohr, — die edle Frau wendet ſich an den Fürſten und alsbald erhebt ſich das hohe Paar, am Arm in Arm dem offenen Fenſter zuzuwandeln, vor dem ich daſtehe; die räthſelhafte Sängerin von geſtern folgte. — „Sie iſt alſo doch wohl die Fürſtin nicht" — dachte ich, und näher trat mir wieder die holdſelige Erſcheinung, „Eveline;" aber: — „Komm, liebe Schweſter, uns deinen Schützling vorzuſtellen!" — ſprach die Dame am Arme des Fürſten unter anmuthigem Lächeln zu ihrer Begleiterin und die Angeredete winkte tief erröthend mich heran.

„Du trauſt dir viel Geſchick auf deinem Inſtrumente zu" — ſprach der Fürſt mich an. Es ſoll mir lieb ſeyn, dich meinen Forderungen entſprechend zu finden. Dieſe Dame" — fügte er, auf ſeine ſchöne Nachbarin zeigend, hinzu, „wird uns mit einem Geſang erfreuen; du ſollſt nun zur Probe deiner Kunſt die Sängerin mit deinem Inſtrumente begleiten. Pult und Stimme ſind hier am offnen Fenſter für dich bereit, wo du nahe genug biſt, Geſang und Flügel zu hören und zugleich den Vortheil der beſſeren Wirkung für dein Horn haſt. Wir hoffen, uns an deinem Talente erfreuen zu können." —

(Fortſetzung folgt.)

*Das Mädchen von Rügen.

(Eine nordiſche Ballade.)

Was ringeſt du die Hände,
Du armes Mädchen dort?
Der den du liebteſt, den ſpülten
Die Wellen auf ewig fort.

Verzweifelt eilt am Geſtade
Das Mädchen hin und her;
Wie erſcheint ihr doch heute die Fläche
So öd und liebeleer.

Ach! Grund hat ſie zu klagen;
Zertrümmt iſt all' ihr Glück.
Tief unten im Grunde des Meeres
Hat gebettet ihn grauſes Geſchick.

Tagtäglich kam geſchwommen
Ein ſchwanker Kahn übers Meer,
Von Liebe ward er gerudert,
Nichts wird ja der Liebe zu ſchwer.

Der bracht ihr den theuern Geliebten;
Ein Stündchen bei ihr er verweilt
In trautſchen Liebesgeſprächen,
Dann wieder er heimwärts enteilt.

So harrte ſie denn auch geſtern
In froher Zuverſicht;
Denn nicht ſchlug Wellen das Waſſer,
Am Himmel war günſtiges Licht.

Schon ſieht ſie von ferne den Segler,
Das Herz wird ihr freudig bewegt.
Da ziehen Wolken am Himmel,
Der Wind die Wellen ſchlägt.

„Ach Freia, du Göttin der Liebe,
„Die du ſchützeſt der Liebenden Bund,
„O ſchütz' mir den Liebſten im Wetter!"
So fleht ihr bleicher Mund.

Doch nimmer ſollt es ſo kommen,
Das ſchwanke Schiffiein ſchlägt um,
Die Wellen begraben den Segler,
Das Mädchen es ſiehet ſtumm.

Das Mädchen eilt am Geſtade
Verzweifelt hin und her.
Es gibt für ſie nun auf Erden
Der Freuden keine mehr.

Eine Trennung ſcheint ihr unmöglich,
Das Leben ein bitteres Weh.
Da beſchleicht ihr Herze Verzweiflung,
Sie ſtürzt ſich hinab in die See. —

Jetzt verſtummt das Getöſe der Wellen,
Es legt ſich des Sturmes Gewalt,
Die Fluten empfangen und ſpülen
An's Land die holde Geſtalt.

Da liegt ſie nun neben dem Liebſten
Am Geſtade ſo kalt und ſtaer,
Und mild beſcheinet die Sonne
In holdem Frieden das Paar.

Theodor Holm.

Geſundheitspflege in Schule, Wohnung und Stall.

Athmen.

(Fortſetzung. — Siehe Nr. 5 der Sonntags-Beigabe.)

In dem zoologiſchen Garten zu London hielt es viele Jahre lang ſchwer, die Bevölkerung des Affenhauſes vollzählig zu erhalten, weil alle importirten Affen ſichtlich hinſchwanden. Trotz der ausgewählteſten Pflege und Fütterung wurden ſie in kurzer Zeit tuberculös. Die Temperatur der Räume war behaglich, nur ſtellte bei näherer Unterſuchung ſich heraus, daß die Ventilation mangelhaft und in Folge deſſen der Promillegehalt der Luft im Affenhauſe an Ausverbrauchgaſen durchſchnittlich ſehr hoch war. Kaum war ein neues ergiebiges Lüftungsſyſtem im Affenhauſe angeordnet, ſo daß der Gehalt an ausgeathmeter Kohlenſäure um einige Promille ſank, da verſchwand ſpurlos die tuberculöſe Lungenſchwindſucht unter dem Affenvolk, und die Sorge um den Affenbeſtand iſt ſeitdem für immer gehoben, ohne daß in der Ernährung und Bewegung der Affen das Geringſte geändert wurde.

In Bruchſal ſind zwei Gefängniſſe, eines mit gemeinſamer Haft für leichtere Verbrecher, das andere mit Einzelhaft für Zuchthausſträflinge. Fueßlin hat 1855 ſtatiſtiſch nachgewieſen, daß in der gemeinſamen Haft jährlich eine doppelt ſo große Sterblichkeit herrſche, als in der Einzelhaft, trotzdem erſtere Anſtalt bei ſtets viel kürzerer Haftzeit eines großen Theiles der Gefangenen günſtigere Geſundheitsreſultate erzielen ſollte, als letztere. Denn die Zellenſträflinge der Einzelhaft, körperlich und geiſtig zerrüttet, in phyſiſcher und moraliſcher Beziehung die verkommenſten, ſtehen unter viel ſchwerer deprimirenden Einflüſſen, als alle anderen Sträflinge; aber — einen großen Vortheil genießen ſie vor letzteren, ſie haben das ganze Jahr hindurch eine beſſere Luft, ſie brauchen weder bei Nacht noch bei Tage ihr Blut mit den Ausathmungs-Exrementen ihrer Mitgefangenen zu vergiften. — Unter Hinweis auf dieſes koloſſale Luftſiechthum der Gefangenhäuſer konnte ein franzöſiſcher Advocat die Richter warnen mit den Worten: „Verurtheilen Sie meinen Angeklagten zur lebenslänglichen gemeinſamen Haft, dann raube ſie ihm 20 Jahre von ſeiner wahrſcheinlichen Lebensdauer." Was anders aber bezüglich der Athmung ſind unſere Schulen und Penſionate, was anders unſere Caſernen und unſere unventilirten gemeinſamen Schlafkammern, als eine unterbrochene freiwillige gemeinſame Haft! Denn daß dort die Athmungsluft dieſelbe iſt, wie diejenige, die in den Gefongenhäuſern ſich den Vorwurf der ſich leichenden Tödlichkeit erworben, iſt durch Pettenkofers zahlreiche Luftanalyſen geſchloſſener Verſammlungsräume und Schlafſtuben nachgewieſen worden.

Die Wiſſenſchaft hat alſo durch Analyſe, Experimente und Statiſtik die Exiſtenz einer allerwärts herrſchenden Luftſeuche in unſerer Generation und, wie wir ſehen werden, in den Ställen unſeres Viehſtandes nachgewieſen; und dieſe allgegenwärtige Luftſeuche mit möglichſt einfachen Maßregeln aus unſeren Lebensgewohnheiten gründlich zu vertilgen, ſollte die erſte und wichtigſte Arbeit der heutigen Geſundheitspflege ſein. Der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, der Nachweis nämlich, daß eine Luft, welche mit den Lungen- und Hautausſcheidungen ſtark beladen iſt, eingeathmet, die fruchtbarſte Entwicklungsſtätte für die vielgefürchteten chroniſchen Volksübel, Tuberculoſe und Scrophuloſe bildet, iſt allerdings für ſtumpfſinnige Skeptiker noch nicht ſo klar gelöſt, wie ein arithmetiſches Rechenexempel. Doch wird die Wahrheit dieſes Zuſammenhanges ſich roſch klären wenn erſt die Geſundheitswächter dem Aufruf des Profeſſors Pettenkofer folgen. „Größere Reihen von Unterſuchungen über den Kohlenſäuregehalt der Luft in Arbeits-, Wohn- und Schlafräumen gehören zu den dringendſten Erforderniſſen der öffentlichen Geſundheitspflege. Erſt wenn an mehreren Orten dieſe Beſtimmungen gemacht ſind, werden wir wiſſen, unter welchem durchſchnittlichen Grade der Luftverderbniß Menſchen und ganze Kategorieen derſelben (und möchten wir hinzufügen Stallthiere) leben"*)

Pettenkofer, dieſer berühmte Specialiſt der Luftdiätetik, weiſt mehrfach treffend hin auf die Häufigkeit der Lungenſchwindſucht in den Gefängniſſen und in den engen Straßen der großen Städte, wo die Luft in den Wohnungen ſehr theuer und daher dem einzelnen Individuum in Wohn- und Schlafkabinetten nur kärglich zugemeſſen wird. — Da die Menſchen und viele Hausthiere mehr im Hauſe, reſp. im Stalle als im Freien leben, d. h. athmen, und da ſie ihren Körper vielmehr von der Luftnahrung, als von den flüſſigen und feſten Nahrungsmitteln aufzubauen haben, ſo muß uns auch vor Allem die Luft des Hauſes, der Zimmer und der Ställe intereſſiren im Gegenſatz zur Luft im Freien. Denn die chemiſchen Veränderungen der Atmoſphäre im Freien bilden ſelbſt in Sumpfregionen keinen Anhaltspunkt zur Unterſuchung der Athmungsanomalien als Krankheitserzeuger. „Die wenigſten Menſchen," ſagt Pettenkofer, „haben die richtige Vorſtellung von der Geſchwindigkeit der freien Atmoſphäre. In München iſt z. B. die mittlere Geſchwindigkeit der Luftbewegung 10 bayeriſche Fuß in der Sekunde. Wie muß da alles, was in die freie Atmoſphäre übergeht, verdünnt werden. Anders iſt es in geſchloſſenen Räumen: hier wechſelt die Atmoſphäre in einem mehr als tauſendfach geringeren Grade, ſelbſt wenn wir ſo viel ventiliren, daß der Kohlenſäuregehalt der Luft nie ein Promille erreicht." Pettenkofer vergleicht unſere Häuſer mit einer Glasglocke, unter welcher ſich die Ausathmungen und Ausdünſtungen der Menſchen wie die Ausſtrömungen des Bodens und der benachbarten Cloaken und Pfützen, wenn auch nicht immer durch den Geruch erkennbar, in großen Mengen anhäufen, verdichten und verweſen. Er ſchlägt deßhalb vor, daß als Grundlage einer Geſundheitsförderung die Luft der bewohnten Räume in möglichſter Ausdehnung und unter möglichſt verſchiedenen Umſtänden quantitativ auf ihren Kohlenſäuregehalt unterſucht werde. Was es heißt, die Athmungsluft auf ihren Kohlenſäuregehalt unterſuchen, was wir unter Athmen und Ventil-

*) Ueber Luft in den Schulen und über Ermittelung der Gränze zwiſchen guter und ſchlechter Zimmerluft von Dr. M. Pettenkofer, Profeſſor in München.

en verstehen, welche Wahnungsluft als gut und rein zu bezeichnen ist, werden wir zunächst zu besprechen haben.

Die Athmungsluft, oder besser gesagt, die Einathmungsluft in einem geschlossenen Raume ist nur so lange rein, als ihre chemische Zusammensetzung qualitativ und quantitativ dieselbe ist, wie die der äußeren atmosphärischen Luft. Die atmosphärische Luft besteht aber aus 79,, Procent Stickstoff, 20,, Procent Sauerstoff, 0,,4 Procent Kohlensäure und schwankenden kleinen Mengen Wasserdampf und Spuren von Ammoniak. Von diesen Gasen bildet der Sauerstoff jenes wichtige Uniaersalblutfutter, dessen der Mensch in jeder Stunde mindestens 10,000 Kubikcentimeter in seine Lungen aufnehmen und im Blute gleichsam verdauen muß, um seinen Körper aufrecht und am Leben zu erhalten. Das Leben aller athmenden Geschöpfe ist bekanntlich gebunden an das Blut, und zwar besonders an die Blutkörperchen, jene räthselhaften, 1/,,, Linien großen Kügelchen, welche zu Millionen in den Aderverzweigungen jede Quadratlinie unseres Körpers nährend durchströmen. Von diesem Blute und seinen Beziehungen zum Athmen haben die wenigsten Menschen richtige Vorstellungen. Sie denken sich nämlich, dasselbe rolle unverändert durch unsere Adern, ohne einer ununterbrochenen stofflichen Erneuerung zu bedürfen. Und doch ist das Blut eine Flüssigkeit, welche selbst im gesundesten Menschen und Thier fort während — am sterben ist. Unser Blutlauf ist vom Gesichtspunkte des Stoffwechsels ein wahrer Todeslauf und die Blutkörperchen fristen ihr animalisches Leben von einem Athemzuge zum anderen nur dadurch, daß sie durch die Athmung in den Lungen 25 Liter abgestorbene Gasgemenge pro Stunde gegen 10,000 Kubikcentimeter eingeathmeten Sauerstoffes austauschen und durch chemische Verbindung mit letzterem sich fortwährend regeneriren. In den Lungen vollzieht sich also durch das Athmen 12 bis 16 Male in der Minute eine Neuschaffung unserer Lebenskraft und Lebensfähigkeit. Unbewußt gleicht jedes athmende Geschöpf durch den Athmungsproceß jenem mythischen Galeerensträfling, dessen Leben von Minute zu Minute bedroht ist, wenn er vergessen sollte, das ihm bis zum Halse reichende Wasser unausgesetzt auszupumpen. Der Luftaustausch und Luftverbrauch in den Lungen ist also doch die wichtigste aller Lebensfragen. Ermöglicht wird dieser lebhafte Lungengaswechsel dadurch, daß unser Blut sich in vier verschiedenen Adersystemen durch den ganzen Körper bewegt. Erstes System. In den Venen, jenen Adersträngen, welche als bläuliche, wurmförmige Verästelungen unter der Haut durchschimmern, rieselt aus den äußersten Winkeln des Körpers ein ununterbrochener Blutstrom in der Richtung zum Herzen hin. Ueberladen mit verbrauchten Körperstoffen führt derselbe die abgestorbenen, durch den Lebensproceß verbrannten kohlenstoffreichen Bestandtheile mit sich. Dieses zum Herzen zurückfließende Blut, dessen Farbe tiefdunkelroth ist, taugt nicht eine Minute länger zur Erhaltung des Lebens. Wir würden sterben, wenn nicht der Herzmuskel 12 bis 16 Male in der Minute dieses unbrauchbare Blut sofort durch das zweite Adersystem, die Lungenarterien in die Lungen hinein, also dem äußeren, sauerstoffreichen Luftmeere entgegenpumpte. In den Lungen verzweigen sich diese Arterien als ein dichtes Netz haarfeiner Blutäderchen unter den zarten, luftsaugenden Häutchen der zahllosen Lungenzellen und hier tritt das kohlenstoffsatte Blut in der unglaublich großen Oberfläche der Zellenwände mit der Einathmungsluft in Berührung. Dieses Vorüberströmen an die luftgefüllten Lungenzellen, wiewohl nur 1/,, bis 1/,, Minute dauernd, reicht hin, daß das dunkelrothe Blut sich der gasförmigen Auswurfestoffe, der Kohlensäure, des Wasserdampfes und der fäulnißfähigen, sogenannten Imponderabilien an die Oberfläche der Lungenbläschen entledigt und so den ersten Akt des Athmens, die Ausathmung, abschließt. Dieselben Blutwellen, welche diese Auswurfgase bei der Ausathmung abstoßen, wechseln gegen die letzteren in demselben Moment frischen Sauerstoff aus demjenigen Luftvorrath ein, mit welchem die Lungenbläschen durch die letzte Einathmung sich gefüllt hatten. Dieser Doppeltact, die Abgabe der Excrementgase an die Luft und die Aufnahme des Luftsauerstoffes in's Blut, verwandelt in einer Secunde die schwarzrothe Farbe des Blutes in ein lebhaftes, helles Scharlachroth das Blut ist entkohlt und wieder zum Träger des animalischen Lebens, es ist arteriell geworden. (Fortsetzung folgt.)

Pr. Der Strauß als Hausthier.

(Illustrirte landwirthschaftl. Zeitung Nr. 5 von 1870.)

In dem Straußengarten von Grenable sind schon seit 1864 Versuche mit der Akklimation des Straußes begonnen worden. Das Straußenpaar, welches man mit Gras und Gerste gefüttert hatte und das allmählich sehr zuthunlich geworden war, begann im Sande seines Geheges ein Loch zu scharren. Bald legte das Weibchen Eier, überließ aber das Geschäft des Brütens größtentheils dem Männchen, welches 22 Stunden brütete. Nach 44 Tagen war der erste Strauß an das Licht der Welt gediehen; ihm folgten mehrere Geschwister, alle nicht größer als eine Ente. Sie pickten im Sande, liefen den Aeltern nach und schienen sich in Frankreichs Klima ganz wohl zu fühlen; auch wurden sie zahm und erreichten die Größe ihrer Alten. Der Züchter dieser Strauße schreibt: „Ich bin davon überzeugt, daß die Fortpflanzung der zahmen Strauße als eine Thatsache angesehen werden kann." Als die Thiere 18 Monate alt waren, konnte man sie zum ersten Male pflücken und einen hübschen Gewinn aus den Federn erzielen. Aber das war noch nicht alles; ein Straußenei, welches gleich zwei Dutzend Hühnereiern zu achten ist, hält sich wegen der Dicke seiner Schale ungemein lange; es schmeckt vortrefflich und liefert einen Eierkuchen, der mehrere Pfund schwer ist. Endlich kommt das Fleisch in Betracht; es schmeckt, wie die Afrikaner sehr gut wissen und mancher Reisende bezeugt, wie Hasenfleisch und läßt sich auf vielerlei Art zubereiten. Der Strauß ist auch stark genug, einen Mann zu tragen und wird bekanntlich von den Afrikanern hie und da zum Reiten benutzt; er hält es mit dem besten Pferde aus. Die jährlichen Ernährungskosten für jeden Strauß betragen bei uns nur 80 bis 90 Francs. In dem wenig einträglichen Jahre 1866 hat man 300 Francs für Federn, 180 Frs. für Eier eingenommen; und dieses war ein niedriger Preis, da die Eierschale allein 3 Frcs. das Stück galt. Da nun der Gesammtertrag 480 Frcs., die Unterhaltungskosten nur 200 Frcs. ausmachten, so hat man von einem Paare 280 Frcs. in einem ungünstigen Jahre eingenommen. Im Durchschnitt der drei Jahre 1865 — 1867 aber, während mehrere Junge verkauft wurden, erzielte man von einem Paare 560 Frcs.

Die Statistik wird zu einer fürchterlichen Wissenschaft: „Einer ihrer Jünger hat gefunden, daß, wenn ein Mensch 50 Jahre lebt, er 6082 Tage mit Schlafen zubringt, 520 mit Krankseyn, 1532 mit Arbeiten, 761 mit Gehen und 3803 mit Vergnügen. Nicht weniger als 1552 Tage braucht der Mensch zur Erhaltung seines Lebens, d. h. zum Essen und Trinken. Der Statistiker geht aber noch weiter. Er sagt uns auch, wie viel wir essen, nämlich 1354 Pfund Brod, 6081 Pfund Fleisch, 4672 Pfund Pflanzenkost, Eier, Fische u. s. w. Dazu trinken wir 6930 Gallonen Flüssigkeiten." Das ist recht schön und gut, nur möchten wir darauf hinweisen, daß die Portionen, z. B. der Arbeit, des Schlafens, des Essens, Trinkens u. s. w. sehr verschieden vertheilt sind.

Charade.

Das erste Wort, vom Element geboren,
Ist selber tödtlich, selber eine Macht;
Doch mehr noch geht durch's Element verloren
Das zweite Wort, das Fleiß und Kunst vollbracht.
Das Liebste, was der Mensch sich hat erkoren,
Wird oft zum ersten Wort in einer Nacht.
Und schüttelt dann der Frost des Armen Glieder,
Gibt leicht das Ganze ihm die Wärme wieder.

Auflösung der Charade in Nr. 13: „Neujahrwunsch."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

№ 15. Sonntag den 10. April. 1870.

Hoffe das Beste nicht; befürchte nur selten das Schlimmste.
Vor dem Gewöhnlichen nur nimm dich bei Zeiten in Acht.

Bouterwek.

* Studien eines verabschiedeten Waldhornisten.

Novelle von Georg Scheurlin.

1. Im Walde.

(Fortsetzung.)

Nun sind Aller Blicke, die Augen einer reichen, schimmernden Gesellschaft auf mich gerichtet, auf mich, den Einzigen, sogar Geringen und Armen unter den hohen Herren und Frauen; ich selbst wage kaum mich anzusehen; nur ein schielender Blick auf das kleine Kreuzlein, das mir auf der Brust hängt, macht mir etwas Muth und gibt mir die Fassung wieder. Arm zwar, denke ich, aber eine edle Kunst und einen frommen, treuen Gedanken im Herzen; — warum sollte ich da zagen? Ich sammle mich also — und es ist die höchste Zeit; denn die leuchtenden Finger der schönen Frau oder Prinzessin tauchen so eben in einen Strom von Tönen und holen Seel' um Seele aus unergründlicher Tiefe heraus; nun erhebt sich ihre Stimme gleich einem Sonnenaufgang und wirft klingende Strahlen umher, daß da liebliche Gefilde, Felsen und Seen in wunderbarem Lichte schimmern. Ich lausche und lausche; es ist ein mir fremdes, schönes Lied von einem Zigeunerknaben, der sich aus dem kalten Norden nach seiner wärmeren Heimath sehnt. Die weichen, klagenden Töne fassen und tragen mich hin nach dem fernen Strande, den der arme Zigeunerknabe vergebens sucht; sie greifen mir in's innerste Herz hinein; sie fordern mein tiefstes Sehnen heraus, daß alles mein Fühlen sich auflmacht, mitzusuchen und sich flüchtet in die Klänge meines Hornes, um vereint mit den hellen Schwestern aus jener Frauenbrust nach den fremden, sonnigen Landen zu wandern, wo die Töne ihre Heimath und ihren Himmel haben. Wie fromm, wie freudig sie da zusammenzogen — die Klänge ihrer Stimme und meines Hornes, wie sie sich umflatterten, umschlangen und rasteten mit einander, am klaren Rhein, wo das trauliche Häuschen steht mit dem lieben Gärtchen, wo um die heimliche Laube die Rede rankt, wo einst Eveline gewaltet, ach Eveline! — wo ich zuerst die Stimme gehört, die mir hier in jeder Schwingung meines Herzens wiedertönt, wo jenes süße Lied in meine Träume eingezogen, das nun meine Träume nimmer verläßt, das Lied vom Herzen, welches seine Rose findet, — — und — wo war ich?

„Muth! Der Himmel, wenn die Zeit,
Schenkt das Schönste gleich der Rose —"

blies ich da unter Träumen und Erinnerungen mitten in meine Noten hinein.

Welche Disharmonie, — welche Verwirrung! Ich selber fuhr entsetzt auf; mein Auge begegnete den vorwurfsvollen, verzweifelnden Blicken meiner Begleiterin; sie hatte längst aufgehört, als die Töne meines Instrumentes noch verlassen und einsam in der letzten Strophe jenes verhängnißvollen Liedes verbebten. Jetzt stand die edle Herrin mir nahe genug, um mir zuflüstern zu können: „Was habt Ihr nun um's Himmels willen gemacht, — Ihr ungeschickter, — lieber Mensch!" — setzte sie noch leiser hinzu.

„Ihr ungeschickter, — lieber Mensch," — hört ihr's, ihr Büsche, Halme und Blumen umher? — „Ihr lieber Mensch!" — hat sie zu mir gesagt; freilich auch hat sie hinzugesetzt „ungeschickt", — und daran hatte sie völlig recht. Der Fürst winkte mir schnell mit der Hand, als sich der musikalische Wirrwarr erhob und wondte mir den Rücken; ein Lakai brachte mir darauf fünf Goldstücke mit der Meldung, ich sey entlassen.

Ich schaule mich nimmer um; ohne zu wissen wie, gelangte ich aus dem Garten und aus der Stadt, und — liege nun wieder hier in deinem Schotten, du grüner, treuer Wald auf meiner weiten Wanderung, weiß Gott wohin und in welche Zukunft. —

Und somit weißt du all' mein Geschick oder eigentlich Ungeschick und Leid, aber auch das süße Wort, das sie mir zurief: „Ihr lieber — hörst du's — Ihr lieber Mensch!"

2. Zu Wagen.

Als ich das Alles in den Wald hineingeredet, vielleicht auch nur so recht lebendig hineingedacht hatte, fühlte ich's wie einen Theil meiner Noth von der Brust genommen und wieder Muth in mir, nach meinem Horn zu greifen, das ich voller Trübsal weit hinweg in's Gras geworfen hatte. „Was kannst du dafür, mein treuer Gefährte in Freud' und Noth," sprach ich, „daß dein Meister so ungeschickte Sachen in dich hineingeblasen; komm' wieder her, wir müssen schon gute Freunde bleiben; — was wären wir beide in der Welt, Eines ohne das Andere? — Und noch während das unscheinbare Blech in meinen Händen ruhte, kam mir wieder der gute, frohe Muth, der so leicht keinen Musikonten verläßt; bald auch saß das liebe Instrument on den Lippen und tönte in den Forst hinein:

Wo wohnet aller Enden
An Wonnen wunderfall
So liebliches Verschwenden
Als tief im dunklen Wald?
O rausche, grüne Laubesnacht, —
All Trauern mir zu wenden,
Deß hast du süße Macht.

Nach deinen gold'nen Kronen
Wie oft ich ſchauen mag,
Den Meiſter fühl' ich thronen
In Deiner Eichen Hag;
O rauſche, grüne Waldesnacht, —
Mit hellen Liedern lohnen
Wie möcht' ich's ſolcher Pracht.

Zwei Himmel ſeh' ich grüßen,
Zwei Lenze ſeh' ich blüh'n:
Das Auge meiner Süßen,
Und dich, o Waldesgrün!
O rauſche, grüne Wundernacht, —
Will träumen dir zu Füßen,
Du oben ſchwankeſt ſacht.

Und als hätte ein neckiſcher Kobold ſein Spiel mit mir, ſo gab gleich darauf in der Ferne ein zweites Horn mir Antwort; ich kannte das muntere Liedchen, das da herüber tönte; es lautete:

Es ſingt ein Vöglein mir im Wald:
Kehr' ein, kehr' ein zum jungen Hag;
Im kühlen Laube heilet bald,
Was auch dein Herz betrüben mag.

Den unbekannten Poſtillon — denn ſchon hörte ich auch einen Wagen heranrollen — ablöſend, gab ich die zweite Strophe zurück, alſo lautend:

O locke, Vöglein, nicht ſo lieb,
Du weißt nicht, wie ſo fern von hier
Die Liebſte ſang, die Liebſte ſchrieb:
Kehr' ein, du ſüßer Schatz, bei mir.

Nun fiel auch der noch immer unſichtbare Bläſer wieder ein, und wir muſizirten in gar ſchöner, luſtiger Weiſe mit einander zu Ende:

Und hätt' ich Schwingen gleich wie du,
Und ſo mein Lieb' im Roſenſtrauch:
„Kehr' ein, kehr' ein zur Waldesruh'" —
Zu dir, o Vöglein, ſäng' ich auch.

Wer mußte nun der muntere Geſelle ſeyn, der's faſt ſo ſchön konnte wie ich? — Ich dueſte auf die Antwort nicht lange warten; denn die Anhöhe herauf zog ein Wagen, beſpannt mit vier herrlichen Braunen, vorn aufſitzend ein reichbetreßter Jäger ſammt dem Poſtillon, innen der Fürſt ganz allein, der ſich heiter und veegnüglich die prächtigen Eichen- und Buchenſchläge betrachtete, die links und rechts zur Wanderung wie zur Raſt einluden. Es war der lieblichſte Sommerabend und hier eben eine der anmuthigſten Stellen, ihn zu genießen. Der Fürſt gab Befehl, zu halten; er ſchien das ſchöne Waldgehege zu Fuß durchſchreiten zu wollen und ſtieg aus dem Wagen. In dieſem Momente fiel ſein Auge auf mich. Eine freundliche Bewegung ſeiner Hand überzeugte mich, daß er in mir den verunglückten Candidaten von geſtern wieder erkannt hatte; er winkte mich lächelnd zu ſich hin. Sollte Seine Durchlaucht zu beſſeeer Einſicht gekommen ſeyn, — dachte ich bei mir ſelbſt, und ſich eben jetzt von meinem künſtleriſchen Werthe überzeugt haben?" — In drei Sätzen ſtand ich vor ihm. „Du biſt uns geſtern zu ſchnell entkommen," ſprach der Fürſt herablaſſend; „wenn auch nicht für meine Kapelle, glaube ich doch, dich anderwärts verwenden zu können. Sowohl das Kreuz auf deiner Bruſt, als was ich ſonſt von dir gehört habe, rechtfertigt meine weitere Fürſorge füe dich. Du kannſt für jetzt mit meinem Wagen nach Schloß Riedſee fahren und dich morgen bei mir melden laſſen."

Ich horchte hoch auf. Wer am Hofe kannte den verabſchiedeten und noch dazu durchgefallenen Waldhorniſten Sebaſtian Walther und mochte es der Mühe werth gehalten haben, ſein armes Geſchick dem Fürſten an's Herz zu legen? — Am Ende wohl gar die Fürſtin ſelbſt oder die Prinzeſſin Schweſter? — Hatte ich doch ſchon als Knabe gedruckt geleſen, wie dereinſt nicht ſelten Prinzeſſinnen oder auch Feen ſich zu gemeinen Menſchenkindern herabgelaſſen und ihnen ihre Huld geſchenkt hatten. Warum ſollte ſo Etwas nicht auch heutigen Tages möglich ſeyn, — zumal einem ſo ſchmucken Burſchen gegenüber, wie ich Einer dazuſtehen vermeinte? — Ich machte meine demüthigſte Beebengung, obgleich ich lieber drei Ellen hoch in den Himmel hineingeſpeungen wäee; kaum aber hatte der Fürſt ſich gewendet, um auf einem anmuthigen Fußpfade von dee Landſtraße abzubiegen, da fing's auch an, daß Arm und Beine mit ſammt meiner Mütze zugleich in der Luft waren. Sogleich eilte ich auf den Wagen zu, der langſamen Ganges ſich auf der Anhöhe fortbewegte, und machte den Herren droben mit großer Genugthuung die Ordre Seiner Durchlaucht kund. Der Jäger meinte zwar, das beziehe ſich auf einen Sitz auf dem Bocke und wollte mie neben ſich Platz machen; ich aber gedachte ſchon etwas ganz Anderes zu ſeyn, als ſo ein betreßter Geiſi, oder träumte wenigſtens, etwas weit Höheres zu werden, hätte auch für mein Leben gern gewußt, wie's da drinnen in dem gründämmerigen Raume ausſehen und wie ſich's da ſitzen möchte, wo ein ſo hoher, mächtiger Herr ſeinen Regierungsgedanken nachſinnt; — peoteſtirte alſo gegen die beabſichtigte Erhöhung, indem ich mich auf das fürſtliche Wort berief, und ſtieg ein. Drin aber ſetzte ich mich freilich nicht auf den Platz des Fürſten, ſondern drückte mich tief in die gegenüber befindliche Ecke und machte mich, wie man zu ſagen pflegt, ſo leicht als möglich, ſo daß ich kaum fürchte, eine Feder meines Sitzes verbogen zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

An den April.

Es ſchimpf' und ſchmähe, wer da will,
Und ſpeie Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
Ich lob' in jedem Falle
Den Unbeſtand — nennt's ungetreu —
Mehr, als das ewige Einerlei,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringſt bald warmen Sonnenſchein,
Bald Regen, Froſt und Schauer,
Stürmſt manchmal in den Tag hinein,
Doch nie von langer Dauer.
Du kleideſt, wenn dir Luna lacht,
Dich in des ſtarren Winters Tracht
Und pflegſt der Sonne wegen
Sie wieder abzulegen.

Es ſind nach einem alten Spruch
Wie du der Mädchen Herzen,
Die oft in einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, ſcherzen,
Und doch trotz ihrem Wankelmuth
Iſt man den holden Kindern gut;
Ja iſt ihr Groll vorüber,
Hat man ſie deſto lieber.

Wer immer finſtre Mienen macht,
Hat bald die Gunſt verloren,
Wer immer ſcherzet, immer lacht,
Hält man für einen Thoeen;
Drum treibe du dein Wechſelſpiel,
Nur frieren laß es nicht zu viel,
Und laß die Norde ſchweigen,
Wenn ſich die Blüthen zeigen.

Anton Fürnſtein.

Digitized by Google

Gesundheitspflege in Schule, Wohnung und Stall.

Athmen.

(Fortsetzung.)

Dieses arterielle, durch den Sauerstoff der Einathmungsluft gleichsam desinficirte und wieder belebte Blut wird durch das dritte Adersystem, die Lungenvenen, wieder gesammelt und wie in einem zweiten Parallelgeleise, dem Strom der Lungenarterien entgegen, zum Herzen und zwar in dessen linke Vorkammer zurückgeführt. Die Muskeln des linken Herzens treiben nun dieses durchathmete, lebenskräftige Blut in das vierte Adersystem, in die großen Körperarterien, Puls- oder Schlagadern hinein. Dieser frische arterielle Blutstrom, auf dem großen Wege des Kreislaufes sich kreuzend mit dem ersten Adersystem, dem verkohlten rücklaufenden Blute, nährt und belebt in seinen endlosen haarfeinen Verzweigungen jede Kubiklinie unseres Körpers, bis das Blut, in den nächsten Secunden von Neuem absterbend, von den mikroskopisch feinen Anfängen der Körpervenen, dem ersten Adersysteme, wieder aufgefangen wird, um von Neuem auf den Schauplatz der Luftathmung, in die mit atmosphärischer Luft gefüllten Lungenzellen zurückgetrieben zu werden. Diese Vorgänge des großen und kleinen Blutkreislaufes, welche wir eben zum Verständniß der Athmung kurz beschrieben, folgen im Rhythmus des Pulsschlages sich so rasch, daß Behufs Aufnahme von Luftsauerstoff und Ausscheidung der Verbrennungsgase in einer Minute 22—27 Pfund Blut, also zwei Mal die ganze Menge, die in dem Körper eines Erwachsenen vorräthig ist, durch die Lungen hindurchgeführt wird. Ueber diesen wunderbarsten physiologischen Vorgang, die Luftfütterung und Gasentladung des athmenden Blutes, bestehen selbst in den sogenannten gebildeten Ständen noch so wirre Anschauungen, daß in unserem Staate allnächtlich im Schlaf noch Billionen Kubikcentimeter fouliger Blutgase statt reiner atmosphärischer Luft eingeathmet werden und wie ein schleichendes Gift an der Gesundheit und dem Leben der Staatsbürger zehren. Unsere Schlafzimmerluft, die Luft unserer Schulen, Kirchen, Gerichtssäle, Schauspielhäuser läßt sich noch den wissenschaftlichen Theorien wie nach den Erfahrungen der Neuzeit direkt als eine Keimstätte der Tuberculose und Scrophulose bezeichnen, und gleichwohl gibt es noch unzählige Beamte, Lehrer(!), Geistliche, ja, selbst Aerzte, welche die Frage der stetigen Schlafzimmer- und Krankenstuben-, der Schul- und Kirchen-Ventilation als eine müßige zu bezeichnen sich nicht schämen. Die Lebensenergie und das leibliche und geistige Wohlbefinden aller athmenden Geschöpfe, eben so ihre Temperatur und ihr Wärmegefühl steigt und sinkt im Verhältniß zum schnellen und vollkommenen Wechsel der Ein- und Ausathmungsluft in ihren Lungen. Diese Luftauswechslung in den Lungenzellen ist aber nur vollkommen, wenn die uns umgebende Luft rein ist, d. h. die oben erwähnte chemische Zusammensetzung hat. Wehe dem Körper, wenn dem Blute bei seinem Durchströmen durch die athmenden Lungen statt der Athmosphärenluft auf lange Zeit ein Gasgemenge geboten wird, welches an Stelle des ausgeraubten Sauerstoffes mit ausgeathmeter Luft verwischt ist. Langsame Blutentartung, Blutverarmung sind die nächsten Folgen solcher widernatürlichen Athmung, wie sie in allen nicht ventilirten geschlossenen Räumen, die auch nur zeitweilig von Menschen oder Thieren bewohnt werden, unvermeidlich ist. Denn gleichwie der Fisch in einem Wasser, welches aus dem Körper lebender Wesen ausgeschieden wurde, also im Menschenharn, kränkeln und zu Grunde gehen müßte, eben so sicher verstiechen langsam die Menschen, wenn sie oft und lange den Ekel überwinden oder gar eine ekelhische Bravour darein setzen, in einer concentrirten Luft zu athmen, die aus den Körpern lebender Mitgeschöpfe ausgeathmet, aus der Haut derselben abgedunstet ist. Solcher abgestumpften spöttelnden Athmungscyniker kann man unter Aerzten und Laien noch Tausende finden. Ihre Toleranz gegen die Gewohnheit des wiederkäuenden Athmens ist vergleichbar mit der Wiederkauungstoleranz jener Schweine, die bei manchen Gutsbesitzern sich mit Wohlbehagen aus den Abtrittströgen ihrer denkenden Mitgeschöpfe auffüttern lassen. Ein wesentlicher Unterschied besteht übrigens zwischen jenen Athmungscynikern und dem genannten Thiere: während bei letzterem die eingeführten festen Abtrittsexcremente zum größten Theil durch den Darmkanal unassimilirt abgehen, führen jene die gasförmigen Auswurfsstoffe als Bestandtheile ihrer Körperökonomie direkt in's Lungenblut über. Wer die Unerläßlichkeit einer gründlichen Lüftungsventilation, wie die bedeutendsten Naturforscher, namentlich Pettenkofer, sie verlangen, als pedantische Forderung der Uebercivilisation bekrittelt, der möge zunächst an sich selbst die ermüdende pedantische Gewohnheit ablegen, 12—16 Male in der Minute Sauerstoffluft einzuathmen und Verbrauchsgase auszuhauchen. Bevor er dieses fertig bringt, sich also das Athmen überhaupt abgewöhnt, hat er kein Recht, einem Indifferentismus der Luftquantitäten das Wort zu reden. Canalisation und Abfuhr, diese Schlagwörter der madeenen Gesundheitspflege, wenden wir sie nicht allein auf den Inhalt der städtischen Cloaken, sondern nicht minder auf die Luft unserer Schlaf- und Wohnungskasten an. „Wenn die eingeathmete Luft," sagt Liebig in seinen chemischen Briefen, dieselbe Zusammensetzung besitzt, wie die ausgeathmete, so wird der Zweck des Athmungsprocesses nicht mehr erfüllt. Die ausgeathmete Luft ist verbrauchte Luft, welche zum zweiten Male zu den nämlichen Funktionen in der Lunge nicht mehr dienen kann." „In einem geschlossenen Raume von 8' Höhe, 9' Länge und 8' Breite würde ein Mensch nicht über 24 Stunden ohne Beschwerden athmen können; nach dieser Zeit würde die darin enthaltene Luft die Zusammensetzung der ausgeathmeten Luft besitzen; bei längerem Aufenthalte in dieser Luft würde ein Krankheitszustand, zuletzt der Tod sich einstellen." Wenn auch erst 10 Procent Kohlensäuregehalt der Luft als die Gränze gilt, von welcher an unser Leben direkt gefährdet ist, so beginnt die Luft doch schon mit 1 Promille Gehalt an ausgeathmeter und ausgedunsteter Kohlensäure nicht allein Ekel in uns zu erregen, sondern auch die Zusammensetzung des Blutes krankhaft zu entmischen, indem proportional zur Menge der Kohlensäure jene Fäulnißträger und Fäulnißerreger mit ausgeathmet sind, auf welche sich folgende Worte Liebig's bezüglich der Luftmiasmen tagtäglich anwenden lassen: „Krankheiten entwickeln sich epidemisch, ferner an Orten, wo eine große Menschenzahl bei geringem Luftwechsel zusammengedrängt ist." ..... „Hiernach ist nach den Regeln der Naturforschung der Schluß vollkommen gerechtfertigt, daß in allen Fällen, ... wo keine näherliegende Ursache der Krankheit ermittelbar ist, die im Zustande der Umsetzung begriffenen Stoffe oder Materien in Folge ihres Zustandes als die nächsten Ursachen der Krankheit angesehen werden müssen." Im Zustande der Umsetzung begriffen präsentirt sich aber unserem Geruchssinne die Morgenluft, welche 8—12 Stunden in den Schlafzimmern stagnirt hat. Hier lassen wir unsere Kinder nicht allein den Nacht-, sondern auch den Morgenschlaf abhalten. Wir bieten ihnen Luft von einer Zusammensetzung, die nachweislich im zoologischen Garten zu London die Affen epizootisch und tuberculös gemacht und heimgesucht hatte. Und wie man in London sich viele Jahre vergeblich über das Grassiren der Affentuberculose so lange gewundert hatte, bis man durch reichliche Nachtventilation, ohne Leberthran und Eisenpräparate die Tuberculose in der Affencolonie ausgerottet: so werden auch unsere Aerzte so lange rathlos das Vorwalten der Miliartuberculose in den Kinderkrankheiten beklagen, bis unsere Gesundheitspflege den armen kleinen Geschöpfen dieselbe gesunde nächtige und tägige Schlafluft gönnt, die der Thierschutzverein zu London den in Bezug auf Ventilation verwahrlosten Affen durch Vernunftgründe errungen. Wie stellen sich zu diesen Thatsachen die Aussichten auf derzeitige Gesundheitsförderungen in unseren Volksschulen und Schlafräumen, in denen durchschnittlich 3—5 Promille Kohlensäure mit entsprechender Menge fäulnißerregender Imponderabilien durch chemische Analyse und die Geruchsnerven nachweisbar sind? Kein Wunder, wenn die Lehrer der pathologischen Anatomie bei ihren zahlreichen Leichensectionen fast nie eine Lunge antreffen, die das Prädicat normal verdiente! Unsere Generation hat den richtigen Maßstab für Gesundheit, den die früheren Jahrhunderte durch Athmungscynismus verloren, noch nicht wiedergefunden. Ein Gebrauchspferd, dessen Lunge nicht gesunder wäre, als die meisten der für kerngesund geltenden Individuen des Menschengeschlechtes, die kaum 10 Minuten, ohne zu keuchen, laufen, kaum ebenso lange, ohne

erſchöpft zu ſeyn, ſchwimmen können, würde als lungenkrank ausrangirt werden. Ein Menſch, deſſen Lunge normale Leiſtungen producirt, ſey es durch Laufen oder Schwimmen, erwirbt ſich Zeitungsruf. Die Virtuoſität ausdauernder Körperleiſtungen, ja, die Virtuoſität, geſund und lange zu leben, liegt mehr in der Uebung des richtigen Athmens, als in der Uebung der Muskeln und der Regelung der Verdauungsgeſchäfte. (Fortſetzung folgt.)

Ein Drama in den Goldregionen.

Zwiſchen den Flüſſen Heilgate und Deer-Lodge exiſtirt ein dermaßen reiches Territorium, daß man ihm den prunkenden Namen „Goldregion" gegeben hat. Dort iſt eine neu etablirte Colonie, welche Wright-Canton, nach dem Finder des erſten Placers, benannt iſt. Der Wright-Canton iſt bei ſeiner Entfernung von Städten oder ſonſtigen Municipien noch immer einem patriarchaliſchen Regime unterworfen, das durch das Lynchgeſetz regulirt wird. — Außerdem hat dieſes große Dorf noch mehrere unabhängige Unterabtheilungen, welche man Lodges nennt. Eine derſelben, welche die zuletzt begründete iſt, iſt die lodge of the deep hole, des tiefen Abgrundes, zählt ſechzig Einwohner, aber ausſchließlich Männer. Sie haben dabei den Zweck im Auge gehabt, den Hauptgrund ſo vieler Streitigkeiten, die Zulaſſung von Weibern, gänzlich zu vermeiden. — Ein Greis, Namens John Morgan, der alle Eigenſchaften beſaß, um ſolchen Burſchen gleich von Anfang zu imponiren und Ehrfurcht einzuflößen, wurde ſofort nach Bildung der Lodge mit Einſtimmigkeit als unabſetzbarer Lynchrichter gewählt. Er hatte dieſes ſchwierige Amt nur unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen, daß die Jury nur mit Einſtimmigkeit Jemand für ſchuldig erklären könne. Um aber die Geſchwornen nicht verderblichen Nachträgereien auszuſetzen, wurde beſtimmt, daß für alle Geſchworne geheime Abſtimmung gelte. Ein ſchwarzer Kieſel bedeutete Schuldig, ein weißer Nichtſchuldig. Gegen Ende November gab es in der Niederlaſſung des tiefen Loches eine ungeheuere Aufregung. Einer der zuletzt Zugezogenen, ein junger, arbeitſamer Menſch, hatte einen ſchweren Sack von ſtarker Leinwand, der mit Gold gefüllt war, in ſeinem Zelte leicht wahrnehmbar liegen laſſen. Der Sack war A. M. P. (der Eigenthümer hieß Patterſon) gezeichnet und enthielt ein kleines Vermögen. Der fleißige Arbeiter wollte den andern Tag nach der zunächſt gelegenen Stadt gehen, wo ihn ſeine Familie und ein junges Mädchen erwarteten, das er heirathen wollte, ſobald er ein genügendes Vermögen erworben. — John Morgan befahl, daß man alle Zelte viſitiren ſollte. — Sieben Hütten hatte man ſchon vergeblich viſitirt, als man an der Schwelle der achten ein Stück ſtarken Bindfadens bemerkte, deſſen Ende Spuren von Siegelwachs zeigte. Patterſon, der natürlich bei der Hausſuchung zugegen war, erkannte den Faden als ein Stück desjenigen, mit welchem er ſeinen Geldbeutel zugebunden und verſiegelt. Man durchſuchte dieſes Zelt mit mehr Sorgfalt als die anderen und fand denn auch wirklich in einer Art Rahmen, der als Bettſtelle diente, unter Büffelhäuten und ſonſtigen Decken einen A. M. P. gezeichneten Sack, welchen der Beſtohlene ſofort als den ſeinigen erkannte, in dem ſein ganzes Vermögen ſich befunden. Joſeph Bauer, der Inhaber des Zeltes, betheuerte, daß er niemals in ſeinem Leben dieſen Sack geſehen und ihn noch weniger dort verſteckt habe, die geringe Quantität Goldpulver, welche ſich in ſeinem ledernen Beutel befinde, rühre von ſeiner eigenen Arbeit her. Es wurde beſchloſſen, daß die Jury ſich unter dem größten der wenigen in der Gegend befindlichen Bäume verſammeln ſolle, damit nach dem Verdikt: „Schuldig" die Execution des Hängens ſofort vollſtreckt werden könne. Weitere Erörterungen wurden nicht gepflogen; der Hut diente als Stimmurne und nahm die zwölf Kieſel auf. Als man den Hut leerte, befanden ſich elf ſchwarze und ein weißer Kieſel darin. Alle riefen, einer der Stimmenden müſſe ſich offenbar verſehen haben und verlangten eine neue Abſtimmung. — So geſchah; aber das Reſultat war genau daſſelbe als vorher. Nun konnten gegen dieſes Verdikt keine Einwendungen mehr erhoben werden und der Lynchrichter erklärte den Angeklagten von der Anklage entbunden, aber nicht freigeſprochen. Demgemäß ſolle man ihn ſofort aus dem Bereiche der lodge of the deep hole bringen, und ſobald er irgend einmal ſich wieder blicken laſſe, werde er dann gehängt werden. Vier Tage darauf gab es in der Mine, welche John Morgan bearbeitete, einen Einſturz und dem Lynchrichter fiel ein rieſiges Stück Quarz auf den Schädel. Er war tödtlich verwundet. — Man trug ihn nach ſeiner Hütte, und er ließ die ſämmtlichen Bewohner der Lodge ſich um ſein Bett verſammeln. Als ſie erſchienen waren, erklärte er ihnen, er ſey es geweſen, der den weißen Kieſel bei der Abſtimmung der Jury in den Hut gelegt. „Weßhalb? weßhalb?" fragten zwanzig Stimmen auf einmal. „Weil, ſagte er mit faſt erloſchener Stimme, „der Angeklagte unſchuldig war!" „Woher wußteſt du das, John Morgan?" „Ich wußte es, weil ich ſelbſt, von Habſucht verblendet, den Sack mit Gold geſtahlen habe. Ich habe ſeinen Inhalt unter meinem Bette verſteckt, weil ich im Voraus wußte, man würde meine Hütte doch nicht viſitiren. Darauf habe ich Bauer's Abweſenheit benutzt, um den Sack in ſeinem Lager zu verbergen und ein Stück von dem Bindfaden gleich beim Eingange in ſein Zelt an einer leicht in die Augen fallenden Stelle zu placiren." Aber man ließ ihn gar nicht mehr weiter reden; wie auf Verabredung warfen ſich die elf Geſchworenen über den Sterbenden her, riſſen ihn aus dem Bette, trugen ihn nach dem deep hole und ſtürzten ihn in den Abgrund. Patterſon bekam ſein Gold wieder und ſeine Braut gleichfalls; aber es iſt wohl nicht ſehr wahrſcheinlich, daß er jemals das Territorium von Montana wieder beſuchen werde.

*Entſtehung des Wortes Sterling. Camden erzählt: In der Zeit König Richard I. waren geprägte Münzen aus den öſtlichen Theilen Deutſchlands wegen ihrer Reinheit ſehr geſucht, und wurden ihrer Herkunft entſprechend in der damaligen Sprache Easterling monie (öſtliches Geld) genannt, wie überhaupt alle Einwohner jener Länder Easterlings (Oeſtliche) geheißen wurden. Später ließ man von da Leute kommen, welche in der Legirung und dem Prägen der Münzen erfahren waren, und dieſe auch in England in einer Vollkommenheit herſtellten, welche ihnen ſeit jener Zeit die Bezeichnung „Sterling" (ſtatt Easterling) bewahrte.

Rechnungsaufgabe.

Mehrere Perſonen waren zur Bezahlung von Prozeßkoſten verpflichtet, welche ſich auf 800 fl. beliefen; aber drei darunter waren inſolvent, und mußte deshalb jede der übrigen noch 60 fl. extra bezahlen. Wie viel Perſonen waren betheiligt?

Logogryph.

Ich ſtrebe kühn nach oben,
Voll Kraft und würdevoll;
Nicht wahr, Du wirſt mich loben?
Ich lob' auch als Symbol.

Und fügeſt Du ein Zeichen
Nun meinem End' hinzu,
So werd' ich mir nicht gleichen,
Mein Kind erblickeſt Du.

Zu Anfang es geleſen,
Hab' ich ganz andern Sinn.
Bin nicht, was ich geweſen,
Du wirſt, was ich dann bin.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 14:

„Rauchwerk."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 16. Sonntag den 17. April. 1870.

Osterfest.

Was in des Winters Fesseln lag,
Erwacht zu neuer Lebenslust;
So weckt der heil'ge Ostertag
Den Glauben in der Menschenbrust,
Den ew'gen Glauben, daß die Nacht
Des Irrthums einst zu Ende geht,
Wenn unser Tagewerk vollbracht
Und unser Geist im Lichte steht.

Wie einst sich des Erlösers Gruft
Noch dem erfüllten Wort erschloß,
Sich mit der frischen Blüthen Duft
Der Wahrheit Licht durch's All ergoß:
So geh'a wir aus der Erde Schooß
Dereinst zum Paradiese ein,
Und ew'ge Wonne wird das Loos
Der dann verklärten Geister sein.

* Studien eines verabschiedeten Waldhornisten.

Novelle von Georg Scheurlin.

2. Zu Wagen.

(Fortsetzung.)

Das war nun freilich eine Fahrt wie mitten in den Himmel hinein; ich kannte mich selbst nicht mehr, aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Mir kam's jetzt natürlich vor, daß ein Landesvoter auf so prächtigem Sitze auch nur hohe und gnädige Gedanken tragen müsse, wie ebea erst kürzlich Seine Durchlaucht sie gegen mich bewiesen hatte, denn mir selbst war zu Muthe, als ob ich jetzt diese oder jene Gnade austheilen, z. B. so einem armen Schlucker von Hornisten eine Bagotelle von tousend Gulden zuwerfen sollte. In soichen und ähnlichea Gedanken sah ich denn rechts und links fleißig zu dea offenen Fenstern hinaus, mit vollem Behagen die Landschaft betrachtend, welche sich von nun an scharf abwärts einem weithin sich ausdehnenden See zusenkte. In nicht großer Entfernung zeigte sich am Ufer hingelehnt ein stattliches Dorf im Schimmer der untergehenden Sonna; ein von da aus sich wieder die Anhöhe hinanziehendes Laubgehege verrieth einen weitläufigen Park, aus dessen Mitte die Fronte eines Lustschlosses hervorleuchtete. Fenster und Wände schwammen in der Gluth der Abendröthe; der weite See spiegelte zwischen dem Purpur des Horizonts und den grüngoldenen Tinten des Aethers; mir ward so wohlig auf meinem Feenplatze, daß ich solcher Art gern alle Reiche der Welt ausgefahren wäre. Die Straße wand sich in vielen Krümmungen die Höhe hinab; Dorf und Park schienen immer weiter hinwegzurücken. Schon war die Dämmerung merklich. Als der Wagen endlich unter einer Reihe von Kastanienbäumen anlangte, die ihre schattigen Kronen über der Einfahrt des Ortes ausbreiteten, war es so dunkel umher und im Wagen, daß ich mich selbst kaum erkennen konnte. Da knollen plötzlich rechts and links gewaltige Böllerschläge auf, hundertstimmiger Zuruf aus Kehlen aller Tonarten erfüllt die Luft. Ich fahre an's Fenster, sehe womöglich die ganze Einwohnerschaft mit Hüten, Mützen uad Tüchern handthieren, höre ein endloses Vivat und merke nun zu meinem peinlichen Schrecken, daß der Jubel in meiner unglücklichen Person dem Fürsten gilt. Der Spektakel bringt mich schier zur Verzweiflung; ich rufe, ich gestikulire unter die schreiende Menge hinein; ich protestire in Gottes und aller Heiligea Namen gegen die unverdiente Ehre — vergeblich! Man bewirft mich mit Blumen und macht endlich Miene, die Pferde abzuspannen. Entsetzlicher Gedanke! Alle Schauer eines begangenen Verbrechens überrieseln mich. „Hochverrath! Majestätsbeleidigung!" — rufe ich aus, — ich stehe aaf dem höchsten Gipfel der Angst; — da plötzlich gibt mir ein Engel den rechtea rettenden Gedanken: ich reiße mein Horn an den Mund und blase, was Lungen und Lippen vermögen, unter den Haufen hinein. Das wirkt. Die Leute stieben mit aufgesperrten Hör- and Sprochwerkzeugen auseinander; das Geschrei verstummt. Man hatte Seine Durchlaucht noch nie ein Woldhorn blasen hören, am allerwenigsten in so jammervollen Ausgeburten von Tönen, wie ich sie von mir gab; somit erkannte man endlich die Täuschung. Der Schelm von Postillon, nachdem er wohl absichtlich meine Qaal bis zu diesem Augenblicke verlängert hotte, trieb die Pferde rascher an und lenkte jetzt dem Parke zu, von woher bereits der Glonz von Lichtern and Fackeln und der Jubel einer herrlichen Mastk drang.

Wie mir's schiea, drohte hier der Lärm elnes festlichen Empfonges aoch einmal loszugehen, und wer stand mir für ein eben so glückliches Ende gut? In meiner Stimmung wenigstens lag nichts, was aach einer Wiederholung der ausgestandenen Angst begehrt hätte, mein Muth war bedeatend gesunken und stand im Begriff zu kapituliren, wenn nicht gar zu desertiren. Ich benützte einen Augenblick, wo der Wagen eine Erhöhung hinonstieg, und entschlüpfte meinem prachtvollen Gefängnisse, um in gemessener Entfernung dem weitern Lauf der Dinge zu folgen und das Ende obzuwarten.

3. Auf dem See.

Die Dämmerung war zur Dunkelheit geworden, im tiefblauen Aether verklärte sich eine milde, feierliche Nacht. Die Lilien und Rosen am Himmel entfalteten ihre Keiche im Wetteifer mit ihren Schwestern auf Erden; die Blumen der Tiefe antworteten mit ihren süßesten Düften. Der Mond beschoute sein goldenes Diadem im See; die Lüfte gosse.n im leisen Zittern wohlige Schauer über Nähe und Ferne; die Nacht lag wie ein durchsichtiges Geheimniß, wie eine himmlische Ahnung auf Wassern uad Gefilden. Nicht lang, so tauchten an allen Ufern leuchtende Punkte auf, sich bald zu lodernden Flammengorben aus-

breitend. Mit einem Male glühte der See im Wiederscheine zahlloser Freudenfeuer; zischende Raketen schossen in schlanken Halmen auf, um oben ihre funkelnden Aehren auseinander zu streuen. Dutzende von bunten Feuerblumen blühten empor und vollendeten in stiller Höhe ihr flüchtiges Sternschnuppenleben; bald wirkten und webten auch zahlreiche Kähne mit Fackeln ihre leuchtenden Fäden in den schimmernden Teppich des Grundes: es war ein märchenhaftes Spiel von Sternen, Flammen, Funken und Lichtern auf dem wunderbaren Wasserspiegel, zu dessen Bedeutung ich umsonst den Schlüssel suchte.

So saß ich eine Weile im Schauen und Sinnen verloren am Fuß einer Eiche, die indeß leise über mich hin von allerlei andern Dingen und Tagen — weiß Gott was — erzählte, als mich das Gespräch einiger Diener weckte, die vom Schlosse herab dem Ufer zueilten. Aus den aufgefangenen Worten konnte ich entnehmen, daß die Festlichkeiten überhaupt, sowie namentlich die Beleuchtung des See's der Ankunft des fürstlichen Hofes galten, welcher den Sommer auf dieser Villa zubringen wollte. Jetzt sah ich vom Schlosse her auch Fackeln und Lichter in Bewegung setzen und hörte einen Zug von Personen dem Orte sich nähern, der mein Observatorium bildete. Ich hatte nicht Grund, mich hier der Beobachtung auszusetzen, war aber doch zu neugierig, um meinen günstigen Standpunkt zu verlassen, und kletterte daher in die Aeste des mächtigen Baumes hinauf, die mich vollkommen deckten. Bald bewegte sich eine glänzende Gesellschaft an mir vorüber. Voran der Fürst, dieselbe Dame wie gestern — also doch wohl seine junge Gemahlin — am Arme führend; ihnen nachfolgend das schöne Fräulein, die Prinzessin, begleitet von einem Adjutanten. Mir pochte da oben das Herz, daß ich meinte einen Specht am Baume picken zu hören; mein Odem stockte; dabei schwindelte mir, daß ich mich, um nicht zu stürzen, an die Zweige anklammerte. Ich hätte wie ein Luchs auf den zudringlichen Offizier herabfahren oder ihm den wuchtigsten Ast an den Kopf schleudern mögen, und wußte doch bei alle dem eigentlich nicht warum. Daß noch viele andere Herren und Frauen im fürstlichen Geleite nachfolgten, was kümmerte mich das? Die Letzten im Zuge waren kaum aus meinem Gesichte, als ich vom Baume mehr herabfiel als herabstieg und der vornehmen Gesellschaft verbissenen Grimmes nachfolgte.

Die Herrschaften wandelten dem Ufer zu. Dort vertheilten sie sich auf zwei bereitstehende, mit Lampen und Fackeln beleuchtete Gondeln. Die Prinzessin mit dem Adjutanten folgte dem fürstlichen Paar in dasselbe Fahrzeug nach. Die Ruder schlugen in die Tiefe, und die Gondeln glitten hinaus in die klare, laue Sommernacht.

Einsam und traurig sah ich vom Ufer aus in die zitternde, webende Flut hinein, suchte verloren und vergossen unter den Tausenden, die rings umher sich der Freude, der lauten, lachenden Lust ergaben, nach einem Herzen, dem ich mich vertrauen durfte, und wußte keines. „Fliege, quälte ich mich selbst mit meinen eignen Gedanken, fliege doch nur in deinen hochfährtigen Träumen der stolzen Gondel nach, darin die hohe Dame sich schaukelt unter süßem Geflüster ihres Buhlen, und seinen Händedruck erwiedernd! — Wunderbar! — Selbst jetzt noch, wie thöricht auch jede Zusammenstellung der armen Waise am Rhein mit der hohen Frau am fürstlichen Hofe schien, — selbst jetzt noch ergriff es mich wie eine Ahnung, wie ein Glauben an Evelinens Nähe. „Eveline!“ rief ich aus, und wiederholte den Namen unter Bebungen unaussprechlicher Sehnsucht. Eine unnennbare, mächtige Gewalt zog mich hinein in die schimmernde Flut dem Fahrzeug nach, das dort die Seele meiner Gedanken dahin trug. Ich rannte unstät, ängstlich am Ufer hin und her, irgend einen Kahn, eine Fähre suchend und keine findend. Endlich halte ich vor einer Fischerhütte; sie scheint ausgestorben, denn kein Rufen antwortet mir; in der kleinen Bucht neben derselben liegt ein Nachen, ein elendes, zerbrechliches Ding, entweder zu morsch um gebraucht werden zu können, oder vergessen, jedenfalls unbenützt.

(Schluß folgt.)

Ostermorgen.

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor in's klarste Luftgebiet
Und schmettert hoch im Blau verborgen
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen,
Wach auf, du froh verjüngte Welt!

Wacht auf, und rauscht durch's Thal ihr Bronnen
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf, im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Blätter all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen.
Ihr Primeln weiß, ihr Blüthen roth,
Ihr sollt es alle mit verkünden,
Die Lieb' ist stärker als der Tod!

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt!
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zerreißt, wie Simson eure Bande,
Und wie die Adler sollt ihr sein!

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen die vor Thränen
Ihr nicht des Frühlings Blüthen seht;
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf trüber Bahn —
Wacht auf, die Welt ist neu geboren,
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt Euch All' des Heiles freuen,
Das über Euch ergossen ward,
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! der Ostertag ist da.

E. Geibel.

Die Rigibahn.

Noch drei oder vierthalb Monate, und der anmuthige, durch seine großartigen Naturschönheiten weitberühmte Rigi wird seinen modernen Eisenweg haben und vom schnaubenden Dampfroß erklommen werden! Die Idee dieser in des Wortes verwegendster Bedeutung epochemachenden Bergbahn ist im Schoße des fernen Amerika zu suchen, wo dieselbe zuerst ins Dasein gerufen wurde. Bei Anlaß einer vor einigen Jahren zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Amerika-Reise des Maschinenmeisters der S. C. B. wurde auch eine dort schon längere Zeit im Gange begriffene „Bergbahn“ — die erste und einzige dieser Art — zum Gegenstand seines eingehenden Studiums gemacht; der einsichtsvolle und strebsame Techniker kehrte mit dem Gedanken, den majestätischen „Rigi“ mit einer analogen Schöpfung zu krönen, in die Heimat zurück. Das Project wurde bald allseitig und energisch in die Hand genommen, und zwei weitere Fachmänner (Director Riggenbach in Olten und Architekt Zschokke in Aarau) wurden für dasselbe gewonnen. Wie sehr der Bund dieser drei Fachmänner gleich vom Anfange an in dieses Unternehmen eingriff und Vertrauen setzte, kennzeichnet sich am schlagendsten darin, daß sie persönlich für dasselbe das halbe Actien-Kapital in die Schanze schlugen. Bei Eröffnung der eigentlichen Subscription machte sich das Vertrauen des weiteren Publicums in die Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit des Unternehmens nicht

weniger geltend, indem die zweite Hälfte des Kapitals, man spricht von 1½ Million Francs, schon am ersten Tage weit überzeichnet wurde. So günstig jedoch im Ganzen die Auspicien für dieses Werk auch standen, so zeigte sich doch in gewissen Kreisen eine Abneigung gegen dasselbe. Namentlich bildete das ganze Heer von Cur- und Gastgebern des weitläufigen Rigi-Reviers — ausgenommen diejenigen der Bahnnetz-Sphäre — der Führer- und Lastträgerschaft mit Allem, was drum und dran hängt, nicht zu gedenken, eine entschiedene Opposition. Doch dieser im Vergleiche zur Macht neuzeitlicher Unternehmungskraft geringe Widerstand vermochte selbst hinter seinem alpinen Bollwerke nicht Stand zu halten: die Dampfkraft triumphirte! So wird denn der Rigi in Kurzem seinen Schienenweg bekommen, wenn auch die Schwierigkeiten, die derselbe der Anlage eines Bahnkörpers entgegenstellt, nicht unbedeutend sind. Bekanntlich ist diese weltbekannte Mittelpunkt des schweizerischen Touristenlebens, trotz seiner 5500 Fuß Höhe überm Meer, zu Fuß von Natur aus leicht zu besteigen; nicht so verhält es sich dagegen mit der Herstellung einer Eisenbahnstraße. Das schwierigste Stück Arbeit bietet der sogenannte Schnurrtobel, welcher auf einer kühnen, circa 270 Fuß langen Eisenbrücke überfahren werden soll, und der etwa 100 Fuß lange Tunnel. Der Einstich der zukünftigen Rigibahn beginnt in Vitznau, einer überaus schön gelegenen Ortschaft am Fuße des Rigi und Dampfschiff-Station des Luzerner Sees; unter steter Beschreibung der verschiedenartigsten Windungen schlängelt sie sich dem oft schauerlichen Bergabhange entlang der mittleren Kuppe (Kolthad) zu. Die staunenerregende Steigung, die bei einer vorläufigen Längenausdehnung von 18—19,000 schweizerischen Fuß durchgehends zwischen 18—25 Percent variirt, verleiht dieser Bahn unverkennbar eine bewunderungswürdige Eigenthümlichkeit. Die Fahrzeit, gleichviel ob hinauf oder hinunter, wird genau dem Längenmaß entsprechen, respective eine starke Zeitstunde betragen. Ein circa 70plätziger, sinnreich construirter Personen- und ein den Verhältnissen entsprechender kleiner Gepäckwagen bilden jeweilen den Zug, den die Maschine (120 Pferdekräfte stark) vermittelst des „Zahnstangen-Systems" — Eingreifen eines Zahnrades in die Zahnstangebahn — leicht und mit aller Sicherheit fortbewegt. Die Solidität und Gefahrlosigkeit scheint bei diesem System laut einstimmigen Urtheils der ersten Fachmänner, sowie auf Grund angestellter bezüglicher Proben außer Zweifel gestellt. Nach dem gegenwärtigen Stande und dem bisherigen Vorrücken der Arbeiten zu schließen, wird schon Anfangs des nächsten Mai mit dem Legen der Schienen und der Zahnstange begonnen werden können. Die Eisenbrücke, Zahnstange, Locomotive, Wagen ꝛc. werden in der mechanischen Hauptwerkstätte der S. C. B. in Olten angefertigt, woselbst zur Zeit eine staunenerregende Thätigkeit entwickelt wird. Wenn indessen auch die Hauptarbeiten: Tunnel und Ueberbrückung der oben erwähnten Felsschlucht, noch längere Zeit beanspruchen, so dürfte doch die eigentliche Eröffnung des Verkehrs dieser interessanten Miniaturbahn schwerlich über den Monat Juli d. J. hinausgehen. Zur Förderung der Arbeiten an der Trace trägt wesentlich die Anwendung von Nitrodynamit beim Felsensprengen bei. Dieses Sprengstoff bewährt sich, wie die Resultate ergeben, besonders im sogenannten Nagelfelsen, auf welchen das Pulver fast keine oder nur eine äußerst geringe Wirkung ausübt. Freilich erheischt, wie zum Theil bittere Erfahrungen lehren, die Anwendung desselben eine besondere Sorgfalt, obschon nach den Angaben Sachverständiger die Explosionsfähigkeit desselben ziemlich identisch ist mit der des Pulvers. Wann indessen die officielle Inbetriebsetzung auch erfolgen mag, sicher ist, daß man diesen Moment schon jetzt mit Spannung erwartet. Ob mit der Eröffnung dieses bequemen Verkehrsweges die hochgeschätzten Reize des Rigi zum Theil dahinschwinden, wie schon euchhor geworden, scheint aus kaum der Erwägung werth. Wir haben im Gegentheil allen Grund, anzunehmen, daß der Fremdenbesuch in Folge dieser Neuerung in sichtlichem Maße sich steigern wird. Denn zu den bisherigen überreichen Genüssen an Naturschönheiten gesellt sich dann dieses neue, die Neugierde weckende, in Europa nirgends sonst zu sehende Schauspiel einer eigenthümlichen Bergfahrt. Die so entzückende Fernsicht und erquickende Alpenluft bleiben natürlich dieselbe. Ueberdies wird es stets eine freie Personensache sein und bleiben, diese Route per Dampf, zu Pferd oder zu Fuß zurückzulegen. Die Zeit wird lehren, welche Art des Passirens die gesuchteste werden wird; uns thut die Wahl nicht weh; denn „per Dampf immer geht, wer die Zeit verstehtʻt Vorderhand begrüßen wir unsererseits mit Freuden dieses geniale Werk, das gewiß sowohl der Zeit als dem Orte alle Ehre macht und vorzugsweise die kühnen Meister und Erbauer lobt!

Weiberverkauf in England.

Wenn die Ansicht der Franzosen, daß der Weiberverkauf in früheren Zeiten eine der Grundlagen des englischen Staatslebens gebildet habe, auch unrichtig genannt werden muß, an einem Anlasse für deren Verbreitung hat es, wie leicht erklärlich, nicht gefehlt, und in der That weist die Geschichte selbst noch in der allerneuesten Zeit eine Reihe von Fällen auf, wo der Ehegatte seine „bessere Hälfte" an einen Dritten um schnöden Mammonswerth verkaufte. Solche Fälle spielen allerdings sämmtlich in den untersten, oder doch den ungebildetsten Klassen, in welchen wirklich noch stellenweise die Ansicht verbreitet war, man könne sich seines Weibes entledigen, indem man sie an einem Halfterstrick auf dem Marktplatz führe und sie an den Meistbietenden versteigere. In den meisten Fällen dieser Art, welche sich aus diesem Jahrhundert constatiren lassen, war die Versteigerung eine bloße Form, welche beobachtet wurde, um dem Gewissen genug zu thun, während in Wirklichkeit sich Mann, Frau und Käufer bereits über Alles im Voraus geeinigt hatten. So machte im Jahre 1844 ein in Glamorgunshire wohnender Arbeiter, welcher mit seiner Frau ein sehr unglückliches Leben führte, ausfindig, daß diese sich für ihren häuslichen Kummer in der Zuneignng eines Nachbars zu trösten suchte. Er trat mit seinem Nebenbuhler in Unterhandlung und willigte ein, ihm die Ursache seines häuslichen Unfriedens zu überlassen. Am kommenden Samstag erschien unser Arbeiter mit seiner Frau, die ein neues schwarzes Kleid und eine weiße Haube an hatte, auf dem Markte, händigte sie dem Ansteigerer gegen Zahlung einer halben Krone (25 Silbergroschen) aus, und letzterer führte sie nicht allein am Halfter in seine Häuslichkeit ein, sondern soll auch in späteren Jahren noch einmal über das andere betheuert haben, nie einen so billigen und so guten Handel abgeschlossen zu haben. Einen besseren Preis erzielte im Jahre 1863 ein Arbeiter für seine ehelichen Rechte, indem er selbige einem Mitarbeiter für 2 L. 10 S. und 10 P. zum gemeinschaftlichen Vertrinken abgegeben hatte. Das Verkaufsobjekt schien sich ob des Handels gar sehr zu ergötzen, sah zu, daß sie von dem Biere ihren gehörigen Theil bekam, und folgte dann dem neuen Herrn mit bewundernswerther Willigkeit. Daß Frauen es je bereut hätten, sich haben verschachern zu lassen, ist in der Geschichte nicht überliefert, daß aber die verlassenen Gatten ihres Strohwittwerstandes überdrüssig wurden, scheint mehrfach vorgekommen zu sein. In einem Falle war der Kummer erklärlich genug; ein Ehemänner hatte sich um eine halbe Gnnee und zwei Maß Bier von seinem „anderen Ich" getrennt und mußte ein paar Wochen darauf zu seinem Entsetzen hören, wie das andere, nicht aber das eigene Ich, ein Sümmchen von 200 L. von einem verstorbenen Verwandten ererbt hatte. Eine andere Geschichte, die indessen noch ins vorige Jahrhundert gehört (1766), ist allerdings trauriger. Ein Zimmermann, der seine Frau verkauft hatte, machte seinem Leben durch Erhängen ein Ende, als diese sich weigerte, an seinen reumüthigen Busen zurückzukehren. Wie bei anderen Geschäften scheint es sich auch hier zuweilen ereignet zu haben, daß der Verkäufer seine Waare los wurde, ohne den Kaufpreis einstecken zu können. So gewann erst vor wenigen Jahren ein in Dittisham (am Ufer des Dart) wohnender, ziemlich vermögender Junggeselle die Frau eines seiner Nachbarn übergebührlich lieb, und letzterer erklärte sich nach langen Unterhandlungen damit einverstanden, daß ersterer sein Weib für 50 Pfund heimführen und deren Kind noch in den Kauf kriegen solle. Das neue Päarchen trat die Hochzeitsreise baldigst an, aber der verlassene Gatte merkte zu seinem Schmerze, daß die Beiden sich kein Retourbillet genommen hatten und daß er um seine 50 Pfund gekommen war. Alles, wie man sieht, Fälle, wo der Handel von vorn herein abgeschlossen war und die Auc-

Digitized by Google

tion nur scheinbar, meist in aller Stille vorgenommen wurde, um die Scheidung gewisser Maßen zu einer gesetzlichen zu machen. Es sind allerdings auch saiche Fälle verzeichnet, wo Frauen von ihren Männern wirklich an den Meistbietenden losgeschlagen wurden; aber da hier die Ceremonie im Voraus bekannt gemacht werden mußte, um Bieter anzulocken, ging es kaum einmal ohne ein Zeichen der Mißbilligung von Seiten des Publikums ab, und mehr als einmal wurden die Vorgänge geradezu vereitelt. So schleppte im Jahre 1803 ein gewisser Smith seine Frau von Ferrybridge nach Pontrefact, eine Strecke von 20 Meilen und bot sie zum Verkaufe aus. Das Angebot war nicht sehr lebhaft, und die Aermste wurde zu 11 S. einem Unbekannten zugeschlagen, welcher sie unter einem dichten Hagel von Schneeballen und Unrath am Halfter von dannen führte. Auf dem Markte von Hull bot ein gewisser Gathorpe am Valentinstage des Jahres 1806 seine Frau um die Mittagsstunde zum Verkaufe aus, aber der Pöbel zwang ihn, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Aufgeschoben war aber nicht aufgehoben; am Abende brachte er sein Weibchen wieder auf den Markt und schlug sie an einen ehemaligen Miethsmann los. Ein ähnlicher Fall ereignete sich am 26. November 1858, wo ein Mann Namens Hartley Thomson in Little Horford, nahe bei Bradford, seine Frau durch den Büttel hatte zum Verkaufe „ausschellen" lassen. Um die Mittagsstunde wurde sie, mit einem Halfter um den Hals und mit Bändern geschmückt, auf den Marktplatz geführt; dort aber hatte sich eine ungeheure Volksmenge eingefunden, welche die Versteigerung aus Mitleid für die junge hübsche Frau gar nicht zu Stande kommen ließ und den Ehemann weidlich durchprügelte. Diese Beispiele genügen vollständig für den Beweis, daß selbst in den unteren Cloffen nur vereinzelt der Glaube verbreitet war, ein Mann könne sich seiner Gattin durch öffentliche Versteigerung rechtlich entledigen. (Engl. Correspondenz.)

Ueber die Entstehung des Nordlichtes machte vor Kurzem eine von Silbermann in der französischen Akademie vorgetragene Hypothese die Runde durch die deutschen Journale. Diese Ansicht bringt die Ursachen der Gewitter in Beziehung mit den Ursachen des Auftretens der Polarlichter und behauptet, daß die mit Elektricität stark geladenen Dampfbläschen der unteren Wolkenschichten, nachdem eine Aspiration nach den höheren Gegenden eingetreten, sich zu kleinen Prismen krystallisiren und dann an diesen Eisstückchen ihre Elektricität als Polarlicht ausströmen. Diese ganze Theorie bezeichnet Dr. Herm. J. Klein in den „Ergänzungsblättern" als eine ohne die allergeringsten wissenschaftlichen Principien gebaute Hypothese von de la Rive. Nach diesem Forscher entsteht das Nordlicht dadurch, daß die Erde negativ und die atmosphärische Luft positiv elektrisch ist, während bei einer gewissen Spannung diese Elektricitäten sich an den Polen ausgleichen, wodurch in der Erde Ströme veranlaßt werden, welche gewöhnlich auf der nördlichen Halbkugel von Norden nach Süden gehen und durch welche die Magnetnadel abgelenkt wird. Die neueste Theorie über den Ursprung des Nordlichtes trug der Entdecker des mechanischen Wärme-Aequivalents, Rob. Mayer aus Heilbronn, auf der jüngsten Naturforscher-Versammlung zu Innsbruck vor. Dort bezeichnete er die Passatwinde als die Hauptursache des Erdmagnetismus; für das Vorhandensein einer elektrischen Strömung auf der Erdoberfläche führte er — neben dem durch Lamont direct geführten Nachweise — die Richtung der Magnetnadel an. Dem bedeutenden Verbrauche von elektrischer Action müsse ein fortlaufender, eben so bedeutender Ersatz entsprechen. In dieser Beziehung habe man sich die Erde als eine große, immer thätige Elektrisirmaschine zu denken. Die Gewitter bilden nur Localerscheinungen der Elektricität. Für die constante Ursache der constanten Störung des elektrischen Gleichgewichtes des Erdkörpers erklärt Mayer einzig und allein die permanenten Luftströmungen zwischen den Tropen, d. h. die Passatwinde. Er sagte in Innsbruck wörtlich: „Die unterste Schichte der Passatwinde nimmt durch die Reibung mit der Meeresoberfläche eine dem Wasser entgegengesetzte elektrische Beschaffenheit an; diese Luft erhebt sich aber, von der Sonne erwärmt und von der kälteren, unten nachströmenden Luft verdrängt, wieder nach oben, um gegen die Pole hin abzufließen, wo sie durch die erhaltene elektrische Spannung die prächtige Erscheinung des Polarlichtes bevorruft.

(Keine Mühlen mehr.) In Belgien ist ein Patent ertheilt worden, durch welches die Getreidemühlen erspart und das Brod, das bisher für eine Million Menschen nöthig ist, für 200,000 Menschen mehr ausreichen soll, da man statt 112 Pfd. Brod 145 bis 150 Pfd. erhielte. Der Erfinder verfährt, wie folgt: Das Getreide wird einige Minuten mit Wasser abgerührt, um Staub und die obenauf schwimmenden schlechten Körper zu entfernen. Nach einer halben Stunde beseitigt man die äußere Haut (2 pCt.) vermittelst einer Reibwalze, gibt zu 100 Pfo. 200 Pfd. Wasser von 18—20°, 1 Pfd. Preßhefe und ½ Pfd. Traubenzucker. Nach 24 Stunden hat das Getreide 50—70 pCt. Wasser aufgenommen. Man läßt das nicht aufgenommene röthliche Wasser ab, zerdrückt die Körner mittelst Walzen zu Teig, gibt Salz zu, knetet unter Zugabe von 15—20 pCt. Wasser, läßt aufgehen und backen.

** Der Suez-Canal. Dieser Canal, welcher das mittelländische mit dem rothen Meere verbindet, ist jetzt nahezu auch der Benützung durch Handelsschiffe zugänglich. Seine Ausführung warb durch einen Aufwand von körperlicher und Maschinenarbeit ermöglicht, welche einer tägtichen Verwendung von 100000 Menschen während zwölf Jahren gleichkommt und einem Kastenbetrag von 16 Millionen Pfund Sterling entspricht. Obwohl Canäle in Egypten längst bekannt waren, ist dies dach die erste direkte Verbindung von Meer zu Meer. Arbeiten dieser Art wurden schon zur Zeit Menes, des Gründers der egyptischen Monarchie — 4000 Jahre vor Christus — unternommen und Spuren davan existiren heute noch. Im 9. Capitel des zweiten Buches der Chronika, 17. und 18. Vers, lesen wir, daß „Salomo gen Ezeon-Geber und gen Elath zog, an dem Ufer des Meeres" (Rothe Meer); „Und Huram (damals König von Tyrus am mittelländischen Meere) sandte ihm Schiffe." Dies war nun wahrscheinlich nur dadurch möglich, daß die Schiffe durch eine der Nilmündungen bis Cairo fuhren und von da ihren Weg durch einen Canal etwa in der Richtung der heutigen Suez-Eisenbahn nahmen. Ebenso ist bekannt, daß Sesastris, einer der späteren Könige Egyptens, durch Verbindung seines Reiches mittelst Canälen Großes leistete; dem Ingenieur des jetzigen Canals, Herrn von Lesseps, war es indessen vorbehalten, noch Größeres zu vollführen.

Rechnungsaufgabe.

Ein Gewicht von 16 Pfund ist mit einer 2 Fuß langen Schnur an eine hölzerne Kiste befestigt und wird mit dieser in einen Wasserbehälter geworfen. Das Gewicht ist von einem Metall, wooon der Cubicfuß 160 Pfund wiegt. Die Kiste ist 18½ Cubus und ½ dick, und wiegt 50 Pfund per Cubicfuß Holz. Welches ist die Dehnung der Schnur, und wie tief sinkt die Kiste?

Logogryph.

Dein Auge sieht mich immer gerne,
Erschein' ich Dir in weiter Ferne;
Du wünschest Dich zu mir wohl hin
Bei einem düstern, trüben Sinn.
Zwei Zeichen sind von mir geschwunden,
Nun werd' ich selbst bei Dir gefunden:
Ich zeige wie ein Wetterhahn
Die böse und guten Launen an.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 15:
„Acht Personen."

Auflösung des Räthsels in Nr. 15:
„Eiche, Eichel, Leiche."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 17. Sonntag den 24. April. 1870.

Wahrlich! verloren ist nichts, was im Geiste des Ganzen gethan wird;
Nur den Einzelnen begräbt rauschend die Woge der Zeit. Veit.

* Studien eines verabschiedeten Waldhornisten.

Novelle von Georg Scheurlin.

3. Auf dem See.

(Schluß.)

Ich frage nicht lang weder nach Gefahr noch nach Berechtigung. Dort wiegte sich die hohe Frau auf den stolzen Wellen; Lüfte, Flut und Feuerströme einten ihre Wundeskräfte, sie zu vergnügen, sie mit ihren Zaubern zu umspielen, mein war nur die tiefe, mächtige Sehnsucht und ihr klingendes Wort, — der Ton meines Hörnleins; und ich wollte ihn mischen in den reichen Strom von Luft, der um die Heilige meines Herzens schwoll. Ich löste den Kahn vom Ufer und trieb mich und ihn mit schnellen Ruderschlägen in den See. Er schwebte nun, ein dunkler, unsichtbarer Punkt auf der Fläche, mitten hindurch zwischen züngelnden Flammen, schwingenden Fackeln, prasselnden Schwärmern und zischenden Feuersäulen. Was ich aber hineinblies in das Wogen und Treiben umher und in das ferne, sich verwundernde Echo der Felsenufer? Es war das Liedlein:

Ein Herz mit seinen Gedanken,
Ein Nachen auf dem See, —
Was mag wohl schweben und schwanken
In so viel Traum und Weh?

Was mag so schwanken und schweben,
Das so dem Schifflein gleicht,
Als du, das Menschenleben,
Und brichst auch also leicht! —

Zwei Sterne ziehn im Schwane,
Wann die vereint einmal,
Dann, Herz, mit deinem Kahne
Kehrt all dein Glück zu Thal.

Fels und Wald gaben mir Ton um Ton leis' und immer leiser zurück, einem letzten Lebewohl gleich, welches zwei feuchte Lippen fern und immer ferner dir nachrufen, bis es endlich zu lautloser Stille verhallt.

Hatte der Wind meinen Nachen der fürstlichen Gondel näher getrieben oder war diese mir entgegen gekommen: — ich wußte es nicht, kurz, ich befand mich unversehens im Bereich des Lichtschimmers, der von den Lampen des Fahrzeugs herüberfloß. Die schöne Prinzessin beugte sich über Bord, als wollte sie den Mond in den Wellen um sein sinniges Geheimniß befragen oder den Lüften ein leises Wort vertrauen. Ich sehe in diesem Augenblicke über ihrem Haupt eine aus dem benachbarten Kahn aufsteigende Rakete versprühen, daß die Funken wie ein Heiligenschein ihr um Stirn und Locken leuchten, und meine, ein Strahl ihres tiefen, wundersamen Auges falle auf mich, — ich trinke seinen Gruß, ich versinke in der Nacht dieses Blickes, ich lese —

Da züngelt plötzlich am Gewande der herrlichen Frauengestalt eine flüchtige, springende Flamme empor. „Hilfe! — Coeline, Sie brennen!" — ruft der Fürst. Das Entsetzen lähmt Aller Hände, die Männer beben zurück, die Frauen kreischen verzweifelnd auf; nur zwei Wesen hatten in diesem verzweiflungsvollen Moment noch Besonnenheit und Muth, die Verunglückte und — ich. Jetzt sprang sie empor, jetzt stand sie flammend am Bord des Fahrzeuges: „Herab zu mir!" — rief ich, und beetete die Arme aus; sie stürzte, — ein lautes Zischen, ein dumpfer Wellenschlag, und zwei Menschen versanken in die Tiefe, — aber nur um bald aus der kühlen, löschenden Flut erneuerten Odems zurückzukehren. Ehe noch die Andern fast Zeit gefunden, sich zu besinnen, war die Taufe vollendet und die Gerettete glücklich wieder an ihren Platz gehoben, freilich so durchnäßt, daß ihr Begleiter ohne Gefährde für seine glänzende Uniform sich ihr nicht nähern konnte. Ich aber schleuderte ihm — weiß selbst nicht warum — vielleicht zu völliger Sicherung für seine werthe Person, mit flachem Ruderschlag noch eine volle Ladung Wassers in's Gesicht und fuhr davon.

Nicht ohne große Anstrengung gewann ich das Ufer. Das gebrechliche Fahrzeug hatte mehr als genug Wasser geschöpft und begann tiefer und tiefer zu sinken. Die Fischerhütte, von woher ich den Kahn genommen, zu erreichen, war unmöglich, wie eifrig ich auch darauf losteuerte. Ich fühlte endlich den Boden unter mir wanken und weichen und mich bald von den Fluten des Sees in die Arme genommen. Zum Glück war ich nicht allzuweit mehr von meinem Ziele, und so trugen denn die freundlichen Wellen den geübten Schwimmer glücklich an's Land. Mein Willkomm war nicht der freundlichste. Die Fischerleute hatten ihr Fahrzeug längst vermißt und warteten auf dessen Rückkehr. Sie sahen im Scheine des Mondlichtes mich daher treiben; sie sahen auch ihr Eigenthum tief genug, um es nie wieder herauf holen zu können, in den Grund versinken. Vater und Sohn, zwei trotzige Bergsöhne, erwarteten mich mit rauhen, zornigen Worten und der Forderung des vollen Ersatzes. Was halfen mir alle begütigenden, aufklärenden Worte? Die Leute erhoben unmäßige Ansprüche auf Entschädigung. Ich war zur Bezahlung bereit; aber weder sie noch ich verstanden uns auf den Werth der Goldstücke, die ich bei mir führte; ja, der Glanz des edlen Metalles im Gegensatze zur Armuth meines Gewandes brachte mich bei den Fischern in noch mißlicheren Verdacht. So blieb mir kein Mittel übrig, als mich auf den Fürsten zu berufen. Das half; man ließ meine Kleider trocknen und wies mir ein Lager an.

Digitized by Google

Wer schläft süßer, seliger, als der da hofft; zumal wenn er der Lebensretter an dem schönsten Frauenbilde geworden ist, das im Innersten seines Herzens und am Himmel seiner Träume hängt! Des anderen Morgens weckte mich frühes Getöse vor der Hütte. Ich hörte meinen Namen rufen. Der Fürst, hieß es, habe meinen Aufenthalt erfahren und verlange nach mir. Zwei flüchtige Renner brachten mich und den nach mir ausgesandten Jäger schnell in das Schloß. Bald stand ich vor den versammelten Herrschaften. „Du hast dich gestern unserem Danke entzogen, sprach Seine Durchlaucht freundlich; wir dürfen dir ihn nicht länger schuldig bleiben. Wie Fräulein Eveline ihren Antheil abtragen will, müssen wir ihrem eigenen Entschlusse überlassen. Meinerseits habe ich schon bedauert, dich nicht zu meinem Hofwaidhornisten verwenden zu können. Deiner Meisterschaft auf diesem Instrumente unbeschadet, möchten dir bei Concerten in meinem Salon nicht selten Blicke begegnen, die dich, weiß der Himmel, zu welchen Erinnerungen und Melodien führten, und das wäre denn doch für alle in solche Mystik nicht eingeweihten Ohren und Herzen zu viel verlangt." Der Fürst sagte das mit einem lächelnden Blick auf das schöne Fräulein, deren Gesicht eine dunkle Röthe überflog. „Gleichwohl," fuhr Seine Durchlaucht fort, „lieb ich deine treumüthigen Lieder und wünsche sie öfters zu hören. Dazu dürfte mir auf diesem lieblichen Landsitze, meinem jährlichen Sommeraufenthalte, oft Gelegenheit werden. Um dich in meiner Nähe zu haben und dir zugleich Muse zu deinen Studien und zum Ergehen in deinen sinnigen Tonweisen zu bieten, übertrage ich dir hiemit das Pflegeramt dieses Schlosses." —

Ich griff unwillkührlich nach meinem Hörnlein; mir wollt's ja schier die Brust zersprengen vor innerlichem Jauchzen und Jubiliren; aber ich besann mich und ließ die Hand sinken; nur ging vor lauter Staunen und Freude kein Wort über meine Lippen.

„Damit dir's im langen Winter nicht zu einsam sey in diesen Räumen," — fuhr der Fürst, an meiner Ueberraschung sich weidend, gütig fort — „auch wohl zu einem schönen Duett für deine Lieder möchte ich dir schon einen Gefährten oder vielleicht besser noch eine Gefährtin wünschen; und dürfte ich darauf rechnen, daß der Dank unserer schönen Eveline gegen ihren Retter aus mehrmaligen Gefahren eben so innig ist, als ihre Vorliebe zu diesem anmuthigen Wohnsitze, so wollte ich fast das Amt eines Fürsprechers für dich versuchen."

„Eure Durchlaucht!" — flüsterte tief erglühend die junge Dame, und verbarg ihr Antlitz in ihren blühend weißen Händen.

„Wie, — die durchlauchtigste Prinzessin?" — stammelte ich und wankte einen Schritt zurück.

Die Fürstin, mein neues Verwundern bemerkend, verbesserte lächelnd: „Fräulein Eveline Wiesau, meine Milchschwester, und seit ihrer Mutter Tod meine Gesellschafterin. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß ihre Erinnerungen an ihre schöne Heimath nicht selten denjenigen eines Freundes begegnen, der sie dort kennen lernte und dem sich meine gute Eveline seit gestern doppelt verpflichtet fühlt."

„Eveline!" rief ich aus, und sank vor der herrlichen Jungfrau in die Kniee.

Sie faßte verwirrt meine Hand, um mich empor zu ziehen. „Meine gnädige Fürstin hat über mich zu gebieten!" — sprach sie unter zwei großen, stillen Thränen.

„Ich möchte dich glücklich sehen, wie du es verdienst," — erwiederte die Fürstin, einen sanften Kuß auf Evelinens Stirne drückend, und ergriff den Arm ihres Gemahls, um mit ihm eine herrliche Morgenstunde zu lustwandeln.

Eveline und ich standen allein uns gegenüber.

„Eveline!" stammelte ich und führte ihre Hand an meine Lippen.

„Sebast" — Gott wie heißest du? — rief die Jungfrau mit komischem Entsetzen aus.

„Sebastian" — entgegnete ich, ihren Ausruf ergänzend.

„Unmöglich!" jammerte das schöne Kind. — Und sonst hast du keinen Namen?

„Freilich: Sebastian Walther" — fügte ich verwundert hinzu.

„Walther" — äußerte sie weiter, — Walther wollte ich mir gefallen lassen; aber Sebast, — nein, das Wort bringe ich nimmer über meine Lippen. Hast du sonst keinen Taufnamen?"

„Ja doch: Franz heiße ich auch noch; aber meiner Mutter hat der Name niemals gefallen wollen."

„Gleichviel," meinte Eveline, „ich nenne dich Franz; das wird leichter gehen."

„Aber," suchte ich bescheiden einzuwenden, „aber meine Mutter wird über Sünde und Hochmuth schelten, wenn sie hört, daß ich nicht mehr Sebastian, sondern Franz heißen soll; — und nicht wahr, meine Mutter darf kommen und bei uns wohnen?"

„Ja freilich muß deine Mutter kommen und sie mag dich in Gottes Namen nennen, wie sie will. Mir bist du Franz, mein Franz, — du lieber, guter Mensch!"

Und Eveline lag in meinen Armen.

Ueber Wald und See hinaus hörte man bald darauf die süßen Töne des Liedes verhallen:

„Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten; —
Wenn die Zeit, mag dein Gemüth
Seiner Rose ruhig warten."

Die Thränen der Reue.

Ihr Demanttropfen tiefer Reue
Die ihr mit der Versöhnung Weihe
In's Herz die reinste Freude senkt,
Die einzige, der Schuld geschenkt!

Es fällt ein lieblicherer Schimmer,
Denn Sonnenschein und Steenenflimmer,
Auf jenen Thau der warm und lind
Von eines Sünders Wange rinnt.
Wohl scheint dem Sterblichen dies Licht
Ein Nordstrahl, der die Nacht durchbricht,
Ein Meteor — — das ist es nicht!
Ein Lächeln ist's aus Himmelssphären
Von eines Engels Angesicht,
Und segnend grüßt es diese Zähren
Mit göttlicher Verheißung Licht.

(Aus Lalla Rookh.)

---

* Skizzen aus der Ansbacher Vorzeit.

15) Das Stift unter der Regierung Friedrichs.

Gegenüber den großen Ereignissen, in welche die politische Geschichte Ansbachs unter diesem Burg- und Markgrafen mancherlei Einblicke gestattet, ist die Geschichte des Stiftes während dieser Zeit natürlich von untergeordneter Bedeutung; allein localgeschichtlich ist sie dennoch deßhalb wohl von einiger Erheblichkeit, weil gerade damals das Stift auf dem Höhepunkt seiner Vermögenslage angelangt war, und seine Wirksamkeit nicht ohne Einfluß auf die Stadt gewesen ist.

Zuvörderst wollen wir die Bezüge des Stiftes zu den Päpsten ins Auge fassen. Das erste hieher bezügliche Dokument ist ein Erlaß des Papstes Bonifazius IX. vom Jahre 1401 und enthält eine Bestätigung des schon seit Jahrhunderten bestehenden Zusammenhanges der Pfarrei Onolzbach mit dem Stifte. Vom Papst Johann XXII. ist ein Ablaßbrief zu Gunsten des Stiftes und ein Befehl bekannt, wornach ein päpstlicher Abgeordnete hieher geschickt wurde, um die Zwistigkeiten zu schlichten, die im Schooße des Kapitels des Stiftes entstanden waren. Beide päpstliche Erlasse sind vom Jahre 1414. Martin V., der erste Papst nach beendigter Kirchenspaltung, machte das Stift mehrmals zum Vollstrecker seiner Anordnungen; so im Jahre 1418, wo er dem Decane befahl, dafür zu sorgen, daß die dem Kloster Wülzburg von den weltlichen Großen entfremdeten Güter wieder zurückerstattet würden, so im Jahre 1424, wo der Propst beauftragt wurde, die Capelle Mariabrunnen dem Kloster Heidenheim einzuverleiben.

Unter den Begabungen des Stiftes, die von Friedrich herrühren, mögen einzelne Schenkungen, Handlohnbefreiungen u. s. w.

hier unerwähnt bleiben; wohl oder ist hier eine Stiftung eines weitern hervorzuheben, nämlich die, daß der Markgraf 1430, um den Einwohnern der Stadt die Wohlthat der Predigt häufiger zu verschaffen, ein eigenes Predigamt am Stifte errichtete und reichlich dotirt hat. Der Prediger mußte ein gelehrter Mann, ein Doctor oder Magister der heiligen Schrift sein und war verpflichtet, zu predigen und dem Studium der heil. Schrift obzuliegen. Die Urkunde, vom 4. August 1430 in Cadolzburg ausgestellt, ist noch in unserem Staatsarchive zu München erhalten. Der erste Prediger war Magister Johann Dorsch, er resignirte schon im Jahre 1437 und der Umstand ist bezeichnend, daß man es für nöthig erachtete, bei der Wiederbesetzung der Predigerstelle vom Concil zu Basel die Erlaubniß zu erbitten, in Ermanglung einer graduirten Person einen andern tüchtigen Geistlichen annehmen zu dürfen.

Doch kam das Stift auch in Conflikt mit Friedrich und mußte unter seine Macht sich beugen. Als nämlich zur Zeit der Rothenburger Fehde Ebbe in der Kasse des Fürsten war, wurde es (wie auch jenes zu Heilsbronn) zu einer „freiwilligen" Steuer genöthigt; wie freiwillig diese Steuer war, geht daraus hervor, daß 1409 der Burggraf sich verpflichtete, dasselbe nicht mehr zu besteuern.

Unter den Pröpsten des Stiftes seien hier Christoph von Rothenhan 1419 und Hans von Eyb 1438, beide noch blühenden Adelsgeschlechtern angehörig, namhaft gemacht. Der Propst Balthasor von Masbach lag in Zwist mit dem eigenen Kapitel und seinerwegen war es, daß der Papst einen Legaten nach Ansbach abordnen mußte. Der Streit drehte sich um die Frage, wem die Gerichtsbarkeit im Archidiakonat zustehe. Ein anderer Propst Wernher von Hain spielte in den bereits erwähnten Händeln des Würzburger Kapitels mit dem Bischofe Johann von Brunn eine bedeutende Rolle, er wurde bei Ochsenfurt vom Bischofe (1435) gefangen genommen und sollte auf dem Frauenberg (der Veste Marienberg) eingesperrt werden, wußte sich aber der Haft zu entziehen.

Zwei Stiftsgeistliche, bezüglich derer die Zeitbücher voll Lobes sind, waren der Custos Friederich im Steinhaus und der Chorherr Peter von Werkt (Berk, Berg). Von Friedrich im Steinhaus hat schon eine frühere Skizze gesprochen.*) Er hatte zu dem Stifte eine solche Anhänglichkeit, daß er den größten Theil seines sehr bedeutenden Vermögens — mit welchem er auch dem Markgrafen 1418 aushalf — Güter in nicht weniger als 27 Orten der Umgegend, Waldbesitzungen in 5 andern Orten, Weinberge in Sommerhausen und Ottenhofen demselben schenkte. Die Urkunde vom Jahre 1421 ergibt aber auch, daß er dabei für die geistige Hebung des Stiftes bedacht war, indem er anordnete, daß das Kapitel dafür sorgen solle, daß ein oder zwei Jünglinge studiren, und indem er weiter einen Theil seiner Schenkungen dazu verwendet wissen wollte, daß gepredigt würde. Auch die Stadt bedachte er mit einer Stiftung, nämlich dem Seelbade. In Gemäßheit des Stiftungsbriefes vom 2. Dezember 1410 wurde der Ertrag von 4 Tagw. Wiesen dazu von ihm bestimmt, daß jeden Monat einmal die armen Leute „ein redliches Seelbad", d. i. ein warmes Bad, (dem nach den Begriffen der Zeit eine religiöse Bedeutung beigelegt wurde) erhielten. Die Verpflichtung, den armen Leuten ein solches Bad monatlich zu reichen, war mit dem Baderhause „das obere Bad", welches wohl schon damals bis zum 17. Jahrhunderte das Haus Lit. A Nr. 166 war, verbunden. Friedrich im Steinhaus starb hochbetagt im Jahre 1432. Von Peter von Werkt weiß man nur, daß er in Mecheln geboren und nicht blos Chorherr, sondern auch Arzt gewesen ist. Wie Friedrich im Steinhaus stand auch er dem Hofe des Markgrafen sehr nahe; er wird insbesondere unter den Zeugen einer wichtigen das Basler Concil betreffenden Urkunde des Kurfürsten vom Jahre 1433 aufgeführt und da die übrigen Zeugen der Hofmeister, der Marschall und Kammermeister des Fürsten waren, so wird nicht mit Unrecht gefolgert, daß Werkt wohl kurfürstlicher Leibarzt gewesen sei. Unsere Stadt verdankt ihm die Stiftung der „Landpflege", indem er im Jahre 1436 eine ewige Messe in die Pfarrkirche stiftete, und seinen Treuhändern, d. i. den Testamentsvollstreckern, aufgab, das Geld, das er zu diesem Zwecke aussetzte, in liegenden Gründen anzulegen. Es wurden hiefür 7 Bauernhöfe und 3 Tgw. Wiesen gekauft. Nachdem in Folge der Reformation der ursprüngliche Zweck der Stiftung hinwegfiel, wurde der Jahresertrag zu verschiedenen frommen und wohlthätigen Spenden verwendet, aus einem Theil desselben wurden im 16. und 17. Jahrhunderte die sogenannten Seelwecke jedesmal am Allerseelentage an die armen Leute — freilich auch an manche Günstlinge und Diener des Raths — ausgetheilt.

Zu dem in früheren Skizzen bereits erwähnten Besitzstand des Stiftes kamen noch im Verlaufe dieses Zeitraums zahlreiche neue Erwerbungen; insbesondere wurden von adeligen Familien der Nachbarschaft viele Güter gekauft, wobei wie schon in einer früheren Skizze erzählt wurde, vorzugsweise die Dynasten-Familie von Heideck betheiligt war.

Die „Spähne und Irrungen" zwischen Stift und Stadt dauerten auch während dieses Zeitraums fort und ein Spruch des Kurfürsten vom Jahre 1436 gibt eine Uebersicht der verschiedenen Differenzpunkte. Die Stadt wollte ihre Pfarrei selbst besetzen ohne verpflichtet zu sein, sich die Besetzung von Seite des Stiftes gefallen zu lassen. Allein, wie schon seit Jahrhunderten, wurde auch durch den Kurfürsten dem Stifte die Macht zugesprochen einen ehelichen Priester seiner Wahl als Pfarrer in St. Johannis zu setzen. Ein weiterer Streitpunkt war die Stiftsschule, welche die Bürger aufheben und dafür eine von der Stadt unabhängige Schule gründen wollten, auch in dieser Hinsicht unterlagen sie. Dagegen wurden den jeweiligen Inhabern des (bereits früher erwähnten) Stiftsgutes „der Zeilauerhof" (A. Nr. 245) die Pflicht auferlegt, die bürgerlichen Lasten mitzutragen und endlich wurde, was die Zuständigkeit des Stiftsgerichtes betraf, festgesetzt, die Bürger sollten die Chorherrn vor dem Stifts-Gerichte, die Chorherrn die Bürger vor dem Vogt und dem Rathe verklagen.

Was das innere Leben des Stiftes betrifft, so lassen verschiedene Statutenänderungen und andere Actenstücke darauf schließen, daß vorzüglich im zweiten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts mancherlei Hader und Zwistigkeiten dort geherrscht haben. Einen weiteren Einblick in das Leben des Stifts und seinen Wirkungskreis gewähren die Gerichtsbücher desselben, welche von 1427 an noch vorhanden sind. Das Stift sprach mit geringer Ausnahme Recht in allen Angelegenheiten seiner Stiftsangehörigen und es ist eine für das Sitten- und Rechtsleben nicht uninteressante Wahrnehmung, daß schon damals, wo doch Gewaltthat, Zweikampf und Selbsthülfe an der Tagesordnung waren, die Rechtshändel die von den Stiftsherrn entschieden wurden, zum ziemlichen Theile Ehrenkränkungen betrafen. Ein weiterer interessanter Conflikt zwischen den Bürgern und den Stifts-Geistlichen, der sogar zur Excommunication der Letztern führte, ergab sich 1433 als der Chorherr Otto Hittenheimer einer Jungfrau der Stadt die Ehe versprochen hatte. Als er sich später weigerte, dieselbe zu vollziehen, nöthigten die Verwandten des Mädchens denselben vor einem öffentlichen Notar auf seine Peäbende zu verzichten, so daß er nach ihrer Ansicht nun nicht mehr als Geistlicher zu gelten habe. Hittenheimer floh, bei der Nichtigkeit dieses Aktes vor den Einwohnern sich fürchtend, aus der Stadt, wurde aber ergriffen und zurückgeführt. Alsbald erfolgte die Excommunication der Gegner des Chorherrn und nachdem diese dennoch vom Stifte nicht mit der Strenge behandelt wurden, welche die Excommunication vorschreibt, insbesondere zum Gottesdienste zugelassen worden waren, wurden auch die Stifts-Geistlichen auf eine Zeit lang excommunicirt. —

*) In Nr. 35 des Jahrgangs 1869.

Die norddeutsche Flagge vor Manilla.

Manilla, 18. Febr. 1870. Die Deutschen in Manilla hoben vor einigen Tagen zum ersten Male Gelegenheit gehabt, die norddeutschen Farben von einem stattlichen deutschen Kriegsschiffe in der Bai von Manilla wehen zu sehen und haben dieses Ereigniß allgemein mit Jubel und patriotischem Stolze begrüßt; denn wenn unsere Landsleute auch vor allen anderen hier ansässigen Fremden sich ihrer Kenntnisse und Thätigkeit halber eines besondern guten Nomens erfreuen und ihr Consul, Herr M. A. Herrmann, einen großen Einfluß hier im Lande besitzt,

so war es doch an der Zeit, zu zeigen, daß die deutsche Flagge auch von Kriegsschiffen getragen wird. Seit neun Jahren hat kein deutsches Kriegsschiff Manilla besucht; während dieser Zeit waren alle Nationen, welche Flotten besitzen, durch ihre Kriegsfahrzeuge hier mehr oder minder häufig vertreten: kein Wunder also, daß dem ersten deutschen, und dies war die Corvette „Medusa", ein freudiges Willkommen entgegengerufen wurde. Am Sonntag, den 6. Februar, warf die „Medusa" im hiesigen Hafen Anker und bald begann ein ungezwungener und freundschaftlicher Verkehr zwischen den Officieren und den Landsleuten an der Küste. Außer zwei Landpartieen, welche den Officieren zu Ehren veranstaltet wurden, und wovon die eine die äußerst romantischen Bergthäler von San Mateo, die andere jedoch die malerische Laguna zum Ziele hatte, Diners, Spazierfahrten u. s. w. fanden auch zwei Bälle statt, einer derselben bei dem Consul Herrmann, wo fast sämmtliche Deutsche, sowohl des Nordens als des Südens, und außerdem die eleganteste Gesellschaft Manilla's anwesend waren. Anfangs erschienen die Officiere in Gala-Uniform; der Consul jedoch veranlaßte sie bald, sich in leichte weiße Kleidung zu werfen, um dadurch ihrer Tanzlust keinen Einhalt zu thun. Der andere Ball war ein offener Subscriptionsball, wozu das Officierscorps als Ehrengäste eingeladen wurde. Auf diesen Bällen sind alle Damen Töchter von Manilla und erscheinen in ihrem kleidsamen Costüme, europäische Damentracht wird nicht geduldet. Americaner, Engländer ꝛc. so wie fast sämmtliche Deutsche waren bei dieser Gelegenheit anwesend, über der Thür prangte die norddeutsche Flagge, und alle Theilnehmer sind darüber einig, daß das kleine Fest Jedem viel Vergnügen gewährt hat. Die Zahl der Deutschen in Manilla ist klein, alle hängen jedoch an ihrem Vaterlande, und darum hat der Besuch der „Medusa" hier ungemeine Freude hervorgerufen. Der Corvetten-Capitän Struben hat sich hier überall, sowohl unter seinen Landsleuten als auch unter den Angehörigen anderer Nationen, Anerkennung und Achtung erwarben, und eben so sein wackeres Officierscorps; die Mannschaft seines Schiffes bildete einen vortheilhaften Gegensatz zu denen anderer Nationen. Es dürfte hier am Platze sein, zu erwähnen, daß sich am Bord der „Medusa" zwei Schwerter befinden, mit welchen 34 chinesische Piraten hingerichtet wurden, und zwar dieselben, welche das unglückliche norddeutsche Schiff „Apenrade" überfielen und einen Theil der Mannschaft ermordeten. Der Thätigkeit des norddeutschen Consuls in Canton, so wie der des Capitäns der „Medusa" ist es zu verdanken, daß die chinesischen Behörden dieses Mal die Justiz prompt handhabten (!) und zum Zeichen, daß sie Gerechtigkeit geübt hatten, übersandten sie dann Herrn Capitän Struben die erwähnten Schwerter. Am Morgen des 13. lichtete die „Medusa" die Anker, und den wackern Commandanten und sein Officierscorps begleiten die Glückwünsche und regste Theilnahme der Deutschen in Manilla.

Der Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in Berlin

berieth in der Sitzung am 5. April über eine Petition an das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, betreffend eine vermehrte Beschäftigung der Lehrerinnen in allen Classen der Mädchenschulen in den Städten und auf dem Lande. Die Lehrerinnen sind der festen Zuversicht, daß ihre vermehrte Wirksamkeit auf die weibliche Jugend, namentlich in religiöser und sittlicher Beziehung, von segensreichem Einfluß sein wird, und haben zur Unterstützung ihrer Petition Folgendes angeführt: „Die Lehrerin steht in ihrer Eigenschaft als Frau den Mädchen näher und ersetzt ihnen während der Schulzeit die Mutter. Wenn die Unterzeichneten auch nicht behaupten wollen, daß die Lehrerin als Frau nothwendig ein feineres Gefühl für Sitte und Anstand habe, so ist es doch unbestreitbar, daß sie ein richtigeres Verständniß dessen haben muß, was sich für das weibliche Geschlecht geziemt. Ganz besonders dürfte diese mütterliche Einwirkung für die Volksschule wünschenswerth sein, da die Kinder ärmerer Leute einer solchen am meisten entbehren und eine Förderung der sittlichen Hebung des weiblichen Geschlechtes hier am nothwendigsten ist. Jedenfalls vermag die Lehrerin in schonenderer und verständlicherer Weise den Mädchen näher zu treten, als der Lehrer, ihnen besser zu rathen und zu helfen, sie zu warnen und zu belehren. In städtischen Schulen, besonders in Berlin, werden die Lehrerinnen schon vielfach in Mädchenschulen verwendet; dies geschieht indeß fast nur in den unteren Classen. Wir wünschen aber, daß die Lehrerinnen besonders auch in den oberen Classen, namentlich den Religions-Unterricht ertheilen." Die Petition wurde in diesem Wortlaute angenommen und wird in der nächsten General-Versammlung zur Unterzeichnung vorgelegt werden. Dann folgte eine Discussion über den in letzter Sitzung von Fräulein Simon gehaltenen Vortrag über Erziehung des weiblichen Geschlechtes.

Auszeichnung gelehrter Frauen.

Das medizinisch-chirurgische Centralblatt meldet: Die American Philosophical Society in Philadelphia hat kürzlich vier Damen, welche sich durch wissenschaftliche Forschungen und Entdeckungen ausgezeichnet haben, zu Mitgliedern erwählt, nämlich: Lady Sommerville, gegenwärtig in Florenz lebend, und Miß Marie Mitchel, Directorin der Sternwarte in Ponghkenpsie am Hudson, Beide längst rühmlich bekannt durch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Astronomie; sodann Mrs. Agassiz, Gattin des Naturforschers Agassiz, jetzigen Professors am Harvard-College, dem sie eine treue Hilfe und Mitarbeiterin bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist, wie sie besonders bei seinen letzten Forschungen in Brasilien bewiesen hat; endlich Frau Emma Seiler, geborne Diruf, eine Deutsche, die sich durch ihre gründlichen Forschungen und Entdeckungen in der Physiologie der menschlichen Stimme ausgezeichnet hat und sich deshalb bei Gelehrten und Gebildeten der allgemeinsten und wohlverdientesten Anerkennung erfreut.

(Verwerthung erfrorener Kartoffeln.) Da die Verwendung erfrorener Kartoffeln zur Spiritus-Brennerei nicht überall mit Vortheil zu ermöglichen ist, dürfte folgende Notiz für manchen Landwirth von Interesse sein: Erfrorene Kartoffeln, abgekocht und in Gruben eingestampft, halten sich sehr gut und sind in diesem Zustande ein ganz vorzügliches Mastfutter, was sowohl von Rindvieh als Schweinen sehr gern genommen wird. Man hat nur nöthig, die Kartoffeln zu dämpfen oder zu kochen und in Gruben einzustampfen. Hat man Gruben mit Brettern ausgelegt, so sind dieselben vorzuziehen; hat man dieselben jedoch nicht, so darf man nur eine Grube mit steilen Wänden graben und auf den Boden etwas Stroh legen, ebenso solches an den Wänden aufstellen, damit nicht Sand, respective Erde in die Kartoffeln gemischt wird. Man schüttet dann die frisch abgekochten Kartoffeln in die Grube, stampft sie möglichst fest und bedeckt sie dann oben ebenfalls mit Stroh, worauf man Erde deckt, um ersteres festzuhalten, zugleich auch die Kartoffeln möglichst gegen Regen zu schützen. Die Kartoffeln werden in diesem Zustande sauer und halten sich jahrelang. Seit einigen dreißig Jahren mit kleineren und auch sehr großen Quantitäten gemachte Erfahrungen ergaben stets ein gleich günstiges Resultat.

Doppel-Räthsel.

Fehlt in der Ersten die Erste und Zweite,
Wird sicher theuer die Zweite dort sein,
Ach, und noch theurer ist sie zuweilen,
Wenn in der Zweiten und Ersten
Sich hat versammelt die Zweite.
Und es findet sie Mancher in der Zweiten
Erst wenn er wieder zur Ersten gekehrt.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 16:
„3 Zoll Tiefe der Kiste im Wasser und 9,75 Pfd. Dehnung auf die Schnur."

Auflösung des Räthsels in Nr. 16:
„Gestirn."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 18. Sonntag den 1. Mai. 1870.

Wohlthat im Verborg'nen spenden,
Schweigen von der guten That,
Gastlich seyn mit vollen Händen,
Helfen, wenn der Arme naht,
Sich im Glücke nicht erheben,
Gutes reden früh und spat:
Dieses ist der Guten Streben
Und der Tugendhaften Pfad.

Bharlrihori.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung von Karl van Holtei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

I.

Die Wachtparade war zu Ende, das Musikchor des ***ten Regimentes marschirte ab, und die aus höchst verschiedenen Elementen bestehende Menge, welche den großen Hörerkreis gebildet hatte, verlief sich nach allen Richtungen. Aelterr Stabsofficiere umstanden noch in gesonderten Gruppen einige Generale. Die Herren Lieutenants suchten Bekannte auf, schauten nach Damen aus, und entfernten sich paarweise, oder zu Dreien, Arm in Arm, auf ihren Gesichtern den unverkennbaren Ausdruck der Besorgniß, wie der vor ihnen liegende lange Nachmittag einigermaßen ergötzlich auszufüllen sei. Eine nicht ganz leicht zu beantwortende Frage, wenn der Mowt auf die Neige geht . . . und der Credit nicht im Steigen ist.

Einer der Jüngsten von sämmtlichen Officieren der Garnison, der Secondelieutenant Robert van Randlau, erst vor sechs Monaten aus dem Cadettenhause in's Regiment getreten, und in dieser Stadt, ja in der Provinz ohne jeglichen Anhaltspunkt, weil seine Familie einer weitentlegenen Gegend des Landes angehörig gewesen, ging allein durch die belebten Gassen. Er schien absichtlich den Verkehr mit Kameraden zu vermeiden, und ihrerseits geschah nichts, ihn heranzuziehen, denn es war bekannt, daß er höchst eingeschränkt lebe und vorsichtig ausweiche, wo sich Gelegenheit zu Geldausgaben darbot. Wegen seines artigen Betragens, seiner angenehmen Erscheinung, seiner zuvorkommenden Gefälligkeit und seines unermüdlichen Diensteifers war er bei Vorgesetzten und Standesgenossen wohl gelitten. Doch man ließ ihn gehen und sagte: Der Randlau ist ein recht guter Junge, aber eigentlich hätt' er müssen Geistlicher werden!

Auf dem Marktplatze angelangt, stieß er an eine kleine Schaar munterer Studenten, die ihm grade entgegen kam, und aus der Bierstube hinreichendes Gelüsten brachte, mit „Commisbrotrittern" Scandal zu beginnen. Robert merkte ihnen das ab, und fest entschlossen, jedes unnütze Rencontre mit Burschenschaftern zu vermeiden, und sein Schwert überhaupt wo möglich nur gegen den Feind des Vaterlandes zu ziehen, wich er bedächtig aus und ging seines Weges, wie wenn er die herausfordernden Geberden, die man ihm zeigen wollte, gar nicht bemerkte . . . da fühlte er plötzlich einen Schlag auf die linke Schulter, und unwillkürlich griff er mit der rechten Hand nach seiner Waffe, als er zugleich denjenigen erkannte, der sich die kleine Vertraulichkeit in bester Meinung erlaubt hatte. Es war der Studiosus juris Paul Zirner, der Sohn eines eben so angesehenen als reichen Bankiers. Dieser ließ seine Collegen nach kurzem „Prosit" weiter ziehen und schloß sich dem Lieutenant zutraulich an. „Sie hatten wohl nicht übel Lust, Herr von Randlau," frogte er, „mir einen rechten Lungenhieb zu versetzen?" Jener entgegnete: „Das eben nicht; aber ich meinte mich meiner Haut wehren zu müssen, denn ich besorgte einen Angriff, der weniger der Person, als dem Rocke, den ich trage, gelten sollte. In gegenwärtiger Zeit darf man auf Alles gefaßt seyn; nur darauf bin ich's nicht gewesen, Herrn Zirner mit einem blutrothen Mützchen auf den dunkelblonden Locken zu erblicken. Als ich das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft beim letzten Ressourcenballe zu machen, und da Sie so gütig waren, mich Ihrem Fräulein Schwester als Tänzer vorzustellen, hätt' ich gewiß nicht vermuthet, daß Sie Mitglied dieser Verbindung sind."

„Mein Himmel, das hat sich ohne langes Ueberlegen wie von selbst gemacht. Vater und Bruder sind gewaltig demokratisch, ich bin schon als Primaner für diese Verbindung geworben worden, und nun schlendr' ich mit . . . es kommt auf Eins heraus. Glauben Sie nur, in den Corps ist auch gerade keine große Herrlichkeit zu finden."

„Aber dann muß ich wirklich nachträglich noch erstaunen, wie Sie Ihre Gesellschaft bei jenem Balle verlassen mochten, um sich einem „Tyrannenknechte" zutraulich anzuschließen?"

„Wollen Sie die Wahrheit hören? Sie thaten mir leid; der Einzige Ihres Standes in einem Kreise von Civilisten, deren Viele Sie mit scheelen Augen betrachteten, standen Sie ganz verlassen. Der Herr, der Sie als Gast eingeführt, bekümmerte sich nicht um Sie; ich sah, wie Sie sich langweilten; ja noch schlimmer, ich glaubte in Ihrem einnehmenden Antlitz zu lesen, daß Sie sich verletzt fühlten. Und weil ich fand, Sie hätten ein Recht, gekränkt zu sein, näherte ich mich Ihnen. Gleich nach den ersten Worten, die wir gewechselt, gewann ich Sie lieb. Und deßhalb hob' ich mich Ihnen auch jetzt aufgedrängt, trotz meiner blutrothen Mütze. Meine Schwester wird sich freuen, wenn ich erzählen kann von unserm Zusammentreffen. Sie hat mich öfters gefragt, ob ich Sie seitdem nicht wieder gesprochen habe. Aber man erblickt Sie ja nirgends. Sogar im Theater schaute ich mich vergeblich nach Ihnen um."

„Aufrichtigkeit für Aufrichtigkeit: ich führe mitten in der belebten Stadt ein recht einsames Dasein. Nicht aus Mangel an jugendlicher Lebenslust, sondern weil ich ein armer Teufel bin. Die Meinigen sind verstorben, ich stehe mutter-seelen-allein in der Welt, habe nichts als meinen Sold, und da ich keine

Schulden machen will, muß ich nothwendig entbehren. Im Ganzen fällt mir das nicht schwer, und ich würde mit leichtem Herzen auch den Vergnügungen entsagen, welche in Tanzgesellschaften zu suchen sind, wenn nicht . . ." hier brach er seine Rede ab.

Paul ergänzte sie mit dem Zusatze: „wenn Sie nicht ein leidenschaftlicher Tänzer wären?"

„Auf Ehre, das bin ich nicht. Schon als Cadet, wo wir bisweilen zu Bällen gezogen wurden, mußten mich die Kameraden immer „stupsen," bis ich mich entschloß in ihre Reihen zu treten. Ich hielt mich für völlig gleichgiltig gegen den Zauber, den der Tanz auf so viele Jünglinge übt. Doch nun hab' ich wohl des Zaubers Macht erfahren . . . freilich ging sie nicht von der Sache aus, sondern von der Person . . ." Hier wurde Robert über und über roth, röther denn Paul's Mütze, und verstummte abermals. Der Andere that, wie wenn er's nicht bemerkte und fragte nach einem Weilchen: „Ist's nicht Unrecht, daß Sie mich nicht besucht haben, Herr Lieutenant? Ich bat Sie doch darum, und wir tauschten unsere Adressen aus."

„Eben deßhalb bin ich weggeblieben; denn als ich später hörte, daß Sie der Sohn eines so großen und prunkvollen Handelshauses sind, gebot mir die Vorsicht, die ich, in jungen Jahren schon, durch manche trübe Erfahrung gewonnen habe, abzuwarten, ob Sie mich aufsuchen würden. Eine flüchtige Bekanntschaft bei Tanz und Wein, mag sie noch so fröhlich blühen, trägt bismeilen herbe Früchte. Wenn ich auch hoffen durfte, Ihnen willkommen zu seyn . . . wie konnt' ich wissen, ob auch den Ihrigen? Das hätt' ich erst durch Sie vernehmen müssen. Ihr Herr Vater steht in dem Rufe, das Militär nicht zu lieben."

„Ich lud Sie ja auch nicht ein, meinen Vater zu besuchen. Glauben Sie denn, daß ich Sie unfreundlichem Empfange aussetzen möchte? oder auch nur kaltem? Nein, wer zu mir kommt, braucht die große Treppe gar nicht zu betreten. Er geht durch den ersten Hof und findet im zweiten den Eingang zu meiner Burschenkneipe, wo ich, sicher vor Ueberfall und Nachfrage, treibe, was mir gefällt."

„Dann wieder droht mir Gefahr, mit Ihren Herren Collegen zusammen zu treffen, und in meiner Stellung wäre auch das nicht ohne Bedenklichkeiten. Denn ich würde Mancherlei mit anhören müssen, was ich nicht schweigend hinnehmen darf."

„Das lassen Sie meine Sorge seyn. Ich traue mir so viel Einfluß zu, das zu verhüten. Die Burschenschafter, welche Sie bei mir finden, werden jede Rücksicht für denjenigen haben, den ich ihnen als meinen Freund vorstelle. Es kommt nur darauf an, daß Sie mich berechtigen, dieß zu thun."

Robert reichte dem guten Jungen dankbar die Hand und versprach ihm, heute Abend zu kommen. Dann trennten Sie sich; Paul, wie er sagte, um „die Beine unter seines Vaters Tisch zu strecken," Robert, um aus der „Menage", die sein Bursche heimgebracht haben würde, ein kalt gewordenes Mittagsmahl zu verzehren.

Es kann nichts Unbehaglicheres geben, wie solch' einsames Hinabwürgen ohnehin schlecht bereiteter Speisen, die im besten Falle nach Garküche schmecken und mit ermüdender Consequenz Woche um Woche in unumstößlicher Reihenfolge auf jeden bestimmten Tag wiederkehren. Welch' ein Gegensatz bietet sich uns dar, wenn wir dem angehenden Rechtsgelehrten in seines Vaters Speisesaal folgen! Herr Zirner speiset für gewöhnlich nach zwei Uhr, — nur große Diner's beginnen später, — aber auch ohne Gäste hält er auf „seine Kost," in deren Bereitung sein direkt aus Paris verschriebener Koch eine Celebrität ist. Außer seiner Frau und Tochter sitzen seine Söhne, Willibald, der ältere, Compagnon des Geschäfts, annoch unverehelicht, und Paul, der jüngere, den wir bereits kennen, am Tische. Für diese fünf Personen, von denen Frau und Tochter an den meisten Schüsseln kaum naschen, wird ebenso luxuriös als copiös aufgetragen, und die besten Weine stehen zur Auswahl bereit. Vater und älterer Sohn besprechen entweder Comptoirangelegenheiten, oder sie werfen sich in die Politik, des Monsieur Beaujolais sehr pikante Saucen noch würzend mit schärfstem Tadel der Regierung und mit schonungslosen Ausfällen wider die „Aristokratie." Paul dagegen bemüht sich, Mutter und Schwester zu belustigen durch allerlei Stadtgeschichten und Theaterneuigkeiten, wie er sie grade aufgelesen hat. Bisweilen, wenn Vater und Bruder sich verspätet haben und er um drei Uhr im Collegium seyn soll . . . (ob er sich wirklich dahin begibt, können wir nicht sagen) . . . wird ihm ein Gabelfrühstück aufgetragen, wobei ihm die Damen als Zuschauerinnen gern Gesellschaft leisten und bei welchem es desto lustiger zugeht. Heute war es so. Paul besaß die Eigenschaft, essend zu plaudern, ohne daß sein jugendlicher Magen das Geringste dabei entbehren durfte. Mit vollem Munde begann er: „Nun, Bertha, rathe, wen ich vor einer halben Stunde sprach?" „Was ist das für eine kindische Frage! Kann ich wissen, wo Du dich herumtreibst und wem Du begegnest? Und interessirt' ich mich etwa für Deine Bekannte?"

„Zur Strafe, weil Du so schnippisch antwortest, sollst Du's jetzt auch nicht erfahren."

„Bin nicht im Geringsten neugierig. Wer war's denn?"

„Neugierig bist Du nicht; aber wissen möchtest Du's gar zu gern."

„Mutter, frag' Du den ungezogenen Jungen. Dir darf er's nicht verschweigen."

„Ich begreife nicht," sprach Frau Zirner, „was diese Neckerei bedeuten soll? Ist's eine Dame von unserer Bekanntschaft gewesen, die ihm vielleicht Grüße oder eine Bestellung für Dich auftrug, dann hat er die Verpflichtung, sich seines Auftrags zu entledigen; sind es aber naseweise junge Herren, die sich erlaubten, von seiner Schwester mit ihm zu plaudern, so werd' ich ihn gewiß nicht ermuntern, uns von ihnen zu erzählen. Ich hab' ihm früher schon einige Male erklärt, daß ich es für einen Bruder unschicklich finde, auf diese Weise den Vermittler zu machen, mag er noch so harmlos dabei seyn. Ueber Dich soll Paul mit seinen Kameraden überhaupt so wenig wie möglich schwatzen und ihr Geschwätz nicht anhören. Denn es können da mitunter burschikose Aeußerungen gethan werden, die an und für sich durchaus nicht übel gemeint sind, die er selbst sich über andere hübsche Mädchen gestattet, die jedoch ein Bruder, dem seiner Schwester Ehre heilig seyn muß, weder hingehen lassen will noch darf. Das führt dann leicht zu schlimmen Händeln."

„Wahrhaftig," rief Paul, „ich unterschreibe jedes Wort, was Du jetzt gesagt hast, liebe Mutter. Es ist mir immer auffallend gewesen, wenn einige meiner Bekannten, von denen ich weiß, sie haben Schwestern, in leichtfertigem Tone über andere anständige Mädchen redeten, weil ich mir dachte, wie unangenehm es ihnen klingen müßte, in demselben Tone von denjenigen reden zu hören, denen sie so nahe stehen. Der junge Mann, den sie errathen sollte, ist übrigens keiner meiner „wilden Genossen," um Deinen etwas strengen Ausdruck zu gebrauchen, ist überhaupt kein Student, sondern der bescheidenste, anspruchsloseste Officier hiesiger Garnison, mit dem ich nach dazu von ihr weiter nichts redete, als daß ich des Balles erwähnte, wo er sie, durch mich vorgestellt, zu einer höchst sittsamen Quadrille aufgefordert. Er hat sich nicht einmal erkühnt, mir eine Empfehlung für sie anzuvertrauen; und wenn ich rathen ließ, wer mir begegnet sey, geschah es nur in Erinnerung an ihr damaliges Bekenntniß, sie hätte nie und nimmermehr geglaubt, daß es junge Lieutenants in der Armee gäbe, bei denen sich so viel männlicher Ernst mit solch' zartem Wesen und rücksichtsvoller Artigkeit vereine."

„Dagegen läßt sich denn freilich nichts einwenden," meinte die Mutter; doch bitt' ich," setzte sie hinzu, „hüte Dich in Deines Vaters oder Bruders Gegenwart ein Loblied dieser Art anzustimmen. Du weißt, welche vorgefaßte Meinungen Beide gegen Alles hegen, was zum Soldatenstande gehört. Und ich besinne mich recht wohl, wie heftig sie die arme Bertha damals ausgescholten haben, daß sie mit einem Officier getanzt. Zum Glück vertheidigte sie sich mit der Unmöglichkeit, einen Tänzer abzumeisen, der ihr vorgestellt worden, nur im Allgemeinen, ohne Dich als Missethäter zu verrathen. So bist Du mit dem blauen Auge davon gekommen; denn meinen Strafferman schlugst Du, wie gewöhnlich, in den Wind."

„Gewiß nicht! Was Du mir mütterlich mild und liebevoll vorhältst, bleibt fester in meiner Seele haften, als des Vaters, oder gar Willibalds strenger Tadel. Ich habe deßhalb auch nichts gethan, Herrn von Randlau, wie sehr ich mich zu ihm gezogen fühlte, in unser Haus zu bringen; habe mir auch

heute bei der überraſchenden, mir erfreulichen Begegnung eine Einladung in meine Studentenwirthſchaft genügen laſſen. Aber begierig bin ich, wie ſich Vater und eher frère benehmen werden, wenn ſie mich in Uniform hier aus- und eingehen ſehen. Denn die Zeit rückt immer näher heran, wo ich daran denken muß, mein Dienſtjahr abzuthun, und da meine Augen gut ſind, wird man mich nicht für untauglich erklären können, wie es bei Bruder Willibald geſchah. Vater wird ſich dann an den Anblick gewöhnen müſſen, wenn es ihm und ſeinen Freunden nicht gelingt, binnen ſehr kurzer Friſt den Staat zu reformiren und das ſtehende Heer abzuſchaffen."

„Poul! das ſind ſpöttiſche Aeußerungen, die einem Sohne nicht ziemen. Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir dergleichen auch anderswo erlaubſt?"

„Sey deßhalb unbeſorgt, liebe Mutter. Ich ſchweige gern bei politiſchen Discuſſionen. Doch weder Willibald noch Vater halten mit ihren Anſichten hinter'm Berge, und Beide ſagen ganz andere Sachen, wenn ſie grade im Zuge ſind. Das iſt jetzt an der Tagesordnung, und da ſogar höhere Regierungsbeamte in dieſen rückſichtsloſen Ton einſtimmen, weshalb ſollten reiche, unabhängige Kaufleute ſich geniren? Nur Oppoſition machen! Das iſt die Loſung in der ganzen Welt. So will's der Zeitgeiſt."

„Ja, es iſt eine beängſtigende Unruhe über die Menſchheit gekommen. Und wohin wird dieſe ſtürmiſche Drang endlich führen?

„Zu einer allgemeinen europäiſchen Kellerei, Mutter; darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

(Fortſetzung folgt.)

*Lenzconcilium.

(Von Ludwig Bauer.)

Der Lenz ſchickt ſeine Boten aus
Im weiten Land ringsum,
Die halten nun in Waldeshaus
Ein fein Concilium.
Es ſchallt ihr Chor im vollen Ton:
„Ihr Menſchen groß und klein,
In armer Hütt', auf ſtolzem Thron,
Sollt all' geſegnet ſeyn!"

Der Sämann geht durch's Feld dahin,
Und in der weiten Rund'
Die Pflüge blinken hell und zieh'n
Die Furchen in den Grund.
Es ſchlägt im Hag an Bächleins Rand
Der Fink im Sonnenſchein:
„Ein jedes Korn in eurer Hand,
Es ſoll geſegnet ſeyn!"

Es blühen Blümlein gelb und weiß
Vieltauſend auf der Au,
Der Lenzwind neigt die Gräſer leiſ'
Hernieder, ſchwer von Thau.
Die Bienen ſummen nah' und fern,
Die Käfer brummen d'rein:
„Du ſaft'ger Halm, du Blumenſtern,
Ihr ſollt geſegnet ſeyn!"

Der Denker folgt des Frühlings Spur, —
Die Hand auf's Herz geſchmiegt,
Lieſt er im Buche der Natur,
Das vor ihm offen liegt.
Die Lerche himmelan ſich ſchwingt
Und grüßt den Sonnenſchein;
„Wer da noch Licht und Freiheit ringt,
Der ſoll geſegnet ſeyn!"

Und auf dem Friedhof dort ein Kind
Auf ſtillen Gräbern ſpielt,
Es jauchzt, indeß der loſe Wind
In ſeinen Locken wühlt.

Das Bächlein murmelt leis thalab:
„Hier wechſelt Luſt mit Pein,
Und jede Wieg' ſoll, jedes Grab
Dreimal geſegnet ſeyn!"

Die ihr im Wahn die Wahrheit ſucht
Und ſchmäht den freien Geiſt,
Die ihr bethört dem Bruder flucht,
Den Gott euch ſegnen heißt,
Der Lenz bewahrt ohn' Unterlaß
Das Wort des Herrn euch rein,
Der Liebe euch gelehrt ſtatt Haß, —
Ihr ſollt geſegnet ſeyn!

Oſterſonntag in Rom.

Ueber die Feier des Oſterſonntags in Rom bringt die „Köln. Ztg." einen längeren Artikel, dem wir Folgendes entnehmen:

Märchenhaft phantaſtiſch iſt dieſer Oſterſonntag in Rom, wo der heilige Vater die Tiara mit der dreifachen Krone vertauſcht, beſonders wenn auch die Natur das Ihrige dazu thut und ihr kryſtallenes Haus mit jenem ätheriſchen Glanze übergießt, unter dem die matteſten Faden aufblühen und ſelbſt die Lumpen des Bettlers einen goldigen Schein annehmen. Heute regt's ſich und webt's ſchon früh überall, ſobald der Kanonendonner vom Fort St. Angelo das erſte Morgengrauen begrüßt hat, in den Häuſern, denn die Eingeborenen halten es für Chriſtenpflicht, ſich in früher Stunde bei geweihten harten Eiern, Würſten und Wein für die lange Entbehrung zu entſchädigen, und draußen auf allen Straßen, wo die eilfertigen Fremden zu Fuß oder zu Wagen, die Damen entweder ſchwarz verſchleiert oder einen leichten Klappſtuhl unter dem Arme, St. Peter zuziehen. Von 5 Uhr Morgens bis gegen Mittag ergießt ſich ununterbrochen und beſtändig anwachſend dieſer Strom von allen an den Brücken ausmündenden Straßen auf den breiten Platz und in die ſtrahlenden Räume des Tempels ſelbſt, ohne dieſen oder jenen jemals vollſtändig zu füllen. Immer dichter wird der Haufen, immer ſchlimmer das Gedränge, je mehr man ſich dem Hauptaltare unter dem Bernini'ſchen Tabernakel und der Kuppel nähert. Wer hier ſo glücklich iſt, einen etwas erhöhten Standpunkt zu erobern, kann, ſo lange er im Stande iſt, der unwiderſtehlich drängenden Maſſe oder der Rückſicht gegen das neugierige Geſchlecht zu widerſtehen, einige Blicke werfen auf den heiligen Vater, auf die aſſiſtirenden Cardinäle, Patriarchen und Biſchöfe in ihren Prachtgewändern, auf die lange Reihe der weißen Mitren der Kirchenfürſten, die ſpaniſchen Mäntelchen und Goldketten der Kammerherrn, die gravitätiſche Tracht des Senotaes mit ſeinen lieblichen Pagen, auf die ſteifen Holskrauſen und roth und gelb geſtreiften Wämſer und Plumphoſen der Schweizer und ihre Officiere in Stahlhemd und Harniſch. Das iſt alles ſo prächtig, ſo frei, ſo poetiſch, daß man die pedantiſchen geſtickten Hofkräcke unſerer Diplomaten kaum eines Blickes würdigen mag. Doch ſind ſie alle erſchienen, die Botſchafter der beiden katholiſchen Mächte, die Geſandten und übrigen Vertreter mit ihren Attachés in höchſter Gala, und dazu viele Perſonen fürſtlichen Ranges, unſere preußiſchen Prinzen Adalbert und Albrecht, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit Familie, der Fürſt von Schaumburg-Lippe und außerdem viele der Größen, die der Sturm der letzten Decennien von ihrer hohen Stellung hinabgeweht hat, der König von Neapel, der Herzog und die Herzogin von Modena, die Großherzogin-Wittwe von Toscana mit ihrem Sohne, dem Großherzoge Ludwig, die Gräfin von Girgenti, der Graf und die Gräfin von Caſerta, der Herzog von Nemours und der Herzog und die Herzogin von Alençon.

Nachdem in einem Augenblicke feierlicher Stille der erhabene Poſaunen-Chor den Höhepunkt der heiligen Handlung mit unbeſchreiblichen Klängen begleitet hat, ſtrömt der größere Theil des Publikums den Ausgängen zu, um draußen des feierlichen Augenblickes zu harren, wo der Statthalter Chriſti an der hohen Loggia erſcheinen wird, um der Stadt und dem Erdkreiſe den

Segen zu ertheilen. Und feierlich in der That und mit nichts Aehnlichem auf Erden zu vergleichen ist dieser Augenblick, wo die Trompeten des vor dem Obelisken in langen Reihen aufgestellten Militärs das Echo der Fanfaren wieder geben, welche aus dem Atrium heraus verkünden, daß der heilige Vater aus dem Tempel hervorgekommen sey, wo die Klänge der unsichtbar in den Vorräumen des Tempels hinschreitenden Sixtinischen Capelle sich in das Murmeln des auf dem unermeßlichen Platze wogenden Menschenmeeres mischen, wo der eherne Mund der Riesenglocke im linken Thurme die Völker zum Schweigen auffordert und der Doaner der Kanoaen die frohe Botschaft über Land und Meer hinaus trägt. Langsam und feierlich bewegt sich indessen die Procession der Loggia zu, auf welcher die kostbarsten Tiaren und Kronen des Pontifex einen Augenblick zur Schau ausgestellt werden; Aller Augen sind nach Oben gerichtet; es wird still und stiller. Da, mit einem Male, geht eine unruhige Bewegung durch die Massen, unwillkürliche Rufe werden laut; aus dem Hintergrunde der Loggia tauchen die weißen nickenden Federn der zwei großen Wedel auf, welche unmittelbar hinter dem heiligen Vater getragen werden; die dreifache Krone blitzt vor ihnen her, und auf den Boden hingeworfen, lauschen Hunderttausende den Wechselgesängen, welche der Papst mit einem unsichtbaren Chor anstimmt. Dieselben sind zu Ende und der oberste Priester erhebt sich, indem er mit ausgebreiteten Armen sich der Menge zuneigt und mit dröhnender Stimme den Segen verkündet über Stadt und Land, über Erde und Meer und die vier Gegenden des Himmels, mit dem Symbol des Auferstandenen bezeichnet. So ist der größere Theil vom Ostersonntag hingegangen unter dem Eindrucke eines großartigen, theils erhebenden, theils zerstreuenden Schauspiels. Welche Herrlichkeit, welche Fülle von Schönheit und Adel die Hofburg Gottes in sich schließt, das konnte gegen Abend auch dem rohesten Sinne offenbar werden, als Millionen kleiner Lichtpünktchen von den Postamenten der Säulen an bis hinauf zum Kreuze der Riesenkuppel sich zu feurigen Linien vereinigten und die Hauptformen des Gebäudes mit scharfen Umrissen aus dem mystischen Dunkel hervortreten ließen, welches die übrigen Massen umwob. Kaum war mit dem Schlage der achten Stunde das hohe Kreuz in weißes Brillantfeuer gehüllt, als ein zuckender Schein über die Kuppel lief und sich über die Façade hin und längs der beiden Colonnaden fortsetzte; tausend Flammen stiegen auf und in feuriger Majestät schien der Tempel aufzuwachsen, als wolle er dem Auge jene riesigen Dimensionen offenbaren, welche ihm der messende Verstand zuerkennt, während der prüfende Blick an ihnen irre wird. Ein solcher Moment hat seines Gleichen nicht auf Erden, und wie bei dem Posaunen-Chor am Morgen im Tone, so offenbart sich hier in Glanz und Licht die unbeschreibliche Erhabenheit dieses Wunderwerkes. Die staunende Menge aber brach in tausendstimmige Beifallsrufe aus und der weite Platz entvölkerte sich nicht eher, als bis die letzte Flamme erloschen war. So feiert Rom den ersten Ostertag in einer Weise, die es wohl rechtfertigt, daß Hunderttausende aus aller Herren Länder hinzuströmen, um ein solches einziges Schauspiel zu genießen. Unter denselben befinden sich diesmal viele geistliche Herren aus Deutschland, die unter Anderem auch das allgemeine Concilium sich in der Nähe ansehen wollen. Ob sie von demselben mehr sehen werden, als andere Menschenkinder, dürfte sehr zweifelhaft seyn; indeß war es jedenfalls sehr interessant und ein Beweis von der großen Gährung, welche die Geister in Deutschland ergriffen hat, zu sehen, wie diese heiligen Dinge in diesen Tagen mit Einem Male in allen Speisehäusern und Osteneien zur Tagesordnung kamen, in welche diese deutschen Pilger den Fuß setzten, während jenes Thema sonst in öffentlichen Unterhaltungen kaum leicht berührt wird.

---

*Die jetzige Königskrone von England wurde im Jahre 1838 von den berühmten Goldarbeitern Rundell und Bridges in London gefertigt, und dabei vorzugsweise Juwelen älterer Kronen verwendet. Sie enthält einen großen Saphir, einen großen Rubin, 11 Smaragde, 16 Saphire, 4 Rubine, 1364 Brillanten, 1273 Rosetten, 147 andere Diamanten und 277 Perlen.

---

*Versunkener See. Eine großartige Naturerscheinung ist als „versunkener See" in den Cascade Mountains, etwa 75 Meilen nordöstlich von Jacksonville, Oregon, bekannt. Die Wände steigen, fast senkrecht, ohne Ufer vom Wasser zu einer Höhe von 2000 Fuß empor. Die Tiefe des Wassers ist unbekannt, die Oberfläche desselben ist glatt und unbeweglich; sie liegt so tief unter den Bergen, daß die Luftströmung sie nicht erreicht. Die Länge des Sees beträgt etwa 12, die Breite 10 Meilen. Man sagt, es habe nie ein lebendes Wesen den Rand des Wassers berührt. Der See liegt schweigsam, ruhig und geheimnißvoll im Schoße der ewigen Berge gleich einer unendlichen, von Geisterhänden ausgehöhlten Quelle." American Papor.

---

*Die Humboldts-Salzmine in Nevada, Californien, wird von einem Touristen wie folgt, beschrieben: „Die Oberfläche dieser Salzebene gleicht vollkommen einem gefrorenen See. Das Salz ist hart, und auch so glatt wie Eis. Es gäbe eine schöne Fläche für Schlittschuhläufer, wenn nicht seine Theilchen in Folge von aus der Tiefe aufsteigenden Dünsten die Oberfläche des krystallinischen Salzes in der Dicke eines $^1/_8$ Zolles überdeckten. Diese imposante Salzfläche ist nicht weniger als zwanzig Meilen (engl.) lang, und zwölf Meilen breit, ohne Bruch oder Spalte, und größten Theils ohne erdige Beimischung.

---

*Messrs. Hyde in Westbromwich haben eine sehr sinnreiche Warnungsvorrichtung für Bergleute in Kohlengruben erfunden. Sie befindet sich an einer Davy'schen Sicherheitslampe, so construirt, daß die Flamme, sobald sie sich verlängert (was jedesmal der Fall, wenn gefährliche Gase vorhanden), einen Drücker aus Schnellloth erhitzt und schmilzt, und dadurch einen Wecker in Bewegung setzt.

---

*Schutz gegen atmosphärische Einflüsse. Ein Respirator aus Wollstoff hat sich als der wirksamste Schutz gegen Ansteckungen durch die Luft bewährt. Alle Krankheitsstoffe werden durch die Wolle aufgehalten, welche die zum Athmen nöthige Luft vollständig filtrirt. Ein Respirator zu diesem Zweck ist leicht gemacht; nur muß die Wolle oft gewechselt, die gebrauchte verbrannt und durch eine neue ersetzt werden. Diese schätzbare Verwendung der Wolle wurde kürzlich von Dr. Tindall entdeckt. Seiner Zeit hat auch schon Mr. Raspail, der bekannte französische Politiker und Gelehrte, auf Grund der Ansteckungstheorie durch die Luft den Gebrauch der Kampher-Cigaretten empfohlen, wodurch die Krankheitsstoffe zerstört würden.

Rechnungsaufgabe.

Die Temperatur eines Zimmers verhielt sich, nach der Fahrenheit'schen Eintheilung gemessen, zu jener im Freien nach der hunderttheiligen Scala gemessen, wie 43 zu 5; würden nun die Plätze gewechselt, so würde das Verhältniß 5 zu 3. Wie waren die Temperaturen?

Charade.

(Dreisylbig.)

Die erste Sylbe siehst Du stets auf hohen Bergen stehen,
Die zweite aber ist allein nur in der Schweiz zu sehen,
Und auf der Reise hast Du oft die drtte in Gedanken.
Das Ganze ist ein hübscher Ort im Kreise Mittelfranken.

Auflösung des Doppelräthsels in Nr. 18:
„Hausrath — Rathhaus."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 19. Sonntag den 8. Mai. 1870.

Um nachsichtig und milde gegen den Nächsten zu handeln,
Prüfe dich erst und sey strenge gegen dich selbst.

Fremerey.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung von Karl von Holtei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

(Fortsetzung.)

„Aber das wäre ja schrecklich! — Das wäre ja entsetzlich!" wiederholte Bertha. „Dann ginge Alles drüber und drunter, und da könnt' es wohl gar geschehen, daß auch wir große Verluste erduldeten."

„Höchst wahrscheinlich, mein süßes Schwesterlein. Das stolze Haus Zirner und Compagnie dürfte ebenso wenig verschont bleiben von der gewaltigen Erschütterung, die dann zu fürchten wäre, wie sämmtliche andere auf ausgedehnten Credit und unübersehbare Speculationen gegründete, künstlich aufgerichtete Gebäude. Wer mag vorher berechnen, wie weit es geht und wie es endet?"

„Ich denke, Du übertreibst, mein Sohn. Die bürgerlichen und Staatsverhältnisse gehen nicht so geschwind aus dem Leime, mag immer von verschiedenen Seiten daran gerüttelt werden. Und so lange ich lebe, hoff' ich, hält's noch zusammen."

„Aber ich, Mutter?" fragte Bertha ängstlich.

Paul schlug ein lautes Gelächter auf: „Den Letzten, schönes Fräulein Schwester, beißen die Hunde; so lautet ein altes Sprüchwort. Wir werden doch nicht so selbstsüchtige Kinder seyn, unserer lieben Mutter ihren Trost zu mißgönnen? Sie soll ihren Wohlstand froh genießen und lange, lange glücklich leben. Und was uns betrifft, wir müssen uns auf Alles gefaßt halten." „Du hast gut spotten. Ein junger Mann, kräftig, muthig, selbstständig, der fürchtet sich freilich nicht vor Sturm und Wetter, nicht vor Entbehrungen und Gefahren. Aber ein hilfloses Mädchen, verwöhnt und verzogen gleich mir! Was soll ich beginnen, wenn ich nicht mehr reich bin?"

„Nun, hast Du nicht einen zärtlichen Bruder?"

„Der wird Sorge genug haben, sich selbst durchzuschlagen. Was kann der für seine Schwester thun? Nein, ich begreife gar nicht, wie ich leben sollte, wenn ich entbehren müßte, was das Leben schmückt! All' den anmuthigen Ueberfluß, worin ich aufwuchs, der mich umgibt, wohin ich blicke. Sage, Mutter, wie würd' uns seyn, wenn wir nicht mehr so viel Geld in Händen hätten, als wir brauchen? Wenn wir fragen müßten: wie viel kostet Dies oder Jenes, und ist es nicht zu theuer? Wenn der Koch mit einer Köchin, die eigene Equipage mit einer Droschke, die beiden Diener mit einem Stubenmädchen vertauscht werden müßten? Keine Loge im Theater, keine Kammerjungfer, vielleicht gar eine beschränkte Miethswohnung in schmutziger Seitengasse . . . hu, mir schaudert die Haut."

„Das ist noch nicht das Aergste, Bertha. Mir sind Fälle bekannt, wo Leute unseres Schlages gezwungen wurden, durch ein furchtbares Geschick, ganz und gar ohne Dienstboten zu existiren, in zwei kleinen, niedrigen Stübchen drei Treppen hoch, wo sie selbst ihr mageres Essen kochen, ihre dürftigen Kleider nähen, wo sie Gott noch danken mußten, wenn sie satt wurden, wenn sie im Winter nicht frieren durften! Ja, das ist vorgekommen." „Nicht möglich! Und das hat der liebe Gott geschehen lassen? Himmel, welche Ungerechtigkeit!"

„Du bist wirklich naiv, Schwester Bertha. Haben denn die reichen Leute ein Privilegium von oben? Wer viele Jahre hindurch die Ueppigkeit des Wohlstandes genoß, während Tausende um ihn her am Hungertuche nagten, der darf doch nicht über Ungerechtigkeit klagen, wenn die Reihe zu entbehren auch einmal an ihn kommt? Was Einem recht, ist den Andern billig, und wer sich aus dem Vollen nähren und mästen durfte, hat etwas zuzusetzen." „Pfui, das sind ja lästerliche Redensarten! Dergleichen lernst Du wohl bei Deinen Studenten?"

„Ich bitte Dich, mein Sohn, lasse nichts Aehnliches Dir entschlüpfen in Vaters Gegenwart; der würde solche Ansichten sehr übel vermerken."

„Dadurch, liebe Mutter, würd' er nur beweisen, daß es ihm mit seiner Opposition und Demokratie und Fortschrittslehre in der Praxis kein rechter Ernst sey; ein Argwohn, den ich, im Vertrauen gesagt, bereits früher hegte, und der, meinen ultraliberalen Bruder sammt seinem rothrevolutionären Schimpfen betreffend, schon Gewißheit bei mir wurde."

„Dein Vater hat noch niemals gelehrt, daß der Mensch die Früchte seines Fleißes nicht genießen dürfe. Er opponirt nur wider die Vorrechte, welche der Geburtsadel und jene hochmüthige Aristokratie sich noch jetzt anmaßen möchten, und darin bin ich völlig seiner Meinung. Was haben denn diese Leute voraus im Vergleiche mit uns? Ihre Prätensionen sind unleidlich und die Flügel müssen ihnen beschnitten werden! Weshalb soll denn Gräfin ***, wenn wir zu gleicher Zeit am Schauspielhause oder am Concertsaale eintreffen, den Vorrang behaupten dürfen und ich so dumm seyn, ihr nachzustehen? Diese Zeiten sind nicht mehr. Mein Geld gilt so viel als das ihrige, und mein Mann ist reicher, als ihr derangirter Graf."

„Ha, das hat prächtig geschmeckt! Nun wisch ich mir den Mund und begebe mich in's Collegium. Plenus venter non studet libenter. Draußen ist's warm, im Hörsaal ist's kühl, ein Nachmittagsschläfchen befördert die Verdauung . . . ."

„Und der Vortrag des Professors?"

„Dringt auch in meinen Schlummer. Den Seinen gibt's Gott im Schlafe. Wohl zu speisen, Mutter, wohl zu speisen, Bertha, empfehlt mich dem Vater und verklatscht mich nicht bei

ihm. Er könnte mich's garstig entgelten lassen, indem er sich weigerte, meine Schulden zu bezahlen."

„Schulden hast Du?" riefen Mutter und Schwester ängstlich hinter ihm her; doch er vernahm sie nicht mehr.

II.

Herr Zirner war schon einmal verheirathet gewesen, Elisabeth seine zweite Frau, Paul und Bertha ihre Kinder, Willibald aber, des Vaters Compagnon, ein Sohn erster Ehe, und als solcher eben kein besonderer Gönner der zweiten. Gegen die Stiefmutter bezeigte er sich zwar, wie es einem gebildeten Manne ziemt, artig und achtungsvoll; die Halbschwester behandelte er theils mit herablassender Freundlichkeit wie ein Kind, theils, seitdem sie zur Jungfrau herangewachsen, mit einer gewissen Galanterie, doch Beide ohne rechte Herzlichkeit. Mit Paul machte er gar keine Umstände, legte sich weiter keinen Zwang an, und ließ deutlich blicken, daß er ihm nicht besonders geneigt sey. Paul seinerseits mag wohl auch wenig gethan haben, des älteren Bruders Neigung zu gewinnen. Und doch wäre solche Bemühung ihm vortheilhaft gewesen; denn alle Geldsachen gingen durch Willibald's Hände, welche des Studenten Taschengeld nach Belieben vermehren oder beschränken konnten. Vater Zirner hatte sich den Sohn gewissermassen zum Wächter gesetzt, weil er durch vielfache Erfahrungen zu der Ansicht gelangt war, sein anerkanntes Talent für Handel und Wandel, sein kühner Spekulationsgeist, seine Kenntnisse und seine Umsicht vermöchten ihn nicht sicher zu stellen vor einem gefährlichen Feinde, den er mit sich herumtrug, und den unschädlich zu machen das beinahe sechzigjährige Leben noch nicht ausgereicht hatte. Herr Thomas Zirner gehörte zu den Männern, die wir „Zerstreute" nennen, weil wir in unserer lieben deutschen Sprache, bei all' ihrem Reichthum, keinen besseren, bezeichnenderen Ausdruck dafür haben. Wir sind genöthigt, wie wir vom schärfsten Denker, vom besonnensten Geschäftsmanne sagen: sie haben sich durch diese oder jene Unterhaltung zu „zerstreuen" gesucht, ebenso vom größten Confusionarius und Durcheinandermenger zu sagen: er ist sehr „zerstreut." Den Grund zu seinem Reichthume hatte das nicht unbedeutende Vermögen gelegt, welches er mit seiner ersten Frau, einer gänzlich ungebildeten, keineswegs angenehmen Erbin, erheirathet. Er war ein hübscher Bursche, und es gelang ihm, verschiedenen, hoch über ihm stehenden Bewerbern den Rang bei ihr abzulaufen. Die reiche Fleischertochter zog, ihrem Vater zum Trotze, den schmucken Ladenburschen Allen vor, und Monsieur Thomas wußte die ihm gegebenen heimlichen Stelldicheins so trefflich zu benutzen; seine Zerstreuung hinderte ihn so wenig, Stunde zu halten, daß dem zoenigen Vater nichts übrig blieb, als nachzugeben, weil ... kurz, Thomas wurde Gatte, und die Frucht dieser eiligst geschlossenen Verbindung war Willibald. Ob der Meister Fleischer aus Aerger oder ob er in Folge angeborenen Durstes sich dem Trunk ergab ... wer weiß es? Genug, er überlebte die Geburt seines Enkels nur so lange, um bei Willibalds Taufe den letzten Schluck über den Durst zu thun und hinterließ der einzigen Tochter ein Vermögen, welches mit dem Ertrage des gut verkauften Schlachthofes die anständige Ziffer fünfundzwanzig sammt drei daranhängenden Nullen erreichte. Thomas Zirner etablirte sich und ging, wie man's zu nennen pflegt, tüchtig in's Zeug. Er machte gute Geschäfte. Man pries ihn glücklich. War er's? In seiner Ehe keineswegs. Madame verrieth durch ihe Betragen außerhalb wie innerhalb des Hauses, daß sie einer Heimath entstamme, wo mit rohem Fleische gehandelt wurde. Sie benahm sich herrisch, ja gemein gegen Thomas, dem sie zu hören gab, ohne ihr Geld wär' er noch ein Hungerleider; sie benohm sich thöricht gegen ihren Sohn, den sie ausputzte, wie einen Affen; plump gegen ihre Dienstboten, olbern gegen alle Menschen. Thomas schämte sich ihrer, entwich ihrer Nähe, so oiel er konnte, und brachte seine Abende in Gesellschaften zu, wo stark gespielt wurde. Dawider eiferte sie heftig und machte geltend, worin sie nicht ganz unrecht hatte, es sey ihr Geld, welches er verspiele. Man kann denken, welche Scenen das herbeiführte. Den kleinen Willibald erzog sie zum Spion. Das ochtjährige Kind mußte hinter seinem Vater herschleichen, dessen Gänge zu belauern, und Herr Thomas Zirner fand sich oft in großer Verlegenheit, wenn er om Spieitische Platz nehmend, plötzlich den kleinen Willibald in einem Winkel entdeckte. Um sich seines Schweigens zu oerschern, gab er ihm Geid ouf Näschereien, und da Papa besser bezahlte als Mama, wurde Moma schlecht bedient. Welchen Einfluß das auf des Knaben Charakter ousübte, ist leicht zu beurtheilen. Er wäre total verdorben worden, hätte Mama nicht das Einsehen gehabt, noch bei Zeiten dem wohlseligen Fleischermeister nachzuohmen und plötzlich zu versterben wie Jener. Wir dürfen's Herrn Ziener nicht übel deuten, doß sein Schmerz über diesen Verlust mäßig und bald geheilt war. Das erste Mal, sprach er, hab' ich Geid geheirathet; jetzt, wo ich selbst wohlhabend bin, will ich mir eine Frau suchen. Er war ein Mann nicht viel über dreißig Johre, von gefälligem Aeußeren; sein Name hatte in der Geschäftswelt schon einen guten Kiang ... er brauchte nicht lange zu suchen. Elisabeth, eines höheren Beamten verwoisete Tochter, griff mit beiden Händen zu, als Thomas Zirner ihr seine Hand barbot. Und diese seine zweite Ehe sching besser aus wie die erste. Paul und Bertha sind lebendige Zeugen häuslicher Eintracht und Zufriedenheit, weiche nur in früherer Zeit bisweilen durch den rosch heranwachsenden, die Stiefmutter mit scheelen Augen betrachtenden Willibald gestört wurde. Nach und nach hatte sich dieser Widerwille gelegt, Gewohnheit hatte das Ihrige gethan, die schon im Knabenalter geldgierige Natur des Jünglings entwickelte sich nach dieser Richtung hin; der Sohn überbot den Vater bald in kühnen Plänen zu viel versprechenden Unternehmungen, und schon lange beoor sein Eintritt in die Firma ols öffentlicher Compagnon erfoigte, konnte er für deren eigentliche Seele gelten.

Herr Thomas hatte, zur Zeit wo wir ihn kennen lernen, die Kartenspielwuth fast gänzlich aufgegeben, um sie gegen die Börsenspielwuth umzutauschen, wobei Willibald ihm ermunternd zur Seite stand. Wie durften sich ouch die möglicherweise zu erreichenden Gewinnste und drohenden Verluste am Spieltische messen mit jenen großartigen Aufregungen, welche irgend eine (wohre oder erfundene) Zeitungsnachricht hervorzubringen vermochte, wenn auf dem großen Geldmorkte eben so viele Tausende von Thalern auf dem Spieie stonden, als bei der in der kaufmännischen Ressource lrgend zu oeranstaltenden höchsten Whistpartie jemals Groschen. Thomos Zirner und Compagnon glichen, die kleinen Notizbüchlein zur Hand, von ihren Galopins, den Herren Agenten und Mäklern umringt, commandirenden Generalen, weiche im Kriege taktische Anordnungen, im Frieden Paroiebefehle ertheilen. Was sie sprachen, wurde gewissenhoft nachgeschrieben, gehorsam besoigt, willig ausgeführt. Sie waren eine Zeitlang an ihrem Piotze die Könige; deßhalb auch schlecht zu sprechen ouf Jene, die ols Fürsten einen Thron inne haben. Diese betrachteten unsere Geldkönige ois Nebenbuhler um die ihnen gebührende Regierung. Denn Geld, sprachen sie, regiert die Welt; und da wir den Geldmarkt regieren, so gehört uns die Herrschaft. Daß die Ansprüche, weiche hohe Geburt, alte Herkunft sich mitunter noch zu machen erkühnten, besonders verhaßt sein mußten, versteht sich von selbst. Folglich hotten sie sich, wie bereits angedeutet, der Oppositiom im weitesten Sinne des Wortes angeschiossen, unbekümmert über die Inconsequenzen, welche dadurch zwischen ihrem politischen wie socialen Glaubensbekenntnisse, und ihren zur Schwelgerei ausartenden Aufwande hervortraten. Unter denen, die sie als Gestnnungsgenossen begrüßten, mit denen sie stimmten, besonden sich Viele, die sich's zwar gelegentlich an ihrer Tafel gut schmecken ließen und manchen Becher kostbaren Weines auf's Wohi „so freisinniger, gesinnungstüchtiger Männer" lehrten; die aber darum doch vom Diner sich graden Weges In diesen oder jenen „Verein" begaben, um daselbst eine Lehre zu predigen, deren Kern auf totalen Umsturz, und daraus nothwendig hervorgehende Entwerthung jener Papiere deutete, in welchen der splendiden Gastgeber Macht, in weichen die Fundgrube ihres Reichthums bestand. Vater Zirner hatte Stunden, wo ihm eine Ahnung dieser Widersprüche in seinem Dasein aufdämmerte. Zirner Sohn dogegen wußte dergleichen Besorgnisse zu verscheuchen, was ihm bei des Vaters zer-

ſtreutem Weſen leicht wurde. Er galt für einen topferen Demokraten, verſtand auch ſehr gut dieſe Rolle ſo zu ſpielen, daß er oberflächliche Beurtheiler täuſchte. Wenn er die theuerſten Pferde beſaß, wenn er ſeine Wagen aus Paris, ſeine Sättel aus London verſchrieb, was nur Kenner bemerkten, hütete er ſich doch ſorgfältig, Kutſcher und Diener in glänzende Livreen zu kleiden, wodurch er die Maſſe aufmerkſam gemacht und herausgefordert hätte. Wenn er Jagdgerechtigkeiten pachtete, trug er Sorge, daß die dazu gehörigen Reviere etliche Meilen von der Stadt entfernt lagen. Wenn er ſehr bedeutende Summen an feile Weiber verſchwendete, mied er doch jedes Aufſeh'n, und machte ſeine Geſchenke von ihrer Discretion abhängig, indem er Jenen ſtreng unterſagte, mit ihrer Schande zu prahlen. Und wenn, wie dies nun einmal unvermeidlich bleibt, Gerüchte ſeiner heimlichgehaltenen Verhältniſſe ſich erhaben, ſo ſchlug er ſie kräftig nieder, indem er derb und laut auf die täglich überhandnehmende Corruption des hohen Adels ſchimpfte. So etwas hilft bisweilen!

Im Uebrigen ging Herr Willibald Zirner ſeine eigenen Wege. Für gewöhnlich kam er zwar zu ſeines Vaters Mittagstiſch, doch die Abendgeſellſchaften ſeiner Stiefmutter beſuchte er ſelten aber nie. Bisweilen fand man ihn im Theater, ſtets vollkommen gleichgiltig gegen das, was auf der Bühne geſprochen oder geſungen wurde, dennoch genau unterrichtet, was vor derſelben, was hinter den Couliſſen ſich begab. Er blieb immer nur ein Viertelſtündchen und verlor ſich, ſobald er eine gewiſſe Claſſe der ſchönen Welt gemuſtert hatte. Wa er dann den Reſt des Abends und was dieſem folgt, zubringen werde, das vertraute er auch ſeinen näheren Bekannten nicht, bei denen er für einen ſchlauen, mißtrauiſchen, „heimlichen Sünder" galt. Doch galt er nicht minder für einen genialen, vom Glück begünſtigten Geſchäftsmann, für einen Millionair, und ſie beneideten ihn, haßten ihn, läſterten ihn . . . und beugten ſich vor ihm, ſich geehrt fühlend, wenn er ihnen die Spitzen ſeiner Finger zum Symbol perfiden Handdruckes überließ.

(Fortſetzung folgt.)

Frühlings Ankunft.

Bild des Chaos, Nacht am Tage! rollend in Gewitterſtürmen
Will ſich Wolke über Walke ſündflutartig heute thürmen.
Schauerlich in höchſten Lüften wogt die wilde Schlacht der Geiſter;
Mit dem Winter ringt der Frühling, wer der Sieger ſey und Meiſter.

Blühte nicht im Thau des Himmels eben ſchon der Friedenstagen?
Ach, nur neue Wetter kommen ſchwarz und ſchwer herausgezogen!
Armes Herz, — und dennoch laſſe nicht von gläubigem Vertrauen,
Unvergleichlich ſchöne Tage, habe Wunder wirſt du ſchauen.

Sieh, ſchon gährt es in den Tiefen, mächtig an die Felſenwände
Pacht es und das Volk der Zwerge reibt ſich ſchlau die kleinen Hände,
Einer raunt es zu dem Andern: durch den Schoas der Mutter Erde
Zuckt, wie in der Urwelt Tagen, wiederum das Weh des Werde!

Keine Macht mehr kann es bannen, tauſend liebliche Gedanken
Ringen nach Geſtalt und drängen an des Lichtes gold'ne Schranken;
Junge Blüthen, junge Lieder, junges Leid und junge Wonne,
Neu beginnt der Traum des Lebens, neu beginnt das Jahr der Sonne.

Rettend unter Laub und Scholle barg Natur die reifen Samen
All der Weſen, die des Herbſtes Stürme fort als Opfer nahmen.
Mit dem Schmelz der jüngſten Blumen ſtickt ſie neu den alten Rahmen
Und die Menſchenherzen jubeln und die Lüfte flüſtern: Amen!

C. M.

*Ueber Sanitätsweſen

im Allgemeinen und ſpeciell über das ſeit einiger Zeit von verſchiedenen Seiten fleißig behandelte Kapitel von der Luft und deren Ein- und Ausathmung hielt Herr Dr. Burkhardt in einer Verſammlung des Ansbacher Gewerbevereins vor längerer Zeit einen umfaſſenden Vortrag, den wir nachträglich unſeren Leſern im Auszuge mittheilen:

„Die Wohlfahrt eines Staates hängt vorzugsweiſe ab von einem geordneten Sanitätsweſen. Die fortſchreitende Anerkennung dieſes Satzes und die mit zunehmender Bildung verbundene Abnahme mittelalterlicher fataliſtiſcher Anſchauung, daß verheerende Krankheiten eine von Gott geſchickte Strafe für die Sünden der Menſchen ſeyen, welche nach Vollendung ihrer Miſſion wieder abberufen würden und gegen welche der Menſch vergeblich ankämpft, haben bewirkt, daß man auch von Staatswegen einem Gebiete mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken begann, das man bis dahin ziemlich oberflächlich behandelte oder deſſen Cultivirung man bisher mehr dem Einzelnen überließ, nämlich dem Sanitätsweſen. Einer weiteren Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe haben wir auch die größere Anerkennung der Lehre zu danken, daß der Geiſt abhängig iſt von der Materie und daß die geiſtige Reaſamkeit und Tüchtigkeit im Verhältniß ſteht zur körperlichen Tüchtigkeit, daß ſamit die Cultur eines ganzen Volkes und die Geſundheit eines Staatsweſens eine um ſo größere ſeyn wird, je mehr man auf eine geſunde Entwickelung und Ausbildung des Einzelnen bedacht ſeyn wird. „Mens sana in corpore sano" iſt ein bekanntes Sprichwort. Die Leiſtungsfähigkeit des Individuums iſt das Produkt aus der körperlichen Entwicklung und dem Materiel, durch welches der tägliche Gebrauch gedeckt wird. Die Arbeit und Leiſtungsfähigkeit einer wohlkonſtruirten Dampfmaſchine iſt nur dann eine ihrem Bau entſprechende und gleichmäßige, wenn für die regelmäßige Zufuhr eines guten Beheizungs-Materials geſorgt wird und die Arbeit proportionell iſt zur Speiſung. Aehnlich iſt es mit dem Körper. Was für die Dampfmaſchine der Dampf, iſt für den Körper das Blut; was für den Dampf die Kohle, iſt für das Blut die Luft und Nahrung. Alles was eine Alteration der bewegenden und erhaltenden Kraft verurſacht, bewirkt auch eine Störung der gleichmäßigen Arbeit der Maſchine und des Körpers. Die krankhaften Störungen, welche im Körper durch eine von außen kommende ſchädliche Einwirkung auf das Blut bedingt werden, treten unter der Form von Seuchen auf. Es gehören hierher: der Scharlach, die Maſern, die Blattern, die Diphteritis, das gelbe Fieber, die Peſt, die Cholera und der Typhus. Zunächſt intereſſiren hier die beiden letzten wegen ihres weiten epidemiſchen Laufes und der verheerenden Wirkung, mit der ſie auftreten. Die Fragen nach der Urſache und Entſtehung der genannten Krankheiten hat von jeher die Gemüther lebhaft bewegt. Blicken wir in frühere Jahrhunderte, in die Zeiten des Mittelalters zurück, während der ſchwarze Tod ſeinen Umzug durch Deutſchland hielt, ſo ſtoßen wir einerſeits auf graſſen Aberglauben und religiöſen Fanatismus, welcher die Schuld an der verheerenden Seuche hinter Hexen und Juden ſuchte und im blinden Haß und Wuth Tauſende von letzteren mordete, auf der anderen Seite auf mediciniſche Ignoranz, welche in den Banden der alten Humoralpathologie lag, welche alle Krankheiten in Störungen der angenommenen vier Cardinalſäfte des Körpers ſuchte. Später, als ſich die Wiſſenſchaft mit dieſen Anſchauungen nicht mehr vertrug, ſich aber theoretiſche Schulweisheit bei Mangel an exacten Forſchungen breit machte, nahm man ſeine Zuflucht zu einem unnennbaren Etwas als Krankheitsurſache, das die Einen in den Körper, die Andern in die Luft verlegten, in Folge deſſen ſich ein hartnäckiger Streit zwiſchen Contagioniſten und Miasmatikern erhab. Die Cholero hat das Verdienſt, die Nebel- und Schattengeſtalten des Contagium und Miasmo vorläufig verdrängt und zu genauerer Unterſuchung concreter Verhältniſſe geführt zu haben. Man kam dadurch allmälig zu der Ueberzeugung, daß der Träger des Anſteckungsſtoffes oder Krankheitskeimes der Darmkanal und die Excremente des Menſchen ſeyen. Genauere mikroskopiſche Unterſuchungen haben in den Typhus- und Chalerastühlen eine Menge kleiner, runder, zelliger Körper nachgewieſen, welche als die Sporen von Pilzen erkannt wurden. Beſonders Profeſſor Hallier in Jena hat mit denſelben Kulturverſuche auf verſchiedenen Subſtraten gemacht und in der That einen Pilz zur Entwickelung gebracht, welcher ſofort als Cholera-Pilz und deſſen Sporen als der eigentliche Chalerakeim von ihm erklärt wurden. Aehnliche Reſultate haben ſeine Unterſuchungen über Maſern, Scharlach, Typhus, Diphteritis, Blattern geliefert, bei denen er ſtets im Blute oder dem Stuhl kleine Pilzſporen,

sog. Microcoecuszellen fand, aus denen er stets einen der betreffenden Krankheit eigenthümlichen Pilz zog. Diese Entdeckungen verursachten erklärlicher Weise großes Aufsehen und vielen Jubel; man glaubte bereits die Attentäter auf die Menschheit in ihrer wahren Gestalt entpuppt und in Reih' und Glied zur Abtheilung vor sich zu haben, bis von anderen Seiten, namentlich dem Botaniker Du Bary in Halle die ganze Pilzeintheilung und Bestimmung angegriffen und sämmtliche als besondere Arten aufgestellten Pilze als verschiedene Modificationen eines und desselben Pilzes, die eines gewöhnlichen Schimmelpilzes und als zufällige Beimischung der Stühle erklärt wurden. In der That wies auch Virchow die von Hallier als Cholerapilz erklärten und mit dem Namen Urocystis belegten Gebilde in den Stühlen von Typhuskranken nach. Mag dem nun seyn, wie ihm wolle, mögen die Pilzsporen der eigentliche Cholera- oder Typhuskeim seyn oder nicht, so viel steht fest, daß der letztere, so wie er sich im Darm befindet, die Weiterverbreitung der Krankheit nicht vermittelt, sondern erst einer weiteren Entwicklung auf dazu geeignetem Boden bedarf. Diesen geeigneten Boden liefern nun die Dunggruben, Abtritte und überhaupt jeder Boden, auf welchem eine Zersetzung und Fäulniß animalischer Substanzen stattfindet. Hier bildet sich der aus dem Darmkanal mit den Excrementen entleerte Krankheitskeim zu dem verderblichen Krankheitsgift, welches dann von den Menschen eingeathmet, in das Blut aufgenommen wird und nur den Ausbruch der Krankheit bewerkstelligt. Namentlich ist es, wie Pettenkofer nachgewiesen hat, eine poröse Beschaffenheit des Bodens, bei welcher der mit Cholera- oder Typhuskrankheitskeimen vermischte Inhalt der Abtritte und Senkgruben leicht hindurchsickert und eine Durchtränkung ausgedreiteter Strecken mit jener gefährlichen Mischung ermöglicht, welche der schnellen und weiten Verbreitung der Krankheit Vorschub leistet, während die entgegengesetzte Beschaffenheit des Bodens einigermaßen die betreffende Ortschaft vor einer solchen Verbreitung sichert. Ferner ist es das Verdienst Pettenkofers, die Abhängigkeit des mit Auswurfsstoffen und Krankheitskeimen durchtränkten Bodens von einem gewissen Feuchtigkeitsgrade nachgewiesen zu haben, wenn eine faulige Zersetzung eintreten soll; mit anderen Worten, den Einfluß der Grundwasser-Schwankungen auf die Entwickelung des Krankheitsgiftes hervorgehaben zu haben, in der Weise, daß ein rasches Zurücksinken des Grundwassers die Entwickelung begünstigt, während hoher Stand dieselbe beeinträchtigt. Die Aufnahme des Giftes geschieht fast stets mit der Athmungsluft durch Nase und Mund und wird mit dem Speichel verschluckt, weßhalb die Benutzung inficirter Abtritte besonders gefährlich ist. Wir haben gesehen, daß die eigentliche Quelle des Krankheits-Keimes, welcher sich dann im Boden zum Krankheitsgift entwickelt, die Excremente unsers Darmkanals sind. Ein anderer Faktor jedoch, welcher gleichsam die Dispasition im Körper zur Entwicklung der Krankheit vermittelt, sind die Excremente unserer Lungen. Das erste Geschäft des Menschen, sobald er das Licht der Welt erblickt, besteht im Athmen, welches Geschäft sich bekanntermaßen dann ohne Unterbrechung, ob er schläft oder wacht, arbeitet oder nichts thut, fortsetzt, bis mit der allgemeinen Ruhe auch hier Ruhe und der Tod eintritt. Es wird bekanntlich beim Athmen der Sauerstoff der Luft in die Lunge eingeführt, wo das sauerstoffarme, mit Kohlenstoff überladene venöse Blut wieder frisch mit seinem Ernährungs-Material versorgt wird, wogegen die unbrauchbare Kohlensäure, von dem Blute ausgeschieden, wieder ausgeathmet wird. Athmen wir im Freien, so wird die ausgeathmete Kohlensäure von den Pflanzen-Organismen an sich gezogen, welche unter dem Einfluß des Lichtes deren Kohlenstoff als Nahrung verzehren, dagegen Sauerstoff wieder an die Luft abgeben und somit letzteren einem steten Purifications-Prozeß unterwerfen und für den Menschen wieder brauchbar machen. Leider sind unsere klimatischen Verhältnisse nicht derart, daß wir unser Dasein im Freien verbringen können, sondern wir bedürfen zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung geschlossene Räume. Durch den Aufenthalt in solchen erleidet jedoch der Zweck des Athmens keine Modification, wird aber leider nicht so vollständig erreicht, da die ausgeathmete Kohlensäure sich nicht in dem großen Luftmeer verlieren und als Nahrung für die Pflanzen verwendet werden kann, sondern sich mehr oder weniger anhäufen muß. Daß diese Anhäufung keine geringe ist, beweist der Umstand, daß der Mensch stündlich 12 Liter, also täglich 288 Liter Kohlensäure ausathmet. Diese Anhäufung von Kohlensäure in bewohnten Räumen ist aber hauptsächlich das verderbliche Gift, welches die Ernährung der Blutkörperchen mit Sauerstoff und damit des ganzen Körpers beeinträchtigt und in Verbindung mit andern gesundheitsschädlichen Gasen und sonstiger Beimischung der Luft, die sie sich in schlechten Wohnungen anhäufen, den Körper empfänglicher und widerstandsloser machen für die Angriffe der oben genannten Krankheitsgifte. Die so bewirkte Luftverderbniß führt jedoch noch zu andern Krankheiten, welche vorzugsweise unter dem Bilde der Scrophulose und Tuberculose auftreten. Es ist eine traurige Thatsache, daß beide Krankheiten seit den letzten Jahrzehnten in dicht bevölkerten Städten eine erschreckende Ausdehnung genommen und eine stets Verschlechterung der Menschen-Species verursacht haben, dagegen ist auch erwiesen, daß beide Krankheiten sich bezüglich ihrer Ausbreitung umgekehrt zu der Höhe des Bodens über dem Meeresspiegel verhalten; das heißt, daß sie umsomehr abnehmen, je höher man steigt, ja sogar in einer Höhe von 4000—6000 Fuß über dem Meere vollständig verschwinden. Die einfache Erklärung liegt in dem Unterschiede der Luft auf hochgelegenen dünn bevölkerten und tiefgelegenen verschiedenen Ausdünstungen ausgesetzten Gegenden und in dem Vorzug einer frischen, sauerstoffreichen freien Luft vor einer dumpfen, mit Kohlensäure und andern Gasen erfüllten. (Schluß folgt.)

Eis-Linsen. Vielleicht nicht allgemein bekannt, mag es von Interesse seyn, daß die strahlende Wärme der Sonne, in dem Focus einer Eislinse aufgefangen, durch diese wie bei einem gewöhnlichen Brennglase wirkt. Um dieß zu versuchen, kann solch' eine Linse leicht hergestellt werden, indem man ein flaches Stück Eis auf eine erwärmte Metall- oder Porzellainschale legt, und sobald die eine Seite genau die Form derselben angenommen, das Stück Eis wendet, so daß beide Seiten einander ganz gleich werden. Ein kalter, sonniger Morgen ist zur Ausführung dieses Experimentes am geeignetsten.

---

*In England haben kürzlich fünf Personen ihr Leben verloren dadurch, daß sie das ihrer Hunde retten wollten. Eine Dame in Twickenham wurde durch einen Eisenbahnzug, dem sie ihren Hund entreißen wollte, getödtet. Der Geschäftsführer des bekannten Star & Garter Hotels in Richmond, welches vor kurzem abbrannte, fand seinen Tod in den Flammen als er einen Liedlingshund retten wollte. Drei Schwestern ertranken im Loch Leoln beim Versuch, ihrem Hunde, der durch das dünne Eis gebrochen, zu Hilfe zu kommen.

---

*Kitt für Gegenstände aus Alabaster.

Man mische das Weiße eines Ei's mit einem Kaffeelöffel voll ungelöschtem Kalk. Die zu verbindenden Theile sollen vorher mit lauwarmem Wasser befeuchtet und der Kitt sogleich nach seiner Zusammenmischung aufgestrichen werden.

Räthsel.

Das Letzte hat's gewaltig hinter'n Ohren,
Ein Bild der Wachsamkeit und List,
Drum wird das erste oft verloren,
Eh' man des Letzten Meister ist.
Das Ganze, ein Thier, als stolz bekannt,
Wird nach der Farbe so benannt.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 18:
„50 Fahrenheit im Freien, 86 im Zimmer."

Auflösung der Charade in Nr. 18: „Burgberuheim."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 20. Sonntag den 15. Mai. 1870.

Nicht auf die Pracht der Kanne schau'
Mit allzuleicht bethörtem Sinn;
In's Inn're blick' und sieh genau,
Ob Wasser oder Wein darin!

(Aus dem Talmud.)

Die Freuden der Armuth.

Erzählung aan Karl van Holtei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

(Fortsetzung.)

Ganz anders stand es nun Zirner, den Vater, der, in seinen Kreisen wenigstens, und bei der sogenannten Fortschrittspartei, (allerdings ein sehr ausgedehnter und kaum übersehbarer Begriff für eine von so verschiedenartigen Bestrebungen angeregte Zeitrichtung) allgemein beliebt war, als gutmüthiger, geselliger lustiger Lebemann. Der hielt nicht hinter dem Berge; der machte kein Geheimniß aus seiner Lust am Genusse; der freute sich seines Reichthums vor der Welt, und gewährte ihr zugleich das Vergnügen, sich über die possierlichen Geschichten zu amüsiren, die er als Zerstreuter von Ruf theils wirklich lieferte, die theils nur auf seine Rechnung erfunden und verbreitet wurden. Man citirte ihn als eine psychologische Merkwürdigkeit, weil er fähig sei, diese Unart seines Geistes zu beherrschen, so lange der Kaufmann, der Bankier in ihm verwalte; weil er in Ziffern, Zahlen, Rechnungen niemals Verwirrung anrichte. Doch, setzte man hinzu, macht er sich's in allen andern Dingen desto bequemer, und entschädigt sich für den Zwang, den er sich auf dem Comptoir und an der Börse auflegen mußte, nachher durch die prächtigsten Confusionen. Ein vorzüglich dafür geeigneter Boden fand sich auf dem Landgute, welches Zirner, der Vater, kürzlich aus der Masse eines bankerott gewordenen Hypothekarschuldners angekauft. Dieses keineswegs fruchtbare, doch ziemlich große „Dominium" lag eine Meile von der Stadt entfernt, in sandiger Ebene. Auf irgend einen Ertrag durch landwirthschaftlichen Betrieb war nicht zu hoffen; doch das Wohnhaus, von hübschen Baumgruppen umgeben, konnte leicht (wofern nur kein Geld beim Umbau und bei der Einrichtung gespart wurde) in einen reizenden kleinen Palast verwandelt, aus den verwilderten Anlagen ringsumher konnte durch einen kunstsinnigen Gärtner binnen kurzer Frist der anmuthigste Park geschaffen werden. Das genügte dem Käufer. Was fragte Thomas Zirner darnach, ob auf den Ackerfeldern „zwei oder in trockenen Jahren kaum ein Korn" eingeärntet wurde? ob die ausgedörrten Wiesen nicht Gras genug brachten, so viel Kühe zu füttern als nöthig wären, hinreichend Milch und Butter für die Küche zu liefern? Das mangelnde Futter mußte gekauft werden, und wer achtete auf solche Kleinigkeiten? „Mandelsdorf" — (es hatte ursprünglich namen et amen geführt und Mangelsdorf" geheißen; doch einer der vorigen Besitzer wußte das traurige g in ein heitres, an die Mandelblüthe der Bergstraße erinnerndes d umzuwenden!) Mandelsdorf wurde für den geringen Preis von vierzig und etlichen tausend Thalern, von denen obendrein die bereits verlaren gegebene Hypothek abging, folglich „spottwohlfeil" sub hasta erstanden, und Reparaturen, Gartenanlagen, Neubauten und glänzende Einrichtung kosteten „höchstens" eben so viel. Wie gesagt, nicht der Rede werth!

Die Zirner'schen Damen hätten am liebsten schon den vergangenen Sommer in ihrem neuen Besitzthume zugebracht, doch dagegen lehnte sich der sorgsame Hausarzt auf. Maler, Stuccaturarbeiter, Tapezier, Tischler und Anstreicher waren erst im Juni fertig geworden; es schien nicht rathsam, sich „zu expaniren!" Heuer nun sollte der Einzug vor sich gehen, und durch ein großes Gastgebot feierlich begangen werden. Ein „Einweihungsfestchen, aber aus dem FF," sagte Herr Zirner senior, sich seelenvergnügt die Hände reibend.

Es ist in der Stadt über Sommer nicht auszuhalten, riefen Frau Elisabeth und Fräulein Bertha, einmal über das andere; man erstickt. Und auf Reisen aber in Bädern entbehrt man doch zu viel angewohnten Comfort. Wir beziehen unser Schloß; die Herrschaft Mandelsdorf liegt so nahe bei der Stadt, daß alle Bedürfnisse leicht zu haben sind; da haben wir unser „zu Hause" und genießen zugleich das Landleben. An Fremdenzimmern fehlt es auch nicht; dafür ist eigens der zweite Stock aufgesetzt worden. Es soll recht „gemüthlich" bei uns zugeh'n! —

Willibald lächelte ironisch zu solchen Exclamationen. Sein verächtliches Schweigen sagte deutlich genug, wie geringe Ansprüche er mache, als Theilnehmer dieser „gemüthlichen" Existenz aufzutreten. Wer mich in dieser Streusandbüchse sieht, dem erlaub' ich, mir Tinte vorzusetzen, statt Wein, und ich will sie trinken. Einen unsinnigeren Ankauf hat man noch nicht erlebt. Nun, der Alte kann mit seinem Gelde umspringen, wie's ihm beliebt; ich habe nichts damit zu schaffen. Aber wenn er so fortfährt . . . dergleichen Aeußerungen erlaubte sich hier und da der Theilhaber jener berühmten Firma: „Thomas Zirner & Comp." — Auch gab er nicht undeutlich zu verstehen, die ganze Herrlichkeit des Hauses entspringe doch einzig und allein aus dem Vermögen seiner verstorbenen Mutter, und es könne wohl der Tag anbrechen, wo er ein Canta pro errata reguliren und saldiren werde. Niemand von Allen, denen solche bedenkliche, leicht hingeworfene Drohungen zu Ohren kamen, fand sich veranlaßt, Herrn Thomas Zirner darüber Bericht zu erstatten; denn Niemand wollt' es mit ihm verderben. Doch was ihm verschwiegen blieb, wurde desto eifriger hinter seinem Rücken besprochen, und so war es möglich, daß neben des Mannes großem öffentlichen Credit und Ansehen mancherlei Zweifel und Bedenklichkeiten im Verborgenen hinsichtlichen, welche dann irgend ein gewaltiger Coup, eine kühne gelungene Spekulation auf einige Zeit wieder verscheuchte, doch niemals völlig vernichtete.

Wenn nun Willibald von den Berathungen, die man im väterlichen Hause pflog, das Mandelsdorfer Fest betreffend, sich fern hielt, so zeigte sich sein Halbbruder Paul desto bereitwilliger, thätigen Antheil zu nehmen. Die Liste der einzuladenden Gäste

bot erhebliche Schwierigkeiten dar. Da gab es ein ewiges Namenaufſchreiben und Wiederausſtreichen, ein Zuſammenzählen, Abziehen, Zuſetzen und Wegnehmen. Getanzt ſollte doch auch werden! Paul hätte für ſein Leben gern mehrere Officiere auf's Verzeichniß geſtellt, um zwiſchen dieſen ſeinen Freund Robert mit einzuſchwärzen. Die Damen machten keine Einwendungen. Doch der Vater ſprach ſein heftigſtes Veto aus: „Das hätte mir grade gefehlt, die aufgeblaſenen Junker mit guten Biſſen zu ſtopfen, ihnen meine theuerſten Weine Preis zu geben, damit ſie ſich faul und vornehm eiliche Male im Saale herumdrehen, als ob ſie uns eine Gnade erwieſen, und dann von ihnen über die Achſel angeſehen zu werden! Sie ſollen nur in ihre ariſtokratiſchen Aſſembleen laufen, wo ſie für magere Koſt und ſchlechten Trunk robotten müſſen. Wir bleiben unter uns!" —

Was mit dieſem „unter uns" eigentlich gemeint, und welche Eigenſchaften erforderlich geweſen, um in ſeinem Sinne dafür zu paſſen, mag der gutmüthige, doch ſtets zerſtreute Feſtgeber ſich wohl ſelbſt nicht ganz deutlich gemacht haben. Er wußte eben nur, wen er nicht bei ſich ſehen wollte; im Uebrigen ließ er die Mutter mit ihren beiden Kindern im Vereine wählen, prüfen und beſtimmen. Bald ſprach die ganze Stadt von der Einweihung des Mandelsdorfer Schloſſes. Hätten Zirners belauſchen können, was und wie davon geſprochen wurde, . . . nicht allein von den Uebergangenen, die vergeblich auf eine Invitation geharrt, ſondern auch von den Eingeladenen, und von dieſen zumeiſt . . . wahrſcheinlich würden ſie, irgend einen Krankheitsfall vorſchützend, von der Idee abgegangen ſein. Das neuangekündigte Prachtwerk Zirner'ſcher Eitelkeit wurde, ſchon eh' es erſchien, mit boshaften Vorreden geſchmückt, welche von mancherlei Gedankenſtrichen und Ausrufungszeichen aus Willibalds Feder durchſchoſſen waren. Unterdeſſen ſchritten die Anſtalten im graßartigſten Maßſtabe weiter, und der vielbeſprochene Tag rückte näher und näher.

III.

Robert von Randlau hatte zwar, wie verabredet, jenen Abendbeſuch bei Paul Zirner abgeſtattet; hatte ſich auch mit dem heitern, herzlichen Burſchen, der ihm ſowohl perſönlich, wie auch als Bertha's Bruder ſehr zuſagte, recht angenehm unterhalten . . . war aber ein zweites Mal nicht gekommen. Ihm blieb der Gedanke peinlich, daß er ſich gleichſam verſtohlen zu dem jungen Freunde ſchleichen, daß dieſer ihn heimlich empfangen müſſe. Der dicke Pförtner am großen Eingangsthor, genährt und aufgetrieben von jener Inſolenz der Geldariſtokratie, welcher jegliche Humanität, bis auf die oberflächlichſten Formen hinab mangelt, und welche ſich nur vor Goldesklang beugt oder krümmt, hatte den armen Secoudelieutenaut, deſſen Uniform hinreichend verkündete, daß er nicht im Vorderhauſe auf Empfang hoffe, einem förmlich beleidigenden Examen unterworfen. Dabei hatt' er ihn, den Schlanken, von oben bis unten mit halb geringſchätzenden, halb mitleidigen Blicken gemeſſen, als wollt' er ſagen: „Du magſt wohl verdammt ſchmale Biſſen eſſen; da ſieh' mich an! Bei uns geht's ein Bischen anders zu!" — Robert, ſo jung er war, beſaß eine Feſtigkeit des Charakters, die ihn vor jeder Selbſterniedrigung ſchützte und bewahrte, auch da, wo die aufregenden Gefühle mächtig erwachender Liebe ihm zur Entſchuldigung gereicht hätten. Er beherrſchte ſie, und zog ſich von fernerem Verkehr mit Bertha's Bruder zurück, weil er es ſeiner unwürdig fand, eine zufällige Begegnung mit ihr hinterliſtiger Weiſe unter dem Deckmantel der Freundſchaft zu erſchleichen. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit machte ihn kälter und zurückhaltender gegen den jungen Ziener, als er innerem Antriebe zufolge ſonſt geweſen ſein würde. Denn, wie ſchon bemerkt, der muntre Student ſagte ihm ſonſt zu, that auch ſeinerſeits Alles, den ungerechten Groll, welchen ſein Vater gegen Officiere im Allgemeinen kund gab, herzlich auszugleichen. Wo ſie ſich ſahen, wechſelten ſie wohlwollende Worte, Jeder empfindend, daß Etwas zwiſchen ihnen ſtehe, was ſie zwar trenne, was ſie doch nicht hindern könne, ſich gut zu ſein.

Am Sonnabend vor dem großen Feſte, (denn dieſes war auf einen Sonntag anberaumt) fand Robert, wie er, zwiſchen zierlich geordneten Vorräthen des Blumenmarktes einhergehend, die Fülle derſelben bewunderte und an deren Dufte ſich labte, mitten im bunteſten Gewühl den lebhaft geſtikulirenden Paul, der den erſtaunten Verkäuferinnen höchſt onzügliche Bemerkungen über erbärmlichen Betrieb ihres Handels zu hören gab. „Was Teufel", fragte er jenen lachend, „was haben die holden Prieſterinnen Flora's Ihnen zu Leide gethan?"

„Die holden Prieſterinnen Flora's ſollten von Magiſtratswegen verhalten werden, mit dürren Beſenreiſern zu handeln, anſtatt ſich für Blumenmädchen ausgeben zu dürfen. Denken Sie ſich, daß ich auf dem ganzen Markte keine Camellien finde!"

„Das glaub' ich wohl; im Auguſt iſt ihre Zeit vorüber!"

„Was Zeit! Für Geld muß man Alles bekommen und zu jeder Zeit. Wenn ich ſie bezahlen will und kann, hab' ich Kirſchen und Erdbeeren im Januar. Weshalb ſetzt keine Camellien? Ich bin förmlich in Verzweiflung. Meine Schweſter verlangt nun einmal weiße Camellien; ſie will morgen zum Feſte einen Kranz davon im Haare tragen; ich hab' ihr mein Cereois gegeben. Was ſoll ich nun beginnen? Bei allen Kunſtgärtnern bin ich herumgelaufen; nirgend nur ein dürftiges Knöspchen. Und hier auch nicht. Ich traue mich gar nicht hinaus. Bertha wird mich beſchuldigen, es liege an meiner Faulheit. Sie, die mir ſchon ſo häufig aus Verlegenheiten geholfen, die jedem Wunſche, den ich äußere, zuvorkommt . . . ſie begehrt endlich einmal etwas von mir, und ich kann eine ſolche Kleinigkeit nicht für ſie herbeiſchaffen!"

„Ihre Damen befinden ſich nicht in der Stadt?"

„Das iſt ja eben mein Unglück. Sie ſitzen ſchon ſeit einer Woche in dem vermaledeiten Mandelsdorf. Wären ſie hier, ſo könnte Bertha ſich ſelbſt überzeugen, daß ich keine Schuld trage." „Sie wird in Ihre Verſicherungen keinen Zweifel ſetzen, Paul! Und ſanft, wie ſie iſt, wird ſie mit einem Kranze von zarten, weißen Roſen auch vorlieb nehmen; davon haben Sie hier ganze Maſſen zur Auswahl."

„Es bleibt mir freilich nichts Anderes übrig. Aber ich werde mich ſchämen, wortbrüchig vor ihr zu erſcheinen."

„Fahren Sie heute noch hinaus?"

„Ich will mich hüten. Morgen, ſo ſpät wie möglich; damit ſie nicht Zeit findet, mich auszuſchelten."

„Es wird ſo ſchlimm nicht ſeyn . . . . viel Vergnügen!" — Dies rufend, entfernte ſich der Lieutenant raſchen Schrittes und ließ den Studenten die ihm dargebotenen Roſen muſternd zurück. Aber wohin begibt ſich Robert? Welch' ſeltſamen Weg ſchlägt er ein! Durch Gaſſen und Gäßchen eilt er einer abgelegenen Stadtgegend zu, wo ſelten Spaziergänger zu erblicken ſind, wohin ſogar das Geräuſch und Gewühl ſtädtiſchen Treibens nicht dringt, wo eine ſtille, wenig bewohnte Vorſtadt ſich in einzeln ſtehende, kleine Häuschen hinter kleinen Gärtchen verliert und auflöst, wo Leute zu hauſen ſcheinen, die keinen Anſpruch mehr an's Leben machen, außer den, wenn auch in Dürftigkeit, es doch in Ruhe zu beſchließen.

„Hier herum," ſprach Robert zu ſich ſelbſt, „muß es ſeyn, wo ich dieſer Tage den mit Knoſpen und Blüthen geſchmückten Camelliendaum ſah; vor dem Fenſter an einem der nächſten Häuſer . . . wenn ich nicht geträumt habe. Zwar das wäre ſchon möglich; denn wie ein Träumender geh' ich ja oft umher, wenn ich an ſie denke; und an ſie dacht' ich . . . aber nein; grade weil ich beim Anblick der ſetzt feinen Blumen mir ſagte, wie ſchön ſie auf Bertha's dunklen Locken prangen würden! grade darum kann es kein Spiel der Einbildung geweſen ſeyn und war's auch nicht; denn ſiehe, da ſteht der Baum in voller Pracht! Nun heißt's die rechten Worte finden, die der Beſitzer Herz erweichen. Mit Geld allein wird's bei ſolchen Blumenfreunden, die ihre Lieblinge ſo ſorgſam pflegen und ſo glücklich erziehen, nicht gelingen. Und überdieß . . . ich hab' ihnen keine großen Schätze zu bieten." Er ſchritt einige Male vor dem offenen Fenſter auf und ab, ſeine Bewunderung recht zur Schau tragend, damit die beiden alten Leute im niedrigen Gemach, ein Mann und eine Frau, ihn bemerken möchten. Doch dieſe, wahrſcheinlich an dergleichen, ihren kleinen ſchwebenden Gärten dargebrachte Huldigungen ſchon gewöhnt, ließen ſich in ihren häuslichen Geſchäften nicht ſtören. Sie gingen ab und zu, ohne den Herrn Lieu-

tenant ſonderlich zu beachten. Erſt als dieſer voll Ungeduld, die Verhandlungen zu beginnen, den Kopf zum Fenſter hineinſteckte und mit einſchmeichelnder Stimme fragte: „Sagen Sie mir, wie fangen Sie's an, jetzt noch ſo köſtliche Camellien hervorzuzaubern?" regte ſich der gerechte Stolz des ſchlichten Paares und Beide traten herzu, ausführlichen Beſcheid zu ertheilen. Das Gewächs habe über Winter gekümmert und gekränkelt; im März und April, während ſeine Geſchwiſter überall blühend lebten, ſey es dem Abſterben nahe geweſen; doch einige kunſtreiche Begießungen (ein Familiengeheimniß) haben es vom Tode gerettet; im Monat Juni hab' es ſich völlig aufgerafft und nun hole „das gute Ding" fleißig und eifrig nach, was es im Frühjahr verſäumen mußte. Sie redeten von der Pflanze, wie von einem Lieblingskinde, welches am Rande des Grabes geſtanden hätte und ihnen neu geſchenkt wäre, wobei ſie nicht unterließen, ihren andern grünen Kindern, die ſich auf hölzernen Geſtellen vor und neben ihnen thürmten, beſchwichtigende Blicke zu gönnen, als wollten ſie ihnen nicht wehe thun.

Durch dieſe Pietät wurden Roberts Hoffnungen gar ſehr herabgeſtimmt. Er begriff, daß er hier mit großer Vorſicht zu Werke gehen müſſe, ſollten die redlichen Leute ſeinen Wunſch erfüllen. In edlen Seelen waltet ſtets ein inniges Mitgefühl für zarte Empfindungen, mögen ſich dieſe noch ſo kindlich, ja kindiſch darſtellen; nur ſelbſtſüchtige, rohe Naturen verſagen den liebenswürdigen Schwächen ihrer Mitmenſchen theilnehmende Achtung. Und hätte Robert alle Taſchen von Goldſtücken angefüllt getragen, er wäre nicht im Stande geweſen, mit einem ſchnöden Geldangebot zu beginnen. Er leitete ſalglich (immer durch's Fenſter) das traulichſte Dreigeſpräch ein, worin er bald erfuhr, der alte Ottmar, eines Gärtner's Sohn, ſey ſelbſt gelernter Gärtner geweſen, bis man ihn vor wenigen Jahren wegen Alter und Kränklichkeit aus dem letzten Dienſte entlaſſen. Mit dem, was er ſich in mehr als vierzigjähriger Mühwaltung zuſammengeſpart, hab' er ſich dies Häuschen gekauft und „ſeine Alte" habe ihre paar Groſchen, die ſie von den Eltern ererbt, dazu gelegt. Freilich wohl hat's noch nicht zugereicht, fuhr er fort, und etliche hundert Thaler Schulden, die wir mit fünf Procenten verzinſen, haften noch auf dem Grundſtück. Das machte weiter nichts und ſind wir ganz erträglich durchgekommen, nur daß anjetzo die Wahnung über uns, eine Treppe hoch, leer ſteht, ſchon in's zweite Quartal; das macht ein garſtig Loch in die Rechnung; denn wer die einzelnen Groſchen genau zählen und jeden dreimal umdrehen ſoll, eh' er ihn weggibt, dem dürfen keine Thaler ausbleiben." „Aber wie geht es zu, daß ſich kein Miether findet?" „Miether fänden ſich genug und melden ſich tagtäglich, nur, daß ſie uns nicht gefallen. Verdächtiges Volk können wir in unſerem Häuschen nicht gebrauchen. Hier muß Ordnung, Sauberkeit, Ruhe und Fleiß heerſchen. Meine Alte denkt in dieſem Punkte grade ſo wie ich. Sie ſpart ſich's an Kaffee und Zucker ab, ich am Tabak ... na, haben wir doch unſere Blumen!'

(Fortſetzung folgt.)

Weib und Kind.

Ein ſchwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwondernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerſchein,
Was mir nach kommen ſoll, was ſchon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernſten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernſte nah;
Der Tannwald ſtand, ein feſter Bürger da,
Daß ſich noch Alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauerweib entgegen:
„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!" ſprach ſie mir;
„In Ewigkeit!" ſo dankt' ich freundlich ihr;
Es iſt der beſte Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt ein kleines Mägdlein, halb erſchrocken,
Als ſie mich ſah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte ſich, mit einem Biſſen Brod
Ein zögernd Kälblein mit ſich heimzulocken.

„Komm, Kalberl, komm!" ſo rief das Kind dem Thiere;
Das klang ſo innig, lieblich und vertraut,
Daß ich der Unſchuld heimathlichen Laut
Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Long blickt' ich ihnen nach, bis ſie verſchwunden.
Und daß ein Leben ſchön und glücklich nur,
Wenn es ſich ſchmiegt an Gott und die Natur,
Hob' ich auf jenem Berge tief empfunden.

Lenau.

Ueber Sanitätsweſen.

(Schluß.)

Wollen wir daher uns und unſere Kinder vor dieſem mörderiſchen Gifte ſchützen und letztere zu geſunden, kräftigen Menſchen erziehen, ſo ſorgen wir vor Allem für geſunde gute Luft außerhalb und innerhalb unſerer Wohnungen. Erſteres erreichen wir dadurch, 1) daß wir die faulige Zerſetzung der Auswurfſtoffe durch Beſeitigung oder Zerſtörung der Gährung erregenden Pilzzellen zu verhindern und 2) die Imprägnirung des Bodens mit in Gährung und Zerſetzung befindlichen Stoffen zu verhüten ſuchen. Der erſte Zweck wird erreicht durch geeignete phyſikaliſche oder chemiſche Desinfektion. Die phyſikaliſche beſteht neben einer energiſchen Ventilation der Aborte in dem Bedecken der Excremente mit poröſen Stoffen, wie Kohle, gebranntem Kalk, Erde, welche durch Entziehung des Waſſers die Gährung der erſteren verhindern. Die chemiſchen Mittel dagegen wirken durch Oxydation, Auflöſung der Pilzzellen und Gerinnen des Zellſaftes, ſo daß durch Zerſtörung der Pilze auch die Gährung unmöglich wird. Am meiſten zu empfehlen ſind unter dieſen der Chlorkalk, die mangansauren Salze, Carbolſäure, ſchwefelſaures Kupfer und Eiſen. Außerdem exiſtiren noch verſchiedene Compoſitionen, unter welchen ſich beſonders die Süvern'ſche Desinfektionsmaſſe bewährt hat, welche aus je einem Theil Steinkohlentheer und Chlormagneſia mit etwa ſieben Theilen Aetzkalk beſteht. Um die Imprägnirung des Bodens zu verhüten, muß man die ſchädlichen Auswurfſtoffe gänzlich beſeitigen. Man erreicht dieß durch Abfuhr der Excremente, welche in feſten, gemauerten Gruben oder beweglichen Tonnen (fosses mobiles) geſammelt werden. Der Inhalt wird bei erſteren entweder durch Handarbeit oder beſſer durch Saugpumpen oder Luftdruck entleert. Unter den Saugpumpen iſt beſonders die von Schleitinger in Mühlhauſen gefertigte ſogenannte amerikaniſche Pumpe zu erwähnen, bei welcher die entweichenden Gaſe zugleich verbrannt werden. Noch beſſer iſt das Luftdruckſyſtem, bei welchem durch Condenſation von Dampf ein luftleerer Raum in dem Cylinder erzeugt wird, welcher zur Aufnahme des Grubeninhaltes beſtimmt iſt. Der Vortheil, der durch das Tonnenſyſtem der Landwirthſchaft gebracht wird, geht größtentheils verloren durch die andere Art der Bodenreinigung, das ſogenannte Schwemmſyſtem, bei welchem die Auswurfſtoffe in Röhren und Kanälen mittelſt Waſſers ſogleich beim Abfall fortgeſchwemmt werden. Bedingungen dieſer Methode ſind reichliches Waſſer und gute Kanäle, um die Maſſe ſogleich zu verdünnen und in gewiſſe Entfernung ſoetzuſchwemmen. In neuerer Zeit hat das Syſtem von Kapitän Liernur viel von ſich reden machen, welches aus kleinen eiſernen Reſervoirs beſteht, welche durch enge eiſerne Röhren luftdicht mit den Abtritten verbunden werden. Jede Röhre hat eine Klappe, welche vom Trottoir aus gehandhabt werden kann und die Röhren bis zum Augenblicke der Entleerung ſtets hermetiſch verſchließt. Soll der Abtrittsinhalt in das Reſervoir entleert werden, ſo wird mittelſt einer Dampfmaſchine eine Luftpumpe in Bewegung geſetzt, welche die Luft aus dem Reſervoir herauspumpt, ſo daß nach Oeffnung der Klappe durch den äußeren Luftdruck der Abtrittsinhalt in das Reſervoir entleert wird. Unterſtützt wird die Bodenreinigung durch Kanaliſation mittelſt Anlage von Pflanzungen, deren Wurzel als natürliche Saugapparate wirken, welche die ammoniakaliſchen Zerſetzungsſtoffe an ſich ziehen und dadurch unſchädlich machen. Eine geſunde Luft innerhalb unſerer Wohnräume erzielen wir durch eine zweckmäßige und ausreichende Ventilation. Wie viel friſche Luft in

einem Zeitmomente einem bestimmten Raume mindestens zugeführt werden soll, unterliegt verschiedenen Modifikationen, je nach der Größe des Raumes und der Anzahl der Personen, welche ihn bewohnen. Bei strenger Berechnung müssen wir einem geschlossenen Raume, in welchem ein oder mehrere Menschen athmen, das zweihundertfache Volumen der ausgeathmeten Luft an frischer Luft in jedem Zeitmomente zuführen, wenn die Luft stets gut bleiben soll. Wenn also ein Mensch stündlich 300 Liter Luft im Zimmer ausathmet, so müssen demselben 6000 Liter frischer Luft zugeführt werden. Abgesehen davon, daß eine solche Zufuhr häufig auf Schwierigkeiten stößt, reicht auch eine geringere Menge ohne Gefahr für die Gesundheit wenigstens in den meisten Verhältnissen aus. Während z. B. für Hospitäler bei herrschender Krankheit ꝛc. ein Minimalbedarf von 60 — 150, selbst 200 Kub.-M. pro Kopf und Stunde nöthig ist, genügt für Wohnzimmer, Schlafzimmer und Schulen ein Quantum von 20—30—50 Kub.-M. Eine natürliche Ventilation findet in jedem Raume statt durch Temperaturdifferenzen der inneren und äußeren Luft, Ritzen und Fugen in Fenstern und Thüren, Porosität der Wände, durch welche nach Pettenkofer's Untersuchungen ein beständiger Luftaustausch stattfindet, so daß ein wenn auch geringer Abzug der schlechten, in einem geschlossenen Raume angehäuften Luft bewirkt wird. Jedoch genügt diese selbstständige Ventilation nicht, sondern muß und zwar auf die einfachste und natürlichste Weise durch ein ausgiebiges Oeffnen der Thüren und Fenster unterstützt werden, wodurch, wenn sich durch zwei gegenüberliegende Fenster von 1,5 Meter Breite und 4 Meter Höhe ein Luftstrom von der Geschwindigkeit von 6 Meter in der Minute bewegt, in 1 Minute 36 K.-Meter und in 1 Stunde 2160 K.-Meter Luft in das Zimmer eingeführt werden können. In dem Pettenkofer'schen Zimmer enthielt bei einem Versuche die Zimmerluft, welche um 2 Uhr 30 Min. 2,66 p. Mille Vol. Kohlensäure enthielt, nachdem ein 9'/$_0$ Quadratfuß großes Fenster während 5 Minuten offen gestanden, um 2 Uhr 45 Minuten 2,38 p. Mille Vol. Kohlensäure bei 22° Cels. Temperaturdifferenz. Leider ist der frische Luftstrom, der dabei entsteht, leicht sehr störend und gesundheitsgefährdend und im Winter mit großem Wärmeverlust verbunden. Zweckmäßig sind daher die Fensterscheiben, welche sich selbst gegen die Fensterfläche horizontal nach innen und oben öffnen, nach welchem Prinzip die neuen Fenster in England gebaut sind, welche somit den Luftstrom nach oben ableiten. In vielen Hospitälern hat man jedoch mit der natürlichen Ventilation nicht auszureichen geglaubt und deßhalb zu kostspieligen künstlichen Ventilationsmethoden seine Zuflucht genommen. Diese beruht entweder auf Aspiration mit künstlichen Temperaturdifferenzen oder auf Propulsion mit mechanischer Kraft als bewegendes Agens. Erstere wird am einfachsten durch zweckmäßige, von innen heizbare Oefen bewerkstelligt; genügt aber in dieser Weise nur für gewöhnliche Wohnzimmer. Bei größeren Räumen, in denen sich mehrere Menschen aufhalten, empfehlen sich die sogenannten Meisner'schen Mantelösen, deren Hohlraum mit der Außenluft in Verbindung steht und sie erwärmt in das Zimmer einströmen läßt oder die nach ähnlichem Prinzip gebauten Graff'schen Oefen, welche bei einer Lufteintrittröhre von 288 Centimeter und mäßiger Heizung 12,440 Kubikfuß Luft per Stunde einführen sollen. Ein complicirteres Aspirationssystem ist das von Jean Duvoir und Le Blanc, welches im Wesentlichen in einer Röhrenleitung mit circulirendem heißem Wasser und einem Reservoir auf dem Boden besteht, welches Luft aspirirt. Die Propulsion-Systeme sind ausschließlich auf mechanische Kraft basirt; das einfachste ist nach Desaquiliers ein in einem Behälter eingeschlossener und von Wasserdampf oder Menschen bewegter Fächer, in dessen Centrum die Luft eintritt, welche dann durch die sich drehenden Flügel des Fächers in eine Röhre abgeleitet werden. Bei dem System Grouvelle-Farcot wird im Souterrain durch Dampfkraft ein Centrifugalventilator bewegt, welcher aus einem Luftthurme frische Luft herabzieht und durch sich verzweigende Blechröhren in die Saalösen führt. Die Luftabfuhr-Kanäle vereinigen sich auf dem Boden zu einem über dem Dache mündenden Schornsteine. Bei dem System van Heecke bewegt eine kleine Dampfmaschine im Keller einen Flügelventilator, der frische Luft aus dem Garten aufsaugt und in eine unter dem Gebäude durchgelegte Röhre von großem Querschnitte eintreibt, welche sich in Nebenröhren theilt, die Luft in die Caloriferen und von da in die Säle der verschiedenen Etagen treibt; die gebrauchte Luft entweicht durch Canäle, die über das Dach hinausführen.

Die Resultate unserer Betrachtung in wenige Worte gefaßt, sind nach alldem die: „Wollen wir uns und unsere Kinder vor Krankheit und Siechthum schützen und nicht schon in die Kinder den Keim künftigen Elendes legen, so sorgen wir vor Allem für gute Luft in und außer dem Hause; denn so paradox es klingen mag und so sehr es mit dem Facit, das wir alljährlich aus unserem Soll und Haben ziehen, im Widerspruche stehen mag, wir leben Alle von der Luft.

„Wie jede Substanz", schreibt der Naturf., „im glühenden Zustande bestimmte helle Linien oder Bänder im Spectrum zeigt, die ihr eigenthümlich sind, so erzeugt sie, wenn ein helles Licht durch dieselbe hindurchstrahlt, im Spectrum bestimmte dunkle Absorptionslinien oder Streifen. Diese Eigenschaft der Stoffe benützt Herr Sorby, um die im Handel vorkommenden Artikel auf ihre Reinheit zu prüfen. Es werden von der zu prüfenden Substanz kleine Mengen gelöst und durch die Lösung Sonnenlicht hindurchgelassen, welches im Spectrum ganz bestimmte Absorptionsstreifen zeigen muß. Ist die Substanz gefälscht, dann sieht man andere Streifen. Diese Prüfungsmethode ist sehr einfach und von Jedem leicht ausführbar. Es kommt nur darauf an, die der betreffenden reinen Substanz eigenthümlichen Absorptionsbänder zu kennen. Herr Sorby hat nun im Oktoberheft des Quarterly Journal of Microscopical Science diese Bestimmung für gefärbte Weine, weiße Weine, die Farbstoffe des Bieres, Senf, Safran, Käse und Butter ausgeführt. Er weist ferner nach, wie sich alte Weine und verdorbene Biere mittels des Spectroscops einfach und leicht erkennen lassen und fordert endlich auch andere Forscher auf, dieses reiche Material bearbeiten und für die practische Verwerthung vorbereiten zu helfen."

(Vierfüßige Menschenfresser.) In Indien sind amtlichen Berichten zufolge in den Jahren 1861 bis 1867 nicht weniger als 4218 Personen den Tiegern, 1407 den Leoparden, 105 den Bären, 174 den Hyänen und 3210 anderen Thieren, wie Ebern, Elephanten ꝛc. zum Opfer gefallen. Der Mensch hat auch seinerseits Rache genommen. 7278 Tieger, 5663 Leoparden, 167 Bären, 1338 Wölfe und 1100 andere Thiere sind erlegt worden, so daß die Bilanz sich auf 13,400 Menschen gegen 18,200 Raubthiere beziffert. Furchtbar sind die Opfer, welche oft einem Distrikte durch Tieger auferlegt werden, die, nachdem sie einmal Menschenfleisch gekostet, diese Nahrung allen anderen vorziehen und immer kühner gegen die unglücklichen Eingeborenen vorgehen, welche durch abergläubische Verehrung der Bestien zurückgehalten werden, in Masse Jagd auf einen solchen „Menschenfresser" zu machen. Ein solcher Tieger schleppte am Gyaraghatpaß in 3 Jahren 50 Menschen weg, im Kurnuldistrikt hielt sich ein Tieger auf, dessen Fußspuren an einer Klaue von außerordentlicher Größe unverkennbar waren, der in den ersten neun Monaten des Jahres 1867 64 Menschen umbrachte.

Zweisylbige Charade.

Das Erste ist das Größte und das Kleinste,
Es birgt das Herrlichste und das Gemeinste.
Das Zweite ist vom Leben unzertrennlich,
Es zu verhehlen, gilt für männlich.
Das Ganze spukt gern in blasirten Tröpfen,
Doch steht es nur geistreichen Köpfen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 19: „Schweißfuchs."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 21. Sonntag den 22. Mai. 1870.

Der Weise bleibt sich immer gleich,
Er ist in seiner Lust kein Sclave schöner Tage;
Was ihm des Glückes Unbestand,
Was ihm die Flucht der Zeit entwand,
Verliert er ohne Klage.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung von Karl van Holtei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

(Fortsetzung.)

Roberts Aussichten auf Eroberung der heiß ersehnten Camellien schwanden immer mehr. Demnach wollt' er nicht völlig entsagen, und um Frist zu gewinnen, bat er, man möge ihn die leerstehende Wohnung in Augenschein nehmen lassen; vielleicht fände er Gelegenheit, sie einer stillen, anständigen Familie zu empfehlen."

Nu, damit," meinte Ottmar, „wird's wohl gute Wege haben; die Familien, mit denen soich' ein „abrettes" Officierlein bekannt ist, werden sich schwerlich entschließen, hier zu wohnen, am Ende der Welt und in Stübchen, wie die unsrigen. Indessen, wenn Sie die paar Stufen hinaufsteigen wollen . . . müde wird Sie's nicht machen."

Es waren zwei Zimmer, eine Kammer und eine Küche; reinlich gehalten, weiß übertüncht, um Weniges höher, als die Räume im Erdgeschoß, dabei hell, behaglich, heimlich.

„Hier fehlt nichts," rief Robert, „als der grüne Schmuck Ihrer Gemächer, dann müßte sich's gut leben zu Zweien, oder Dreien. Läg' Ihr Häuschen nicht so weit ab von meinen Berufswegen, ich würde mich glücklich fühlen, hier zu wohnen. Wie hoch schlagen Sie den Miethzins jährlich an?"

„Von Leuten, die keinen Unfug machen und für uns passen, würd' ich nicht mehr verlangen, als achtundvierzig Thaler."

„Das ist ja halb geschenkt."

„So viel brauch' ich auf Steuern und auf die Zinsen an meinen Hypothekgläubiger. Damit begnüg' ich mich. Wenn's nur schon da wäre! Nächstes Quartal siehts garstig aus. Fehlen mir noch 12 Thaler; die müssen bis zum Michaelistermin zusammengekratzt seyn."

„Die könnten Sie spielend erwerben, wenn Sie . . ."

„Was Herr Lieutenant?"

„Wenn Sie eine Scheere hervorsuchen und die Blüthen des Camellienbaumes mit selbiger abknipsen wollten. Es werden mindestens ein Dutzend daran offen steh'n, und einen Thaler für jede durch die Bank gibt der Kaufinstige mit Vergnügen. Bleiben Ihnen noch eben so viele Knospen und Knöspchen, die binnen vierzehn Tagen auch Blüthen sind und den Abgang ersetzen."

„Also darauf war's abgesehen?"

„Ja, ehrlich gesagt, deshalb bin ich heute herausgelaufen. Es liegt mir viel, viel mehr als Sie denken können, an Blumen dieser Gattung zu einem Kranze; nirgend gibt es welche; ich besann mich, an Ihrem Fenster gesehen zu haben . . ."

Der Alte sah den in gespannter Erwartung dastehenden schmucken Officier zweifelnd und mißbilligend an.

„Junger Herr," sagte er, „ich traue der Sache nicht und schlage Sie Ihnen rundweg ab; sie verträgt sich nicht mit meinem Gewissen."

„Alter Mann, ich bin weder reich noch leichtsinnig. Ich bin ein blutarmer, aber ein ordentlicher Mensch. Ich lebe von meiner Gage, und habe keinen Pfenning Schulden. Mehr brauch' ich nicht zu sagen. Sollten Sie aber an meiner „Solvenz," wie die Kaufleute sagen, zweifeln? Hier, überzeugen Sie sich: zwei Fünfthalerscheine, ein harter Thaler, und an kleinerer Münze wenigstens noch drei . . . Sie sehen . . . ."

Jetzt mengte sich Frau Christine Ottmar in's Gespräch: „Alter," sprach sie, „laß' mich meinen Senf auch dazu geben. Können wir wissen, ob nicht das ganze zukünftige Schicksal des jungen Herrn grade von dieser Gabe abhängt? Der liebe Herrgott führt die Seinen wunderbarlich. Immer möglich, daß an unsre Blumen die Entscheidung für des Officiers ganzes Leben geknüpft ist, er will vielleicht sein letztes Geld daran wenden . . . ."

„Das soll er eben nicht; und ich darf's nicht annehmen!"

„Nein, das soll er auch nicht! Und Du sollst's auch nicht, Alter, Du sollst ihm die Blumen schenken!"

„Das kann ich nun wieder nicht annehmen. Eh' ich sie geschenkt nehme, eh' ich redlichen, kümmerlich-siedenden, alten Leuten ihre einzige Freude raube, ohne ihnen einen kleinen Ersatz dafür bieten zu dürfen, gebe ich meinen Plan auf; das ist gewiß."

„Wir wollen's einrichten, daß jeder Theil seinen Willen hat. Du schneidest ihm die Blumen ab, und er gibt uns fünf Thaler; da behält er noch so viel, daß er zum trocknen Brod einen Bissen Braten schmausen kann, und für uns sind die fünf Thaler eine hübsche Hilfe. Sind Sie damit einverstanden?"

Robert zögerte.

„Es ist ein Vorschlag zur Güte," rief Ottmar; „gib mir die Scheere her!" Bevor noch Robert wiederholte Einsprache thun konnte, waren die Camellien schon von ihren Mutterästen getrennt, mit kunstfertiger Hand in eine schützende Umhüllung von Papier geschlagen, Frau Ottmar hatte einen Fünfthalerschein an sich genommen, das übrige Geld in Roberts Ledertäschlein geschoben, und dieses zwang sie ihm freundlich auf, während ihr Mann ihm die Blumen überreichte. „Gott gebe," sprach der Letztere, „daß meine Alte richtig prophezeit; daß unsere Pfleglinge Ihnen Glück bringen!"

Digitized by Google

„Ich bleib' in Ihrer Schuld," sagte Robert herzlich, doch schon auf dem Sprunge. Und hinaus war er mit den erbeuteten Schätzen. Als er von der Straße noch einmal durch's Fenster hinein dankte, erwiderte die alte Frau: „Wenn Sie glauben, daß Sie uns etwas schuldig sind, können Sie die Schuld leicht abtragen: Sie brauchen uns nur gelegentlich einmal Nachricht zu geben, wie Ihr Geschenk aufgenommen wurde."

„Ein Wort, ein Mann!" klang es aus der Ferne zurück.

* * *

In Mandelsdorf sah es aus, wie es am Vorabend eines üppigen Festes nicht anders sein kann; in der Küche wurde geschlachtet, gewürgt, gerupft, abgehäutet, abgeschuppt, gebacken, gesotten, gerührt; der „Chef" (so beliebten diese Herrn sich von ihren Lehrjungen und Hilfsmädchen tituliren zu lassen, indem sie das „de cuisine" unterschlagen) hetzte seine deutschen Sclaven und Sclavinnen mit französischen Flüchen umher, schrie nach der Ausgeberin, die er „vieille carcasse" schimpfte; warf mit vollen Händen frische Butter in's Herdfeuer; schrie wie ein Besessener; und ließ den Inhalt jener Weinflaschen, die er für Gelatinen, Compote und Cremen requirirt, zur Hälfte durch seine Gurgel rinnen. Der Gärtner, nach ganz niedergeschmettert von den Vorwürfen, mit denen er überschüttet worden, weil seine Camelliensträuche keine Blüthen trugen, das heißt: längst abgeblüht hatten, schleppte im Schweiße des Angesichtes Näpfe und Kübel in den Tanzsaal hinauf, um diesen, so wie die daran stoßenden Gesellschaftszimmer soviel wie thunlich in Gärten umzuwandeln. Im obern, neu aufgesetzten Stockwerke waren keuchende Stubenmädchen beschäftigt, Gastzimmer einzurichten, sie mit hundertlei kleinen Bequemlichkeiten auszustatten, in denen holde Tänzerinnen, ihre Toiletten zu repariren, einen ungestörten Zufluchtsort finden sollten.

Frau Zirner und Bertha hatten wohl einige Wanderungen durch all' diese Schauplätze consultivischer Thätigkeit unternommen, doch ohne tieferes Eingehen in die Ausführung ihrer Anordnungen, was ihnen zu langweilig und umständlich gewesen wäre. Sie saßen jetzt, den wundervollen lauen Abend genießend, in dem zeltartigen Vorbau, welcher die zum „Schlosse" führende Freitreppe bedeckte, und schwelgten in der langen Liste der Eingeladenen, Namen für Namen wiederholend, jedwedem ein Kleckschen anhängend. Herr Thomas Zirner war mit der Dämmerung angelangt. Er wiegte sich auf amerikanischem Schaukelstuhl, blies den Rauch einer „Sechsgroschen-Cigarre" voll Behagen von sich, verfolgte die zartgekräuselten Wölkchen mit Kennerblicken auf ihrem leichten Zuge nach den in hohen Glasglocken brennenden Kerzen hin, über denen sie sich dann langsam verzogen. „Rauch ist alles irdische Wesen!" flüsterte er einigemale, worüber seine Tochter sehr erstaunte, und ihn fragte: „Aber Vater, wie kommst Du darauf, einen Dichter zu citiren?"

„Weiß ich's? Die Worte drangen sich mir unwillkürlich auf. Es ist mindestens dreißig Jahre her, daß ich nicht mehr daran dachte, und jetzt erinnere ich mich lebhaft; Schiller's Siegesfest war mein Lieblingsgedicht, wie ich in Deinem Alter seine Verse verschlang. Sonderbar! So lange haben sie von Ziffern und Rechnungen verdeckt in meinem Gedächtniß begraben gelegen und jetzt auf einmal . . . hat sich Paul noch nicht blicken lassen?" „Der wird sich heute nicht mehr zeigen. Er gab mir das Wort, nicht ohne Camellien vor mir zu erscheinen; wahrscheinlich sind sie ihm erst für morgen Früh versprochen worden. Desto besser; dann sind sie noch ganz frisch, und brauchen nicht erst in den Keller gestellt zu werden."

„Glaub' ich doch kaum, daß er sein Wort zu halten vermag. Wo gibt es jetzt Camellien?"

„Für Geld gibt es Alles."

„Das ist freilich wahr; doch nur bis auf einen gewissen Grad. Daß ein Baum oder Strauch über Nacht Knospen und Blüthen hervorbringen sollte, ist mir unwahrscheinlich, sogar wenn ihm eine Million versprochen würde."

„Mach mir doch nicht bange, Vater. Ich muß Camellien haben; mein ganzer Anputz ist darauf eingerichtet; mir wäre der morgende Tag verdorben ohne Camellien."

„Du bist ein Kind. Ist's nicht völlig gleichgiltig . . ."

„Das verstehst Du nicht, Thomas. Ihr Männer versteht von solchen Sachen überhaupt nichts."

„Und ihr Weiber vergeßt, für wen ihr euch schön macht. Die feinen Nuancen entgehen denjenigen, denen Ihr gefallen wollt." „Ei, Vater, wer sagt Dir denn, daß wir uns geschmackvoll kleiden und alle Sorgfalt auf unsere Toiletten richten, um Euch zu gefallen? Wir bestreben uns und lassen's uns die größte Mühe kosten, den Neid unserer Freundinnen zu erwecken. Für Euch Herren wäre bald etwas gut genug."

„Das muß ich laben. Da redet doch einmal Eine aufrichtig. Sobald Du diese Absicht eingestehst, bin ich befriedigt. Ihr treibt's mit Euern Toiletten wie wir mit unseren Geschäften. Ein Bischen Schadenfreude ist immer dabei, wenn es uns gelingt, einen fetten Bissen den besten Freunden vor der Nase wegzuschnappen und dann von ihnen beneidet zu werden. Das ist der Lauf der Welt. In solchen Surprisen ist Willibald Meister." „Apropos, von Willibald: werden Seine Gestrengen sich nicht herablassen, dem ländlichen Feste in Mandelsdorf Ihre huldreiche Gegenwart Ehre zu schenken?"

„Weit entfernt von solcher Herablassung. Willibald hat vorgestern einen Ausflug nach Hamburg gemacht; die Wahrheit einzugestehen, hauptsächlich um nicht hier seyn zu dürfen. Denn daß er einige Geldsachen vorhabe, die ebenso leicht beiseitlich abgewickelt werden könnten, halt' ich für leeren Vorwand."

„Nicht sehr schmeichelhaft für uns."

„Was ist da zu reden? Es liegt in seinem Wesen so. In eleganter Gesellschaft fühlt er sich nun einmal nicht heimisch; chacun a son goût! . . . Heda, guter Freund, was beliebt?"

Dieser Zuruf galt einem Menschen, der sich vergeblich bemühte, das Thor jenes aus dickem Eisendraht geflochtenen Gitters zu öffnen, womit der grüne Platz vor dem Hause umgeben war. Man sah ihn im Dunklen nur undeutlich. Er antwortete zurück, und zwar mit heiserem, fast unverständlichem Tone: „Ich kann den Drücker am Schlosse nicht finden."

„Ist auch nicht zum Nöthen. Schert Euch von dannen und ohne Aufschub, sonst werd' ich Leute rufen, die Euch Beine machen. Es setzt nichts, verlaßt Euch drauf."

„Ich verlange gar nichts, Herr; ich bringe etwas."

„Höchstens einen Bettelbrief." „Ich bringe Blumen für's Fräulein." „Ach, das ist ein Bote von Paul; erlaube, Vater!" — Schon eilte Bertha hinab und ließ sich über die pfeilartigen Stäbe des Eisennetzes ein Carton reichen.

„Paul ist doch ein braver Junge!" rief sie ihren Eltern zu. Und dem Boten, der eine blaue Blouse trug und eine Mütze mit breitem Schildr tief in's Gesicht gedrückt hatte, sagte sie freundlich: „Wartet einen Augenblick, ich schick Euch ein gutes Trinkgeld." „Bin reichlich bezahlt!" entgegnete Jener . . . und man hörte ihn rasch davon laufen. Wär' es aber nicht finster gewesen, so würde man ihn wohl gesehen haben, wie er leise wieder näher schlich, auf den Fußspitzen behutsam über den knirschenden Kiessand des Fahrweges schreitend, und wie er sich hinter Gebüsche verbarg, aus denen er beobachten konnte, was im Zelte vorging. Bertha öffnete den Cartan und ließ ein lautes: „Sieh, Mutter, wie schön!" erschallen. Sogar Herr Zirner stimmte in die Bewunderung der Damen und in Berthas Anerkennung für die Verdienste ihres Bruders ein: „Das hätt' ich dem Jungen nicht zugetraut, daß er einen so schwierigen Auftrag so glorreich auszuführen Umsicht und Geduld besitze. Er muß förmliche Entdeckungsreisen durch sämmtliche Handelsgärtnereien unternommen haben."

Es wurden dienstbare Geister herbeigerufen, eine Schüssel mit feuchtem Sande angefüllt wurde gebracht; in diesen steckte Bertha die Stiele der Blumen und befahl, sie in dem kühlsten Winkel des Kellers zu bergen. „Dann," sagte sie triumphirend, „werden diese Prachtstücke morgen frisch seyn, wie wenn sie eben erst abgeschnitten wären, und keine Andere wird ihres Gleichen tragen. O, der gute, liebe Paul! hätt' ich ihn hier, wie wollt' ich ihn abküssen!"

„Ich vermuthe," sprach der Vater, „Du wirst sehr bald in der Lage seyn, diesen Wunsch zu befriedigen; denn ich höre einen Reiter die Straße entlang traben, der sich uns nähert."

„Das kann Pouk nicht seyn, lieber Mann. Weßhalb hätt' er denn erst einen Expressen mit den Camellien herausgejagt, die er leicht selbst befördern konnte?"

„Und dennoch ist er's, denn er wendet sich den Stallungen zu, wie ihr bemerken werdet. Jetzt hält er an . . . jetzt steigt er ab . . . jetzt übergibt er sein Pferd dem Kutscher . . . jetzt geht er quer über den Hofraum . . . jetzt bellen ihn die Hunde an, die der Wächter schweigen heißt . . . jetzt steht er am Gitter . . . jetzt . . ."

„Bertha, laß mich ein! ich komme mit dem vermaledeiten Drücker nicht zu Stande! Aber wähne nicht, mein Ungeschick rühre davon her, daß ich Deine Camellien trüge. Ich komme mit leeren Händen." „Und ich empfange Dich mit vollem Herzen," rief die Schwester, indem sie ihn zärtlich umarmte.

„Du bist ausnahmsweise ein galanter Bruder gewesen, mein Sohn, und Du verdienst alles Lob."

Auch der Vater lobte ihn und fragte angelegentlich, welcher Gärtner ihm so ausgesuchte Waare geliefert? Denn solchen Mann, setzt er huldvoll hinzu, muß man protegiren.

(Fortsetzung folgt.)

Lebenslied.

Steh' und falle mit eig'nem Kopfe,
Thu' das Deine und thu' es frisch.
Besser stolz an dem trd'nen Topfe,
Als demüthig am gold'nen Tisch.
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Geld hat Sorge und Schlangengezisch.

Bau dein Nest, weil dein Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein;
Hell der Himmel sich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein.
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet,
Wage, dulde, die Welt ist dein!

Wechselnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der schnelle Tag.
Jeder suche zum Kranz bescheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Liebe, halte, doch lauf nicht nach.

Ernst Moritz Arndt.

Das Passionsspiel in Oberammergau.

Unter diesem Titel ist in Stuber's Buchhandlung in Würzburg ein von dem bayerischen Abgeordneten Friedrich Lampert verfaßtes Schriftchen erschienen, das zur Führung und Orientirung dient und zwei Aufgaben erfüllt: 1) die vor zehn Jahren gemachten Reiseerfahrungen den aus größerer Ferne kommenden und in diesem Jahre wahrscheinlich sehr zahlreichen Fremden als eine freundliche Warnung vor dem Hoffen auf gut Glück zu geben, und 2) durch eine lebhafte weder in nüchterne Kritik noch in überschwängliche Bewunderung verfallende Schilderung dessen, was der Zuschauer zu erwarten hat, das Verständniß vorzubereiten. Den ersten Theil der Aufgabe mögen des Verfassers eigene Worte darlegen. Der tief in den Bergen liegende Ort, wo sich dieser merkwürdige Rest volksthümlicher religiöser Spiele erhalten hat, ist für die Reisenden nur durch die Eisenbahn zugänglich, die von München auf Starnberg führt und von da aus bis zu dem oberen Ende des romantischen Sees läuft und sich bei Seeshaupt in zwei Arme spaltet. Vor zehn Jahren war Seeshaupt der bequemste Punkt für die Weiterreise; jetzt scheint die nächste Station Staltach gelegener zu seyn, da von und nach Oberammergau ein Stellwagenverkehr (am Vorabend der Spieltage Abfahrt von Staltach) eingerichtet ist. Herr Lompert, der den Schienenweg von Augsburg bis zur letzten Station vor München benützte, schreibt: „Schon auf dem Bahnhof von Augsburg konnte man damals viel von Oberammergau als dem Ziel vieler Reisenden, besonders aus dem Schwabenlande, sprechen hören; als ich aber in München in aller Frühe mein Billet zum ersten Zug nach Starnberg löste und hier Hunderte die gleiche Forderung stellten, da war kein Grund mehr, an dem zu zweifeln, was man mir am Abend vorher von dem massenhaften Zudrang zum Passionsspiel erzählt hatte. Und doch stand ich hier nur am Anfang Eines Weges nach Oberammergau; wenns auf allen so aussah, so sich füllte, dann mußte es seine Schwierigkeiten bekommen, durchzudringen, zu rechter Zeit hinzugelangen. Der Starnberger See lag vor mir im vollsten Morgenglanz mit allbekanntem liebem Willkommsgruße, aber auch in gefährlicher Morgenschönheit; denn drüben im Süden stand die ganze Alpenherrlichkeit in ungetrübter Pracht; wolkenfrei leuchteten die Schneefelder der Zugspitze herüber, und das ist wohl ein herrlicher Anblick, aber auch ein untrügliches Zeichen nahenden Regens. Doch wenn's nur am Spieltag hielt, dann war Alles gut. Ein endloser Zug wälzte sich auf's Dampfboot. Bald war das kleine Schiff überfüllt; eine alte, ausgediente Ruderbarke mußte in's Schlepptau genommen werden; auch sie war bald vollgepfropft, so daß das Wasser durch die trockenen Risse und Fugen drang und die Insassen das angenehme Extravergnügen hatten, während der ganzen Fahrt es auszupumpen. Wir auf dem Dampfboot selbst standen Kopf an Kopf, Mann an Mann, Leute aus allerlei Volk und Landen. Wir waren in Seeshaupten; es war neun Uhr Morgens. Mit Lebensgefahr, unter unsäglichem Drängen und Gedrängtwerden landeten wir. Ich, einer der Ersten am Ufer, war auch einer der Ersten an dem Wagen, deren ungefähr ein Dutzend am Landungsplatz aufgefahren war; allein von jedem hieß es: „verstellt, seit zwei Tagen verfagt." Wer nun stehen blieb, sich lange besann oder lange bei dem oder jenem Wagen doch noch Bittversuche machte oder den Zorn der Enttäuschung in einem Glas Bier hinabzuspülen in ein Wirthshaus ging — der kam jedenfalls für diesen Tag zu spät nach Ammergau und darum zu spät auch für morgen. Das übersah ich im Augenblicke und darum war ich gleich zu Seeshaupten draußen, im Gefolge eines Trupps Landleute, die den Fußweg kennend, diesen sofort eingeschlagen hatten und, wie ich, rasch nach dem nächsten größeren Dorfe sich begeben wollten, um da möglicherweise eines Wagens habhaft zu werden. Ein Paar geistliche Herren, ein Münchener Gentleman hatten sich mir angeschlossen, drei bis vier Häuflein, gleich uns wanderlustig und besonnen, auch Frauen darunter, folgten uns, muthig durch Wald und Feld, Sumpf und Moos laufend, fest die Vordermänner im Auge behaltend, der immer lästiger werdenden Hitze trotzend und so tapfer d'rauf los schreitend, als ob Ammergau gleich hinter der nächsten Bergecke liege. Und doch war's neun Stunden auf dem nächsten Wege entfernt, eine schlimme Weite, wenn sie wirklich ganz zu Fuß durchmessen werden mußte. Und bald wurden auch die Meisten müd und matt; immermehr verringerte sich der eigenthümliche Wallfahrerzug, der sich im Anfang so hübsch und bunt durch die grünen Wiesen hinauf und hinab geschlängelt hatte; nur wir blieben fest, und als wir, zum Theil auf bodenlosem Wege, das vier Poststunden entfernte Obersegringen in zwei Stunden erreicht hatten, da wurde der heiße Marsch auch belohnt durch das glückliche Kapern eines Wagens, der zwar nur ein Leiterwagen, aber in diesem Falle nicht mit dem schönsten Gefährt der Welt aufzuwiegen war.

Wir saßen, uns erholend, im Wirthshause, dessen Herr und Dienerschaft vielleicht selten so viel Gäste auf einmal beisammen gesehen; Trupp auf Trupp zog am Fenster vorbei, Alles nach Murnau vorauseilend, um dort vielleicht noch ein Pferd zu erlangen. Auch unser Leiterwagen — er hatte 13 Personen aufgenommen — fuhr bald in Murnau ein, und hier sah ich schon mehr und mehr, was es heißt, vor einem Spieltag auf dem Wege nach Oberammergau zu seyn. Denn vor jedem Wirthshause, und Murnau ist reich an solchen, standen Wagen an Wagen, und nun war auch die Hauptstraße, auf die wir hier eingemündet hatten, nicht mehr leer; ein unaufhörliches Geroll und Gerassel vom schweren Omnibus und eleganten Reisewagen bis zum leichten Kabriolet und Bauerneinspännerchen. Es ging nun tief in das Gebirg hinein, das hoch und steil das schmale Thal

der Loisach besäumt, das ohnehin düster und finster dreinschaut, es heute aber noch mehr that; denn tief hingen die Regenwolken an ihm herab, und im Regen waren wir am Fahrziel angelangt, am Ettaler Berg, wo der Straßenzug nach Partenkirchen und Oberammergau sich theilt und an welchem wir den Wagen zurückließen, um den letzten kleinen Theil des Weges zu Fuß zu machen. Niemand fährt den Ettaler Berg hinan; er ist einer der steilsten der Alpen; aber schön zieht sich die Straße hinauf im engen Waldesthal zur Seite eines jäh hinabschießenden Gießbachs; eng ist der Blick begrenzt: rückwärts das Thal von Oberau und die auf dessen anderer Seite liegenden hohen Berge, vorwärts anfangs nur die steile Berghöhe, dann aber auf einmal die prächtige Kirchenkuppel des Klosters Ettal. Sie überraschen in dieser Gebirgseinsamkeit, die stattlichen, aber seit der Säkularisation still und verödet daliegenden Gebäude. Doch die reiche, schöne Kirche selbst ist belebt. Die vollen Klänge ihrer mächtigen Orgel brausen durch sie hin; Hunderte von Passionswallfahrern füllen sie und verehren das Madonnabild, das Ludwig der Bayer von Italien heimgebracht und hierher geschenkt; noch mehr aber, ihrer Tausende bedecken die Straße, die von hier noch Oberammergau vallends hinabführt, von dorther kammend, um in Ettal zu beten, oder hinab eilend, um sich Obdach und Unterkommen zu sichern und dann erst noch einmal hieher zurückzukehren. Wir verweilen noch einen Augenblick in Ettal; denn es ist die Geburtsstätte des Passionsspiels." — Der Verfasser gibt dann einen kurzen geschichtlichen Rückblick auf die Entstehung dieser Passionsspiele, die urkundlich 1634 in Folge einer Seuche eingeführt wurden und erst in neuerer Zeit auf die Zehner der Jahreszahl verlegt worden sind, nachdem ihnen unter der Regierung Montgelas das Todesurtheil geschrieben war, wovor sie der König Max Joseph bewahrte. In Folge dieser Anfechtungen erfuhr sowohl die Musik wie der Text einige Umgestaltungen und seit der letzten Aufführung im Jahre 1860 sind abermals Verbesserungen vorgenommen, über deren Werth erst der heurige Sommer entscheiden kann. Wesentliche Aenderungen werden es nicht seyn, drum kann die Schilderung, welche in der Schrift auf Grund der letzten Aufführung gegeben ist, als das geeignetste Mittel empfohlen werden, sich zum Verständniß dieses ebenso seltenen als großartigen Ueberrestes der geistlichen Spiele früherer Zeiten vorzubereiten. Auf den hinlänglich bekannten Stoff und das Arrangement der Vorstellungen hier einzugehen, wäre von Ueberfluß; wir bemerken nur, daß der genannte protestantische Autor sich über Inhalt und Darstellung der Spiele auf's günstigste ausspricht. Zur Beruhigung der Gäste wollen wir nur bemerken, daß bei einiger Voraussicht, d. h. auf 8 Tage etwa die getroffenen Anstalten für die Verpflegung und das Unterkommen jeder billigen Anforderung entsprechen. Die Darstellungen finden am 22. und 29. Mai, 6., 12. und 25. Juni, 3., 10., 17., 24. und 31. Juli, 7., 14., 21. und 28. August, 8., 11., 18., 25. und 29. September statt und werden, falls der Besuch an einem dieser Tage zu groß für die Theaterräumlichkeiten wäre, am nachfolgenden Tage wiederholt. (S. Pr.)

Der chinesische Damenfuß.

Ueber die Mode der Chinesen, den Fuß der Mädchen in früher Jugend durch Binden zu verkrüppeln, hat der Arzt der französischen Legation in Pecking, Dr. G. Morache, Mittheilungen gemacht, aus denen wir im Folgenden das Wichtigste zusammenstellen. Nach Morache ist die Mißhandlung des Fußes nicht gleich häufig im chinesischen Reiche, mehr vorwaltend im Süden, wo die chinesische Bevölkerung reiner ist und mehr Wohlstand herrscht als im Norden, wo die Tartaren vorwalten, denen diese Sitte verboten ist; denn die Beamten dürfen keine Frau mit verkrüppelten Füßen heirathen und in den kaiserlichen Palast zu Peking findet von der ersten Kaiserin bis zur letzten Zofe keine solche Frau Eingang. Es gibt nach den Provinzen verschiedene Verfahrungsweisen beim Binden des Fußes und im Ganzen zwei Grade desselben, indem nämlich entweder blos die Zehen verkrüppelt werden oder auch das Fersenbein senkrecht gestellt wird. Die Operation des Bindens selbst wird bei den niederen Klassen von der Mutter, bei den besseren Ständen von eigens dazu in der Familie unterhaltenen Frauen ausgeführt. In den reichen, auf schöne Töchter eiteln Familien beginnt die Verunstaltung der Füße mit dem vierten, bei anderen mit dem sechsten oder siebenten Lebensjahre. Zu Anfang der Operation wird der Fuß geknetet, dann werden die vier kleinen Zehen mit mehr oder weniger Gewalt gebeugt und durch eine baumwollene oder seidene Binde von 5 bis 6 Centimeter Breite und 1 bis 1½ Meter Länge, welche in sogenannten Achterturen um den Fuß geführt wird, in dieser Lage erhalten. Eine zweite darüber gelegte Binde dient dazu, die untere in ihrer Lage zu erhalten. Täglich werden die Binden neu angelegt und immer fester angezogen; zwischen je zwei Verbänden wird der Fuß mit Alcohol gewaschen, um die Bildung wunder Stellen zu verhüten. Während dieser Zeit trägt das Kind einen ziemlich hoch reichenden Schnürstiefel, der sich nach vorn zuspitzt und eine platte Sohle ohne Absatz hat. Das bisher beschriebene Verfahren gibt nur den in den Nordprovinzen üblichen gewöhnlichen Fuß; will eine Mutter ihre Tochter mit einem eleganten Fuß beglücken, so legt sie, wenn die bleibende Beugung der Zehen erreicht ist, unter den Fuß einen halben Cylinder von Metall und führt nun die Binden um den Fuß, auch wohl um den Unterschenkel, in der Absicht, dessen Muskeln an einer der beabsichtigten Gestaltung feindlichen Wirkung zu hindern. Bei jeder Anlegung der Binden preßt die Mutter aus allen Kräften Fersenbein und Zehen über dem Halbcylinder zusammen und führt auf diese Weise wo möglich eine Distokation des Kahnbeines herbei, ja sie sollen mit einem Steine nachhelfen, um das Kahnbein (os naviculare) zu zerschmettern, und sie sollen es in manchen Provinzen ganz herausnehmen. G. Klein (Culturgeschichte VI. 23) gibt an, daß er in seiner Sammlung Abgüsse von Damenfüßen besaß, welche nur 4" Zoll, also etwa die Hälfte der Länge eines normalen kleinen Damenfußes (9") erreichten. Der so mißhandelte Fuß wird in einen Stiefel mit stark convexer Sohle gesteckt. Daß dieses Verfahren äußerst schmerzhaft ist, bedarf keiner besonderen Bemerkung; aber die Schmerzhaftigkeit hält auch lange an, besonders wenn die Binde nicht gleichmäßig angelegt war. Dann treten beim Gehen Anschwellung und große Schmerzhaftigkeit des Fußes auf; das Knöchelbein ist immer empfindlich. Ist aber die Binde gut angelegt, so daß der Druck gleichmäßig einwirkt, so hört nach einigen Jahren der Schmerz auf und die Empfindlichkeit des Fußes ist so weit ertödtet, daß in den zusammengedrückten Theilen kaum noch etwas Gefühl besteht. Solche Frauen sind nun nicht im Stande, zu gehen, wenn der Fuß nicht gebunden und nicht unterstützt ist. In Tschusan hat Lockhart nie ein Weib gesehen, das normale Füße hatte, während er in Canton und Macao viele solche sah. Im Ganzen schien es ihm, als ob, auf dem Lande wenigstens, diese Unsitte nicht so viel Schaden brächte, als zu erwarten wäre; er sah starke, gesunde Frauen mit eingezwängten Füßen leicht und anscheinend schmerzlos mehrere Meilen zurücklegen. Wenn man die fragliche Sitte von dem Standpunkte der Darwin'schen Theorie ansieht, so müßte man schließen, daß bei ihrer achthundertjährigen Dauer endlich mindestens eine nationale Veränderung des Fußes sich entwickelt haben müßte. Man findet indeß nichts der Art, vielmehr sind die Füße der kleinen Mädchen bis zu dem Alter, wo sie gebunden werden, vollständig normal gebaut.

Charade.

Die Erste ist ein Eisenfresser
Und fürchtet selbst das Feuer nicht.
Nur selten kriegt ein armer Wicht
Die andern Beiden unter's Messer.
Die Erste brauchst du zum Bereiten
Des Ganzen, einer Art der Zweiten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 19: „Weltschmerz."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

№ 22. Sonntag den 28. Mai. 1870.

Wisse genau, was Du willst, und wisse genau, was Du nicht willst,
Und was das Können betrifft, schließ nicht die Rechnung zu früh.

Franz Horn.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung von Karl von Holtei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

(Fortsetzung.)

„Habt mich nur zum Besten," erwiederte Paul kleinlaut. „Ich muß Euren Hohn demüthig über mich ergehen lassen, und mich mit dem Bewußtsein trösten, daß ich mir die ersinnlichste Mühe gab, Bertha's Eigensinn zu befriedigen. Meine Schuld ist es nicht, daß Du morgen mit einem Kranze von weißen Rosen vorlieb nehmen sollst. Wenigstens werden es die zartesten sein, die sich in dieser Nacht erst aus Knospen zu Blüthen aufthun, und ich habe Sorge getragen, daß sie kurz vor Beginn des Balles eintreffen."

Die Eltern und die Schwester blickten ihn und sich fragend an. „Rappelt's bei Dir, Paulus? Was lamentirst Du von weißen Rosen, als ob ein Leichenschmuck bestellt wäre? Hast Du mir nicht die herrlichsten Camellien geschickt, die jemals auf dunklen Haaren prangten? Hab' ich Dir nicht für jeden einen schwesterlichen Kuß applicirt?"

„Ich? Dir geschickt? Camellien? Gestatte mir eine „Retourchaise," und lasse mich fragen, ob's nicht bei Dir rappelt? Wer hätte Dir meine Sendung überbracht?"

„Ein fremder Mensch; eine Art Dienstmann. Vor zehn Minuten. Die Blumen sind eben erst in den Keller gebracht worden."

„Und sagte der „fremde Mensch," wer ihn schickte? Sagte er, daß sie von mir kämen?"

„Das gerade nicht. Aber von wem sonst sollten sie kommen?"

„Ja, freilich, von wem sollten sie kommen? Es wußte ja Niemand . . ." hier hielt er plötzlich inne und schwieg verlegen.

„He?" fragte der Vater, „Du verstummst? Bist Du wirklich nicht der Geber, und vermuthest Du einen andern?"

„Es könnte nur Robert gewesen sein, dem ich allerdings auf dem Blumenmarkte mein Leiden klagte."

„Wer ist Robert? Ich kenne keinen Robert."

„Ein Freund von mir; ein sehr netter, stiller, junger Mann!"

„Einer von Eurer Burschenschaft?"

„Das nicht. Er ist . . . er dient als Militär . . ."

„Ich will doch nicht hoffen!"

„Es ist der Lieutenant von Randlau."

„Ein Officier? Ein Herr von Dings da? Und der kennt meine Tochter? Der unterfteht sich . . . Bertha, was weißt Du von dem Patron?"

„Bertha kennt ihn weiter nicht, lieber Vater. Und er hat gewiß nicht die Absicht gehabt, ihr ein Geschenk anzubieten. Wahrscheinlich suchte er mich auf, um mir den glücklichen Fund mitzutheilen, und fand mich nicht, weil ich bis spät Abend noch umher lief und suchte . . . da hat er denn . . . es ist so gut, wie wenn ich die Blumen geschickt hätte!"

„Den Henker auch! Ich will dergleichen Freundschaften nicht. Solch' ein übermüthiger Verschwender und zudringlicher Junker darf sich nicht unterstehen . . ."

„Robert ist keins von Beidem. Er ist ein bescheidener, gänzlich mittelloser Officier."

„Wovon lebt er denn?"

„Von seiner Gage, und ohne Schulden."

„Und wie hoch beläuft sich denn diese seine Gage?"

„Auf vierundzwanzig Thaler im Monate, denk' ich."

„Vierundzwanzig Thaler? Donnerwetter, so viel geb' ich ja meinem ersten Hausknechte! Und davon will er Geschenke machen? Blumen kaufen, die als Raritäten mit einem Thaler pro Stück nicht theuer genug bezahlt sind? Meiner Tochter? Heern Thomas Zirner's einziger Tochter? Ich dächte, was mir wäre! Die Camellien werden heute Nacht noch zurückgesendet. Augenblicklich soll der Kutscher satteln. . . ."

„Aber, lieber Vater, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich ihm seine Auslage baar wiedererstatte. Es soll übermorgen mein erster Gang sein, wie ich zur Stadt komme. Er betrachtet ja gewiß die Sache nur als eine mir erwiesene Gefälligkeit, und denkt dabei nicht an Bertha."

„Meinst Du das ebenfalls?" fragte Ziener seine Frau. „Zuverlässig!" versicherte Frau Elisabeth. Doch wäre ihr Gemahl nicht „zerstreut" gewesen, wie gewöhnlich, es hätte ihm nicht entgehen können, wie ihr „zuverlässig" höchst unzuverlässig klang.

„Also von ihm?" seufzte Bertha, als sie sich zur Ruhe begab.

IV.

Bei der Ausdehnung, welche das gesellige Treiben unserer Tage gewonnen hat, ist die Möglichkeit verloren gegangen, nur einigermaßen vorher zu sagen, aus was für innerlich getrennten und sich widersprechenden Farben eine Zusammenkunft bestehen wird, die, unter dem Titel „große Gasterei" von reichen Leuten veranstaltet, jedenfalls wie ein Zeitbild betrachtet werden darf. Mögen die Veranstalter noch sehr bemüht gewesen sein, nur zu „ihrer Partei" gehörige Familien einzuladen, diese sogenannte Partei bietet in ihren verschiedentlichsten Schattirungen schon an und für sich die schroffsten Gegensätze dar; und was die „einzelnen Herren" betrifft, ohne welche denn doch nicht getanzt werden kann, wird es unvermeidlich, allerlei Concessionen zu gestatten,

soll die Hälfte tanzlustiger Damen nicht sitzen bleiben. Auch in Mandelsdorf fand sich diese Nothwendigkeit bestätigt. Herr Zirner hatte zwar unerbittlich festgehalten an der Ausschließung jeglicher Militäruniform, doch im Uebrigen war er nachgiebig genug gewesen, und hätte in der „Pause" irgend eine städtische oder staatliche „Wahl" vorgenommen werden sollen, mancher seiner Gäste dürfte mit demselben Munde, dem der Hausherr Leckerbissen und Champagner dardot, wider ihn gestimmt haben. Dieser Zwiespalt erstreckte sich nicht allein auf die Tänzer, von denen die meisten wohl überhaupt zuletzt an Politik dachten; er reichte bis in die Reihen der älteren Männer, von denen einige „nicht hatten übergangen werden können", weil sie Pauls Professoren, wenn gleich in diesen Kreisen als „Conservative" verschrieen waren. Zirner's hatten durch deren Einladung ein Opfer gebracht, und, seltsam genug, meinten Jene ihrerseits ein Opfer zu bringen, indem sie die Einladung nicht zurückwiesen.

Der Tanz hatte begonnen, im Saale drehten sich wilde Paare, schmetterte dröhnende Blechmusik, surrte und brauste lärmendes Gewühl. Die Nebenzimmer blieben theils leer, theils waren sie mit Spieltischen besetzt, an welchen eifrig und aufmerksam gearbeitet wurde. Hier und da saßen, in sichere Eckwinkel zurückgezogen, Gruppen von Malcontenten, denen die Karten verhaßt, das Tanzgewühl unleidlich war, und die hier ein Asyl gesucht, wo sie ohne Furcht vor Rippenstößen und Fußtritten „ein vernünftig Wort" reden könnten. Da entdecken wir unter Andern den Commerzienrath, einen der Professoren und einen praktischen Arzt, ihre Namen sind uns unbekannt, doch, um ihre Gespräche zu belauschen, brauchen wir nicht zu wissen, wie sie sich schreiben.

Die drei Herren begegnen sich sonst auf ihren gewöhnlichen Berufs- und Lebenswegen selten oder nie, und haben sich heute in diesem Schmollwinkel wohl nur zusammen gesetzt, weil sie Jeder den Andern hier zu finden erstaunt sind. Denn sie gehören sämmtlich der liberal-gemäßigten Richtung an, und erblicken eben kein Heil in den Lehren, zu welchen Zirner und Consorten sich bekennen. Hören wir ihnen zu.

„Wenn der Sohn des Hauses", so beginnt der Commerzienrath, „den Wissenschaften obliegt, wie heute dem Tanze, dann muß er ein großer Gelehrter werden." — Der Professor schmunzelte: „Damit hat's gute Wege; allzusehr strengt er sich beim Studiren nicht an." — „Im Uebrigen aber", äußerte der Doctor, „versichere ich als Hausarzt, der manchen Blick in das Innere der Familien thut, ist er ein gutgearteter Junge, nicht eingebildet auf Reichthum, nicht angesteckt von Prunksucht, und wenig geneigt zu ausschweifenden Vergnügungen. Daß er heute ein Bischen über die Schnur haut, schieb' ich weniger auf seine Lust an der Sache, als auf seine Absicht, das Fest durch feuriges Beispiel zu beleben. Und ein solches ist heut zu Tage auf einem Balle nöthig".

„Ja, unsere jungen Männer!" sprach der Commerzienrath; „das sind wunderliche Heilige."

„Waren sie sonst etwa besser?" fragte der Professor mit einer Beimischung von Bitterkeit. „Sie wollen doch nicht etwa behaupten, unsere junge Welt habe im Vergleiche zu der früheren keine Fortschritte gemacht? Das vermag ich zu beurtheilen Riesenfortschritte!"

„Zugegeben; es wird mehr und hauptsächlich Mehrerlei gelernt, als zu unserer Zeit. Die enormen Eroberungen, welche positive Wissenschaft errungen, sind natürlich auch den Schülern zu Gute gekommen, und auf Schulen dritten und vierten Ranges werden Knaben sattelfest in Gegenständen, über die vor dreißig Jahren die Gelehrten noch sehr schwankend waren. Doch befürchte ich, diese frühzeitige Sicherheit in Realien habe dem jugendlichen Charakter der Gegenwart wenig Vortheil gebracht. Wo ist die Pietät, welche die Jugend in früheren Zeiten für Autoritäten hatte? Wo die kindliche Hingebung an Ideen und Ideale? An Wissen haben die jungen Leute zugenommen, aber auch an irdischen Bedürfnissen; sie haben an Zuversicht gewonnen und an harmlosem Glück verloren. Sie können unmöglich anders sein, wie sie sind".

„Das will ich auch nicht läugnen," fuhr der Arzt fort, „mir sind Erscheinungen, wie ich sie jetzt häufig erblicke, mehr befremdend als angenehm. Deßhalb ergötze ich mich an Ausnahmen, und wenn mir ein offener, munterer Junge vor Augen tritt, der sich seines Daseins freut, der weder docirt noch politisirt, der ältere Männer gewähren läßt und nicht Alles besser wissen will, dann fühle ich mich höchst nachsichtig gestimmt gegen seine Fehler. Deshalb halt' ich große Stücke auf diesen Paul, dem ich's hoch anrechne, daß er in diesen Umgebungen geblieben ist, was heut zu Tage so wenig Jünglinge bleiben: ein großes, ungeziertes, heiteres, wenn gleich mitunter unartiges Kind."

„Ja", entgegnete der Professor, „und sein Wesen gefällt auch mir. Dennoch schwebt über seinem Haupte ebenfalls der Fluch, der künftigen Erben großer Reichthümer selten erlassen zu werden scheint. Der junge Mann wendet seine Fähigkeiten auf kein rechtes Ziel, vernachlässigt die Studien, führt ein müßiges Dasein, und wird es auf diesem Wege schwerlich weiter bringen, als dereinst, ein sogenannter „wohlhabender Partikulier", zweierlei Beschäftigungen obzuliegen."

„Und diese wären?"

„Coupons abzuschneiden, Coupons auszugeben."

„Jedenfalls eine bequeme Existenz", lachte der Arzt. „Ich versichere, meine Herren, daß ich bisweilen, wenn ich abgehetzt und ermattet von des Tages Mühen, kurz nach Mitternacht aus dem Schlafe gestürmt und bei naßkaltem Wetter vor's Thor zu einem Sterbenden geholt werde, eine ähnliche wünsche."

„Deren Sie, bei Ihrem Eifer für die Wissenschaft, bei Ihrem Thätigkeitstriebe, doch sehr bald überdrüssig sein dürften."

„Beides kann auch in Paul Zirner sich zeigen, eh' er zum Manne reift."

„Schwerlich, bester Doctor, so lange er nur an Großvaters Geldkasten zu klopfen braucht, um jeden Wunsch erfüllt zu sehen."

„Hm hm" ließ der Commerzienrath vernehmen. Die zwei Herren wußten nicht, ob er dadurch etwas andeuten, oder ob er sich räuspern wollte. Sie warteten ein Weilchen, und da nichts weiter folgte, fragte der Arzt ungeduldig: „Meinen Sie, verehrter Herr, das „Anklopfen" könne einstmals vergeblich geschehen?"

„Einstmals? . . . Mit diesem Worte verbindet sich ein höchst dehnbarer Begriff, der in weite Ferne reicht. Ich fürchte (und hier schoben sie ihre Stühle dicht zusammen und flüsterten, anstatt leise zu sprechen) ich fürchte, wir können es mit „bald" vertauschen."

„Was ist denn vorgefallen?"

„Vorgefallen ist eigentlich noch nichts. Trotzdem ahne ich das Schlimmste. Ist es nicht eine sich häufig wiederholende Erfahrung, daß traurigen Ereignissen, gewaltsam hereinbrechenden Schicksalen, mögen diese nun ein ganzes Land, mögen sie Einzelne betreffen, trübe Anzeichen und Vermuthungen vorangehen? Daß sich oft Gerüchte bilden, die nicht den geringsten Grund zu haben scheinen, die haltlos in der Luft schweben, die dann plötzlich, über Nacht, wahr geworden sind, ehe noch Diejenigen, die sie verbreiten halfen, selbst daran glaubten? Mir ist zu Muthe, als müßten wir mit Nächstem den Sturz dieses großen Handelshauses erleben. Vielleicht entspringen meine Befürchtungen auch nicht so ganz allein aus düsterm Ahnungsvermögen. Vielleicht sind sie zuerst erregt worden durch zufällig entdeckte Schwindeleien, die sich der jüngere Compagnon der hochgeachteten Firma, gewiß hinter seines Vaters Rücken, zu Schulden kommen läßt. Zwei ihnen gehörige, außerhalb der Stadt gelegene Speicher, in welchen, wie es auf dem Comptoir heißt, für mehr als hunderttausend Thaler Waare liegen soll, enthalten nichts als leere Tonnen und Kisten. Dahinter kam ich durch einen aus dem Dienst gelaufenen Arbeitsmann, der allerdings ein Taugenichts scheint, den ich auch kurz abgefertiget habe, dessen Berichte nichts desto weniger einige Wahrscheinlichkeit hatten. Dazu kommt nun noch die vor einigen Tagen erfolgte „Geschäftsreise" des Herrn Willibald Zirner, die, in Zusammenhang mit den Beschuldigungen jenes frechen Schwätzers, beinah den Anschein heimlicher Flucht gewinnt. Ich habe mit mir gekämpft, ob ich dem ehrlichen, confusen Vater meinen Argwohn gradezu mittheilen sollte. Doch bei näherer Ueberlegung gab ich es auf. Steht es, wie ich fast befürchte, dann käme jegliche Warnung doch zu spät."

Diese trauliche Mittheilung des Commerzienrathes hatte beide Hörer mit Unruhe erfüllt. Sie empfanden jenes peinliche

Gefühl mitleidiger und dabei doch unwilliger Besorgniß für Menschen, die man ihrem Untergange entgegen — tanzen, jubeln, schwelgen sieht, und bei deren Anblick man sich fragt: sind sie mit Blindheit geschlagen, weil der Himmel ihnen zürnt? oder sind sie wahnsinnig genug, sich nur betäuben, die Welt täuschen zu wollen? Das Letztere konnte hier nicht der Fall sein, denn die Fröhlichkeit des Hausherrn trat in lautester Aeußerung hervor, ohne eine Spur von Zwang oder Verstellung. Der Mann hatte gewiß keine Idee von Gefahr, die seiner Existenz, seiner Ehre drohen könnte. Er überbot sich in Aufmerksamkeiten für sämmtliche Gäste, durchstrich vorsorgend alle Räume, forschte gewissenhaft nach, ob es nirgend an etwas fehle, und so gelangte er auch an unsere drei Schwarzseher, die er aus ihrem Hinterhalte aufstörte und freundlich scheltend antrieb, sie möchten die halbe Stunde bis zum Souper doch lieber im Tanzsaale zubringen, wo so schöne Kinder sich lustig drehten.

(Fortsetzung folgt.)

Ich denke noch, ich denke noch.

Ich denke noch, ich denke noch
An Vaters Häuschen traut,
An's Fensterlein, durch das herein
Die Sonne früh geschaut:
Hat nie zu zeitig mich erweckt,
Ist nie zu spät verglüht;
Jetzt wünsch' ich oft, daß mit der Nacht
Mein letzter Hauch entflieht!

Ich denke noch, ich denke noch
Der Rosen — roth und weiß;
Der Veilchen und der Lilien,
Erblüht im Licht des Mai's!
Des Nestleins im Hollunderbusch,
Des Geißklees, einst gesetzt
An meines Bruders Namenstag, —
Der Baum, er lebt noch jetzt!

Ich denke noch, ich denke noch,
Wie ich mit heißem Drang —
Der Schwalbe gleich im Aethermeer —
Nach fernen Sphären rang:
Gefiedert schien mein junger Geist,
Der heute schwer und matt,
Kaum kühlte sich die Fiebergluth
Im frischen Sommerbad.

Ich denke noch, ich denke noch
Der Kiefern schwarz und schlank;
Ich glaubte damals, daß ihr Haupt
Bis in den Himmel drang:
Hab' wie ein thöricht Kind gedacht,
Und doch — was frommt mir's heut',
Daß ich den Himmel ferner weiß,
Als in der Knabenzeit?

Thomas Hood.

✓ Mit dem 1. Januar 1872 tritt das **metrische System in Maß und Gewicht** auch in ganz Süd- und Norddeutschland in Wirksamkeit, nachdem dasselbe außer Frankreich bereits in Belgien und Holland, in Portugal und Spanien, in Italien, Griechenland und der Schweiz, und außerdem in Mexiko, Chili, Peru, Venezuela, Guinea ꝛc. und mehreren nordamerikanischen Staaten eingeführt und alle Aussicht vorhanden ist, daß dasselbe schon in nächster Zeit auch in England, desgleichen in Rußland und Oestreich eingeführt werden wird. Daß Mathematiker und Physiker, Techniker und Astronomen sich schon längst des metrischen Systems bedienen, ist bekannt. Wenn so die wirkliche Aufstellung eines eigentlichen Weltmaßes erst unsern Tagen vorbehalten war, so war doch der Gedanke an ein solches und der Wunsch nach einem solchen schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert wiederholt von Gelehrten ausgesprochen worden, und zwar sollte dasselbe ein Naturmaß, d. h. eine in der Natur liegende, unveränderliche Größe sein, welche jederzeit wieder leicht bestimmt werden könnte, wenn sie je einmal im Laufe der Zeiten durch lange andauernde Umwälzungen verloren gehen sollte. Als solche Maßeinheit glaubte man in erster Linie das Sekunden-Pendel, d. h. eine Linie vorschlagen zu sollen, welche als Pendel in jeder Sekunde eine Schwingung macht. Allein bald stellte sich heraus, daß ein solches Pendel an verschiedenen Orten eine verschiedene Länge hat. Hierauf wurde der Fallraum eines Körpers in der ersten Sekunde seines Falles in Aussicht genommen. Dagegen aber wurde geltend gemacht, daß aus ähnlichen Gründen wie beim Pendel auch dieser Fallraum ein anderer am Aequator, ein anderer an den Polen der Erde sein müsse, und außerdem die wirkliche Messung desselben sehr umständlich und schwierig sei. Frankreich und England waren es nun, welche im Jahre 1787 eigends für diesen Zweck gemeinschaftlich eine Versammlung von Gelehrten einberiefen, und diese einigten sich bald in dem Beschluß, daß als die Basis für das aufzustellende Weltmaß ein bestimmter Theil des Erdumfangs dienen sollte. Der Ausbruch der ersten französischen Revolution vermochte nicht die begonnene Arbeit zu sistiren, vielmehr beschäftigte sich auf den Antrag des Fürsten Talleyrand die konstituirende Versammlung schon im Jahre 1790 mit einem dahin zielenden Gesetzesentwurf, und die Akademie der Wissenschaften setzte zu diesem Behufe eine besondere Commission ein, deren Schlußantrag dahin ging, den 10 Millionsten Theil eines Meridian-Quadranten als Maßeinheit und zwar mit ausschließlich dezimaler Theilung und Vervielfachung anzunehmen.

Dieser Antrag wurde gutgeheißen und Delembre und Méchain wurden beauftragt, das c. 9°/₁₀ Grad betragende Bogenstück des durch die Pariser Sternwarte gehenden Meridians zwischen Dünkirchen und Barcelona unmittelbar zu messen. Aus der Länge dieses Bogens konnte dann leicht die Länge des ganzen Meridian-Quadranten, d. h. der vom Aequator nach dem Pol gezogenen kürzesten Linie und daraus die Länge ihres 10-millionsten Theils, d. h. des Meters, berechnet werden. — Eine solche Aufgabe zu lösen, würde zu jeder Zeit eine mühevolle und schwierige Aufgabe gewesen sein: in der kritischen Zeit der Revolution aber war sie sogar mit Lebensgefahr verknüpft, sofern der Argwohn und die Furcht der Bevölkerung in den bald hier einen Kirchthum, bald dort eine Bergkuppe mit dem Fernrohr betrachtenden Meridianmessern Spione und Ingenieure der eben damals an den Grenzen Frankreichs sich sammelnden Alliirten vermuthete. Um so ehrenvoller für die beiden genannten Männer ist es, daß sie ihre Aufgabe nicht vor deren völliger Lösung aus der Hand legten, und um so erfreulicher, daß das Resultat ihrer Arbeit, das nunmehr auch in ganz Deutschland als Maßeinheit gesetzlich anerkannte Meter, nicht einmal um ¹/₂ Millimeter von den genauesten Ergebnissen neuerer Messungen abweicht. Im Jahre 1794 erlangte nun das Metersystem durch die konstituirende Versammlung in Frankreich gesetzliche Geltung, und als Napoleon erster Consul geworden war, widersetzte er sich der Ausführung des betreffenden Gesetzes nicht nur nicht, sondern ernannte den eifrigsten Verfechter des Systems, Laplace, sogar zum Minister des Innern. Aber nicht allzu lange stand es an, so wurde Napoleon ein offener Gegner all der Neuerungen, welche der Revolutionszeit entsprossen waren, und so auch des metrischen Dezimalsystems, und dieses mußte schon im Jahre 1812 der duodezimalen Eintheilung eines Drittelmeters, dem Fuß, förmlich weichen. Erst unter Louis Philipp gelangte das metrische System in Frankreich zur wirklichen allgemeinen Geltung. Derselbe hob nämlich im Jahre 1837 die Verordnung vom Jahre 1812 auf und erklärte das im Jahre 1794 von der konstituirenden Versammlung angenommene System vom Jahr 1840 ab für allein gesetzlich, und so ist dasselbe nun überall in Frankreich strenge durchgeführt, mit der einzigen Licenz, daß von jedem dezimalen Maß und Gewicht auch dessen Hälfte und sein Doppeltes gestattet ist.

Am 13. Mai trat Pius IX. in sein 79. Lebensjahr. Am 17. Juni beginnt das 25. Jahr seines Pontificats. Nach einer Tradition, die in Rom umgeht, ließ der erste Papst, Sct. Peter, sich zuerst in Antiochien und hierauf, im Jahre 42, in Rom nieder, von wo aus er die Geistlichkeit durch 25 Jahre, 2 Monate und 7 Tage beherrschte. Keiner seiner 256 Nachfolger hatte ein so langes Pontifikat. Das Pius' VI. überstieg nicht 24 Jahre, 8 Monate und 4 Tage. Pius IX. wird das verhängnißvolle Datum der Petersjahre am 24. August 1871 erreicht haben. Er scheint die innerste Ueberzeugung zu hegen, daß er den Tag erreichen wird trotz des römischen Sprüchworts, nach welchem kein Papst so lange regieren wird, als Petrus. Es heißt von ihm, er wolle ein paar Tage vorher, sey es aus Achtung vor St. Peter, unter dessen Namen noch kein Papst aufgetreten, aus Furcht vor dem Tode, der ihn ereilen könne, falls er durchaus darauf bestehe, über die Zeitgrenze hinaus regieren zu wollen, abdanken. Allein das Gerücht hat sich bis jetzt keineswegs bestätigt.

(**Rigibahn.**) Ueber die Arbeiten für die Rigibergbahn in der Werkstätte zu Olten berichtet das dortige „Wochenblatt" Folgendes: Die Arbeiten in der hiesigen Hauptwerkstätte für den Oberbau und den Betrieb der Rigibahn gehen raschen und sicheren Schrittes ihrem Ziel entgegen. Es ist von größtem Interesse, die einzelnen Theile zum ganzen Wunderwerk dieser interessanten Rigidahn aus den Händen der Arbeiter hervorgehen zu sehen. Da liegen ein paar Tausend Eisendalken. Eine Bohrmaschine bohrt seitlich Loch an Loch hinein, ein Dutzend Drehbänke drehen die Zähne ab, auf anderer Stelle werden die Zähne zwischen je zwei Balken eingenietbet; die Niether schlagen drein und in ein paar Minuten ist ein Stück Zahnschiene fertig. Dort geht ein eiserner Wagen auf vier Rädern. Darin hängt ein hoher runder Cylinder in schiefer Richtung, wie eine Haubitze im Caisson, oben eine Verengung tragend, das ist die Rigi-Locomotive. Ein stattliches Ding, mit mathematischer Genauigkeit und künstlerischer Feinheit gearbeitet. Das Kammrad, welches die Maschine mit den Wagen emporringen soll, sitzt bereits fest. Im Werkstatthof sind an einem Gerüste sowohl Zahnkranz als Leitschienen mit dem Gefälle, das der Rigidahn gegeben wird, aufgestellt, so daß jeder Laje zum Verständniß gelangen kann, wie die Bahn angelegt und betrieben werden soll.

In einem Briefe an das Army und Navy Journal zeigt der als Erfinder bekannte Capitän Ericsson an, er habe eine Art und Weise ausfindig gemacht, unter dem Wasserspiegel Kriegsschiffen beizukommen, durch welche er selbst die stärksten Panzerfahrzeuge in den Grund bohren könne. Es handelt sich um ein neues Sprenggeschoß, welches den Widerstand des Wassers erfolgreich überwinden soll. Es ist ein langes, mit 300 Pfund Dynamit geladenes Geschoß, das aus einem 15zölligen Geschütze mit einem Elevationswinkel gefeuert wird, der dasselbe unter der Wasserlinie gegen den Rumpf des Schiffes schlagen läßt. Eine Percussionsvorrichtung führt dann bei leichtem Eindringen das Explodieen des Geschosses herbei. Das Geschütz wird von einem schnellen Panzerboot getragen und von einem Thurm geschützt. Capitän Ericssohn beabsichtigt ein formelles Anerbieten zur Prüfung seiner Erfindung zu machen. Er ist bereit, ein schnelles Schraubendampfboot nach seinem Plane mit zwei 15zölligen Geschützen auszurüsten, wenn von anderer Seite ein Panzerfahrzeug geliefert wird, an dem er experimentiren könnte. Sein Vorschlag, es wäre das neue formidable Panzerschiff Devastation von Seiten Englands zu diesem Zwecke herzugeben, ist übrigens mindestens naiv.

Englischerseits schreiten die Vorbereitungen für die Beobachtung der nächsten Sonnenfinsterniß rüstig fort. In Folge eines Rundschreibens sind bei dem Vorstande der königlichen Astronomischen Gesellschaft über 60 Anmeldungea von Astronomen zugegangen, die sich an der Beobachtung betheiligen wollen, und um durchaus sicher zu gehen und von den Witterungseinflüssen möglichst unabhängig zu sein, liegt es im Plane, falls dies thunlich sein sollte, Expeditionen auszurüsten, eine nach Spanien, die andere nach Sicilien. Die letztere Station indessen dürfte sich nicht gerade empfehlen, so erwünscht auch eine doppelte Beobachtung wäre, denn nicht allein gedenkt schon die italienische Regierung dem Vernehmen nach eine Expedition dorthin zu schicken, sondern es weiß auch Jedermann, der Sicilien kennt, daß die zu besuchende Gegend der Banditen wegen noch anderer Vorsichtsmaßregeln bedürfte, als die sind, welche streng wissenschaftlichen Zwecken dienen.

Maurice Block theilt in seinem im vorigen Jahre zu Paris neu erschienenen Werke: l'Europe politique et sociale, über den Fleischconsum der verschiedenen Länder Folgendes mit: Es verbrauchen im Durchschnitt per Jahr und Kopf der Bevölkerung: Großbritannien 56 Pfund, Frankreich 50, Schweiz 47, Dänemark 46, Rußland 40, Preußen 37, Belgien und Holland 36, Oesterreich 22 Pfund.

Schon vielfaches Unglück ist dadurch geschehen, daß beim Anzünden von Streichhölzchen der abgesprungene Phosphor in eine Wunde an der Hand gekommen ist und den Verlust eines Gliedes oder wohl gar des Lebens zur Folge hatte. Alle, die solche Unglücke haben, mögen folgenden wohlgemeinten Rath befolgen: Man mache sich sofort starkes Sodawasser und da hinein halte man das Glied. Der Phosphor geht nämlich sehr leicht mit Soda in eine chemische Verbindung ein und bildet phosphorsaures Natron, einen ganz unschädlichen Stoff. Alle, die diesem Rath folgen, werden sich überzeugen, daß das Unglück ohne alle üble Folgen vorübergehen wird.

Im Stadt-Theater zu Hamburg hatte vor Kurzem eine dreizehnjährige Ballet-Elevin, die beim Hinaufsteigen einer Treppe der darauf stehenden Lampe zu nahe kam, das Unglück, daß ihre Kleider in Flammen geriethen. Sie starb nach zwei qualvollen Tagen. Nach dem Ergebniß der neuerdings von der königlichen technischen Commission für Gewerbe zu Berlin gepflogenen Berathungen ist das wolframsaure Natron, oder ein Gemisch dieses Salzes mit phosphorsaurem Natron vorzugsweise geeignet, Kleiderstoffen die leichte Entzündbarkeit zu benehmen, um so mehr, als es nicht, wie die sonstigen Imprägnationsmittel (Borax-Wasserglas) die zarten Farben der Zeuge verändert und nicht, wie die mehrfach empfohlenen Ammoniaksalze thun, Unbequemlichkeit beim Plätten, Bügeln und Calandeen verursacht. Das Mittel kann sowohl bei der Appretirung neuer Zeuge als auch beim Waschen von Bekleidungsgegenständen benutzt werden. Im letzteren Falle wird es der zum Steifen (Stärken) der gewaschenen Zeuge dienenden Flüssigkeit beigemischt.

Rechnungsaufgabe.

Der Perimeter eines Dreiecks ist 100 Fuß und die Basis 17 Fuß länger als die eine der Seiten, und 24 Fuß länger als die andere. Wie groß ist der Flächenraum?

Fünfsilbige Charade.

Der Ersten Helle trübt ein Hauch.
Falsch ist die Zweite viel im Brauch,
Doch mußt Du, wohl gemerkt, ein Zeichen,
Das ihr gehört, für dießmal streichen.
Ein Frauenname sind sodann
Die letzten Drei, ein Jeder kann
Die Heil'ge im Kalender finden.
Willst Du die Fünf zusammenbinden,
So stellt ein Instrument sich dar,
Das früher mehr in Mode war.
Der Ersten dankt es seinen Ton.
Genug nun, Du erräthst es schon.

Auflösung des Räthsels in Nr. 21: „Rostbraten."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 23. Sonntag den 5. Juni. 1870.

Pfingstfest.

Auf! schmückt das Fest mit Maien,
Umkränzt mit Blumen den Altar!
Laßt uns ein Loblied weihen
Dem Geiste, der uns neu gebar.
Vergeßt heut aller Schmerzen,
Was irdisch ist, vergeßt!
Heut ist das Fest der Herzen,
Der Geister Weihefest.
Komm denn, o Geist der Wahrheit,
Leit uns, die Demuth fleht's,
In immer hell're Klarheit
Und bleibe bei uns stets.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung von Karl von Holtei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

(Fortsetzung.)

Sie folgten seiner Aufforderung, ohne sich grade in's eigentliche Gewühl zu begeben, betrachteten durch offene Thüren den Tanz, und kamen überein in gerechtem Grimme gegen den täglich überhandnehmenden Luxus, der, in Mandelsdorf ohnehin schon auf die Spitze getrieben, was Meubles, Spiegel, Lustres und Tapeten betraf, durch die wahnsinnige Pracht der Toiletten noch weit überboten wurde. Der Professor und der Arzt dankten Gott aus tiefster Seele, daß ihre Frauen über die Nothwendigkeit hinweg gealtert wären, sich den Ansprüchen der Mode zu unterwerfen, und Er mit Töchtern sie gnädiglich verschont habe; der Commerzienrath aber stöhnte: „Die meinigen sind wirklich recht vernünftige Mädchen und sehen selbst ein, daß es auch einem wahlhabenden Vater zu arg wird, sie all' diesen furchtbar theuren Unsinn mitmachen zu lassen. Dennoch können sie sich nicht völlig ausschließen, müssen theilweise nachahmen, was rings um sie her getrieben wird. Sehen Sie die junge Zirner an. Wie sie da neben ihrem Tänzer, einer Prinzessin gleich, majestätisch gelangweilt, ihre Schritte abmißt! Erblicken Sie an ihr etwas von unbefangener Heiterkeit und wahrer Freude? Scheint es nicht, als wär' es ihr nur darum, ihren Putz und Schmuck zu produciren? Wie das steift und knarrt und rasselt und rauscht! Der Umfang ihrer Reifröcke ist unermeßlich, und mit den Stoffen, die dazu verschnitten sind, hätte man, da unsere Frauen heranwuchsen, sechs hübsche Mädchen reich und zierlich bekleiden können. Und wofür dieser Luxus? Damit morgen der Flitterstaat bei Seite geworfen werde, gleich dem welkenden Kranze von Camellien — der übrigens das Hübscheste an ihr ist! — denn mehr wie einmal trägt heut zu Tage eine elegante Dame keine „Robe." Da ich nach ein lustiger Springinsfeld war, hatten unsere gesuchtesten Tänzerinnen zwei, höchstens drei Ballkleidchen, mit denen sie wechselten und oft mehrere Winter hindurch ausreichten; doch dabei zeigten sie sich viel vergnügter und zufriedener wie diese Modejournalpuppen."

„Der Herr, welcher ihr den Arm reicht, scheint sich angelegentlich um sie zu bewerben?"

„Das thut er, und zwar nicht allein im Tanze. Er gehört zu den Heirathscandidaten, die Geld suchen."

„Ein recht netter Mensch! Auch ein Handelsbeflissener?"

„Keineswegs; ein Beamter, der, wenn mich nicht Alles täuscht, rasche Carriere machen wird. Er ist sehr... klug. Jetzt spielt er den Liebenden, und versichert wahrscheinlich der halben Bertha, daß ihres Vaters Reichthum ein Greuel in seinen Augen sei, weil er ihn hinderte, ohne Weiteres um ihre Hand anzuhalten. Ob er es thun würde, wenn der traurige Umschlag erfolgen sollte, den ich befürchte? Das ist eine andere Frage. So viel weiß ich durch meine Töchter, von allen Anbetern, die sie umschwärmen, gilt er ihr für den willkommensten. Gebe Gott, daß seine Gesinnung eine ächte sei und etwaige Proben bestehe!"

„Ein frommer Wunsch, bester Herr Commerzienrath; aber ...die Musik verstummt. Aeltere Herren reichen älteren Damen den Arm; das jüngere Völkchen drängt sich bunt durcheinander. Man zieht paarweise in den Speisesaal. Ist's Ihnen genehm und Ihnen, Herr Professor, dann bleiben wir beisammen. Vielleicht entdecken wir ein kleines Tischchen, an welchem wir uns so breit machen wollen, daß Eindringlinge keinen Platz mehr finden. Es soll Ihr Schade nicht sein. Dem Hausarzt widmen die Diener besondere Aufmerksamkeit, unter meiner Protektion sollen Sie keinen Mangel leiden, der gewöhnlich recht fühlbar wird, wenn um den Hungernden und Dürstenden Alles im Ueberflusse schwimmt."

„Das ist immer mein Schicksal!" klagte der Professor.

„Halten Sie nur zu mir".

Wir dürfen es den drei Herren nachrühmen, daß sie von der Protection, welcher sie seitens der Dienerschaft unter des Hausarztes Aegide theilhaftig wurden, nur mäßigen Vortheil zogen; daß sie den Weinen, die in Strömen flossen, wenig zusprachen; daß sie folglich mit nüchternem Urtheile sich ihr Mißbehagen kund geben konnten, als das laute Geschrei der Trinker zuletzt in Gebrüll überging und Toaste ausgebracht wurden, deren Tendenz auch dem freisinnigsten Politiker einige Bedenklichkeit erregen mußte Wie die Damen in den Tanzsaal sich flüchteten — freilich ohne denjenigen Theil ihrer Tänzer, der es vorzog bei der Flasche zu bleiben, und mit jenem anderen Theile, dessen Haltung nicht mehr vollkommen zuverlässig erschien — da stahlen sie sich unbemerkt von dannen, suchten Jedweder seinen Miethkutscher auf, erweckten ihn mühsam und fuhren heim.

Digitized by Google

V.

Herr Thomas Zirner gehörte unter die seltenen Naturen, bei denen, auch im vorgerückten Alter, eine durchschwelgte Nacht weder Uebelbefinden nach Abspannung erzeugt. Während die meisten seiner Gäste in jämmerlichem Zustande der Morgendämmerung und ihren städtischen Berufsgeschäften entgegen duselten, bestieg er seinen offenen unbedeckten Phaeton, den er selbst lenkte, und sauste, mit der Peitsche salutirend, an den von verschlafenen, fröstelnden Tänzerinnen, von übersatten Trinkern angefüllten Kutschen fröhlich vorüber, um der Erste auf dem Comptoir zu sein. Niemals fand er sich munterer, nie besser disponirt „für's Geschäft", und seiner Zerstreuung sogar vermochte er Herr zu werden, die muthigen Pferde mit fester Hand, mit sicherem Blick zügelnd und leitend auf schmalem Fahrwege. „Sie vertragen nichts", sprach er zu dem hinter ihm sitzenden Stallknecht, indem er auf seine werthen Freunde wies.

Paul war in Mandelsdorf zurückgeblieben. Dort lagen sie, Mutter, Schwester, er, sämmtliche Dienerschaft in tiefen Schlaf gesunken, wie man ihn eben nur nach überstandener Lustbarkeit schläft. Es sah fürchterlich im Hause aus. Es gab keine Stube, kein Stübchen, wo nicht Alles durcheinander geworfen worden wäre. Gegen zwölf Uhr erhoben sich nach und nach die Mägde, Stubenmädchen, Kammerjungfern, und schlugen vorläufig ein durch Gardinen gedämpftes Lamento auf beim Anblick falscher Greuel. Die Livreediener, zwei an der Zahl, (denn von den zur Aushilfe gemietheten Lohnlakaien aus der Stadt befand sich keiner mehr im Schlosse diese Edlen schliefen ihre gestahlenen Räusche bei unterschiedlichen Dörfnern aus!) kamen später erst dazu. Sie verstärkten den Klagechor, daß er endlich doch bis zu Madame Zirner drang, und sie herbei lockte. Diese nahm es leicht. „Was ist zu thun? Geschehn ist's einmal. Neue Ueberzüge, neue Fenstervorhänge . . . . ob ein paar hundert Thaler mehr oder weniger auf die Tapezierrechnung kommen, es geht unter Einem!"

Bertha und Paul stellten sich erst eine Stunde später ein. Sie setzten sich zusammen zum Frühstück auf die Terrasse und nahmen nun in erquicklichem Dreigespräch den gestrigen Tag, die jüngstvergangene Nacht kritisch-historisch durch. Darüber wurden sie bald einig, ein Fest, welches sich diesem vergleichen dürfe, sei wohl nach nie und nirgend gegeben warden. Aber man hatte das auch anerkannt. Scheidend hatten männliche wie weibliche Gäste, Eltern wie Kinder ihre Huldigungen dem Hausherrn und der Hausfrau dargebracht „Und so sind, rief Bertha, die großen Summen, die Vater daran gesetzt, doch nicht verloren, weil wir überzeugt sein dürfen, uns und unserm Hause so viele treue Freunde auf's Neue gewannen und befestigt zu haben.

„Ja", fuhr die Mutter fort, „es ist ein erhebendes Bewußtsein, wir werden allgemein geehrt, geliebt, bewundert. Das ist des Reichthums Zaubermacht, die solche Zuversicht gewährt."

Paul schüttelte dazu den Kopf. „Ich weiß doch nicht", sprach er kleinlaut, „ob darauf besonderer Verlaß ist. In die Dankbarkeit glänzend bewirtheter Gäste mischt sich immer eine gehörige Dosis von Neid gegen diejenigen, denen ihre Verhältnisse gestatten, großen Aufwand zu machen. Diejenigen, die sich's gestern am besten bei uns schmecken ließen, schimpfen vielleicht heute am lautesten über uns."

„Sollten sie wirklich so niedrig gesinnt sein", lachte Bertha, „wir könnens leicht verschmerzen. Die Gemeinheit trifft sie, nicht uns. Haben wir doch dabei einen vergnügten Tag genossen."

„War Dein Vergnügen in Wahrheit recht groß, Schwester? Ich hab' Dir nicht viel davon abgemerkt. Ueber Dein ganzes Wesen schien vielmehr eine gewisse Wehmuth verbreitet, und es störte mich fast in meiner Lustigkeit, die Deinige, wa sie sich zu zeigen bemühte, für erzwungen halten zu müssen."

„Da weiß ich nicht, was Du willst, mein lieber Paulus! Bin ich denn nicht gewesen wie gewöhnlich, wenn ich mich amüsire?"

„O Gatt, nein! Und ich bin fest überzeugt, Dein Tagebuch . . . Du führst es doch ja regelmäßig fort?"

„Gewissenhaft. Seit der Confirmation bring ich an jedem Morgen Erlebnisse wie Ereignisse des vergangenen Tages zu Papier. Segar heute hab' ich's nicht versäumt."

„Nun also... diese Blätter, ließest Du mich hineindlicken, würden mir Recht geben; Dir *fehlte* etwas, und trugst doch die ersehnten Camellien!"

„Möglich, daß es gerade diese waren, die mich verstimmten! Warum sollt' ich's Dir und unserer guten Mutter verheimlichen: ich mußte, wenn die schönen Blumen gepriesen wurden, des armen Geders gedenken, der sein bescheidenes Abendbrod einsam verzehrte, während hier die Gläser klangen und Strauß'sche Walzer zum Tanze riefen."

„Das ist hübsch von Dir", sagte Paul, ihr die Hand reichend, „und wird den ehrlichen Robert freuen."

„Ich hasse doch nicht, daß Du ihm davon reden willst?"

„Weßhalb nicht, Mutter?"

„Weil das den Herrn Lieutenant auf Gedanken bringen könnte, die ich unstatthaft finde. Du wirst seine Auslagen für die Blumen berichtigen; wirst ihm zu verstehen geben, daß Bertha sie für ein Geschenk ihres Bruders hält; und wirst ihn nicht ahnen lassen, daß wir von seiner Vermittelung etwas wissen."

„Ist's aber nicht hart, ihn für seine Bemühungen nicht ein Wort des Dankes hören zu lassen?"

„Danke in *Deinem* Namen, so viel Du willst. Bertha gab *Dir* den Auftrag. Daß er ihn übernehmen wollte, bleibt *seine* Sache, und Du hast Dich mit dem Freunde abzufinden. Menge uns nicht hinein!"

„Doch eigentlich nur, weil er arm ist."

„Ja deshalb. Denn wär' er reich, dann würd' es ihm nicht einfallen, sich an eine Familie zu drängen, deren Oberhaupt zur ausgesprochensten Opposition gehört. Dann würd' er sich zu seines Gleichen halten. Man kennt diese Taktiker.... Und jetzt wollen wir ein Bischen spazieren gehen, wallen im Schatten des Birkenwäldchens uns den Staub des Tanzsaales vollends von der Brust athmen. Kamm' Bertha, und Du, Herr Studiosus, begibst Dich in die Arme Deiner alma mater, aber wie Ihr das Ding nennt."

„Heute nicht mehr. Die Collegien werden ohnehin dieser Tage geschlossen. An ein paar geschwänzten mehr oder weniger ist nichts gelegen."

„Gut, daß der Vater Dich nicht hört."

(Fortsetzung folgt.)

Charitas.

Wenn aus den heil'gen Tempelhallen
Der Lobgesang des Volkes tönt,
Und dort ein Sünder, tief gefallen,
Sich reuevoll mit Gott versöhnt:
O geh' nicht ungerührt vorbei,
Daß dir der Herr barmherzig sei!

Wenn einsam bei bemoosten Tannen
Der Heiland dir am Kreuze winkt,
Wo schon so viele Thränen rannen,
Und Trost in's Herz des Pilgers sinkt:
O geh' nicht ohne Gruß vorbei,
Daß dir sein Blut zum Heile sei!

Wenn an dem vielbelebten Wege
Ein Bettler um den Pfennig fleht,
Und Jedermann, zum Geben träge,
Mit raschem Schritt vorübergeht;
O geh' nicht auch so stolz vorbei,
Daß einst dein Lohn der Himmel sei!

Wenn ganz allein am Mühlendache
Ein Kind die blauen Blümlein pflückt,
Und warnend rauscht das Schilf, das schwache,
Und zitternd sich erhebt und bückt:
O geh' nicht ohne Herz vorbei,
Daß dir sein Engel dankbar sei!

Wenn junge Vögelein im Busche
Nach ihrer Mutter kläglich schrei'n,
Weil eine Katze fällt im Husche
Als Mörderin in's Nestchen ein:
O geh' nicht theilnahmslos vorbei,
Daß Gottes Segen mit dir sei!

Wenn dir dein Todesfeind begegnet,
Der dich mit gift'ger Wuth verfolgt,
Der dir geflucht, wenn du gesegnet,
Der dich schon oft gewünscht erdolcht:
O geh' nicht finster'n Blick's vorbei,
Daß dir Vergebung sicher sei!

Wenn auf den Bretterfarg des Armen
Die Schalle Erde polternd fällt,
Und Niemand betet um Erbarmen
Für seine Seel' am Gottesfeld:
O geh' nicht stumm und kalt vorbei,
Daß süß dein letztes Stündlein sei!

(Aus den „Friedensklängen" von J. Metzner in Bamberg.)

---

* Skizzen aus der Ansbacher Vorzeit.

Nr. 16. Die Wirksamkeit Friedrichs VI (I) bezüglich Ansbachs.

Wie schon in einer früheren Skizze erwähnt wurde, war unter diesem Fürsten Ansbach nur zeitweilige Residenz und insbesondere wurde das aan ihm größtentheils neu erbaute Schloß zu Cadalzburg mindestens eben so oft, wenn nicht häufiger aan ihm bewohnt. Dach geben zahlreiche Urkunden Zeugniß dafür, daß unter ihm Ansbach anfing, mit der bevorzugte Wahnsitz des Fürstengeschlechtes zu werden. Eine der ersten Handlungen der burggräflichen Brüder Johann und Friedrich beim Beginne der Regierung war ein Tausch derselben mit dem Stifte, warnach ste am 23. November 1397 einen Haf an der steinernen Brücke erwarben. Dieser Haf scheint ungefähr an der Stelle gestonden zu sein, wo jetzt die Residenz sich erhebt, wie denn eine Urkunde von 1409 aan „unserer Veste" Onolzdach spricht. Dort mag es auch gewesen sein, in welcher Friedrich 1401 den König Ruprecht und 1414 den römischen König Siegmund beherbergte. 1417 wurde durch den Bischaf Nikolaus von Sebastopol, päpstlichen Generalaicar, in der Veste zu Onalzdach zu Ehren der heil. Dreieinigkeit eine Kapelle, die Hofkapelle, geweiht.

Schloß und Stadt Onolzbach war eine Zeit lang nach der Ansbacher Urkunde vom 11. April 1409 zum künftigen Wittwensitze der fürstlichen Gemahlin Elisabeth bestimmt gewesen; es erscheint nämlich unter den Schlössern und Städten, die nach dieser Urkunde zum Witthum gehören sallten, als die erste und bedeutendste. Später wurden aber die Bestimmungen über das Witthum geändert. In der kurfürstlichen Disposition aan 1437 über die Nachfolge in der Regierung und die Theilnng der Ländergebiete wurde Onalzbach dem Niederlande zugetheilt. In dem Theilungsacte ist zuerst Cadalzburg also als der bedeutendere Ort und erst weit später Onolzbach genannt. Nach Cadolzburg zog sich Friedrich auch 1440 zurück, nachdem er noch sein Reich unter seine Kinder getheilt und an seinen dritten Sahn Albrecht das Niederland übertragen hatte. Er starb dart am 21. September 1440 und wurde im Kloster Heilsbronn begraben. In seinem Testamente gedachte er des Stiftes zu Onolzbach, in welches er einen Jahrtag und eine wöchentliche Messe „der Herrschaft zu Gnaden und Seligkeit" bestellte, einen ewigen Gulden, den Psalter in der Marterwoche zu lesen, und einen sammetneu Ornat mit gutem Kreuz legirte. Unter den Testamentsexecutoren befand sich der Ansbacher Chorherr Johann Medlinger.

Erwägt man, daß fast in jedem Theile der Verwaltung von Friedrich eingreifende Veränderungen getroffen worden sind, (sa in der Finanzverwaltung, behufs welcher er ein nach erhaltenes Lehenbuch anlegen ließ, sa in der Rechtspflege, sowohl der strafrechtlicheu als civilrechtlichen, sa hinsichtlich der Pflege des Gottesdienstes wie des Unterrichtes, des Aufblühens des Gewerbfleißes) so muß man es auffallend finden, daß gerade bezüglich Ansbachs, einer seiner Hauptstädte, verhältnißmäßig wenige Anordnungeu erhalten sind. Immerhin aber geben die vorhandenen Zeugniß dafür, daß auch die Zustände Ansbachs auf viele Jahrhunderte hinaus ihm ihre Ordnung verdanken.

Beginnen wir mit den finanziellen Anordnungen, welche die Stadt betrafen, so sind in dem Lehenbuche Friedrichs von 1419, das bis zum Jahre 1439 fortgeführt ist, vielfache auf Ansbach bezügliche Einträge. Sie enthalten Lehenvergabungeu an fürstliche Diener und Bürgerliche und bekunden, daß die Herrschaft in Stadt und Umgebung ungemein viele Lehen zu vergeben hatte. Eine Aufzählung derselben würde jedoch nur zur Bestimmung einiger Oertlichkeiten von Werth sein. Ein einziger Eintrag sey hier erwähnt: Heinz Bartel zu Onolzbach empfing 1401 „Elpperstorff, das Dörflein mit seiner Zugehörung zu Dorffe und zu Felde nichts usgenomeu, das er von Crafften van Vesteuberg zum Rosenberg gekauft hat." —

Daß in diese Zeit die ersten Spuren landschaftlicher Steuern in Ansbach fallen, wurde in einer frühern Skizze erzählt. Es lag noch am Anfang dieses Jahrhunderts ein Steuerregister der Stadt vom Jahre 1400 in der hiesigen Rath's-Registratur und Schwabacher Bürgermeisterrechnungen vom Jahre 1414 waren damals gleichfalls noch vorhanden, und sind es vielleicht noch. Die Michaeli-Steuer — im Gegenlatze zur späteren Lichtmeßsteuer — soll für Ansbach 800 Pfd. und der Zoll 200 Pfund betragen haben.

Bezüglich der Steuer-Leistungen der einzelnen städtischen Einwohner war aber ein großes Mißverhältniß, indem die Angehörigen des Hafes und Stiftes begünstigt erschienen, ein Vorzug, welcher zu fortwährenden Beschwerden der Rathsbürger führte. Zeitweilig wurde ihnen abgehalfen, dann aber wußten die Bevorzugten mehr oder minder immer wieder sich der Belastung zu entschlagen. Die älteste derartige Abhilfe bezeugt die Urkunde von 1398, welche das erste Privileg der Stadt Ansbach enthält. Nach demselben versprachen die Brüder Johann und Friedrich, daß die Bürger zu Onolzbach „fürbaß Niemand aufnehmen und zu halten brauchen", es sei denn, daß derselbe übel und gut mit der Stadt leide, und ebenso sicherten die Burggrafen der Stadt zu, daß, wenn sie, die Burggrafen, zur Stadt gehörige Häuser verkaufen, so sollten diese Häuser dann auch mit der Stadt — wie das nach dem Stadtrecht herkömmlich sei leiden und Steuer zahlen.

Nicht blos durch die Besteuerung ist unsere Stadt in Mitleidenschaft zu den Ausgaben ihres Fürsten gezogen worden, sondern auch dadurch, daß Ausbach des Kurfürsten Mitschuldnerin van Anlehen wurde, die derselbe anderswa aufnahm. Ein salcher Fall ist namentlich aus dem Jahre 1409, jener verhängnißvollen Zeit, in der durch die Rotheuburger Fehde das Fürstenthum in große Finanznöthen versetzt, der Burggraf selbst zu fremden Kriegsdiensten veranlaßt worden war, bekannt. Damals wurden Bürgermeister, Rath und Stadt „Selbstschal" (Selbstschuldner) für eine Schuld des Burggrafen und zur Sicherheit derselben trat ihnen der Fürst allerlei Einkünfte zeitweilig ab. Darunter befindeu sich interessante Angaben über die einzelnen Bezüge, z. B. 400 Pfd. jährliche Gilt, die die Stadt zu entrichten hatte, der Zall, „die 2 Bleichen Barchents, des weißen Fadens, sowie des Zeichengelds, welches die Färber zu geben hatten."

Hinsichtlich der inneren Verwaltung der Stadt nnd des Antheils, der der Herrschaft an der Leitung der städtischen Angelegenheiten gesetzlich zukam, ist zwar keine Ansbach allein betreffende Anordnung erhalten, wahl aber sind zwei sich auf das ganze Land beziehende Urkunden auch hieher van hoher Bedeutung. Die erste vom 3. August 1436 giebt die erste Andeutung dasür, daß der Kurfürst es für nöthig erachtete, die Prälaten, Ritter, Knechte, Städte und Märkte seiner Landschaft zu Regierungs-Handlungen heranzuziehen, indem sie den Frieden, den damals Friedrich mit den Herzogen in Bayern-Mortagne geschlossen, mitunterzeichneten nnd verbeieften. Unter den Unterschriften befanden sich auch die der 4 Städte Onolzbach, Newenstadt an der Eysch, Crewelzheim und Swabach. Die zweite Urkunde ist vom 6. September 1434 und gibt Bestimmungen für „alle Städte nnd Gerichte zu Franken" — eine neue Städteordnung. Am dritten Ostertage sollte jedesmal der alte Rath abtreten und die Wahl des neuen auf folgende Weise beschäftigt

werden: der fürstliche Vogt hatte Einen aus dem alten Rathe zu wählen; dieser Gewählte hatte dann drei weitere zu wählen und von diesen war dann der übrige Rath einzusetzen. Man sieht, daß die ganze Wahl in der Hand des fürstlichen Vogtes lag, und der Preußische Geschichtschreiber Droysen macht bezüglich dieser Städteordnung die Bemerkung, daß man kaum in einem andern Theile Deutschlands ein solches Gesetz hätte erlassen können ohne Widerstand zu finden. Der Rath hatte dann wieder zwei Bürgermeister zu wählen, welche dem Vogte und Rathe schwören mußten, alle Steuern und andere Gefälle getreulich einzunehmen und hierüber, sowie über die Ausgaben vor dem Vogte und Rathe und zweien Biedermännern aus der Gemeinde (den „Gemeinen", wie man sie später nannte) auf Mitfasten Rechnung abzulegen. Man ersieht aus den weiteren Bestimmungen, daß die Rechnungsablage einerseits für weltliche, andererseits für geistliche Angelegenheiten ausgeschieden war. Zu letzteren mußten die Pfarrer und Spitalherren zugezogen werden. Daß der Rath Bedienstete („Amtmänner") hatte, daß nothwendige Bauten nur mit Einwilligung des Vogtes aufgeführt werden durften, war weiter angeordnet und endlich enthält sie in strafrechtlicher Beziehung die belangreiche Bestimmung: „Wenn ein Uebelthäter im Beisein des Vogtes und zweier geschwornen Schäffen seine Missethat bekennt, so mag man ihn richten als Recht ist, ohne zu schwören oder ihn zu übersieben."

Als fürstlicher Vogt wird aus jener Zeit 1407 Veit von Bestenberg, von 1411 an Stephan von Sechseahausen genannt; als Untervogt erscheint 1422 Michael Methsieder, aus einer der reichsten und angesehensten damaligen bürgerlichen Familien Ansbachs. In dem Lehenbuche von 1419 sind gar viele Lehen aufgezählt, die er vom Markgrafen empfing. —

Ein weiterer für die Geschichte der Stadt einflußreicher Erlaß des Markgrafen war der, welcher sich auf die Privilegien des Gumbertus-Marktes bezog, die älteste Urkunde über diesen damals schon seit Jahrhunderten bestehenden Markt; es soll in der nächsten Skizze darüber eines Näheren berichtet werden. —

Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten von R. Böckh, Berlin 1870, ein zuverlässiges, möglichst klares Buch, berechnet die Zahl der Deutschen in Europa auf 53 Mill. Und zwar leben im preußischen Staate 20,022,000, in der östreichisch-ungarischen Monarchie 8,624,000 (nämlich in den deutschen Kronländern Oestreichs 6,782,000, in Ungarn-Dalmat. 1,651,000) Deutsche, der Rest in Galizien. Dabei sind die gegenwärtigen Grenzbestimmungen und die größtentheils vor 8—10 Jahren vollzogenen Volkszählungen zu Grunde gelegt. Das Königreich der Niederlande zählt 3,366,000, Belgien 2,667,000, Niederdeutsche. Die Schweiz mit 1,765,000, Frankreich mit annoch 1,557,000 Deutscher stehen der von Württemberg nahe. Im russischen Reiche nebst Polen und Finnland leben 933,000 Deutsche. Die deutsche Bevölkerung in den übrigen europäischen Staaten ist sehr gering, z. B. leben in England nur 41,000, in Italien 23,000, in Dänemark 11,000, in Rumänien 10,000 Deutsche. Der deutsche Nordbund hat eine Bevölkerung von 28,268,000, der deutsche Zollverein eine von 86,770,000 Seelen. Böckh hat sich die verdienstliche Mühe gegeben, das zusammenhängende deutsche Sprachgebiet innerhalb deutschee Staaten, welche im preußischen und in den mit Preußen militärisch verbundenen fünf Mittel- und 22 Kleinstaaten wohnen, zu berechnen. Diese letzteren 27 Staaten haben auf 3237 □Meilen 13,835,000 Einwohnee, welche abee geographisch und durch Stammesart (Mecklenburger, niederdeutsche Oldenburger, Hanseståder) mannigfach getrennt sind. Preußen, welche an allen deutschen Stämmen, außer am altbayerischen, partizipirt, bildet den rechten Kitt. Durch Preußens Beirechnung bildet jenes kompakte deutsche Sprachgebiet auf 8709 □M. eine rein deutsche Bevölkerung von 33,229,000 Seelen. Bekanntlich hat Sachsen in seinee Lausitz eine wendische Bevölkerung, Preußen hat das Verdienst, seit Jahehunderten gegen Osten das deutsche Wesen vorgeschoben zu haben. Dieses bildet inmitten der slavischen und lettischen Stämme viele kleine und einige große deutsche Inseln. Die größte derselben ist Ostpreußen, östlich und südlich von Danzig und auf dem rechten Weichselufee. — Diese deutschen Kolonien haben die mannigfaltigsten Foemen, wie die Inseln und die langgestreckten Halbinseln der seichtea Ostee (wie Hela uad die beiden Nehrungen). Aus zuverlässiger Quelle wissen wir, daß der vorige König von Preußen in einee Großmuthsanwandlung im Jahre 1848 den berühmten Statistiker Engel nach Posen schickte, um sich zu orientiren, welches Gebiet Preußea an die Polen abtreten könnte, ohne deutsche Bevölkerungen aufzugeben. Aber siehe da, die wohlfeilen Strecken längs dee russisch polaischea Gränze waren längst von Deutschen gekauft und kultivirt. So war die Ausführung dieser wohlmeinenden Absicht unmöglich. Das Grundeigenthum in dem so von den Deutschen rings umfangenen Posen geht in Folge der polnischen Wirthschaft gerade unter dem Schutze einer allen gleichen, starken Regieeung mit jedem Jahr mehr in fleißige deutsche Hände über. Die zahle lettische Bevölkerung von 140,000 Seelen, zumeist zwischen Hinterpommern und Danzig, stirbt nach und nach ab. Während im preußischen Staate auf tausend Seeien 881 Deutsche kommen, kommen in Oestreich-Ungaen auf tausend nue 254 Deutsche. Preußen und Oestreich-Ungaen haben gleichviel Polen,, je 2,264,000; Oestreich hat überdieß Czechen 6,413,000, Südslaven (Serben, Kroaten und Slovenen) 4,092,000, Russen uno Ruthenen (in Südostgalizien und Ostungarn) 4,092,000 und noch andere Slaven, Zinuen oder Magyaren 5,206,000. Das Schlimmste bei Oestreich ist, daß besanders die Magyaren, relativ auch die Deutschen zurückgehen, indem die Slaven sich vermehren. Dieses ist um so gefährlicher, als das russische Reich fünfzig Millionen Slaven (daeunter 4,688,000 Polen) zählt. Die Bevölkerung des konzentrirten Frankreichs beziffert sich auf 37,500,000 Köpfe. Daraus ziehe sich ein jeder seine Politik, oder was in diesem Falle für ein deutsches Gewissen dasselbe ist, seine Moral.

Am 21. d. M. Abends hat auf dem bis jetzt vollendeten Stück der Rigi-Bahn die erste Probefahrt stattgefunden. Dieselbe hat auf alle Theilnehmer den Eindruck gemacht, daß die technischen Schwierigkeiten als gelöst zu betrachten seien. Den „Basl. Nachr." zufolge lief die Lokomotive auf einer Strecke von etwa 1200 Fuß mit einer Steigung bis 25 Procent in drei Minuten ohne Schwierigkeit und mit vollendeter Präcision. Der ersten Fahrt aufwärts waren zwei mit Schwellen beladene Güterwagen vorgestellt und auf diesen befanden sich bei viezig Personen. Meister Riggenbach brachte die Lokomotive beliebig und plötzlich, wie auf Commando, zum Stehen. Nachher führte die Lokomotive 72 Arbeiter und an 30 Schwellen mit der gleichen Leichtigkeit auf- und abwärts. Weithin tönende Böllerschüsse und das Hurrah von hundert Arbeitern begrüßten Hrn. Riggenbach bei seiner eesten Bergfahrt.

Dreisylbige Charade.

Ob hoch hinaus, stets ist es naten,
Nichts läßt sich ohne es eegründen.
Erräth'st Du's, hast Du schon gefunden
Die ersten Sylben. Nie entzünden
Wird sich die dritte, ob sie Mann
Nun sei, od Weib. Vom Ganzen kann
Ich manches Schöne Dir erzählen,
Dort möcht' ich mir den Wohnsitz wählen.

Auflösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 22:
„284,6 Quadratfuß".
Richtige Lösung ging ein von S. in R. bei U.

Auflösung des Räthsels in Nr. 22:
„Glasharmonika."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach

№ 24. Sonntag den 12. Juni. 1870.

Niedriger den Sitz um zwei, drei Stufen
Wähle, und man wird hinauf dich rufen.
Setze höher dich, als dir gebührt,
Und gar bald wirst du hinab geführt.
Aus dem Talmud von Daumer.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung von Karl von Holtei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

(Fortsetzung.)

Der Tag war in müßigem Wohlbehagen verbracht worden. Im Hause, zuoörderst in den Wohnzimmern, hatten schläfrige Dienstboten nach und nach die Ordnung so weit hergestellt, daß sich darin leben ließ. Frau Zienee und deren Kinder genossen mit angenehmen Empfindungen jene ungestörte Ruhe, welche vergnügungssüchtigen Leuten oft zur Qual wird, welche aber nach durchtobter Nacht ausnahmsweise gefällt. Sie waren mit der Dämmerung schlafen gegangen. Paul erwachte am Dienstage frühzeitig, von gesündestem Schlummer erquickt, in vollee Jugendkraft und heiterem Muthe. Während Mutter und Schwester noch hinter zugezogenen Vorhängen und geschlossenen Jalousien in den Tag hineln träumten, ließ er sich sein Pferd satteln und trabte seelenvergnügt nach der Stadt, die ihre neblichte Morgenhülle erst abzustreifen begann. In vergoldeten Kuppeln und Zierathen brachen sich die Strahlen der hell aufsteigenden Sonne. Der Morgen war herrlich, doch in den Abend hinüber sah's düster aus, wie wenn ein stürmischee Tag drohe. Finstre Wetterwolken ballten sich und drängten sich zusammen und thürmten sich auf, entfernten Gebirgen ähnlich. Das wird eine gründliche Wäsche geben, rief der muntere Reiter; ein Glück nur, daß es bis heute gewartet hat! Vorgestern hätt' es uns die ganze Lustbarkeit verdorben! — Dann ließ er liebliche Bilder an seiner Phantasie voeüber ziehen: Tänzerinnen, die ihm besonders gefallen, mußten vor ihm erscheinen. Was er dreien von ihnen zugeflüstert, wiederholte er sich. Was sie ihm erwiedert, rief er sich in's Gedächtniß. Nach und nach verblichen diese zierlichen Gestalten, nur eine vierte behielt Farbe und Form; eine vierte, die aber *nicht* der Mandelsdorfer Gesellschaft angehörte. Eine Fremde . . . und *sie* schwebte lächelnd vor ihm her, bis er die ersten Häuser der Vorstadt erreichte. Da entfloh sie vor dem Geräusch der Wagen und Schubkarren, welche neben ihm auf holperichtem Steindamme rasselten. Er lenkte grade sein Pferd von der Hauptstraße ab, um in eine Seitengasse einzubiegen, die ihn rascher nach dem elterlichen Hause führen sollte, da kamen ihm drei Studenten entgegen, welche die Absicht zeigten, ihm den Weg zu oertreten. Ihnen auszuweichen hätte für Feigheit gedeutet weeden können, deshalb rückte er sich fester im Sattel und nahm, auf spöttische, sogar beleidigende Neckereien gefaßt, eine herausfordernde Stellung an. Das wird wohl meine erste Paukerei werden! spaeh er vor sich hin, nicht ohne einiges Wohlgefallen an der Sache. Doch diese kampflustige, auf seine „gute Klinge" begründete Regung sollte bald niedergedrückt werden, als die furchtbare Anrede sein Ohr traf: „Stolzirt der Sohn des infamen Betrügers noch zu Rosse in der Stadt herum? Abgesitzen von der Mähre, unoerschämter Laffe!"

„Was soll das heißen?" schrie Paul, vor Schreck und Wuth bebend.

„Das soll heißen," antwortete man ihm, „daß Ihr Vater einen niederträchtigen Bankerott gemacht, daß er eine Unzahl redlicher Menschen um das Ihrige betrogen, daß auch mein Vater sein Vermögen bei Euch verloren hat, daß er zum Bettler geworden ist, daß Ihr sammt und sonders in's Zuchthaus gehört, daß Ihr nichtswürdiges Gesindel seid, alle miteinander!"

„Ich erkläre Sie für einen oerläumderischen Schurken und denke Ihnen diese Erklärung mit blutigen Zügen ins freche Angesicht zu schreiben. Sie wissen, wo Sie mich finden."

„Das weiß ich nicht, denn Euer Haus ist versiegelt, und Sie werden unfehlbar das Weite suchen, wie bereits Ihr Vater und Bruder gethan. Besser, wir machen's hier auf frischer That ab, und holzen den Bengel gehörig durch, damit wenigstens Einer von dee Sippschaft empfängt, was ihm gebührt!" — Dabei erhob der Zornige den Stock und drang auf den Reiter ein. Dieser gab dem Pferde die Sporen, machte sich Luft und sprengte wie rasend davon. Fast bewußtlos ließ er dem Thiere freien Lauf und dieses eilte seinem Stalle zu. Ein Blick genügte dem jungen Manne, ihn von der Wahrheit jener entsetzlichen Kunde zu überzeugen. Die Gewißheit weckte ihn aus dem traumähnlichen Zustande und brachte ihn zur klarsten Ansicht. Es war, wie wenn ein von Goldflittern durchwirkter rosenfarbiger Schleier, der so lange grauenhafte Geheimnisse verhüllt gehalten, plötzlich weggezogen würde; wie wenn eine längst gehegte Ahnung, immer nur von täuschenden Stimmen übertönt, sich jetzt erfüllte. Fremde Männer, Wächtern gleich, vor geschlossenen, mit großen Siegeln belegten Thüren stehend, blickten ihn forschend an. Von den Dienern des Hauses zeigte sich einzig der Pförtner, der ihm das Reitpferd abnahm, um es einem Andern zu übergeben, welchee als Aufseher für die Stallungen eingesetzt schien, und auf die Frage nach Herrn Thomas Zirner achselzuckend entgegnete: „Verschwunden!" Während dieser das Thier wegführte, raunte der Pförtner dem Sohne des Hauses zu: „Ihre Zimmer, Herr Paul, sind nicht mit versiegelt; die sind im großen Lärm oergessen worden; hier nehmen Sie geschwind den Schlüssel."

Da stand nun der in Ueberfluß und rauschenden Vergnügungen aufgewachsene Jüngling und starrte auf die burschikose, doch reiche Ausstattung um sich her, woran er seine kindische Freude gehabt und worauf er sich etwas eingebildet hatte. Jetzt sah er diese Zeugen prunkender Verschwendung wie Feinde an, die sich gruppenweise zusammengefunden und um ihn her aufgestellt hätten, ihn zu höhnen: kostbare Tabaksrohre, Meerschaumköpfe, Bernsteinmundstücke, künstlich geschnittene Cigarrenpfeifchen, orientalische Waffen verschiedenster Gattung, mit Edelsteinen und Gold verzierte Stöcke und Reitgerten, französische Schießgewehre neuester Construktion, amerikanische Revolvers, alte damascirte Pistolen, elegant geschaftet, mit modernen Schlössern versehen. Auf letzteren weilten seine Augen besonders. Von ihnen erwartete er Hilfe in verzweifelter Noth. Nicht als ob er daran gedacht hätte, die vor wenigen Minuten erlittene Beschimpfung im Zweikampfe, Kugel gegen Kugel, abzuschütteln . . . ein Studentenduell mußte mit scharfen Klingen ausgefochten sein! — nein, diese Angelegenheit erschien ihm jetzt geringfügig, kleinlich, vor dem großen Gedanken, der in seiner Seele aufstieg. Was konnte irdische Rache demjenigen noch bedeuten, der sich aus diesem Leben ins Reich der Ewigkeit sehnte? „Ich kann's nicht überleben", rief er klagend aus; „Gott wird mir verzeihen!" — Und er senkte das tödtliche Blei ins Feuerrohr, hielt die Mündung auf die Brust, wollte abdrücken . . . da wurde sein Arm von kräftiger Hand ergriffen und festgehalten. Robert stand neben ihm. „Selbstsüchtiger," sprach dieser, „bist du allein? Hast du nicht Mutter und Schwester?" — Paul widersetzte sich nicht. Er ließ die Pistole sich entwinden und fügte sich gehorsam, da der Freund ihn mit sanfter Gewalt zum Ruhebett zog. Schweigend blieben sie neben einander sitzen. Dann hub Robert an: „Ich weiß Alles, vielleicht mehr als Du, der den gestrigen Tag auf dem Lande zubrachte. Dein Vater, darüber sind auch seine Gegner einig, fiel der berechnenden Schlauheit seines unwürdigen ältesten Sohnes zum Opfer. Man schilt ihn unvorsichtig, leichtsinnig, doch kein redlicher Mann klagt ihn böser Absichten an, Jeder bedauert ihn als den Betrogenen. Deinen Halbbruder allein treffen Schuld wie Schande, doch leider wußte Herr Willibald sich sammt seinem Raube gerechter Strafe zu entziehen. Wie ich höre, haben Eure Gläubiger bereits Anstalten getroffen, ihn zu verfolgen, aber es ist wenig Aussicht vorhanden, seiner habhaft zu werden, weil er allzubeträchtlichen Vorsprung hat. Ihr seid verarmt, mein lieber Freund; gänzlich verarmt. Man wird Euch Alles nehmen, höchstens werden Deiner Mutter einige Schmucksachen bleiben, die sich als ihr persönliches Eigenthum ausweisen. Dir, armer Junge, vielleicht die theuren Spielereien, welche Deine Burschenwohnung zieren, und nur geringen Ertrag liefern, wenn sie in der Hast an den Nächstbesten verschleudert werden müssen. Dennoch darfst Du jetzt auch das kleinste Erträgniß nicht verschmähen, und ich biete Dir meine Vermittelung an, honette Käufer dafür zu suchen, die nicht knickern. Ueberlasse das mir. Und verfüge auch sonst über mich in Allem, wozu Du mich brauchen kannst. Ich besorge sehr, von Denen, die sich's bei Euch behagen ließen, werden Wenige ihre frühern Ansprüche als Hausfreunde geltend machen wollen. Nimm also mit mir vorlieb. Viel kann ich freilich nicht thun . . . ich denke, ein redlicher Wille ist auch was werth; und den hab' ich!"

Weinend warf sich der Student an des Lieutenants Brust und schluchzte: „Du hast schon das Höchste gethan, da Du jetzt, als Bruder mich anredend, den feigen Selbstmord verhindertest. Hast mir meine Verpflichtungen gegen Bertho und unsere Mutter ins Gedächtniß gerufen; bist mein Wohlthäter geworden. Doch wenn ich leben soll, wozu ich entschlossen bin, mit Gottes Beistand und an Deiner Freundeshand, dann muß ich erst den Schimpf abstreifen, der mir heute widerfuhr. Auch im tiefsten Mangel will ich nichts auf mir sitzen lassen, was meine Ehre kränkt."

Robert billigte das. Nachdem Paul ihn genau von dem Vorgange unterrichtet und ihm die Namen der Beleidiger aufgeschrieben hatte, sagte er: „Auch darin vertraue Dich mir an; ich gelobe Dir, Deine Rechte wahrzunehmen und sie dermaßen zu vertreten, daß auch nicht ein Stäubchen auf Dir haften soll. Du hast für's Erste keine Zeit Dich um solche Nebendinge zu bekümmern. Du mußt die Stadt verlassen und Dich zu Denen begeben, zu denen Du gehörst, denen du vom Himmel als Tröster bestellt bist. Jetzt gleich . . ."

„Nein, das verlange nicht! Bei hellem Tage kann ich mich nicht in den Gassen der Stadt erblicken, kann ich nicht mit Fingern auf mich zeigen lassen."

„Begreiflich! Bleibe hier, bis es dunkelt. Dann geb' ich Dir das Geleite nach Mandelsdorf. Unterdessen will ich horchen und forschen, ob vielleicht die Spur Deines Vaters entdeckt worden ist. Glücklicherweise bin ich heute dienstfrei. Mein Bursche soll die Menage mit der spärlichen Mahlzeit hierherbringen; einige Nahrung mußt Du zu Dir nehmen, sei's auch widerwillig. Du wirst Kräfte brauchen! Wir essen miteinander. Halte Dich eingeschlossen und öffne nur, wenn die Parole „Robert" gegeben wird. Und damit Die die einsame Zeit besser vergeht, sondere Deine Kleider, Wäsche, was überhaupt zum Unentbehrlichen gehört, von den vorhandenen Nippsachen, Spielereien, Raritäten und sonstigen Werthstücken, packe das Zeug zusammen und gieb meinem Burschen eine gute Ladung mit. Die zweite wollen wir heute Abend wegtragen und im Vorübergehen bei mir niederlegen. Das ist keine unredliche Handlung; denn was Du als Geschenk empfangen, oder für Dein Taschengeld erworben hast, gehört nicht in die Crida."

„Mensch, was thust Du für mich! Wie soll ich Dir danken?"

„Mit einem Worte kannst Du mir danken. Wußte Deine Schwester, wer die Camellien gebracht, und hat sie sie getragen?"

„Ja!"

„Wirklich? Nun siehst Du, jetzt hab' ich Dank und Lohn vollauf im Voraus für Alles, was mir etwa gelingen wird, Dir Gutes zu erweisen!"

* * *

Die Wetterwolken, die sich schon früh Morgens im Westen gezeigt, woren im trägen Laufe eines schwülen, bangen Tages mächtig angeschwollen, thürmten sich immer höher und dunkler auf, und sie hüllten schon lange vor Sonnenuntergang die staubige Stadt in Dunkelheit. Voll Erwartung auf den Ausbruch heftiger Ungewitter beobachteten ängstliche Städter, was sich über ihren Häuptern vorbereitete, darum gelang es unsern jungen Freunden desto leichter, unbemerkt das Freie zu erreichen. Kaum befanden sie sich außerhalb der letzten zur Vorstadt nach gehörigen, vereinzelten Häuser, als das Unwetter zu toben begann. Es war ein Orkan damit verbunden, wie er selten in unsern Gegenden erlebt wird. Er riß Dächer von den Hütten, warf Bäume darnieder, und würde auch mit Paul und Robert keine Umstände gemacht haben, hätten diese als gewandte Turner nicht verstanden, ihm sowohl gestählte Muskelkraft wie nachgiebige Geschmeidigkeit entgegen zu setzen.

„Mir thut," sagte Paul, während der Sturm eine kleine Pause machte, „mir thut der Aufruhr der Elemente wohl; er übertäubt den Aufruhr meiner Empfindungen." „Auch ich bin ihm dankbar," sprach der Lieutenant (der sich abermals in einen Arbeitsmann travestirt hatte), „denn er trocknet mir die dünne Blouse auf dem Leibe und die Haut dazu, indem er beide durchnäßt. Auch kühlt er mich gefällig ab. Ich käme sonst vor Hitze um." — Die letzten Silben wurden schon wieder verschlungen vom Gebrüll des Sturmes, welchem der Donner secundirte. Mühselig kämpften sich die zwei durch Regengüsse und überschwemmte Fußpfade, die sie immer nur beim grellen Leuchten der Blitze wieder auffanden. Wahrscheinlich hatten sie sich mehrmals geirrt und falsche Wege eingeschlagen, denn es waren einige Stunden vergangen, bis sie endlich das Mandelsdorfer Gehöfte entdeckten. Die Kraft des Gewitters schien gebrochen, der Orkan zu landesüblichem Winde herabgesunken, der Wolkenbruch in mäßigen Regen übergegangen. Robert erinnerte sich des kleinen Pförtchens, durch welches er neulich einen näheren Eingang entdeckt hatte; doch wie er sich dahin gewendet, hörte der ihm folgende Paul sein lautes: „Werda?" und gleich darauf: „Hier liegt ein Leichnam!" — Dieser Ausruf war von einem Blitze begleitet, und Paul erkannte seinen Vater. Sie hoben den Bewußtlosen empor, überzeugten sich, daß er noch lebe, daß nur völlige Erschöpfung ihn befallen habe. Seine von Dornen zerrissenen Kleider zeigten deutlich, wie er sich den Tag über in Gestrüpp und Hecken verborgen gehalten. Offenbar hatte er auch die Finster-

niß abgewartet, um unter ihrem Schutze den Schauplatz seiner letzten Verschwendungen zu erreichen, und war, dicht vor der kleinen Pforte, den Anstrengungen im Streite wider Wind und Wetter unterlegen. Er murmelte wenige Worte, die bewiesen, daß er seinen Sohn erkenne. „Zur Mutter!“ stammelte er. „Zu Bertha! Bei ihnen sterben! Wer ist der Fremde?“ — „Ein Freund,“ erwiederte Paul. „Ein wahrer Freund!“ wiederholte Robert. Und sie trugen ihn ins Schloß, wo Frau Zirner mit Bertha, obgleich Mitternacht vorüber, beisammen saßen, der furchtbaren Ereignisse harrend, welche den zu ihnen gedrungenen, verworrenen, sich widersprechenden Gerüchten endlich ein Ziel setzen und schreckliche Gewißheit bringen mußten.

VI.

Kurze Auszüge aus Berthas Tagebuche.

Vom 15. Oktober. Gestern haben wir die neue Wohnung bezogen. So eng, so dürftig ausgestattet, erscheint sie mir dennoch ein Aufenthalt für Selige, im Vergleiche zu den Mandelsdorfer Zimmern, deren Pracht mir stündlich andeutete: wir würden nur aus Mitleid und gnädigem Erbarmen einstweilen darin geduldet. Ach, mit quälender Ungeduld hab' ich die geschlossene Kutsche erwartet, in der unser Paul uns abzuholen kam. Mutter meinte, es würde wohl heute zum letzten Male gewesen sein, daß wir in einer Kutsche führen. Künftig heißt es, wie Paul sich ausdrückt: auf eignen Füßen stehn ... und gehn! Ich fürchtete mich vor der Nacht, daß mir träumen könnte, wir wären noch reiche Leute und im Ueberfluß! Aus solchem Traume zur Wahrheit erwachen müßte furchtbar sein!

Vom 16. Die Sonne schien durchs kleine Fensterchen und erweckte mich nach langem, gutem Schlafe, der mich wunderbar gestärkt hatte, so daß ich mich einigermaßen erheitert fand. Paul war schon ausgegangen, ohne auf den Kaffee zu warten. Ich bin zu unserer Hauswirthin hinabgegangen, die mir Unterricht ertheilte, wie man bei der Bereitung des Kaffee's zu verfahren hat. Ich stellte mich recht ungeschickt an, so daß sie lachen mußte. Anfänglich ärgerte ich mich darüber, nach und nach fand ich mich selbst possirlich und lachte lieber mit ... zum ersten Male seit Vaters Tode. Eine recht gute, treuherzige Frau, die alte Gärtnerin Ottmar! Als ich sie bat, sie möge mich doch geschwind ein Bischen kochen lehren, versicherte sie: das wäre nicht so leicht, und wofern die Bestellung unserer kleinen Küche *mir* anvertraut sei, dürften alle drei zu kurz kommen. Sie machte mir den Vorschlag, mit ihnen fürs Erste gemeinschaftliche Sache zu machen; das heißt: unsere bescheidenen Einkäufe nach den ihrigen zu regeln, mit ihnen aus einem Topfe zu essen, zugleich aber ihre Gehilfin bei Zurichtung der Speisen zu werden. Auf diese Art würde ich die nothwendigsten Kenntnisse in Bereitung einfacher Hausmannskost erwerben, und nach fleißiger Uebung im Stande sein, eine nahrhafte Suppe und wohlschmeckendes Gemüse ohne Dienerin auf den Tisch zu bringen. Ich bin also wohlbestallte Küchenmagd geworden und danke der alten Frau von ganzer Seele, daß sie Geduld mit mir haben will. Nebenbei ist es ein bedeutendes Ersparniß für unsern Etat ... Ach, aber meine armen Hände! Unzählige Male habe ich mir die Finger verbrannt. Dafür versicherte Paul, so gut habe ihm niemals eine Gänseleberpastete geschmeckt, als unser Stückchen mageres, blasses Kuhfleisch mit gelben Rüben; und Mutter nannte mich weinend ihre wackere Bertha, die Gott segnen möge. Da schmerzten die Brandblasen an den Händen nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Lebenslied.

Steh und falle mit eignem Kopfe,
Thu das Deine und thu es frisch.
Besser stolz an dem irdnen Topfe,
Als demüthig am goldnen Tisch.
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Geld hat Sorge und Schlangengezisch.
Bau dein Nest, weil dein Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein;
Hell der Himmel sich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein.
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet.
Wage, dulde, die Welt ist dein!

Wechselnd geht unter Leiden und Freuden
Nicht mitfühlend der schnelle Tag.
Jeder suche zum Kranz bescheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe, halte, doch lauf nicht nach.

Ernst Moritz Arndt.

Oberammergau.

Ueber das dießjährige Passionsspiel in Oberammergau berichtet Herr Fr. Lampert an die „Südd. Pr.“ Folgendes: Das war ein Tag, der letzte Sonnabend, wie geschaffen für die Pilgerfahrt nach Oberammergau, so schön und klar, so farbenfrisch und sommerwarm! Wie stimmte da Wellengrün und Alpenbläue zusammen, wie zog das Herz schon vom See zu den Bergen hin! Ueber den See ging die Morgenfahrt, wie vor zehn Jahren, aber von Seeshaupt ging's dießmal besser und bequemer als dazumal. Es ist reichlich gesorgt für die nach Ammergau Wallenden. Nicht gering können wir das Unternehmen der „Dampfschifffahrtgesellschaft auf dem Würmsee“ empfehlen, welche von Seeshaupt bis Oberammergau und zurück ganz gute und bequeme Omnibusse stellt und nebenbei einen sehr mäßigen Preis berechnet. In einem solchen Wagen, vom Coupé den vollen Blick in die Berge gerichtet, fuhr ich Muenau zu. Den Weg dahin, das näher und nähertreten voller Alpenherrlichkeit, den Mittag im bereits überfüllten, aber dennoch gut herbergenden Murnau zu schildern, ist hier nicht der Ort. Ich stieg wieder den Ettaler Berg hinan; ich meinte kaum, daß ein Jahrzehnt verflossen, seit ich damals diesen Weg gegangen, die prächtige Waldsteige hinauf, zur Seite des rauschenden Gießbaches, so bekannt grüßte mich wieder alles. Es war dasselbe wundersame Schauspiel, wie dazumal: die Straße besät mit Menschen aller Provinzen, aller Länder, ein Pilgerzug, wie ihn Europa in solcher Art nicht aufzuweisen hat, wie wir ihn an einem anderen Orte (dieses Blatt hat freundlich darauf hingewiesen) geschildert haben. Und dann grüßte die schöne Kirchenkuppel von Ettal wieder und endlich, im klarsten Alpenlicht, lag auch Ammergau wieder vor meinen willkommfreudigen Blicken. Gegrüßt du gastliches Haus mit deinen lieben Bewohnern, das mir so freundliches Obdach bot! Das war gefunden, aber das Billet zur morgenden Vorstellung nicht so leicht. Die Kasse war geschlossen, Hunderte waren schon abgewiesen. Aber es glückte denn doch noch, und als am Sonntag Früh der Signalschuß gefallen war, da saß ich gleich den Tausenden vor mir und um mich herum erwartungsvoll vor dieser Bühne, wie die Welt keine zweite besitzt. Fand ich wieder, was ich vor zehn Jahren gefunden, konnte ich bestätigen, was ich vor Monden in bewundernder Erinnerung geschrieben? Mit voller Ueberzeugung kann und muß ich Ja sagen, ja, fast war mir der Eindruck *dieses* Spiels noch harmonischer und mächtiger, als der des vorigen. Ich fand meine damals ausgesprochenen Hoffnungen und Wünsche erfüllt; ich fand nichts geändert an Text und Inhalt, an Form und Darstellung des heiligen Spiels, es ganz und gar noch eingefügt in die ihm gezogenen Schranken, welche ihm allein die Berechtigung seiner Existenz geben; ich fand alles wieder: die so ganz und gar vom gewöhnlichen „Theatralischen“ absehende Auffassung des Spieles und der Zuschauer; die großartige, von aller Reflexion freie Unmittelbarkeit der Darstellung; dieses frische, alles durchgeistende, selbst in den geringsten Nebenfiguren pulsirende Leben; diese wunderbaren, auch das kleinste Kind, selbst das „Hündlein des Tobias“ in unerschütterliche Ruhe bannenden „lebenden Bilder“; diesen antik großartigen Rythmus

des Chors, alles das, aber ich fand manches sogar noch besser, noch gelungener, als es vor zehn Jahren war. Unter den Hauptdarstellern der diesmaligen Passion ist besonders eine Aenderung, allerdings eine hauptsächliche, vorgegangen: die Person des Christus ist eine andere geworden; der Bildschnitzer Joseph Maier ist an die Stelle Rupert Schauer's getreten, dem wir damals so warmes Lob spenden mußten. Aber das gebührt auch dem dermaligen Darsteller des Messias. Wollte uns anfangs dünken, als brächten seine Züge nicht das volle, ganze Christusbild zum Ausdruck, so riß uns doch alsbald die Auffassung seiner Aufgabe zur vollsten Anerkennung hin; sein Spiel ist groß angelegt, edel, ruhig und klar, ernst und würdevoll, die Sprache schön und natürlich, und wie er endlich am Kreuz erhöht ist, bietet er uns in dem Ebenmaß seines Körpers, in der plastischen Ruhe seiner Haltung, in der wirklich meisterhaften Erfassung des „letzten Augenblicks" ein „Kruzifix" von erhabenster, erschütterndster Wirkung. Die Darsteller des Kaiphas, Herodes, Pilatus und Judas sind die alten geblieben; bessere Repräsentanten hätten diese Gestalten auf der Ammergauer Bühne nicht finden können. Kaiphas (Johann Lang) ist wieder der fanatische Hohepriester, der stattliche markige Gesell, der breitspurig, mit hierarchischer Sicherheit auftritt und nicht ruht und rastet, als bis er die „Synagoge und den alten Glauben" von dem „Verführer von Nazareth" befreit hat — der Herodes (Fr. Lang) ganz das Bild wieder des üppigen frivolen Grotzen, dem alles Höhere Narrentheiding, dem es auch mit der Person des Messias nur um einen augenblicklichen Genuß, einen neuen zerstreuenden Kitzel zu thun ist. Pilatus (Peter Flunger, der verdiente Zeichnungslehrer Ammergau's) war wieder so ganz der noble scheptische Römer, wie wir ihn damals geschildert haben, im Herzen voll Verachtung gegen die Juden, aber doch ohne Muth ihnen offen zu widerstehen, und Judas (Georg Lechner) spielte wieder so psychologisch wahr, so eindringlich natürlich seine furchtbare Rolle, wie wir sie vor 10 Jahren an ihm bewundert haben. Wer von den Aposteln aus der letzten Delade herübergenommen worden ist, kann ich nicht genau sagen, Johannes hat in Johann Zwink einen hübschen jugendlichen Darsteller gefunden. Von den Frauen fanden wir Maria Magdalena (Josepha Lang) wieder; die Maria war eine andere, und diese Wandlung scheint uns das zu sein, was die diesmalige „Passion" über die frühere hinaushebt. Was Devrient vor 20 Jahren von dem Vater dieser Maria, dem wackeren Flunger, dem damaligen Christus sagte, das sagen wir in voller Wahrheit nun von der Tochter: ihre Darstellung ist nicht angelernt, sondern angelebt. Diese jungfräulich rührende Erscheinung, mit der natürlichen ungekünstelten Sprache, dem harmonischen, ungesuchten und doch wunderbar alle Seelenstimmungen wiederspiegelnden Spiel ist ein Madonnenbild so schön und wahr, so rein und sinnig, wie es nur aus den Rahmen unserer besten deutschen Meister ins Leben getreten scheint. Möge Franziska Flunger diese Unmittelbarkeit und Natürlichkeit ihrer Auffassung beibehalten, sich durch keine unberufene Kritik, an der es nicht fehlen wird, einreden lassen, sondern so den Weg der „schmerzensreichen Mutter", wie sie ihn am letzten Sonntag gegangen ist, fortgehen, so uns immer das eine klare, liebliche Bild zeigen, — und sie wird sich und die diesmalige Ammergauer Passion allen unvergeßlich machen. Ich will diesem letzten Bilde kein neues mehr zufügen. Ich sage einfach nur: kommt und seht! nach allem, was man vernimmt, wird der Zustrom ins stille Thal der Ammer ein unermeßlicher werden. Das gastliche Ammergau hat für alle, die mit freundlichem Interesse zu ihm kommen, Raum. Ist einer so unglücklich, am Spieltag zu spät gekommen zu sein, nun dann wird, trotz der großen Anstrengung der Wiederholung, am andern Tag noch einmal gespielt. Am Sonntag war's auch so. Als ich Abends hinausfuhr, strömten schon wieder neue Schaaren heran. Es war ein Abend, klar, stimmungsvoll, wie er zu einem solchen Tage mit solchen Eindrücken paßt. Bald trennen Einen Berg und See wieder von Oberammergau, aber die Erinnerungen daran, die gehen mit einem weit fort und lang ins Leben hinein.

In einer Nebenversammlung der 19. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Wien kam zur Berathung die Frage über Kindergärten. Schuldirektor Heinrich aus Prag bespricht die verschiedenen Richtungen Fröbel's und Pestalozzi's, erklärt sich für einen Anhänger Pestalozzi's und befürwortet auf das wärmste die Errichtung von Kindergärten als Mittel, das Kind schon von seiner Geburt an zu erziehen. Er bedauert, daß die Ideen Pestalozzi's nicht insbesondere den Mädchen zugänglicher gemacht werden, um sie so für ihren Mutterberaf vorzubereiten. Man halte eben jede Mutter für eine Erzieherin von Gottes Gnaden. Köhler (Berlin) anerkennt die großen Verdienste Pestalozzi's, allein durch Fröbel sei ein Prinzip aufgestellt worden, welches noch größer ist als das Pestalozzi's und das letztere in sich schließt; es ist das Darstellungs-Prinzip. Die künftige Pädagogik werde auch das Sprachwerkzeug der That, der Miene und der Geberde in den Rahmen der pädagogischen Wissenschaften aufnehmen müssen. Während Pestalozzi nur die Sprache in seinen Dienst nahm, bestand Fröbel darauf, daß das Kind nie das Wort gebrauche, ohne dasselbe mit der That, mit Miene und Geberde zu begleiten. Er wollte verhüten, daß Deutschland zu viele Schwätzer bekomme. (Heiterkeit.) — Fischer (Wien) hebt ebenfalls die Nützlichkeit und Wichtigkeit der Kindergärten hervor. Die gegenwärtigen Kinderbewahr-Anstalten, welche die rein negative Aufgabe, die Kinder vor Schaden zu bewahren, hätten, genügten ihrem Zwecke nicht; man müsse sie zu Volkskindergärten, welche auch den Armen zugänglich sein sollen, gestalten. Nach einer Controverse zwischen Ernst und Heinrich, welch Ersterer sich als einen warmen Anhänger der Fröbel'schen Ideen bekennt, wird beschlossen, in einer weitern Sitzung die Literatur der Kindergärten und die Kinderbewahr-Anstalten zu besprechen.

(Ein einfaches Mittel zur Vertilgung der Raupen.) Ein an einer Stange befestigter Strohwisch wird mit einer Auflösung von gewöhnlicher Schmierseife, wozu man statt Wasser auch Lauge nehmen kann, angefeuchtet. Man braucht damit die an den Aesten sich sammelnden Raupen nur zu berühren, um sie sogleich zu tödten.

Amerikanische Blätter melden aus **Indianopolis** vom 4. d. M.: „Gestern Abend fiel in der Nähe von Montpellier in Blackford County, Indiana, ein Zettel von einem hoch in der Luft in südöstlicher Richtung dahin schwebenden Ballon herunter. Er war an ein mit Eisen beschlagenes Stück Holz befestigt, das anderthalb Pfund schwer ist, und enthielt folgende Worte: „Stieg in Toronto am 28. April auf, um nach New-York zu fahren, begegnete widrigen Winden und durch eine plötzliche Bewegung des Ballons wurde Herr Lasarge herausgeworfen. Ich glaube, so genau ich es zu bestimmen vermag, geschah dieses im südlichen Theile von Michigan. Da ich nicht weiß, wie ich das „Schiff" handhaben muß, so ist es, seitdem er herausfiel, nach allen Richtungen umhergeschleudert worden. Ich bin allein und keine irdische Macht kann mich retten. Ich werfe diese Zeilen herab in der Hoffnung, daß irgend ein menschliches Wesen sie findet und meiner Familie die Kunde von meinem Schicksal mittheilt. Sendet diese Note gefälligst an Ralph Lawrence in Ober-Canada. Bertha Lawrence."

Dreisylbiges Räthsel.

Wer die Erste thut und spricht,
Ist originell wohl nicht.
Hast die Andern du zu Handen,
Wird dein Witz nicht leicht zu Schanden,
Dunkeln Sinn wirst du verstehen,
Ein und aus beliebig gehen.
Zu geheimen Spürerwegen
Dient das Ganze sehr gelegen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 23:
„Bodensee."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brüget und Sohn in Ansbach

№ 25 Sonntag den 19. Juni. 1870.

Tritten des Wand'rers über den Schnee sey ähnlich mein Leben;
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht.

aan Knebel.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung von Karl von Hollei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

(Fortsetzung.)

Vom 17. Gestern Abend zeigte mir unser Hauswirth seine hübschen, wohlgepflegten Blumensträuche und Gewächse, die er seine Kinder nannte. Vor einem ganz besonders schönen Camelienbaume blieb er stehen, sah mir bedeutsam in's Gesicht und sagte dann: der trägt weiße Blüthen. Heuer hat er ausnahmsweise viele gehabt, die grade noch zurecht gekommen sind, eine schöne, junge Dame zu schmücken. Ich möchte wissen, was aus dem artigen Officier geworden seyn mag, der die Spätlinge mir gleichsam abbettelte? Er hat sich nicht mehr blicken lassen bei uns, und das thut mir und meiner Alten recht leid, denn es war ein gar lieber Mensch. Einem Andern hätt' ich die Blumen gewiß nicht überlassen. Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist! Er hatte fest versprochen, uns wieder ein Mal zu besuchen, und er sah wirklich nicht aus, wie Einer, der sein Wort bricht. — Aus diesen Aeußerungen des Blumenvaters Ottmar hab' ich nun erfahren, daß der Kranz, den ich beim letzten (!) Balle getragen, aus dem Häuschen stammte, welches wir jetzt bewohnen. Wahrscheinlich ist Paul durch Herrn von Randlau hierher gewiesen worden, und wir verdanken diesem, wie ich ihm die seltenen Camellien verdankte, nun auch die abgelegene Wohnstätte, in welche wir flüchten durften vor falschen Freunden und schadenfrohen Gaffern. Aber weßhalb hat sich denn Pauls Freund nicht mehr gezeigt? Er kann uns nicht meiden wollen, weil wir verarmt sind. Besinn' ich mich doch, daß er es gewesen ist, der in jener fürchterlichsten Nacht meinen Vater uns zuführen half. Ich weiß, daß seine Verkleidung mich in Erstaunen setzte, daß ich sie und ihn dann gleich vergaß, vom Anblick des Sterbenden bewältigt; daß Randlau, nachdem ich zur Besinnung gekommen war, sich längst entfernt hatte. Und weiter hab' ich nichts mehr von ihm gehört. Paul vermeidet, ihn zu erwähnen, und ich . . . wagte nicht, nach ihm zu fragen. Ich will doch Muth fassen, will nicht undankbar seyn aus Ziererei!

Vom 18. Ja, auf diese Blätter mag niedergeschrieben werden, was mich mit innigem Schmerze erfüllt, und die von Thränen halb verwischten Lettern mögen bezeugen, wie tief mir's zu Herzen geht. Paul wollte anfänglich mit der Sprache nicht heraus. Hab' ihn lange bitten müssen, bis er mir die Wahrheit enthüllte. Gott, wie traurig! Also das ist der Lohn reiner, uneigennütziger Liebe, aufopfernder Hingebung, treuer Freundschaft? Für meinen Bruder, den Pflicht und Herz an's Sterbebett des Vaters fesselten, ist er tapfer eingetreten, hat Beleidigungen, dem Freunde widerfahren, auf sich genommen, hat Duelle für ihn bestanden, ist dafür zur Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil seine Kameraden und Vorgesetzten erklärten, er habe sich unnützerweise in fremde Händel gemischt, die dem Regimente keine Ehre brächten, und muß, wenn er frei wird, seinen Abschied nehmen wegen einer kleinen Geldschuld, für deren prompte Ausgleichung er das Ehrenwort verpfändete und nicht augenblicklich lösen konnte . . . eine Schuld, die er in den Tagen der ersten Verwirrung nach unserem Sturze einging, um die Summe voll zu machen, deren Paul bedurfte, um uns durch diesen nützlich zu werden. Und mein Bruder hat davon keine Ahnung gehabt, eh' es zu spät war! — Ich möchte verzweifeln, wenn ich's recht durchdenke. Das ist fast der härteste von allen Schlägen des Schicksals, die uns trafen.

Vom 19. Mutter ist einig mit mir: Was uns von kleinen Schmucksachen übrig blieb aus dem Verkaufe der werthalleren Gegenstände, mit deren Erlös wir unsere jetzige anspruchslose Einrichtung bezahlten, muß noch veräußert werden, damit Paul Randlau's verläumderischen Gläubiger auf einem Brette befriedige. Läßt sich auch dadurch sein Austritt als Officier leider nicht mehr rückgängig machen, darf es doch nicht von ihm heißen, er habe sein Wort gebrochen. Das wär' ein schlechter Lohn für so viel Edelmuth! In meine Gebete schließ' ich ihn dankbar ein, wie wenn er mein Bruder wäre.

Vom 20. Mit meinen praktischen Studien am häuslichen Herd geht es erträglich. Frau Ottmar versichert, ich zeige mich anstellig und mache rasche Fortschritte. Auch find' ich schon Freude an solchen Beschäftigungen und fühle mich befriedigt, der Mutter so viel Mühe als möglich abzunehmen. Ach, die Noth lehrt nicht allein beten; sie lehrt auch arbeiten.

Vom 21. Mein Bruder läßt sich's recht sauer werden. Es muß ihm bei seinem lebhaften Temperamente, und verwöhnt, wie er doch ebenfalls war, unglaublich schwer fallen, sich mit den kleinen Jungen herumzuquälen, denen er Unterricht ertheilt. Natürlich kann dies nur in Familien geschehen, die eingeschränkt leben und selbst nicht viel übrig haben; denn in großen Häusern würde man einen Privatlehrer, der als solcher eben seine ersten Versuche anstellt, weder angenommen, noch dürfte er gewagt haben, sich ihnen anzubieten. Er erwirbt nur wenige Thaler im Laufe der Woche, doch mit welch' freudigem Stolze brachte er die ersten fünf in unsere Wirthschaftskasse! Wie unermüdlich arbeitet er dann in die Nächte hinein an seiner eigenen Ausbildung!

Vom 22. Es ist mir überraschend und desto erfreulicher, daß ich mich so schnell in die neue, mir völlig fremde Lebensart finde. Mancherlei Entbehrungen drücken mich zwar ein wenig und bisweilen zucken Regungen gekränkter Eitelkeit gleich einzel-

ren Blitzen in mir auf, wenn ich häusliche Beschäftigungen verrichte, welche unseren Kammerjungfern zu „niedrig" gewesen wären. Doch jene Rückfälle in hart bestraften Uebermuth legen sich gewöhnlich bald, und es überkommt mich dann, wie zur Belohnung für standhafte Ausdauer, ein Gefühl der Befriedigung, welches sich nicht beschreiben, sich mit nichts Anderem vergleichen läßt. Nur einen Schmerz kann ich nicht besiegen, und wenn dieser wach wird, schwinden die besten Vorsätze beruhigender Entsagung oft auf Stunden dahin. Er entspringt aus der Erinnerung an diejenigen, die sich für unseres Hauses getreue Anhänger, die sich für meine besten Freundinnen ausgaben, die ich dafür hielt, und die jetzt ebenso wenig nach uns fragen, als ob sie uns niemals gekannt hätten. Dieser Schmerz hat zugleich etwas höchst Beschämendes. So haben wir persönlich jenen gar nichts gegolten? So ist es nur der Aufwand gewesen, der thörichte, den meine Eltern machten und von dem die „treuen Anhänger" ihren Theil on Genüssen und Vergnügungen zu nehmen liebten? Alle Versicherungen der Freundschaft und Liebe für Mutter und mich waren erheuchelt? O, ich könnte sie verfluchen, die herzlosen Leute! Doch blick' ich dann in mein eigen Herz, gesteh' ich mir ein, wie oberflächlich trotz allem Austausch zärtlicher Gegenversicherungen eigentlich meine Zuneigung für diese Personen insgesammt gewesen; denk' ich daran, wie häufig meine Eitelkeit und mein Stolz ihnen zu verstehen gaben, sie hätten es hoch zu schätzen, daß sie durch den intimen Verkehr mit einem Hause wie das unsrige ausgezeichnet würden; versetze ich mich in ihre Lage und mach' ich mir deutlich, daß unser prahlerisches Betragen geeignet war, Neid und Mißgunst hervorzurufen . . . dann absolvire ich sie und klage unsern Unverstand an.

Lieber Gott, braucht es denn immer erst so gewaltiger Mahnungen, bis man zu Verstande kommt?

November.

Vom 5. Sind das trübe Tage! Um vier Uhr müssen wir schon das Lämpchen anzünden, bei dessen mattem Scheine Mutter und ich nähen, um doch auch etwas zu erwerben, um nicht hinter Paul zurückzubleiben. Es geht noch schwach damit, weil die Arbeit für verwöhnte Fingerchen gar grob ist; aber dafür ist sie einträglicher wie feine Näherei, wenn wir nur in der Uebung seyn und sie rascher fördern werden. Frau Ottmar hat sie uns zugewiesen, doch erst nach langer Weigerung. Die brave Frau fand es „solcher Damen" unwürdig, dergleichen Commißbeschäftigung zu übernehmen. Auch Mutter schauderte anfänglich zurück. Mein Entschluß gab den Ausschlag, und ich bereue nicht, daß ich es durchgesetzt habe.

Die Ottmar'schen sind auch darin gütig für uns, daß sie uns gestatten, Antheil zu nehmen an ihren im Ganzen eingekauften Provisionen, die wir im Einzelnen ungleich theurer bezahlen müßten.

Vom 12. Es war kindisch, daß ich wähnte, mit allerlei aus dem großen Schiffbruch geretteten Spielereien und zwecklosen Ueberresten moderner Eitelkeit unsere dürftigen Räume zu zieren. Jene Erzeugnisse des Luxus paßten so wenig zu der auf bescheidenste Ansprüche beschränkten Einrichtung, daß ihr Anblick mir wehe that. Jedwedes einzelne Stück trat als mein Ankläger auf. Wir haben uns kurz entschieden. Paul hat den ganzen Kram an einen Trödler losgeschlagen, freilich für ein Spottgeld im Vergleiche zu den hohen Preisen, die einst dafür bezahlt wurden. Der Ertrag reichte dennoch hin, für's ganze Jahr die Wohnungsmiethe zu berichtigen. Ottmars ist dieser Vorschuß willkommen gewesen, und uns gewährt es Trost, den redlichen Menschen auch eine Gefälligkeit erweisen zu können. Ist mir's doch, als fühlte ich mich jetzt noch einmal so heimisch im stillen Häuschen. Wie hübsch und traulich sitzt sich's darin bei dem abscheulichen Wetter. Wie friedsam verfließen die langen Abende, wie rasch, weil unser Fleiß sie verkürzt! Und legt dann Paul seine Bücher bei Seite und kommt aus seinem Stübchen zu uns, . . . und ich stelle die Schüssel mit dampfenden Kartoffeln auf den Tisch! . . . ja, wir scherzen schon wieder; sogar die Mutter lacht bisweilen mit. Es gibt Stunden, wo mich bedünkt, wir hätten gar nichts verloren.

Vom 20. Ob es andern jungen Mädchen in ähnlichen Verhältnissen ähnlich ergeht, wie mir's erging, daß sie sich gedankenlos vom Wirbel drehen und treiben lassen, ohne zur Besinnung und zur Erkenntniß ihrer selbst zu kommen? ohne jemals zu erwägen, daß müssiges Wohlleben, leere Gefallsucht, bequeme Zeitverschwendung den höheren Bedürfnissen geistig begabter Wesen doch nicht genügen können, daß uns Gott zu etwas Besserem geschaffen hat? Ich hatte mich beim Haschen und Jagen nach ermüdenden Vergnügungen selbst verloren, mich und meine Seelenkräfte. Ich sammle sie und mich, eingeengt, entbehrend, sinnend, und freue mich zeitweiligen Mangels, sobald es meinem Fleiße gelingt, ihn der Mutter zu verbergen. Wo sind die Migränen geblieben, die mich sonst so häufig plagten? Es fehlt mir an Zeit zum Kränkeln. Was ist aus den eingebildeten Nervenleiden geworden, gegen welche der Arzt ironisch-kopfschüttelnd Stahlbäder verordnete? Die Gesundheit des Körpers kommt auch der Seele zu Gute. Ich erfahre erst jetzt, was reine Heiterkeit ist, die ich nur dem Namen nach kannte. Ja, wäre nicht das wehmüthige Gedächtniß des unglücklichen Vaters . . . und genau betrachtet, hat auch dieses etwas Wohlthuendes. Ich darf mich trösten, daß sein sanfter Tod ein Glück für ihn gewesen ist. Er hätte sich in ein Daseyn, wie wir es führen, nicht einleben, er hätte, belastet mit der Schmach, welche sein unwürdiger Sohn über das Haus gebracht, nicht existiren können. Vielleicht wäre gar Willibald's Schuld durch's Gesetz an ihm bestraft worden. Er ist sterbend gefängtlicher Haft entgangen; der liebe Gott hat ihn zur ewigen Freiheit geführt. Mich aber hat seine Gnade noch einmal in die Schule geschickt, damit ich nachhole, was ich bei meinen Lehrmeistern nicht erlernt hatte.

Vom 23. Es ist doch eigen! Wenn ich so neben der schweigenden Mutter mit ihr in die Wette in derben Stoff steche, und wenn unzählige Bilder aus jener Zeit an mir vorüberfliehen, sich drängend, jagend, eins das andere verdunkelnd, da versinken plötzlich alle wieder in's Nichts; ich vermag sie nicht festzuhalten, weiß mich kaum zu erinnern an die Gesichtszüge derer, die uns am nächsten standen, mit denen wir den lebhaftesten Verkehr hatten. Doch Robert von Randlau macht sein Anrecht auf mich geltend. Ihn erblick ich immer gleich deutlich im hellsten Lichte; sein Bild verwischt sich niemals; es mischt sich nie unter die übrigen, es steht fest und klar vor mir. Und hab' ihn doch selten gesehen! nur einmal mit ihm gesprochen! Was bringt ihn mir nahe? Ist's, daß er sich als Pauls wahrer Freund gezeigt? Ja gewiß, deßhalb acht' ich ihn. Daß er leiden muß für seine Treue, deßhalb bedauere ich ihn. Doch diese dankbare Achtung, dieses Bedauern erklären nicht hinreichend, was ich für ihn empfinde, was ich schon empfand, bevor er noch Beweise seines seltenen Edelmuthes gegeben. Wäre mein Gefühl? . . . o ich will gern vermeiden, es tiefer zu ergründen. Fort mit allen Gedanken an ihn! Mögen sie noch so lieblich seyn, sie können den Frieden der Seele nicht ersetzen, der vor ihnen zu weichen droht. Armuth — Entsagung — Arbeit! Die drei Worte bleiben meine Losung. Beglückte Liebe paßt nicht zu ihnen und unbeglückte darf ich nicht in mir aufkommen lassen. Kein Seufzer darf die Mutter fürchten machen, ich ertrüge unser Geschick minder leicht und gern. Nur von meiner Heiterkeit nährt sich die ihrige; nur weil ich das Unvermeidliche fröhlich hinnehme, gewinnt sie Muth, sich geduldig zu fügen. Der erste Augenblick, wo sie mich wanken sähe, wäre der Beginn tangen Elendes.

Dezember.

Vom 12. Vergangenes Jahr erweckte der erste Tag des Christmonats eine Menge unbegrenzter Wünsche in mir, die ich auf langen Zetteln zusammenstellte, voll kühner Zuversicht, daß alle erfüllt werden müßten. Welche Masse ganz überflüssiger Gegenstände, die sehr viel gekostet und mir sehr wenig Freude gewährt haben! Und wie undankbar bin ich gewesen im hellerleuchteten Saale, wo Tisch neben Tisch für uns geschmückt, von Geschenken überhäuft, aufgestellt waren, als mir dies und jenes nicht behagte, weil ich mir's anders gedacht hatte. Wie herzlos vernahm ich Pauls Bemerkung, daß an diesem Festabend

ſo viele arme Leute ihren Kindern gar nichts ſchenken könnten, daß ſie im Dunkeln frieren und hungern müßten, während bei uns unzählige Leckerbiſſen von unzähligen Kerzen beſchienen wurden. „Solche Leute ſind's nicht anders gewöhnt!" hab' ich ihm grauſam erwidert. Pfui über jene Bertha! Um wie viel ſchöner iſt's doch in dieſem Jahre! Kaum hatte ſich Mutter geſtern Abend zur Ruhe begeben, ging ich nach Pauls Stübchen, und wir begannen unſere kleinen Einkäufe zu beſprechen, zu ordnen, unſere Vorbereitungen für den Chriſtbaum zu treffen. Keine Nuß, kein Blättchen Schaumgold, kein Bogen buntes Papier, kein bemaltes Kerzchen, was nicht mit unſeren mühſam erworbenen, zurückgelegten Pfennigen bezahlt wäre. Im Ganzen für etliche und vierzig Groſchen Waaren. Das wird ein ſtattlicher Baum werden, den wir für die Mutter aufputzen wollen. Und dann müſſen noch drei kleine Bäumchen angeſchafft werden für die drei Kinder unſerer blaſſen, kränklichen Nachbarin gegenüber. Die zwei Mädchen bekommen warme, dicke Jacken, von brauner Wolle geſtrickt, und der Junge einen Rock aus Pauls altem Flauſch zugeſchnitten. Eine Jacke iſt ſchon fix und fertig, an der zweiten fehlen nur noch die Aermel. Für den Rock des Jungen verlangt der Flickſchneider im Eckhäuschen neben uns zwei und einen halben Thaler. Die treiben wir auch noch auf.

Vom 16. Der Chriſtmarkt ſteht in voller Blüthe. Ich hab' mich geſtern Abend (um Pauls Ausdruck zu gebrauchen) „rechtſchaffen vermummelt," mich möglichſt unkenntlich gemacht und bin an ſeinem Arme durch die glänzend erleuchteten Reihen unzähliger Buden gegangen. Da begegneten wir dem alten Bürgersmanne, deſſen Enkel auch Privatſchüler meines Bruders ſind. Der Mann ging ein Stückchen mit uns. Er zeigte ſich recht liebevoll für Paul und lobte ihn ausnehmend. Er fragte, ob wir noch gedächten, Einkäufe zu machen. „Die armen Kinder, uns gegenüber," antwortete ich, „ſind bedacht, und weiter reichen die Caſſen nicht!" — „Was ſchenken denn dieſe zwei großen Kinder ihrer Frau Mutter?" — „Die bekommt einen ſchönen Chriſtbaum!" — „Sonſt nichts? — Wir ſchwiegen. „Das geht nicht!" rief er aus; „wiſſen Sie was, Herr Zirner: ich hab' auch früher für ihren ſeligen Papa gearbeitet (der Mann iſt Sattler), und er hat mich prompt bezahlt. Hab' recht hübſch an ihm verdient. Jetzt müſſen Sie ſich mit meinen Enkeln quälen. Ihr Stundengeld wird Ihnen erſt zu Ende des Monats ausgezahlt. . . . der Mama ſollen Sie durchaus ein Geſchenk machen. Kaufen Sie ihr, was Sie ein Bischen freut. Nehmen Sie, was ich auf Abſchlag gebe; Sie bringen's ſchon beim Unterrichte wieder ein." — Eh' Paul ſich beſinnen konnte, hielt er etliche harte Thaler in der Hond, und der alte Sattlermeiſter hatte ſich im Menſchengewühl verloren. (Schluß folgt.)

Der offene Schrank.

Mein liebes Mütterlein war verreiſ't
Und kehrte nicht heim und lag in der Grube;
Da war ich allein und recht verwaiſt
Und trourig trot ich in ihre Stube.

Ihr Schrank ſtand offen, ich fand ihn noch heut,
Wie ſie abreiſend, ihn eilig gelaſſen,
Wie Alles man durcheinander ſtreut,
Wenn vor der Thüre die Pferde ſchon paſſen.

Ein aufgeſchlag'nes Gebetbuch lag
Bei mancher Rechnung, von ihr geſchrieben;
Von ihrem Frühſtück am Scheidetag
War noch ein Stücklein Kuchen geblieben.

Ich las das aufgeſchlog'ne Gebet,
Es war, wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel fleht;
Mir pochte das Herz in bangen Schlägen.

Ich las ihre Schrift und ich verbiß
Nicht länger meine gerechten Schmerzen;
Ich las die Zahlen und ich zerriß
Die Freudenrechnung in meinem Herzen.

Zuſammen ſucht' ich den Speiſereſt,
Das kleinſte Krümlein, den letzten Splitter,
Und hatt' es mir auch den Hals gepreßt,
Ich aß vom Kuchen und weinte bitter.

Lenau.

Charles Dickens. †

(Aus der „Neuen Freien Preſſe")

Charles Dickens iſt todt, der Liebling Englands und nach Walter Scott unſtreitig der geleſenſte Romanſchriftſteller aller Zeiten. Schon im vorigen Jahre, als er auf einer Rundreiſe durch England begriffen war, um wieder einmal Vorleſungen aus ſeinen Werken zu geben, hatten ſich bei ihm ſo böſe Symptome von Blutzudrang gegen das Gehirn eingeſtellt, daß er ſich in die Einſamkeit ſeines bei Rocheſter gelegenen Landgutes Gadshill zurückziehen mußte, woſelbſt er auf den Rath der Aerzte viele Monate hindurch jeder geiſtigen Anſtrengung aus dem Wege ging. Erſt als die bedrohlichen Symptome vollſtändig verſchwunden waren, ging er wieder an ſeinen neuen Roman: „Das Geheimniß von Edwin Drood", deſſen Plan längſt in ſeinem Kopfe fertig war, von dem ſeither mehrere Hefte erſchienen ſind, deſſen Vollendung er aber leider nicht erleben ſollte. Am 8. Juni warf ihn ein Gehirnſchlag nieder; am 9. Abends gegen 6 Uhr hauchte er ſeinen Geiſt aus. Dickens war am 7. Februar 1812 in Portsmouth geboren, iſt ſamit nicht viel über 58 Jahre alt geworden. In einer nahe bei Rocheſter gelegenen Schule erzogen, widmete er ſich zeitig dem Advokatenſtande und lernte aus eigener Anſchauung die Bräuche und Mißbräuche der edlen Zunft ſowohl wie der engliſchen Gerichtshöfe kennen, die er in ſeinen Romanen ſpäter wiederholt mit unerreichbarer Meiſterſchaft ſchilderte. Bald jedoch verlor das Studium der Rechtsgelehrſamkeit ſeinen Reiz für ihn, und da ſein Vater, der ſich mit einem kleinen Ruhegehalte nach London zurückgezogen hatte, in das Corps der Zeitungsberichterſtatter eingetreten war, that er ein Gleiches und rapportirte und ſtenographirte aan der Galerie des Unterhauſes längere Zeit für das ſeit Jahren verſchiedene, dazumal noch in Blüthe ſtehende Morning Chroniele. Dieſes Blatt war es, in dem ſeine erſten literariſchen Verſuche, die ſpäter geſammelten „Skizzen von Boz", Aufnahme fanden, und dieſen Skizzen verdankte er den Auftrag, eine zuſammenhängende humoriſtiſche Erzählung zu ſchreiben. Raſch machte er ſich an die Arbeit, als deren Ergebniß die „Hinterlaſſenen Schriftſtücke des Pickwick-Club" zu Tage kamen — ein Werk, welches neben „David Copperfield" wohl das Beſte ſeiner Schöpfungen genannt zu werden verdient und ihm raſch einen berühmten Namen verſchaffte. Das Buch verkaufte ſich ſo raſend ſchnell, wie kein anderes ſeit Walter Scott's Tagen, und nun ließ er den angenommenen Namen Boz fallen, trat unter ſeinem eigenen unter die Oeffentlichkeit, verabſchiedete ſich von der Reporter-Galerie für ewige Zeiten und widmete ſich ganz der ſchönen Literatur. Im Februar 1837 erſchien in der Monats Revue „Bentley's Miscellany", deren Redaktion er übernommen hotte, der Anfang ſeines Romans: „Oliver Twiſt", mit dem er zuerſt die philantropiſch-reformatoriſche Tendenz bekundete, welche den meiſten ſeiner ſpäteren Werke zu Grunde liegt und die ewig eine ihrer verdienſtvollſten Seiten bleiben wird. In dem zunächſt erſchienenen Romane „Nichalas Nickleby", ſowie in den darauffolgenden: „Old Curiosity Shop" und „Barnaby Rudge" ſprach ſie ſich wo möglich noch entſchiedener aus, und daß ſie ſich bald hinter tiefem Pathos, bold hinter breitem Humar beſcheiden verbarg, ohne ſich dem Leſer jemals im Schulmeiſtertone aufzudrängen, machte der Wirkung nicht den geringſten Eintrag, erhöhte dieſe vielmehr und legte Zeugniß ab von der hohen künſtleriſchen Begabung des Verfaſſers. Sein Ruf ſtieg mit jedem neuen Romane und auf die Einladung mehrerer ſeiner Bewunderer in Amerika unternahm er im Jahre 1842 ſeine erſte Reiſe dahin. Als Frucht derſelben erſchien bald nach ſeiner Rückkehr ſein amerikaniſches Skizzenbuch, welches in Amerika lange Zeit ſeine früher dort erlangte Popularität ſchädigte. Denn ſo anerkennend er ſich auch über vieles Amerikaniſche äußerte, wor er doch nicht blind für die Schwächen und das Lächer-

Digitized by Google

liche unserer stammverwandten Vettern jenseits des großen Salzwassers, schonte sie ebenso wenig wie die Schwächen und Lächerlichkeiten des eigenen Vaterlandes und rief Empfindlichkeiten wach, die nicht am Platze waren und erst nach vielen Jahren vernünftiger Einsicht wichen, so daß er bei seinem zweiten amerikanischen Besuche ein nicht minder gefeierter Gast war als ehedem.

Auch Italien bereiste er (1845) und beschrieb seine Eindrücke des classischen Landes unter dem Titel: „Pictures from Italy" in einer Reihe von Aufsätzen in den Daily News, zu deren Redakteur er im Jahre 1846 berufen worden war; im Jahre 1846, das heißt gleich nach der Gründung des genannten Tagesblattes, welches seitdem manchen Redaktionswechsel erlebte, dem freisinnigen Programme seiner Gründer aber bis auf den heutigen Tag treu blieb. In Dickens wurde dem jungen Blatte nun allerdings ein sehr berühmter Führer verschafft, der tauglichste aber war er deßhalb keineswegs. Die fortwährend angestrengte Arbeit sagte ihm nicht zu, durch sein feuriges Temperament war er bald mit aller Welt in Streitigkeiten verwickelt, er politisirte mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande, ließ sich oft mehr leiten, als daß er selber leitete, verstand sich überdies wenig auf die wirthschaftlichen Interessen der Zeitung und gab mehr aus, als er einnahm. So kam es, daß das sehr beträchtliche Anlage-Kapital rasch zusammenschmolz und Dickens die Führung anderen Händen übereignete. Seitdem hat er nie wieder ein politisches Blatt geleitet, obwohl er bis an sein Lebensende mit Rath und That, mit Wort und Schrift ein treuer und thätiger Genosse der freisinnigen Partei blieb. Seiner Redaktions-Obliegenheiten überhoben, — er wußte davon die launigsten Geschichtchen zu erzählen — veröffentlichte er in den Jahren 1844 — 1849 seine herrlichen „Weihnachtsgeschichten", seinen „Dombey and Son" und den vollendetsten seiner Romane, den „David Copperfield". Bei beiden tritt die greifbar reformatorische Tendenz seiner ersten Romane fast gänzlich in den Hintergrund, Humor und Pathos dienen ausschließlich dem novellistischen Zwecke, der Geist aber, der diese seine Schöpfungen durchweht, ist derselbe, jede Anzüglichkeit meidende, hoch moralische geblieben, durch den er sich vor vielen andern zeitgenössischen Schriftstellern hervorthut und den Namen nicht nur des größten Sittenschilderers, sondern auch des größten Sittenlehrers seiner Zeit verdient hat. Rasch hinter einander folgen nun: „Little Dorrit", „Hard Times", „Child's History of England", „Tale of two Cities", „Uncommercial Traveller", „Great Expectations", und zuletzt der Roman: „Our mutual friend" — Werke, die sämmtlich längst in Deutschland eingebürgert sind und deren bloße Erwähnung an dieser Stelle genügen muß. Dabei redigirte er von 1850—1859 sein Wochenblatt „Household Words" und von 1859 bis zu seinem Lebensende theilweise zum mindesten die an dessen Stelle getretene literarische Wochenschrift: „All the Year round", machte (1868) seine zweite längere Reise nach Amerika und gab dort, in London und in den bedeutendsten Provinzstädten des Landes Vorlesungen aus seinen Werken zum Besten, die ihn unter seinen Landsleuten kaum weniger populär machten, als diese selber. Er war aber auch ein Vorleser, wie es noch wenige gegeben hat, und ein Schauspieler, der sich den ersten der Welt kühn zur Seite stellen konnte. Die das Glück genossen, ihn auf dem kleinen Liebhabertheater spielen zu sehen, das er sich in seinem eigenen Hause hergerichtet hatte, werden die Genüsse der herrlichen dort verlebten Abende nie vergessen. Und wenn ich bemerke, daß er die Darstellungskunst von Fichtner und La Roche in seiner Person vereinigte, so glaube ich damit nicht zu viel gesagt und eine Vorstellung von dem gegeben zu haben, welch' selten hohe Begabung er als darstellender Künstler besaß. Ihm war das Glück beschieden, die Früchte seines Geistes schon im Leben in vollen Zügen genießen zu können. Seine Häuslichkeit war mehr als behaglich, sie war reich ausgestattet, und ist auch seine Ehe (mit einer Tochter des erst vor zwei Jahren gestorbenen ehrenwerthen Musik-Kritikers Georg Hogarth) in späteren Jahren eine so unglückliche gewesen, daß er von seiner Frau getrennt lebte, so besaß er doch Kinder, die ihm Freude machten, und einen zahlreichen Freundeskreis, der treu an ihm hing und dem er seinerseits mit treuer Liebe vergalt. Nun, da er plötzlich abberufen wurde fühlt Jeder das ganze Schmerzliche der Lücke, die er zurückgelassen hat. Was er an Schwächen besessen haben mag — wer kann sich rühmen, ihrer ledig zu seyn! — ist vergessen über den großen Eigenschaften, die er besaß, und dankend erkennt sein Vaterland an, was er ihm gewesen, ein edler Schriftsteller durch und durch, in dessen Werken das Gemeine nur dann eine Stelle finden durfte, um in seiner Häßlichkeit abschreckend dargestellt zu werden, ein weiser, wohldedachter und dabei liebenswürdiger Sittenlehrer, ein Feind aller Laster und ein noch größerer aller Scheintugenden, die hinter respektabler Außenseite niedrige Gelüste verbergen, ein Talent ersten Ranges, dem der Freisinn edler Denkungsart die höchste Weihe gab, der begabteste und populärste unter den zeitgenössischen Schriftstellern des Landes.

Max Schlesinger.

Dr. Stronsberg's Besitzthum.

Nach einer in Berlin erschienenen Brochüre gehören dem dortigen Krösus Dr. Stronsberg folgende Besitzthümer: zu Dortmund die Aendt'schen Schienenwalzwerke, 2 Mill. Thaler repräsentirend; zu Neustadt die Hütte, Blechwalzwerke, mit Porta-Eisensteinfeldern und der Hütte Othfresen nebst Bau der Kohlenbahnen; zu Hannover die Egestorff'sche Maschinenfabrik, welche jetzt jährlich 200 Lokomotiven liefert, also um ein Viertel mehr als die Berliner Borsig'sche Fabrik jährlich zu liefern vermag (in der Vorstadt Linden gehört dazu eine eigene Colonie für 2000 Arbeiter); zu Altwasser der „Gottes-Segen-Schacht", Eisensteinwerke, auf 1 Mill. Thaler geschätzt; zu Ziborow in Böhmen Montanwerke; zu Antwerpen die Südcitadelle, erstanden für 14 Mill. Francs; zu Berlin das Viehmarkt-Etablissement vor dem Rosenthaler Thor nebst Schlachthäusern, Viehbörse und Eisenbahn auf ungeheuerem Terrain, das sammt den Bauten auf 2 Mill. Thaler zu stehen kommen dürfte; in Berlin die Markthalle am Schiffbauerdamm, welcher erst auf 10 Jahre gepachtet ist, jedoch mit Verkaufsrecht; zu Berlin das Palais Nr. 70 in der Wilhelmsstraße, in Allem auf 1 Mill. Thaler geschätzt; 2 Häuser unter den Linden, worin sich 113 Bureaux mit über 250 Beamten befinden, gekauft für eine halbe Million, außerdem zwei Häuser in der Jägerstraße, die Gerson'sche Villa in der Thiergartenstraße, der Moritzhof, liegende Gründe vor dem Cottbuser Thor, vor dem Schönhauser Thor und am Hippodrom; in Wien die Palais Rohan; drei Grundstücke in Neidenburg und Görlitz; in Ostpreußen die Herrschaft Groß-Peisten; in Westpreußen die Herrschaften Luiannet, Radowitz und Womdeller; in Posen die Herrschaften Polnisch Lissa, Loube, Tarnowo; in Brandenburg die Rittergüter Diepensee, Dhalewitz; in Böhmen die kaiserliche Domäne Zdirow, angekauft für 9 Mill. Gulden; im Königreich Polen die Grotschaft Krosnosilce. Die letztgenannten 12 Güter umfassen einen Flächenraum von über 300,000 preußischen Morgen oder von über 13 Quadratmeilen, also beinahe so viel als das souveräne Fürstenthum Reuß-Schleiz und mehr als noch einmal so viel als das Fürstenthum Reuß-Greiz. Ueber den Erwerb verschiedener anderer Besitzungen schweben neue Verhandlungen. Wie man weiß, haben Eisenbahn-Aktien, wenn auch nicht immer direkt, als Mittel zum Ankauf so vieler Herrlichkeiten gedient. Dr. Bethel Stronsberg schuf in den 8 Jahren, die er Schienen legt, anfangs als Bevollmächtigter, dann selbstständig, Bahnstrecken in der Gesammtlänge von 414 Meilen.

Homonyme.

Hans that es, als zum Tanz den Arm
Er Gretchen bot; sie dankte warm.
Ein andermal wollt' er's bei Paul
Versuchen, der schlug ihn auf's Maul.

Auflösung des Räthsels in Nr. 24:

„Nachschlüssel."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach

№ 26. Sonntag den 26. Juni. 1870.

Ein scheues Wild die Gedanken sind.
Macht Einer Jagd, flieh'n sie geschwind.
Sieht man sie heitern Auges an,
Zutraulich wagen sie sich heran.
Ein stiller Wand'rer kann sie zähmen,
Das Futter ihm aus der Hand zu nehmen.

P. Heyse.

Die Freuden der Armuth.

Erzählung von Karl von Holtei.

Aus „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte."

(Schluß.)

Vom 20. Ich blätterte in meinem Tagebuchr und machte die Entdeckung, daß sich fast Alles, was ich seit länger als drei Monaten darin eingeschrieben, um Geld und Geldangetegenheiten dreht. Im ersten Augenblicke erschrak ich darüber, wollte mir Vorwürfe machen wegen einer so niedrigen Gesinnung. Müßte man nicht fähig seyn, sprach ich zu mir selbst, sich über einen Gegenstand zu erheben, dessen Nichtigkeit grade mir doch recht klar eingeleuchtet, seitdem ich auf so traurige Weise belehrt worden, wie vergänglich und unzuverlässig die Macht dieses irdischen Götzen ist? — Aber bei näherer Betrachtung bin ich zu ganz entgegengesetzter Ansicht gelangt. Ich habe das Bewußtseyn gewonnen, Geld und Gold sey nur dann verächtlich, wenn es uns für das Höchste gilt; wenn wir es als Mittel betrachten, ein geist- und seelenleeres Treiben durch seine Hilfe auszufüllen; wenn wir, was blindes Glück uns zuwendete, gedankenlos vergeuden, selbst- und genußsüchtig, ohne bessere Zwecke. Sobald das Geld aber mühsam, redlich erworben, gewissenhaft zusammengehalten, nur benutzt wird, entsagungsmuthig und pflichtgetreu ein genügsames Daseyn vor äußerstem Mangel zu sichern, sobald wir im Kleinen gut machen, was wir einst im Großen verdarben, sobald an jedweder Kupfermünze die Erinnerung thätigen Fleißes haftet, verwandelt sie sich, ihrem inneren Werthe nach, in ein schweres, reines Goldstück, die gemeine Prosa des Geldes schwindrt, an ihre Stelle tritt die Poesie der Armuth.

Vom 25. „Heiliger Abend!" Es war der heiligste meines jungen Lebens. Die beschenkten Kinder lohnten uns durch ihr Entzücken. Unsere Mutter gestand, daß sie sich noch nie so beglückt gefühlt habe! Sie sey stolz, versicherte sie, auf Paul und Bertha; „sie verdiene gar nicht, solche Kinder zu haben!" Ach, welch' himmlischer Klang ertönte mir in diesem Weihnachtsliede! Aber von wem kam das räthselhafte Geschenk, welches für Paul bei Ottmar abgegeben worden ist? Ein Fabrikarbeiter hat es gebracht. Das kleine Packet hatte die Form eines Buches, als solches wies es sich denn auch aus, und wie Paul die Hülle öffnete, erkannte er dir Geschichte van „Siebenkäs, Leibgeber und Lenette." Am Schlusse derselben ist die Zeile: „Und die Leiden unseres Freundes hatten ein Ende!" rath unterstrichen. — Von meinem Namensvetter Jean Paul, rief der Bruder, indem er mir's zureichte. Ich entdeckte, darin blätternd, den rothen Strich und bemerkte zugleich, daß Paul auch erröthete. Natürlich hab ich vermieden, durch indiscrete Fragen ihn in Verlegenheit zu setzen. Lies Du's nur, sprach er, ich kenn' es schon. Da hab' ich denn gelesen und gelesen von zehn Uhr Abends bis jetzt, und je tiefer ich mich in diese Mischung von grellem Scherz und rührender Wehmuth hineinlas, desto deutlicher wurde mir der Gabe Sinn. Wer daraus nicht lernt, die kleinen Freuden der Armuth zu schätzen, der muß kein menschliches Gefühl haben, und auch ihre Leiden lächelnd ertragen lehrt dieses Buch. Vielerlei in der Erzählung ist mir ungenießbar geblieben wegen seiner barocken Form; nur manches Humoristische hab' ich verstanden, manches hat mich abgestoßen. Aber der Kern ist göttlich; die Form ist ja nur Schale. An der inneren weißen Seite des Einbanddeckels steht mit blassen Bleistiftzügen, weniger geschrieben als hingehaucht: „Suchet, so werdet ihr finden!" — Was mag das bedeuten? Bezieht sich's auf des Buches Inhalt? oder . . . ?

Vom 26. Paul hat das überklebte Blatt abgelöset. Darunter lag in feines Papier gefaltet ein Hundertthalerschein. Auf dem Papier stand, abermals kaum lesbar: „Für Mutter und Schwester!" Mein Bruder entfärbte sich. „Nein, ich darf's nicht annehmen," flüsterte er, ging in sein Gemach, schried lange, begab sich zu Ottmar's hinuntee . . . bald darauf sah ich ihn nach der Stadt eilen. Rührt dir geheimnißvolle Sendung etwa von einem Mädchen aus unseren ehemaligen Kreisen her, die sich auch für den verarmten Sohn des Hauses noch interessirt? Es waren deren drei, denen er auf seine Weise den Hof machte. Von denen ist's keine; dafür bürg' ich . . . eine gänzlich unbeachtete? ein Blümchen, welches im Verborgenen blühete? . . . Gleichviel. Er hat Recht, dieses Almosen zurückzuweisen; denn ein solches ist's. — Demnach thut er dadurch einem warmen Herzen vielleicht sehr weh.

Vom 30. Es hat ihn heftig angegriffen. Auch ist er schon seit etlichen Tagen leidend und will's nicht Wort haben. Wenn er nur nicht ernstlich erkrankt! Gott, erbarmr Dich!

Vom 31. Mein liebes Tagebuch, für dich wird mir im neuen Jahre wenig Zeit bleiben. Nur mit flüchtigen Worten soll festgehalten werden, was sich begibt, damit ich einst, wenn wir die Noth überstehen, nachlesen könne, an welchem Tagr dies und jenes Leiden mich beugte, an welchem (will's Gott) die Hoffnung bei uns wieder einkehrte.

Paul liegt schwer danieder; unser Arzt erklärt's für ein gefährliches Nervenfieber. Der gute Doctor! Schüchtern und verzagt bin ich in später Nacht bei ihm eingedrungen, zweifelhaft, ob er mich noch kennen wolle, die ihn so oft geärgert? Außer Athem von schnellem Laufen durch lange Gassen stürzte ich

in sein Studirzimmer. Er empfing mich, wie seine Tochter, ließ gleich anspannen, dankte für mein Zutrauen. Ja, es gibt gute Menschen!

Januar.

Vom 2. Gestern, am Neujahrstage, ist auch die Mutter krank geworden. Nun hab' ich vollauf zu thun. Ich wundre mich über meine Kraft, über meine Besonnenheit, die mich den Kopf nicht verlieren läßt. Gott ist in dem Schwachen mächtig.

Vom 13. Fast wird's mir zu viel. Unsere Mutter darf nicht erfahren, wie schlecht es um Paul steht; sie will mich immer in ihrer Nähe haben. Und die Gärtnerin weiß sich mit meinem armen Bruder und seinen rasenden Fieberphantasien keinen Rath.

Ich möchte immer bei beiden Kranken zugleich sein. Aber welche Wonne steht mir bevor, wenn sie genesen!... Nur etliche Stunden ruhigen Schlafes möcht' ich wieder einmal genießen.

Vom 15. Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten. Wie ich gestern Abend auf den Zehen von der schlummernden Mutter weg schlich, um nach Paul zu sehen... wer saß am Bette? Sein Freund Robert! ich erkannte ihn anfänglich kaum, weil er in Civilkleidern ganz fremd aussah. Doch als er mich anblickte, erkannt ich ihn gleich! Er winkte mir entgegen, daß ich schweigen solle, und bedeutete mich schlafen zu gehn. Frau Ottmar habe ihm gelobt, lispelte er, diese Nacht hindurch bei meiner Mutter zu bleiben; er werde Paul nicht verlassen; ich bedürfte endlich einmal ungestörter Ruhe. — Da gehorchte ich ihm. Sein treues Angesicht hat mich in Schlaf gelächelt, und ich bin wie neu geboren aufgestanden.

Vom 22. Paul's Fieber hatte gestern den höchsten Grad erreicht. Der Arzt sah bedenklich drein, und mir entging nicht, daß er mit Robert zischelte. Ich hielt mich auf's Aeußerste gefaßt. Mitten in des Bruders tolle Phantasien und quälende Visionen, wo er immer den seligen Vater gegen Willibald's boshafte Anfälle vertheidigen wollte, trat ein lichter Moment. Er schien bei klarer Besinnung, nannte Herrn von Randlau und mich mit Namen, dankte für unsere Pflege mit brechender Stimme, ergriff unsere Hände und vereinigte sie. Wer mag einem Sterbenden widerstehen? Ich ließ ihn gewähren. Dann gab er mir unverständliche Aufträge für „sie!" Ich fragte ängstlich, wen er mit dieser „sie" meine? — Sie, sie, die mich liebt, wiederholte er mehrmals... und verfiel wieder in seine martervollen Träume.

Vom 23. Der Himmel sei gepriesen! Die Gefahr vorüber, Paul gerettet, schwört der Arzt.

Vom 24. So lange wir den theuren Bruder und Freund zu verlieren fürchteten, hat Herr von Randlau weder über sein Geschick, noch über seine Verhältnisse zu mir geredet. Er hat mit ausdauernder Hingebung sich der Krankenpflege geopfert, bestrebt, jegliche Mühe und Beschwerde mir abzunehmen, und ist, so zusagen, aufgegangen in eifrigster Vollziehung ernster Pflichten, die er sich freiwillig auferlegt hatte. Gestern sprach er zum ersten Male von sich und gab mir zu hören, daß er, nach versöhnendem Ausgange seiner dienstlichen Angelegenheiten, mit ehrenhaftem Abschiedszeugniß entlassen, eine gute Anstellung gefunden habe als Correspondent bei dem Besitzer großer Fabriken, welche unweit der Südvorstadt eine kleine Stadt für sich bilden. Es sei das gewissermassen ein Vertrauensposten, den er indirekt meinem Bruder verdanke. Das war mir unverständlich. Er setzte auseinander: sein rücksichtsloses Einschreiten für Paul sei Veranlassung dazu gewesen. Die Tochter jenes Herrn Richmann habe davon gehört, und sie habe ihn dem Vater, der zunächst einen zuverlässigen Menschen gesucht, als höchsten Zutrauens würdig empfohlen. Ob sie und Paul sich persönlich kannten, wisse er nicht bestimmt; vermuthe jedoch, Auguste Richmann sei mit der im Delirium genannten „sie" gemeint gewesen. Auf meine Anfrage, wie sich sein hiesiges Krankenwärteramt mit dem jüngst übernommenen Amte eines Correspondenten vertage, erklärte er, man habe ihm Erlaubniß dazu gegeben. Diese sei nun, mit der dringendsten Gefahr, erloschen; er müsse sich voll verdoppelten Fleißes seinem Berufe zuwenden; denke jedoch öfter eine Abendstunde bei uns zuzubringen, wofern mir seine Gegenwart nicht lästig werde. Ich hab' ihm erwidert, wir würden uns herzlich freuen, wenn er seinen Freund so oft wie möglich besuche. Auf Paul's vielsagendes Zusammenfügen unserer Hände in der grauenhaften Fiebernacht hat er sich nicht die leiseste Anspielung erlaubt.

Februar.

Vom 1. Robert stellt sich pünktlich gegen Abend ein und erfrischt uns alle durch sein Gespräch. Was für schöne Stunden verdanken wir ihm! Sie wären nach schöner und heller, würden sie nicht bisweilen verdunkelt durch die aus der Ferne drohende Besorgniß vor der Apothekerrechnung. Unser großmüthiger Arzt, der für seine Mühe nichts fordern will, hat für's Erste dort gut gesagt. Jetzt geht es an stärkende Arzneimittel. Auch ein oder zwei Spitzgläschen vom besten alten Ungarwein darf der Genesende täglich nehmen. Ich bin ja glücklich gewesen, einige Flaschen des vorzüglichsten mit dem Gelde bezahlen zu können, welches mir der Goldarbeiter für meine zwei letzten Ringe gab. Jetzt trag' ich keinen Ring mehr. Wozu auch? Mutter und Paul achten nicht darauf. Robert's Scharfblick ist es nicht entgangen. Er scheint sich darüber zu freuen.

Vom 7. Die beiden Bürgerfamilien, deren Kinder Paul unterrichtete, haben unaufgefordert das Stundengeld für vergangenen Monat geschickt, und unser alter Freund vom Weihnachtsmarkt ist selbst gekommen, sich zu erkundigen, wie's dem Bruder geht.

Vom 8. Randlau ist ein guter, kluger, zartfühlender Mensch. Daß er mich wahrhaft liebt, davon hält sich auch Mutter überzeugt. Paul hat es ja längst gewußt, ohne daß jener eine Silbe darüber zu sagen brauchte. Nun, mir ist's auch nichts Neues. Aber wie steht's denn mit mir? Alberne Ziererei! Mag es hier prangen in großen festen Lettern: Ich lieb ihn mehr als mein Leben! Und ich darf den Meinigen bekennen, was noch vor einem Jahre tief in's tiefste Herz hätte verschlossen bleiben müssen.

Ich darfs laut gestehen: Gesegnet sei unsere Armuth.

Vom 11. Ein neues reines Blatt für das Ereigniß des gestrigen Tages. Auguste Richmann hat mich aufgesucht, und ist, ohne lange Einleitung, auf die Sache eingegangen, welche sie zu mir führte. „Ich will," so begann sie, „die Schwester eines jungen Mannes kennen lernen, an dessen Krankheit außer Ihnen, seiner Mutter und seinem Freunde, wohl Niemand schmerzlicheren Theil genommen als ich. Woher diese Theilnahme rührt, muß ich Ihnen eingestehen, auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen. Mein Vater ist ein Mann, der sich kühn emporgearbeitet, mit Nichts kühne Unternehmungen gewagt, und umsichtig wie er ist, glücklichen Erfolg gewonnen hat. Geistige und gesellige Bildung besitzt er nicht, wohl aber Herz und Verstand. Ich bin aufgewachsen, wenig unterrichtet, mir allein überlassen, denn die Mutter starb nach der Geburt des zweiten jüngeren Bruders, und ich mußte vom zehnten Lebensjahre an bei den zwei kleinen Knaben ihre Stelle vertreten. Ich habe neben der Hauswirthschaft Mancherlei für mich gelernt, viel Gutes gelesen, doch von gesellig-verfeinertem Umgange schloß mich des Vaters Unbekanntschaft mit solchen Ansprüchen aus. Als ihm nun plötzlich der Gedanke aufstieg, eines wohlhabenden Mannes Tochter müsse sich der Welt zeigen und als er mich auf einem halb öffentlichen Ball von vornehmerem Zuschnitt einzuschwärzen beschloß, fragte er nicht danach, ob ich mich zu benehmen wisse, ob ich tanzen könne, ob ich dahin passe? Er begnügte sich, mir anzukündigen, was er vorhabe.

Da stand ich nun im großen Kreise, wie ein geschmacklos aufgeputztes Opferlamm, verlassen, dem Gespött mitleidloser Stutzer preisgegeben. Schön bin ich nicht, wie Sie sehen. Was an mir etwa erträglich ist, kann nur Geltung erwerben, wenn die Statue sich belebt. Das that sie wahrlich nicht in dem Gewühle, welches mich nur schwindlig machte. Mehrere Tänzer wollten es dennoch mit mir versuchen. Einer nach dem andern gab mir unter höhnischem Vorwande den Laufpaß! Mein Vater bekümmerte sich nicht um mich; er war von Geschäftsfreunden in Anspruch genommen. Ich drückte mich gedemüthigt in eine Ecke; hätte am liebsten geweint.

Da fand sich ein Studiosus zu mir — ich wähnte, er heiße Fuchs, weil ich ihn vorher von andern Studenten so hatte anrufen hören — der setzte sich neben mich und sprach wohlthuende Worte:

„Es fehle mir an Uebung, sonst würd' ich eine leichte, elegante Tänzerin sein; es käme nur darauf an, daß mein Tänzer mir nachzuhelfen verstände; ich solle mich nicht grämen über die Ungezogenheit einiger Herren; und ob ich's nicht mit ihm versuchen wolle, um jene zu überführen, daß die Schuld an ihnen läge?"

Wie bezaubert, ließ ich mich von ihm in die Reihen ziehen. Es gelang ihm wirklich, einigemale mit mir ohne Anstoß umherzuwalzen, dann rief er lächelnd: Nun ist unsere Ehre gerettet, und brachte mich wieder auf meinen Platz. Doch eh' er mich verließ, flüsterte er mir freundlich zu, ich möchte heute keine Aufforderung mehr annehmen, und überhaupt keinen Ball besuchen, eh' ich nicht einigen Unterricht im Tanzen genommen. Ich will von nun an nie mehr tanzen, entgegnete ich lebhaft. Er sah mich erstaunt an. Welche wunderbare Umwandlung in Ihren Zügen! sprach er. Ich blickte verlegen zu Boden. Er verbeugte sich und ging. Später, wie ich im Arme gesuchter Tänzerinnen ihn schweben sah, erkundigte ich mich bei einer älteren Frau in meiner Nähe, wer er sei? Er ist Ihnen nicht vorgestellt, sagte diese, und hat Sie dennoch aufgefordert? Das ist stark. Dergleichen erlauben sich nur solche übermüthige Geldmenschen. Er ist der Sohn des „Millionärs" Zirner.

Ich hatte sein Benehmen gegen mich ganz anders ausgelegt, und habe seitdem, was ihn betroffen, mit Aufmerksamkeit dankbar verfolgt. Als ich erfuhr, wie sich ein Herr von Randlau für ihn geschlagen, und wie hart dieser unbemittelte Offizier büßen mußte, was er in feuriger Freundschaft gethan, suchte ich dem edlen Freunde durch meinen Einfluß auf den eigenen Vater nützlich zu werden. Das gelang. Dagegen mißrieth ein allerdings ungeschickter Versuch, Ihrem armen Bruder bisweilen die Sorge um Schwester und Mutter zu erleichtern. Er entdeckte die ungenannte Spenderin der ersten Sendung, die wahrscheinlich sein Ehrgefühl verletzte, und stellte mir den kleinen Beitrag für ihr Hauswesen zurück. Das schüchterte mich ein. Diesmal wend' ich mich an Sie! An die gute Bertha, die meines Vaters guter, fleißiger Geheimschreiber und Vertrauter, unser Herr von Randlau, verehrt gleich einer Heiligen. An Sie wend' ich mich, an die Schwester, und bringe in meines Vaters Namen den Antrag für Ihren Bruder Ihnen: Er möge Hauslehrer bei meinen Brüdern werden! Er soll, wenn er darauf eingeht, unbeschränkte Freiheit für seine Person behalten — das bitt' ich besonders hervorzuheben! — soll in Allem sein eigner Herr sein. Und er darf auf des Vaters Erkenntlichkeit, als auf die eines schlichten, rechtschaffenen Mannes rechnen. Bringt Herr Paul Zirner unsere Jungen vorwärts — und es sind lenksame, begabte Burschen — dann wird sie ihn ... doch das mag Vater mit ihm besprechen. Mich lassen Sie dabei gänzlich aus dem Spiele! Von Augusten rede Bertha nicht. Sie dürfen als Auftrag dieses Planes Herrn von Randlau bezeichnen, und werden keine Unwahrheit sagen." — — — So sprach Auguste Richmann.

Was wird mein Paul beschließen?

Vom 12. Paul hat angenommen! Die ersten Zeilen, die er mit zitternder Hand wieder zu schreiben versuchte, enthalten die Zusage an Herrn Richmann.

Vom 14. Robert ist wie verwandelt durch Paul's raschen Entschluß. Es ist eine Zuversicht über ihn gekommen, die er bei uns niemals gezeigt. Er hat sogar um eine Unterredung mit meiner Mutter gebeten.

* * *

Hier schließen die uns zugänglichen Excerpte aus Bertha's Tagebuche. Der Erzähler hat noch zu berichten:

Ein Jahr, nachdem Paul Zirner als Hauslehrer bei Richmann's eingetreten war, im Monat März, ging seine Schwester Bertha mit Robert zum Traualtare.

„Wie schön der Myrthenkranz ihr läßt!" sagte Frau Christine Ottmar zu ihrem, ebenfalls in der Kirche anwesenden Manne.

„Und," setzte dieser hinzu, „die weiße Camellie vor der Brust! Ja, wer weiß, ob sie heute copulirt würden, hätte mein Baum vorgangnes Jahr nicht zu spät geblüht!"

Beim Festschmause, den Vater Richmann gab, und bei dem er neben Mutter Zirner saß, stieß er mit dieser an: „daß wir über's Jahr noch eine Hochzeit feiern!"

Auguste, die es vernommen, wurde purpurroth. Paul wollte heimlich an seinem Glase nippen. Seine Schüler kranken ihm zu: „Prosit, Herr Schwager!"

Robert hielt Bertha's Hand in der seinen und flüsterte ihr zu:

„Hätt' ich zu ahnen gewagt, da ich Dir die Blumen zum Kranze brachte, daß ich noch so glücklich werden könnte! Bist Du's denn auch?"

„Welche Frage, mein Freund! Aber laß' uns nie vergessen, daß wir dieses unverdiente Glück der Aemuth verdanken. Und laß', auch gar ihr geschützt, immer ihre kleinen Freuden festhalten. Nur sie beglücken dauernd."

Die Sorgen.

Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens hat ich wohl zehnmal bat,
Sie folgten nur Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: „Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!"

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort;
Die Bäume rauschten und schlugen drauf;
Sie flohen von Ort zu Ort;

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Thau.

„Da habt ihr's!" rief ich, von ihrer Noth
Befreit, in die Lüfte hinaus,
„Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibet zu Haus!"

Gustav Pfarrius.

Gesundheitspflege in Schule, Wohnung und Stall.

Athmen.

(Siehe Nr. 14 der Sonntagsbeigabe.)

(Fortsetzung.)

Blicken wir zurück auf die Sterblichkeits- und Krankheitsstatistik früherer Jahrhunderte, in denen der Menschheit der wissenschaftliche Einblick in den Athmungsproceß abging. Wo ist die gefürchtete Menschenpest, diese Fäulnißkrankheit, von welcher die Ortschroniken aller Länder berichten, wo sind andere ähnliche septische Epidemien der alten Zeit geblieben? Vielfach und mit Recht wird behauptet, daß im Verhältniß zum Consum der Seife als dem Maßstabe der Hautpflege der Gesundheitsstatus der Menschheit Schritt für Schritt sich aufgebessert habe. Mehr als die Seife hat die verbesserte Architektur der Wohnhäuser zur Ausrottung ständiger Krankheitsplagen mitgeholfen. Hochgestockte Zimmer alter Stockwerke, die Erfindung und Anwendung großer Fensterglasflächen, die Vorliebe für hohe und breite zahlreiche Thür- und Fensteröffnungen, diese und ähnliche die systematische Ventilation anbahnenden Sitten haben unsere Zustände in Bezug auf Gesundheitspflege bedeutend gehoben. Die Chroniken erzählen übereinstimmend, daß vor einem Jahrhundert in den Gefangenhäusern das Gefängnißfieber eine selbstverständliche, unausgesetzt herrschende Krankheit war, die man als unvermeidliches Uebel entgegennahm. In einem Staatsgefängniß zu London starb an dieser Krankheit durchschnittlich täglich einer. Erst als im Jahre 1750 der Lordmayor von London, zwei Richter und mehrere Gerichtspersonen, welche alle amtlich in den Gefangenstuben verweilt hatten dieser Luftverpestung zu Opfer fielen, da erst erkannte die englische Regierung die giftigen Eigenschaften

der ausgeathmeten Lungengase und beauftragte den Dr. Stephan Hales, in dem Gefängnisse eine ergiebige Tageslüftung anzuordnen. Trotzdem diese Maßregel, den damaligen Begriffen der Athmung entsprechend, nach den heutigen Anschauungen nur eine halbe war, so sank doch gleich die alte herkömmliche Sterblichkeitsziffer um dreitausend Procent, indem durchschnittlich nur ein Todesfall pro Monat zu verzeichnen war. Trotz dieser Erkenntniß der miasmatischen alltäglichen Athemsäule und den nun folgenden vielseitigen Versuchen der Abhülfe wurde doch aus dem acuten Uebel nur ein chronisches, weil in den ersten Jahrzehnden die wissenschaftliche Basis der quantitativen Luftanalysen noch fehlte und die grenzenlose Gleichgültigkeit des großen Publicums gegen Spezialfragen der Gesundheitspflege nur durch acut verheerende Seuchen sich aufrütteln läßt. Deßwegen haben denn auch vereinzelnte Klagen über ungesunde Schulen, Spitäler, Gefängnisse, Fabriken ꝛc. noch keine allgemeine Berücksichtigung gefunden. Im Gegentheil; ein gewisser Widerwille und Widerstand der unwissenden Menge gegen eine rationelle Luftdiät ist manchmal nur durch drakonisches Einschreiten zu brechen. So erzählt Degen, „Der Bau der Krankenhäuser, München 1862“, folgende Thatsache aus dem vorletzten italienischen Kriege. „In dem von Verwundeten überfüllten Kriegsspitale zu Verona starb ein großer Theil der Verwundeten durch Brand oder Pyämie. Gegen die Anordnungen des Arztes, daß die Fenster Tag und Nacht geöffnet werden sollten, sträubten sich die Kranken, weil sie das krankhafte Fröstеln statt dem Mangel frischer und dem Einfluß verdorbener Luft einzig den offenen Fenstern zuschrieben. So webten sie die reine atmosphärische äußere Athmungsluft wie ein Gift von sich ab und ergaben sich mit Fatalismus dem Schicksal der täglich mehr anwachsenden Sterblichkeit. Erst nachdem der Bestand decimirt war, wurde streng befohlen, alle Fensterflügel auszuheben, so daß Tag und Nacht ununterbrochen reine Athmungsluft durch die Säle streichen mußte: und, wie vorauszusehen, wich der verheerende Spitalbrand alsbald dem belebenden Einflusse des Luftsauerstoffes.

In einem Dorfe, dessen Pfarrkirche so niedrig gewölbt war, daß man den Boden erst kürzlich um circa 2 Fuß gesenkt hat, wurde vor zwei Jahren eine vierzehntägige Mission abgehalten. Die Kirche war von früh bis Nachts so dicht überfüllt mit vielen Hundert Menschen, daß auf den Kopf nur etwa 30 Kubikfuß Luft zu rechnen war. An der Thüre schon kam mir ein so widerlicher Gestank der Luftsäule entgegen, daß ich laut äußerte, die Toleranz der menschlichen Natur gegen den Genuß gasförmiger Excremente überschreite hier alle Gränzen und müsse sich durch Ausbruch einer schlimmen Krankheit rächen. Die Mission war noch nicht ganz beendet, da brachen fast in jedem Hause, namentlich bei denjenigen Bewohnern, die fleißig den Gottesdienst besucht hatten, theilweise die echten Pocken, theilweise fieberhafte Abortivformen acuter Exantheme aus, und nach Monate lang hatte die Bevölkerung des Ortes an chronischen Blut- und Schleimhaut-Affectionen zu leiden, deren Ursprung nicht schwer zu errathen war. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Pockenkrankheit, überhaupt zwischen fauligen Exanthemen und vorheriger Einathmung der in geschlossenen Räumen gestauten Ausathmungsgase tritt unverkennbar hervor auch bei den Schafen. Bei diesen Thieren, von denen ein altes Sprüchwort sagt: „Geduldige Schafe gehen viele in einen Stall,“ sind die Blattern eine vorherrschende Krankheit. Von unserem Standpunkte der rationellen Gesundheitspflege würden wir dieses Sprüchwort dahin abändern: „Gesunde Schafe athmen wenige in einem Stall.“ Neuere Forschungen liefern interessante Aufschlüsse über die Wahrscheinlichkeit genetischer Beziehungen der mehrgedachten Athmungs-Anomalien zu den wichtigsten Krankheitsformen, namentlich zu Kraup, Diphtheritis, Gesichtsrose. — Prof. Hueter in Greifswalde hat kürzlich bei Rachendiphtheritis, Hospitalbrand, septischer Hautrose in den brandigen Auflagerungen wie in den noch lebenden Geweben und im Blut der Kranken zahlreiche kleine bewegliche runde Körperchen durch das Mikroskop nachgewiesen. Diese Körperchen sind dieselben, die bei der Fäulniß jedes Eiters und des Blutes und höchst wahrscheinlich auch des Cloakeninhaltes, stagnirender Wasser und ausgehauchter und gestauter Luft in großen Mengen entstehen. Nach den Versuchen, die Prof. Hueter mit Dr. Gerlach an Thieren angestellt, besitzt faulender Eiter, so wie auch faulende andere organische Stoffe, in den ersten Wochen die Eigenschaft, durch Einspritzung in die Muskeln jedesmal charakteristische, schnell tödtende, diphtheritische Entzündung hervorzurufen. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß ähnliche Fäulnißprocesse, sei es, daß ihre Produkte gasförmig in der Athmungsluft oder in Trinkwasser suspendirt sich vorfinden, die Keime für Diphtheritis, septische Hautrose, Knochenfäule und ähnliche Zustände, wie auch für die endemische und epidemische Verbreitung derselben liefern müssen. Prof. Hueter weist nach, daß in der Gewebsflüssigkeit der erysipelatösen Haut (Hautrose) dieselben berüchtigten kleinen Körperchen in großen Mengen sich vorfinden, welche das Charakteristische der Diphtheritis bilden, daß sie ins Blut übergehen und sogar zahlreich und noch lebend, d. h. bewegungsfähig im Urin der Kranken ausgeschieden werden. Eine ursächliche Verwandtschaft zwischen septischer Hautrose, Rachendiphtheritis und allen ähnlichen zum Gewebszerfall neigenden Knochen-, Muskel- und Hautleiden ist also kaum mehr zu bezweifeln: Durchseuchung des Blutes mit organischen Stoffen, die im ersten Stadium der sanften Zersetzung sich befinden. Hier lohnt es nun, wieder die oben citirten Worte Liebigs bestätigen zu lassen: „daß da, wo keine nähere Ursache der Krankheit ermittelbar ist, die im Zustande der Umsetzung begriffenen Stoffe oder Materien in Folge ihres Zustandes als die nächsten Ursachen der Krankheiten angesehen werden müssen.“ (Schl. f.)

Johann Kepler

zur Einweihung seines Standbildes in Weilerstadt, 24. Juni 1870.

(Aus der „Allg. Ztg.“)

Die Lichtwelt hast du dein genannt,
Die an dem Himmel zieht,
Und hast in dein Gesetz gebannt
Sein wandelndes Gebiet.

Dich lockte nicht ein Erdenkranz,
Am Erden ist der Krieg;
Im Aetherduft und Sphärenglanz
Da holst du deinen Sieg.

Von dort hast du herangewacht
Den Frieden und die Ruh,
Dir trug das Geisterwehn der Nacht
Sein göttlich Flüstern zu.

Da klangen die Gesänge, wie
Kein Frühling sie vernahm,
Da quoll ein Odem, wie er nie
Von Menschenlippen kam.

Unerforschlich ist Einer nur,
Und Ihn hast du geahnt,
Und hast uns durch die Sternenflur
Den Weg zu Ihm gebahnt.

Denn wo die Spanne Raum und Zeit,
Die du durchmessen hast,
Hineinreicht in die Ewigkeit,
Da hast du sie gefaßt.

Wie Träume zwischen Tag und Nacht
Zerfließt des Lebens Wahn;
Unsterblich ist des Geistes Macht,
Unendlich seine Bahn.

Und wär' sie durch ein Baumgericht
Verfällt in Haft und Joch;
Der Geist steht auf, das Joch zerbricht:
„Und sie bewegt sich doch!“

J. G. Fischer.

(Charles Dickens als Christ.) Auf mehr als einer englischen Kanzel ist am letzten Sonntag des heimgegangenen Charles Dickens ehrenvolle Erwähnung gethan, und in der Westminster-Abtei, wo der berühmte Romanschriftsteller sein letztes Ruheplätzchen gefunden hat, hat Dechant Stanley seinen Eigenschaften als Christ diejenige Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche ihm als Schriftsteller bereits durch die Tageblätter zu Theil geworden war. Erwähnt sei aus dieser Kanzelrede hier nur eine Stelle, welche Mr. Stanley aus dem Testamente des Verstorbenen vorlas. „Mein Name soll mit einfachen englischen Buchstaben auf mein Grab geschrieben werden. .. Ich ersuche meine Freunde, mich unter keinen Umständen zum Gegenstand eines Denkmals oder irgend einer sonstigen Kundgebung zu machen. Meinen Anspruch auf das Andenken meiner Heimath setze ich ganz allein auf meine veröffentlichten Werke, und das Andenken meiner Freunde außerdem auf ihren Umgang mit mir... Meine Seele empfehle ich durch unsern Herrn und Heiland Jesus Christus der Gnade Gottes, und meine Kinder ermahne ich, sich durch die Lehren des neuen Testamentes in seinem wahren Geiste leiten zu lassen und sich auf die engherzige Auffassung des Buchstabens von Seiten irgend eines Menschen nicht zu verlassen.“

Buchstabenräthsel.

Nie macht es einer aus, es müssen viele sein,
Doch schränkt es ihre Zahl gewissermassen ein.
Versetz zwei Zeichen, nun am Festtisch siehst du's prangen,
Den Kindern wässert schon das Mündlein vor Verlangen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25:
„Anszieben.“

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach

№ 27. Sonntag den 3. Juli. 1870.

Unwissenheit ist vor dem Tode Tod.
Lebend'ge Gräber sind Unwissende;
Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
Weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf.

*Der graue Handschuh.

(Original-Novelle von Aline Köppen, geb. Dreves.)

Es ist ein herrlicher Wintertag; keine Wolke läßt sich am blauen Himmelszelt erspähen und der frischgefallene Schnee glitzert im Sonnenschein. —

In einem freundlichen Zimmer der ersten Etage eines stattlichen Hauses der Linksstraße zu Berlin sitzt in einer Fensternische eine alte Dame im weichen Fauteuil. Alles um sie her athmet Behaglichkeit und Eleganz. Das Zimmer, in dem sie sich befindet, ist das letzte einer langen Reihe Gemächer, die alle nur durch zurückgeschlagene Portieren getrennt sind. Das Fenster, vor dem die alte Dame sitzt, ist mit blühenden Hyazinthen Topf an Topf dicht bestellt und auch in der Hand derselben befindet sich ein solcher, dem eine herrliche Blume entpressen.

Es ist ein gar liebes, edles Gesicht, was wir hier vor uns sehen, ein echtes, wahres Muttergesicht, und das ist es, was uns so wunderbar aus demselben anheimelt. Ein Jeder, der in dieß Gesicht schaut, glaubt die Augen, die einst über seiner Wiege ihm entgegenstrahlten, glaubt den Mund zu sehen, der seiner Kindheit Sorge ihm hinweggelächelt, seiner Kindheit Schmerz stets Trost gebracht hat. — —

Fest ruht das Auge der Greisin auf der Prachtblume in ihrer Hand und gar süße Bilder muß der Duft der Hyacinthe in der stillen Brust wach gerufen haben; denn ein sanftes Lächeln verklärt die lieben Züge und ein zartes Roth steigt auf die welke Wange. —

Der frühe Morgen dieser edlen Frau war nicht hell und licht gewesen, wie es ihr Abend ist. Als eine Waise hatte sie freudlos die Kindheit zurückgelegt, diese sonst so schöne Zeit, welche für Jeden, der nur Vater und Mutter gekannt, nicht ohne Seligkeit war; denn auch die ärmste Mutter weiß ja einen Sonnenstrahl des Glücks auf das Haupt ihres Kindes zu lenken, — auch der ärmste Vater läßt nicht nach, bis er Blumen dem Boden auf dem Pfade seines Lieblings abzerungen hat. —

Bis zum achten Jahre blieb das Kind, Ottilie Winter, der Obhut einer alten Wärterin vertraut, dann brachte es der Vormund in eines der ersten Töchterinstitute der Residenz. —

Bevor er dort die Kleine einführte, sprach der strenge Mann: „Du bist eine Waise, eine arme Waise. Das kleine Vermögen, das dir dein Vater hinterließ, wird zu dem Zwecke deiner Ausbildung verwandt werden. Mit sechzehn Jahren mußt du — wenn nicht die Straße unter Gottes freiem Himmel deine Wohnung seyn soll, du nicht verhungern willst — so viel gelernt haben, daß du Kinder wohlhabender Aeltern unterrichten kannst. Dazu mußt du aber viel, sehr viel wissen; darfst keine Stunde der acht Jahre, die vor dir liegen, unbenützt vorüberstreichen lassen; das merke dir, Mädchen!"

Und diese Worte wurden gemerkt, diese Worte wurden nicht vergessen. — Das Kind — reich begabt — lernte und lernte. Ottilie Winter war durch alle Classen hindurch stets die erste Schülerin. An der Spitze der reich gekleideten Pensionärinnen saß das kleine Mädchen Sommer und Winter in demselben ärmlichen düstern Kleide, bis dasselbe zu kurz und zu eng geworden war; dann ward ein gleich unscheinbares von geringem Stoffe gekauft und wieder bei des Winters Schnee und bei des Sommers Blumenpracht getragen. — Und kamen die Ferien so hielten die stolzen Carossen vor dem Portale des Instituts, und die glücklichen Eltern fuhren mit ihren Kindern hinaus in das grüne Land, auf die schönen Güter, wo die dunkeln Wälder rauschten, die Kornfelder wogten und aus den Gebüschen seitwärts am Wege viel hundertstimmige Loblieder schallten. Ottilie blieb allein zurück in dem Hause bei der alten Vorsteherin — denn auch die anderen Lehrerinnen verließen zu dieser Zeit die Anstalt — saß Tag für Tag in dem öden Lehrzimmer und lernte bis die Augen zufielen, der junge Kopf auf den langen, grau angestrichenen Tisch sich senkte und das reiche Haar gleich einer Decke über des Kindes Gesicht fiel. O, wie schön ließ es sich dahinter von den lieben todten Aeltern träumen! —

Kam dann der Tag der Prüfung — und die reichgekleideten Damen und die Herren in den bunten Uniformen, mit den blitzenden Ordenssternen auf der Brust, standen umher im Saale — dann hieß es zwar bei jedem Fache: „Ottilie Winter Nr. 1", aber was half's der Armen? Keine Vaterhand legte sich segnend auf ihren Scheitel, kein Muttermund lächelte ihr liebreich entgegen, sie, „ein liebes braves Töchterchen" nennend. —

Und in dem Institute brach eine epidemische Kinderkrankheit aus, von der auch die kleine Ottilie befallen ward. Aus den fernsten Provinzen eilten die Mütter herbei, um ihre Lieblinge zu pflegen, um zu sehen, ob es ihnen auch an Nichts fehle. Der Stuhl vor Ottiliens Bette blieb leer. Der Weg aus blauem Himmel ist ja zu weit, selbst für ein Mutterherz! Wie kam's nur, daß vor dieses Mädchens Lager der Arzt stets am kürzesten verweilte, da er doch gesagt, kein's der Kinder sey so krank, wie eben dieses? Ach, das jetzt zehnjährige Mädchen hatte schon eine Antwort auf diese Frage!

Und in des Kindes Brust erwachte die glühende Sehnsucht nach einer Heimath, nach einem Herzen, das ihr gehörte, mit ihr Leid und Freude theilte. — —

So ward Ottilie Winter sechzehn Jahre und sollte nun mit den reichsten Kenntnissen versehen das Haus verlassen, in dem sie acht Jahre gelebt. — Schlank und kräftig wie eine junge Edeltanne, die thauerfrischt ihre Krone in den Sonnenstrahlen des Morgens wiegt, stand am Tage des Abschieds — da eben

wieder die Aeltern der Zöglinge im Saale versammelt waren — das junge Mädchen an der Seite der Vorsteherin. Ohne irgend einen anderen Schmuck, als den, womit Mutter Natur dies Kind so reich überschüttet — ohne Geschmeide, ohne Bänder, ohne Spitzen, im einfach dunkelgrünen Kleide, um den Hals ein schmaler, weißer Kragen, die reichen braunen Flechten in zweifacher Windung um's schöne Haupt geschlungen — so stand sie da — die schöne Blume, die herrliche Centifalie — voll Kraft und Gesundheit im Kreise der zum größten Theil verzärtelten Treibhauspflanzen. Keine Bitterkeit sprach aus diesen großen braunen Augen, die sanft und milde wie die Augen des Reh's in die Welt schauten. Man sah, die trübe Kindheit hatte dieses Mädchen nur geduldig, nur ergeben gemacht. — — Und die Damen fragten sich voll Staunen: „Wie kann nur ohne Mutterliebe ein Kind so herrlich gedeihen?" und die Herren vermochten nicht den Blick abzuwenden von der lieblichen Gestalt und sagten: „Das ist ein wunderbar schönes Mädchen!" —

Der Rest von Ottiliens kleinem Vermögen ward nun zu einer bescheidenen Aussteuer verwandt, die in einem Koffer gar geringen Umfangs ihren Platz fand. —

In der Familie eines freiherrlichen Hauses, die auf einem großen Gute in einer fernen Provinz des Landes lebte, hatte ihr der Vormund ein Engagement als Gouvernante eines zehnjährigen Töchterchens verschafft. Mit Freundlichkeit war sie von dieser Familie aufgenommen worden, die aus dem Freiherrn von Ridera, seiner Gemahlin, einem erwachsenen Sohne und dem ebenerwähnten Töchterchen, Adela von Ridera, bestand. — Güte und Zuvorkommenheit traten ihr vom ersten Tage ihres Eintritts hier entgegen und dankbar war das junge Mädchen für das ihm zugefallene Loos. Aber glücklich? glücklich? Es war doch immer keine Heimath, keine Heimath, der sie angehörte! —

Da nach einem halben Jahre, an einem schönen Wintertage, wo — wie sie glaubte — die ganze freiherrliche Familie in die Kirche gefahren, war es, daß sie mit ihrer Arbeit in das Treibhaus, das unmittelbar an's Schloß stieß, sich begab. Die Hyacynthen prangten dort in schönster Fülle und Pracht. Auf eine Bank, die von hohen Cypressen umstellt war und dicht vor einer großen Teerasse der herrlichsten Hyacynthen sich befand, setzte sich das junge Mädchen, sich dunken Träumen überlassend. Da hörte sie plötzlich neben sich Tritte und sah nun den Sohn des Hauses vor sich. „Ottilie, darf ich eine Frage thun?" bat der junge Edelmann, und er setzte sich neben sie und sprach: „Kannst Du mir gut seyn, theures Mädchen, so gut, daß Du mein Weib werden willst? Sieh', dann wird die Erde für mich schön seyn von heute an! Was dann auch kommen mag, ich will nicht murren, will nur denken, daß mit diesem einen: „ja" mir mehr Glück geworden, als allen anderen Sterblichen!" — Und Ottilie hatte keine Worte, hatte nur Thränen des Glückes auf diese Frage, und da sein Arm sie umfing, legte sie den Kopf an seine Brust und Thräne auf Thräne fiel von der Wange herab. Und als der Jüngling bat: „Schaue mich einmal an, mein süßes Mädchen," da hob sie den Kopf empor, und was sie da in seinen treuen Augen geschaut, das war's, was sie Jahre lang gesucht, war's, wonach sie sich gesehnt in den trüben Tagen der Kindheit: eine Heimath, eine Heimath! ein Herz, das ihr gehörte für alle, alle Zeit!

Und unter dem Glockenklange der fernen Dorfkirche und dem Dufte von viel hundert Hyazinthenkelchen zog namenloses Glück und süßer Friede in der Waise junges Herz. — —

Und ander's ward's, als wie die Dichter in ihren Romanen es beschreiben, wo nie die reichen Väter wollen, daß ihre Söhne arme Mädchen heirathen; denn der alte Freiherr drückte voll Fröhlichkeit das junge Mädchen an seine Brust, ihr die glühenden Wangen streichelnd, und die Freifrau küßte sie auf die Stirne, sie ihre schöne Tochter nennend. — —

Die Erinnerung nun an diese Stunden ist es, die durch den Duft der Hyazinthen in dem Herzen der alten Freifrau von Ridera — einst Ottilie Winter — wachgerufen wird. —

Doch noch ein zweites Bild zaubert der Duft hervor, ein Bild nicht minder lieb und heilig, als das erste.

Es war zehn Jahre nach der eben besprochenen Zeit. Dem Hause der Ridera sollte der erste Erbe geboren werden und voll banger Sorge war der jungen Mutter Herz. — In ihrem Schlafzimmer stand am Fenster eine Hyazinthe, deren Blüthe noch in den grünen Blättern schlummerte. Oft stand die junge Frau vor der Blume, sich bange fragend: „Wo werde ich seyn, wenn sich diese Blüthenkelche erschlossen haben? Wird mein Auge sie in ihrer Pracht schauen? Oder schlummere ich dann unter kühlem Rasen und mein Kind muß ohne Mutterliebe — wie ich einst — seine Kindheit durchleben?" — — Und schwere, schwere Stunden kamen über die junge Frau; und sie sah das Kind nicht, dem sie das Leben geschenkt; denn wilde Fieberphantasien jagten sich in dem glühenden Kopfe. In diesen Phantasien sah sie stets die Hyacinthe vor sich, aus deren oberstem Kelche sie ein Kindergesicht anschaute; streckte sie aber ihre Hand aus nach dem kleinen Wesen, so duckte sich dasselbe und verschwand in den grünen Blättern. — Da eines Morgens erwacht sie frei, sich wohl und neu gestärkt fühlend. Ihr erster Blick traf das Fenster ihres Zimmers. Dort stand die Hyacinthe in wunderbarer Pracht erblühet; denn wohl an fünfzig geöffnete Kelche wurden von den Strahlen der hellen Wintersonne beschienen, und unweit davon stand ihr Gatte und hielt ihr mit glücklichem Lächeln ihr erstgeborenes Kind, ihren Sohn, entgegen, aus dessen kleinem Gesicht ihre eigenen schönen Züge wie aus einem Spiegel ihr entgegenschauten. — Und wieder war's der Duft der Hyazinthe, der auch die zweite Feierstunde ihres Lebens begleitete.

In diesen süßen Träumen ward nun die Freifrau durch das Herannahen eines Männerschrittes, der durch das Trippeln zweier kleiner Kinderfüße begleitet wird, gestört. Freudig sieht sie den beiden Kommenden entgegen. Wie sollte sie auch nicht! Es ist ja ihr einziger Sohn mit seinem Kinde — dem heißgeliebten Enkel — der durch die lange Reihe der Zimmer zu seiner Mutter eilt. Wunderbar ist es, wie sich hier dasselbe schöne Gesicht von Mutter auf Sohn, von Sohn auf Enkel vererbt hat. Nur einem Zug begegnen wir im Antlitz des Ersteren, der dem Gesichte seiner Mutter stets fremd war, das ist der Zug eines unbegrenzten Stolzes, — und in der That ist es auch allein der Stolz, der einen Schatten auf dies sonst so edle Herz wirft. — Aber der kleine Enkel! Das ist der Großmutter Gesicht Zug für Zug, das ist das sanfte Auge, das süße Lächeln von Ottilie Winter, ist das Gesicht der kleinen Waise, wie es einst sanft entschlummert auf dem langen Tische des öden Schulzimmers ruhte. —

Das Kind eilt auf die Großmutter zu, legt seine Arme schmeichelnd um die Kniee derselben und frägt: „Adee Großmama, ist die Emma denn noch nicht hier? sie hatte mir doch so fest versprochen, heute Morgen recht früh zu kommen! — Aber sieh', es ist doch gut, daß sie noch ein wenig gewartet, ich muß die Bilder ja noch zusammensuchen, die der Vater mir gestern Abend geschenkt hat, die muß ich ihr ja zeigen!" und damit trippeln die kleinen Füße wieder zurück in eines der ersten Zimmer.

Die Großmutter schaut — die Augen voll Liebe — dem geliebten Enkelkinde nach, und sich dann zu dem Freiherrn wendend spricht die edle Frau:

„Wie der Knabe, dein lieber Guido, die Emma so lieb hat! Wie ist seine Liebe zu ihr fast größer als die zu seinem Vater und seiner Großmutter! — Adee setze Dich hieher zu mir, mein lieber Albert, und höre Worte, die von der Mutterliebe dictirt sind, Worte, die aus einem warmen Herzen kommen. — Könntest du dich nicht entschließen, deinem Kinde in Emma eine zweite Mutter zu geben? — Guido ist jetzt vier Jahre alt, und vier Jahre ruht das liebe Herz, die theure Frau, die ihn gebar, in der Gruft der Ridera. — Wie du weißt, verdanke ich deinem theuern verstorbenen Vater und seiner Familie mein ganzes reiches Erdenglück. Auch die Schwester deines Vaters, das Kind, um dessen willen ich einst in das Haus deiner Großeltern kam, meine liebe Adele, war so lange sie lebte mir eine treue liebevolle Schwester. — Als sie ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Gatten demselben in ein anderes Leben folgte, legte sie mir sterbend ihr einziges Kind, ihre kleine Emma, in die Arme, flehend: „Was ich und die Meinen dir an Liebe gegeben, o Ottilie, das zahle

Digitized by Google

mit deinem Herzen meinem Kinde zurück!" — Ich gelobte dies in die sterbende Hand und wohl kann ich sagen: ich habe gehalten, was ich versprach, denn fast mit gleicher Liebe umfing ich ihr und mein Kind. —

(Fortsetzung folgt.)

An die Alpen.

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,
Lagernd auf dem weichen Grün der Wiesen;
Kräuterdüfte fächelten den Gast,
Eisgeharnischt ragten eure Riesen.

Lerche sang ihr lustverwirrtes Lied,
Schweigend strich der Adler durch's Gesteine,
Und die Gipfel als die Sonne schied,
Schwelgten stumm im letzten Purpurscheine.

Eine Heerde irrt' am Wiesenhang,
Kühe weidend, pflückten ihre Beute,
Und die Glock' an ihrem Halse klang
Für die Kräuter sanftes Sterbegeläute.

Kaum vernehmbar kam der müde Schall
Jener Kluft herüber mit den Winden;
Wo so hoher Frieden überall,
Ließ die Ruh' in Gott sich vorempfinden.

Frischen Muth zu jedem Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen;
Alpen, Alpen, unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen!

Lenau.

Gesundheitspflege in Schule, Wohnung und Stall.

Athmen.

(Schluß.)

Die bis hier aufgeführten Beobachtungen führen uns schon ohne die Belege der Wissenschaft zu dem Schlusse: daß die Werthschätzung des Athmungsprozesses, als der wichtigsten stofflichen Excrementausscheidung und Nahrungszufuhr für Mensch und Thier, die bedeutendste Errungenschaft der modernen Gesundheitspflege ist. Auf Grund dieses Satzes ist die Verblendung unbegreiflich, mit welcher das Menschengeschlecht, als die einzige Species im Natureich der Lungenathmer, seit so vielen Jahrhunderten durchschnittlich 40pCt. seiner Lebensstunden die Räume seiner Nachtsathmung gewissenhaft abklappt gegen die frische Sauerstoffluft und dadurch seine Schlaf-, Kranken- und Versammlungszimmer in stinkende Luftcloaken verwandelt. Von der düsteren Schlafhöhle des Raubthieres bis zum luftigen Neste des zartesten Vögleins ist kein Schlafgemach athmender Geschöpfe so unappetitlich, wie das Familiennest des schlafenden Menschen. Der homo sapiens bewundert am künstlichen Naturdan der Thierwohnungen Alles, nur nicht die belehrende einfachste Einrichtung, daß selbst im strengsten Frost wie im wildesten Sturm der Athmungsinstinkt dem Thiere verbietet, bei Nacht wie bei Tage Thür und Fenster seiner Höhle oder seines Nestes zu verschließen vor dem allernährenden Luftmeer. Wie erfinderisch ist doch in seiner Verblendung der Menschengeist gewesen, diese selbstmörderische Todsünde gegen das Hauptgesetz der Selbsterhaltung, die möglichst hermetische Absperrung von der „Nachtluft" (21 pCt. Sauerstoff, 79 pCt. Stickstoff, wie die Tagesluft) zu beschönigen, diese unnatürlichste aller Selbstschädigungen zur ausnahmslosen Volksgewohnheit zu machen und dem mahnenden Thierinstinkt zum Trotz diesen verpestenden Athmungsunfug unbeschämt zu hegen in einem Geschlechte, welches Peistlei's Entdeckung des Luftsauerstoffes schon aus den Büchern seiner Großväter kennen gelernt hat! Wie wiederholen die Mahnworte: „Lernet athmen!" Lernet es von den empfindlichsten Thieren des Waldes, von denen wohl noch keines in seinem offenen winterlichen Neste von der gefürchteten Erkältung erkrankt oder gestorben ist! Gewöhnt euch, an Stelle des begrifflosen Wortes „Erkältung", welches bei jeder Erkrankungs-Gelegenheit uns Menschen so geläufig ist, die Bezeichnung „Verathmung" zu setzen. Dann erst wird unser Mund wie der Schnabel der Waldvögel und die Lungen der übrigen Warmblüter (mit Ausnahme der uns athmungsverwandten Hausthiere) die Stickgase unserer Lungen direct in den großen Luftstrom abziehen lassen und das Nähegas unseres Blutes, den Sauerstoff, auch des Nachts unverhaucht aus dem frischen Luftmeer schöpfen. Wir verlangen in der That von der öffentlichen Gesundheitspflege nichts Geringeres, als daß nicht ferner geduldet werde, daß bei Nacht wie bei Tage diejenigen Räume, in welchem Menschen und Thiere athmen, von der Luftverbindung abgesperrt werden. Dieser Vorschlag, so radical er scheinen mag, entspricht durchaus dem derzeitigen Standpunkte der Wissenschaft; seine Durchführung ist zwar gesichert wie seine wissenschaftliche Begründung und nur noch eine Frage der Zeit. Damit aber unser Jahrzehend vor einem späteren Jahrgange nicht allzu beschämt dastehe, dürfte sichs empfehlen, die vorgeschlagene Reform der Athmungsgewohnheiten im Volke so rasch, aber auch so geräuschlos wie möglich vollziehen zu lassen. Die hohen Behörden des Cultus, welche die Frage der confessionslosen Schulen ventiliren, tolerieen ventilationslose Schulen noch in einer Weise, die kaum zu verantworten wäre, wenn nicht von einer Instanz zur andern man sich stützte auf die sanitäts-polizeilichen Ueberwachungspflichten der sogenannten Aemenärzte und der Kreisphysiker. Thermometer sind unlängst für die öffentlichen Schulen officiel eingeführt worden. Wie aber, wenn wir mit einem Anemometer die Athmungsluft eines Schulzimmers von nur 7000 Kubikfuß untersuchen wollten, in welchem unter Vorsitz des hochwürdigen Herrn Schulinspektors bei Gelegenheit der Schullehrer-Conferenzen etwa 100 Schulkinder und einige 70 Lehrer des Kreises, also 170 — 180 Lungen, einige Stunden bei geschlossenen Fenstern ihren stinkenden Inhalt ausgeathmet haben? Wäre es nicht gerade bei diesen Conferenzen, den Trägern unserer Volksbildung, am Platze, den Herren ein populäres Athmungs-Tractätlein in die Hände zu drücken, damit sie die Lehren der Athmung mit nach Hause nehmen in die Elementarschulen des Kreises und die schleichende Schul- und Casernenpest durch Aufklärung allmählich ausrotten in dem Anwuchs der jungen Generation? Auch im Ressort der Justizverwaltung dürften sanitäts-polizeiliche Athmungs-Instructionen der Hausordnung geboten erscheinen. Die Rechtspflege zwingt den Staatsbürger, in den Sitzungssälen der Bezirksgerichte wie der Schwur- und der Landgerichte mit jedem Athemzuge den gemischten Lungen- und Hautqualm des ganzen Auditoriums einzuschlürfen. Die wachhabenden Polizeidiener haben in solchen Sälen wie wir leider aus Erfahrung wissen, häufig die Weisung, das Oeffnen eines Fensterflügels, geschweige einen ausgiebigen Luftwechsel, nicht zu dulden. Und solche Sitten bilden noch die Regel in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! Welche Luft strömt uns entgegen in den Bureaux unserer Verwaltungsbeamten? In den Comptoirs der Bank- und Handelshäuser? In den Notariatsstuben und Preßbureaux? Es ist mit seltenen Ausnahmen das ausgeathmete Gemenge feuchtwarmer animalischer Luströhrengase. Wir sehen, ein gewisses Proletariat der Athemnahrung findet sich in allen Ständen und Schichten der menschlichen Gesellschaft: und gehört es in gewissen Cirkeln gleichsam zum guten Ton, die reine, äußere, den Teint röthende Athmungsluft nicht vertragen zu können, und verschmäht man zur Conservirung der vornehmen und interessanten Hautblässe nicht die anränkelnde, leider zu wirksame Blutschminke der ekelhaftesten Ausathmungsgase. Eltern, welche die Scrophulose und eine gewisse Weichheit des Blutes an den Schlafstetten ihrer Kinder zu überwachen gewohnt sind und die Einnistung dieses drohenden Familienübels mit Lebertran und Eisentincturen zu bekämpfen wähnen, bedenken nicht, wie in den geschlossenen Kinderschlafstuben der Gehalt der Athmungsluft an stagnirenden Athmungsgasen vielleicht noch jene Lustverderbniß des iondoner Affenhauses übertrifft, durch welche die Affen sich epidemische Scrophulose und Milliartuberculose eingeathmet. Zusammencasernirung mehrerer athmender Kinder in einem Zimmer, Abdunstung des Inhaltes der gemeinsamen

Digitized by Google

Toiletten-Nachtgeschirre, Ansammlung der in dem Kleiderschrank verwesenden Garderobegase, die Verbrennungsproducte der Nachtlampe, hierzu noch bei den Wiegenkindern das dichte überhängende Kopfverdeck der Wiege, ein wahrer Gasfang des armen luftbedürftigen Säuglings. In solchen Spelunken leben wir Lungenathmer vom frühen Abend bis zum späten Morgen; wir riechen und schauern beim Eintritt in die spätmorgige Kinderschlafstube vor dem thierischen Dunst der Familienathmung, und wollen die Quellen und das billige Heilmittel der in unseren Familien herrschenden Sceophulosis, Regulirung der Athmungsluft, nicht verstehen. „Lange schlafen macht Kopfschmerz", behauptet eine alte Redensart. Nein, schlafen macht nie Kopfschmerz; da aber Langeschlafen bei unseren verderbten Lebensgewohnheiten gleichbedeutend ist mit der Unsitte, in den Schlußstunden des langen Nachtschlafes die rarrenteirteste Pestluft in das Lungenblut zurückströmen zu lassen, so erzeugt allerdings ein solches „Langeschlafen" in solchen Luftkloaken, die wir Schlafzimmer nennen, Kopfschmerz, Nasenbluten (in Folge der Blutentmischung), Schwindel und Trübsinn!

Die Geheimnisse der Osterinsel. Mitten in der weiten Südsee, mindestens 550 Meilen vom nächsten Festlande, liegt eine räthselhafte Insel, deren Geheimnisse die Erdkunde und die Anthropalogie bis jetzt noch nicht haben lösen können. Sie hat nur 7 Meilen im Umfang. Kahl, baumlos, arm an Produkten gewährt sie wenigen Eingebarenen einen kümmerlichen Aufenthalt. Aber auf diesem kleinen, armen, fast öden Boden sieht der Forscher mit Staunen einen Wald riesiger Statuen, steinerne Statuen, über deren Ursprung und Bedeutung die jetzigen Bewahner nicht das Mindeste wissen. Die kleineren dieser Standbilder messen 21 Fuß andere 31½, einige sagar 52½ Fuß. Einige ruhen auf langen, cyklopischen Fußgestellen, die meisten tragen Kranen von 7 Fuß Höhe, die aus vulkanischem Tuff ausgehauen und wahrscheinlich erst später den Statuen aufgesetzt warden sind. Die letzteren haben schiefe Stirn und vortretenden Mund, die Arbeit ist roh, aber nicht ohne Charaktee.

Was stellen diese Bilder vor? wer hat sie gemacht, wie sind sie dorthin gekommen? Die Eingebarenen der Osterinsel wissen gar nichts davon. Sie leben im Angesicht dieses ewigen Fragezeichens, ohne daß es ihnen einige Unruhe verursachte, ja ohne daß sie seine Wichtigkeit ahnen. Die Insel hat keine Metalle, ja nicht einmal Kiesel. Einige Steinarten sind indessen so hart, daß man Aexte daraus verfertigen kann. Sind das die Werkzeuge gewesen, mit denen man jene geheimnißvollen Steinbilder ausgehauen hat? Man weiß es nicht. Von den benachbarten Ländern können sie nicht stammen. Welches Volk, welches lebhaft mit Schifffahrt beschäftigte Volk hätte existiren müssen, um seine Todten in solcher Ferne zu bestatten oder seine Götter auf solch' fernem Eiland zu verehren und dort diese Steinkolosse aufzurichten! Und wenn es ja existirte, wie hätte es uns unbekannt bleiben können? Die Zahl dieser Säulen, ihre Größe, ihre Charaktere stehen in scharfem Widerspruch mit der Armuth und Kleinheit des Landes. Wie hat eine solche Insel ein Volk ernähren können, welches solche Manumente aufdaute? Wo ist dieß Volk? wo das Land, das es bewahnte?

Wahrscheinlich unter den Fluthen! Bis zum Anfang der jetzigen Erdperiode muß ein weiter Kontinent die Stelle des jetzigen Polynesiens eingenommen haben. Die jetzigen Inseln sind nur die aus dem Meere ragenden Gypfel dieses versunkenen Kontinents. An den Gesichtern der Statuen, von denen mehrere in's Britische Museum gebracht worden sind, haben Beobachter den merikanischen Typus finden wollen. — Land und Meer werden erst noch manche ihrer Schätze hergeben müssen, ehe jene Räthsel sich lösen werden.

Mittel gegen die Wurzellaus des Weinstocks in Südfrankreich.

Als ein ganz untrügliches Mittel gegen dieses verheerende Insekt bezeichnet das Präsidium der deutschen Gartenbau-Vereine in Erfurt das Nicatin, welches dem die Wurzel umgebenden Boden durch Aufstreuen von Tabaksstaub und anderen Tabaksabfällen beigebracht wird. Auch der Feldabraum der Tabaksfelder, vorher zerkleinert und auf die Düngerhaufen zum Auslaugen gebracht, verhüte das Ueberhandnehmen aller Aphisarten. In Gegenden, wo weder Fabriken noch Tabaksbau im Betriebe sind, bane der Weingärtner so viel, als er unbesteuert bauen darf, mische dieses Produkt zerkleinert unter seinen Weindergsdünger, und er hat den sichersten Schutz. Das Verfahren, den Tabak oder durch dessen Saure präparirten Mist an die Reben anzulegen, ist so einfach, daß es keiner weiteren Erklärung bedarf; zu erwähnen ist nur, daß das Peäservationittel so knapp als möglich an den Stamm gebracht und mit Erde überhäuftwerden muß; denn die lose dastartige Rinde des Rebstockes leitet von den Niederschlägen so viel Wasser an den Stamm herab, wie fast bei keinem andern Strauch, führt so die aufgelösten Nicotintheile des Tabaks nach der Wurzel hinunter und verhütet dadurch jede Bruthecke dieses kleinen, aber wegen seiner rapiden Vermehrungskraft so furchtbaren Insektes.

Neu eingeführte Reben werden abgesondert eingeschlagen und mit einer mit Tabakssjauchen angefeuchteten Erde eingeschlämmt. Wie wenig die Aphisarten das Nicotin, auch bei der größten Verdünnung, vertragen, mag zum Schluß noch folgendes Beispiel lehren. Pfirsichbaum oder Spalieren, desgleichen auch Spalieren und Bäume der Pflaumen werden, wie den Gärtnern bekannt ist, gar häufig an den jungen Trieben von den Aphis särmlich überzagen, und bisher kannte man nur äußeeliche Mittel, diese Pest, leider oft unter Mitleidenschaft der befallenen Pflanzen, zu vertreiben, dach hat man jetzt ein schlagend wirkendes inneres Mittel in dem Niratin gefunden. An den Bäumen und Spalieren, wo sich das sagenannte Befallen der Blattläuse alljährlich wiederholt, braucht man nur im Herbst einige Pfund Tabaksstaub unter den Baden zu mischen; die so gedüngte Pflanze nimmt, ohne in ihren Culturverhältnissen sich zu schädigen, so viel Niratin auf, daß sich keines jener schädlichen Insekten an derselben erhalten kann.

(Würtembergisches Wachenblatt für Land- und Forstwirthschaft, 1870. Nr. 4.)

Ein Riesendiamant. Die jüngsten Diamantenentdeckungen am Cap der guten Haffnung haben bekanntlich großes Aufsehen erregt, und anfänglich auch gar manches zweifelndes Kopfschütteln veranlaßt. Einer der größten Diamanten, die dort gefunden worden sind, hat sich bereits unter dem Namen „der Stern von Südafrika" berühmt gemacht, und nachdem er dieser Tage geschliffen worden, stellte er sich als einen Brillanten vom reinsten Wasser heraus. Durch die Vermittlung der Steinhändler Ochs Brothees (eine deutsche Firma) wurde das seltene Juwel, welches nicht weniger denn 186 Gran wiegt und zwischen 23 und 25,000 Pfund Sterling geschätzt wird, an Hunt u. Rockele, die bekannten Juweliere von New Bandstreet verkauft.

Dreisilbige Charade.

Ist meine erste dir bekannt,
Sa ist es auch die zweite;
Doch nicht im deutschen Sprachgewand
Erscheinen Dir sie beide.
Und meiner dritten Silbe Sinn
Ist nichts, wenn man nicht wird streichen
Das erste ihrer wen'gen Zeichen:
Dann stammt von einem Thier sie her,
Und nährt und kräftiget gar sehr.
Das Ganze fliegt umher in fernen Landen,
Dach ist's bei uns, liegt's meist in Ketten und Banden.
O Freund! willst Du zum Spott nicht seinen Namen,
So walle nie, was seine Kunst man nennt, nachahmen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 26:
„Rotte — Torte".

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 29. Sonntag den 17. Juli. 1870.

Schließ die empfängliche Brust vor dem Samenstäubchen des Argwohns,
Schnell in der kommenden Nacht schießt er als Giftpilz empor.

G. Heil.

*Der graue Handschuh.

(Original-Novelle von Aline Köppen, geb. Dreves.)

(Fortsetzung.)

Wild zuckt der Freiherr auf, und „Sage mir das noch einmal, Mädchen!“ haucht fast tonlos sein Mund heraor. —

„Warum nach einmal sagen, was du nicht hören magst und was doch gesagt werden mußte?“

„O!“ braust, jetzt ganz ohne Fassung, Albert von Ridera auf, „so waren Jahre deines Lebens voll unwürdiger Lüge, voll des fluchwürdigsten Trug's! — Die Lüge, die der Augenblick gebar, mag nach Verzeihung finden, denn gar schnell gehorcht die Zunge dem bösen Gedanken. Aber, Mädchen, nicht sowohl deine Zunge, dein ganzes Sein hat gelogen, hundertmal gelogen! So war Trug das Aufblitzen deines Auges, wenn ich das Zimmer betrat, — Trug das Zittern deiner Hand, wenn meine Hand die deine erfaßte; — ja, selbst der Wange hattest du das Erröthen gelehrt, wenn mein Mund freundliche Worte zu dir sprach! Ich alberner Thor! der so ängstlich jedes Wort erwog, um die Ruhe deines Herzens nicht zu trüben! — — Und alle diese Unwahrheit, diese ewige Lüge, um den Triumph dieses Augenblicks zu genießen: — Ja, du hast es erreicht, — abgewiesen wie ein Schulknabe stehe ich vor dir, aber wisse: um alle Schätze der Erde möchte ich nicht so vor dir stehen, wie du vor mir! — O, es muß gar wenig des edlen Blutes der Ridera in deinen Adern fließen, muß aus der Familie deines Vaters falscher böser Sinn auf dich gekommen sein, daß du so dem Unwahren einen Altar in deinem Innern bauen konntest!“

„Schmähe mir den theuren Vater nicht!“ ruft das junge Mädchen, und eilt mit flüchtigen Schritten aus dem Gemache. —

Kaum ist sie entfernt, so geht ein furchtbares Hohnlachen über des Zurückgebliebenen Züge. „Stolzer Freiherr von Ridera, das hättest du dir wahl niemals träumen lassen?“ spricht er, „verschmäht, verschmäht! An einem Tage zweimal verschmäht! — — — O nicht dir, nicht dir, du edles Weib — du reine, hte Perle — gilt mein Zorn! Aber dir Mädchen, die du mich, e du die Mutter jahrelang getäuscht! — Los sage ich mich on dir für alle Zeit, Nichts haben die Ridera — dieses wahre, it offenem Visir einherschreitende Geschlecht — mehr mit dir t theilen! —

* * *

Und Jahre, Jahre sind vergangen. — Vielmal ist der kecke Ritter, der Frühling, in das Land hereingebrochen und hat dem alten, mürrischen Riesen, dem bösen Winter, den Garaus gemacht. — Oft, gar oft sind die Schwalben heimwärts gezogen und eben so oft wiedergekehrt. — Viel Treue ist gelobt, viel Treue gebrochen; manch junges Hoffen geboren, manch müde Errungenes zu Grabe getragen. —

Albert von Ridera ist ein alter, finsterer Mann geworden. — Zu den zwei heftigen Schlägen, die sein stolzes Herz an einem Tage erhalten, war noch manch andere bittere Erfahrung hinzugekommen und hatte ihm Glauben und Vertrauen zu den Menschen — diese unbezahlbaren Schätze der Jugend — geraubt. —

Wenige Wochen nach der von uns besprochenen Zeit hatte er seine theure Mutter zu Grabe geleitet und nie kam da an waren Worte des Vertrauens, Worte der Liebe von seinem Munde zu dem Ohre eines Weibes gedrungen.

Den Schmerz, der seinem Herzen durch die Antwort der Geliebten — der Gräfin Dupin — geworden, hatte er der theueren Mutter mitgetheilt: ein unbestimmtes Gefühl hatte ihn aber abgehalten, dieselbe mit dem Zwiegespräche zwischen ihm und seiner Cousine Emma bekannt zu machen. Es war, als wenn eine warnende Stimme ihm zurief, diesen Kummer der Theuern zu ersparen, und so war denn Ottilie Winter, Freifrau von Ridera, hinübergegangen in ein schöneres Land mit Segenswünschen für ihren Sohn und Enkel, aber auch mit Worten der Liebe für die Jungfrau, die ihrem Herzen so nahe stand. — — —

Und die Hyazinthen prangten alljährlich in bunter Farbenpracht auf dem Grabe der edlen Frau, und wurden oft von den Thränen des sich einsam und allein fühlenden Sohnes benetzt.

Wenn dem Armen nun die Welt so gar eng und finster und die Menschen so lieblos, kalt und egoistisch erschienen, dann trat er oft an seinen Schreibtisch, öffnete ein Kästchen, das dort stand, und nahm aus demselben einen kleinen grauen Handschuh still heraus. „Siehst du, Albert,“ sagte er sich dann, „wahl gibt's noch große Herzen, — Herzen, denen das eigene Wahlergehen nicht Alles ist, — die schöner, kühner, liebevoller Thaten fähig sind! Hat das edle Weib, das einst diesen Handschuh trug, nicht für dein Kind ihr Leben eingesetzt? Hat sie nur einen Dank dafür gewollt, dir nur erlaubt, ihre Züge zu sehen? Hier war nicht Berechnung, nicht Eigennutz! Diese That ward allein der That wegen vollbracht! — Wo du auch seyst — Gott segne dich, fremdes Weib!“ — —

Und sein Sohn, Guido von Ridera, der Knabe, um dessen Willen allein nach das Leben Werth für ihn hatte, war herangewachsen und war Jüngling geworden. Er hatte Alles gehal-

ten, was er als Knabe verſprochen. Schön und kräftig, wie der Körper des jungen Mannes, war auch ſeine Seele, war rein und licht wie der Bergkryſtall, der aus dem dunkeln Schacht herausgebracht im hellen Licht der Sonne funkelt.

Wunderbar war die Aehnlichkeit, die der Enkel auch jetzt noch mit der nun längſt verſtorbenen Großmutter hatte. — In dem großen Saale ſeines väterlichen Hauſes hing das lebensgroße Bild von Ottilie Winter, — von einem der damaligen erſten Künſtler des Landes gemalt — ſie als Braut im reichen Gewande zeigend. O wie oft waren Ausrufe des Erſtaunens von den Lippen der Menſchen gegangen, ſahen ſie den Jüngling in der Nähe des Bildes ſtehen! Jeder Zug ſeines ſchönen Geſichtes war der der Jungfrau, die vor mehr denn ſechzig Jahren dem Maler zu dieſem Bilde geſeſſen und ſein Künſtler-Auge erfreut hatte.

An dem Vater hing der junge Ridera mit unendlicher Liebe, an dem Vater, deſſen Auge nur, wenn es auf ihn fiel, leuchtete, der nur für ihn Worte der Liebe und Zärtlichkeit hatte. Kein Wunſch war dem Sohne je unerfüllt geblieben, und vierundzwanzig Jahre hatte das Leben ihm gegeben, ohne daß ein Schatten auf ſein Daſeyn gefallen, ohne daß dies junge Herz unter einem Schmerze gezuckt. —

Eine dunkle Erinnerung war ihm von dem Leben der lieben Großmutter geblieben; ebenſo auch das Bild eines jungen Mädchens, das er als Kind ſehr geliebt und das er Emma genannt hatte. Von letzterer durfte er dem Vater nie ſprechen. Albert von Ridera hatte jedes Band mit der Couſine zerriſſen. Zwei Jahre nach dem Tode ſeiner Mutter war ihm die Vermählung Emma's mit einem Herrn von Zaller, einem der reichſten Männer in Wien, angezeigt; er hatte keine Notiz von dieſem Ereigniß genommen — keinen Glückwunſch der Verwandten zukommen laſſen. Seit jener Zeit war nie wieder ein Ton aus ihrem Leben zu ihm gedrungen; — ob ſie noch lebte, ob ſie von den hochgehenden Wellen des Glückes getragen wurde, — oder ob ſie tief bekümmert trotz Geld und Gut war: Albert von Ridera wußte Nichts darüber. —

Jetzt — zwanzig Jahre nach dem Tode der alten Freifrau und den demſelben vorhergehenden und dem freundlichen Leſer mitgetheilten Ereigniſſen — hatte Albert von Ridera ſeinem Sohne ein großes Rittergut in Schleſien gekauft, was nun unter des jungen Mannes Aufſicht bewirthſchaftet ward. — Der Vater war in Berlin zurückgeblieben, einſam und ſtill lebend, ohne Sonnenſchein im Herzen, den Menſchen mißtrauend und ſie fliehend, wo es eben irgend ſich machen ließ.

Doch verlaſſen wir jetzt das finſtere Alter, wenden uns zur lachenden Jugend und rufen dadurch in dem eigenen Herzen jene ſüßen Stunden zurück, die uns Allen lieb und theuer ſind, die Stunden der ſchönen Jugendzeit! —

Nur die Jugend kann verſtehen
Deine Schönheit ganz, o Welt!
Deine morgenrothen Höhen,
Deiner Lüfte leiſes Wehen,
Deine Sonn' am Himmelszelt.

Wenn die Wälder feene rauſchen
Wunderbar im Mondenſchein,
Wenn im Bach die Nixen lauſchen,
Blumen heimlich Küſſe tauſchen,
Nur die Jugend ſpürt's allein.

Und ſie malt aus all' dem Glücke
Sich ein Bild für's Leben aus,
D'ran das Herz ſich noch erquicke,
Wenn des Herbſtes Sonnenblicke
Schimmern durch's verfall'ne Haus.

Es iſt eine ſchöne Maiennacht und wir ſind auf einem Gute, das mit dem von Guido von Ridera zuſammenſtößt.

Mitten im dichten, dunkeln Park, deſſen ſtolze Bäume ſo gerne die Wolken erreichten, ſteht ein weißes, kleines Schloß. Dunkel iſt's rings umher, nur auf den Raſen unmittelbar vor dem Schloſſe, in deſſen Mitte ein Springbrunnen ſein cryſtallhelles Waſſer in die Luft ſendet, fällt hell und klar des Mondes mildes Licht. Maiglöckchen duften unter dem Schatten der hohen Bäume und die Nachtigall flötet ihr Liebesleid hinaus in die Nacht. — Zehn Schritte ſeitwärts von Schloſſe liegt die einſame Landſtraße von der durch ein hohes weißes Thor der Park abgeſchloſſen iſt.

Da plötzlich verſtummt die Nachtigall. Am Thore ſtehen Muſikanten, deren Heimath die Berge des Böhmenlandes. — Und Jene ſenden ihr jubelndes Lied hinaus in die ſtille Sommernacht, ſo ſchön, ſo herrlich, daß ſelbſt die ſtolzen Bäume rauſchen: „O mehr! o mehr!“

Und da das Lied zu Ende, da hört man allein die Töne der Geige. Wie dringen die ſo wunderbar in das Herz! denn:

Gleich Menſchenſtimme, lieb und weich,
Die Geige klagt und weint,
Und Alles, d'ran die Liebe reich,
Sich in den Tönen eint.

Da auch nun dieſe ſchweigt, da fliegt ein blinkendes Goldſtück zwiſchen die Muſikanten aus der Hand des Jüngings, der ſie geworben, und der ſeitwärts unter den Bäumen ſteht. „Schönen Dank, junger Herr!“ heißt es, und die luſtigen Leutchen ziehen weiter, die graue ſtille Landſtraße hinauf.

Und Guido von Ridera — denn er iſt der Jüngling — tritt aus dem Schatten hinaus auf den lichten Raſen, und da er aus einem der oberen Fenſter des Schloſſes ein zartes Mädchengeſicht ſchauen ſieht, wirft er die blühende Roſe, die ſeine Hand hält, hoch über das ſprudelnde Waſſer des Springbrunnens der Jungfrau zu, leiſe rufend: „Schlaf' wohl! ſchlaf' wohl, mein ſüßes Lieb!“ — Dann kehrt er zurück in ſein eigenes Daheim, und traute Gedanken und ſtolze Hoffnungen ziehen durch die junge Bruſt. — — — —

Und Gottes Sonne beginnt ihren ſtrahlenden Lauf. —

Aus dem Dunkel des Parkes lauſchen die Rehe neugierig hervor; der Holzhäher ſchüttelt ſeinen ſtattlichen Helm und Amſel und Buchfink erzählen ſich ihre Träume.

Und höher ſteigt die Sonne. —

Die wilde Biene zieht ſummend und Honig raubend durch das Laub; Schmetterlinge gaukeln, getragen vom Zephir, von Blume zu Blume. Alles liegt jetzt rings umher in glitzernden Sonnenſchein; nur auf dem Balcon des Schloſſes, der auf den Raſen hinausſieht, iſt noch tiefer Schatten. Dort ſtehen zwei junge Menſchenkinder, die ſich ſo eben Liebe und Treue für's Leben gelobt haben und in deren Herzen die Ueberzeugung lebt, daß Nichts den Himmel in ihrer Bruſt — der ihnen durch die letzte Stunde gegeben ward — trüben könne, Nichts ſie je wieder aus dieſem Paradieſe hinunter ziehen werde in den Staub des gewöhnlichen Lebens, hinaus auf die breite Straße des proſaiſchen Daſeins.

Guido von Ridera ſchaut glücklich in das Auge der jungen Braut, die wir dem Leſer als Agathe von Zoller vorſtellen müſſen. „Von Zaller?“ frägſt Du lieber Leſer, „das iſt ja der Name von Emma Lindhorſt's Gatten! Iſt dieſe Jungfrau eine Tochter der Couſine von Albert von Ridera? jener Frau, die ihm als Mädchen einſt ſo lange eine Liebe geheuchelt, von der Nichts in ihrer Bruſt war? eine Tochter jener Frau, die er ſo bitter haßt, die durch die ihm zugefügte Kränkung mit dazu beigetragen, daß ſein Herz ſich im bitter'n Groll von der ganzen Menſchheit zurückgezogen, Vertrauen und Glauben aus ſeiner Bruſt gewichen ſind?“ — Ja, lieber Leſer, dieſes junge Mädchen dort, das aus den blauen Augen ſo glücklich in die Welt ſchaut, deſſen blonde Locken ein ſo kindlich reines Antlitz umwallen, iſt eine Urenkelin jenes alten Freiherrn von Ridera, der einſt liebreich das alte Mädchen — Ottilie Winter — als die Braut ſeines Sohnes begrüßte, iſt die Tochter von Emma Lindhorſt, ſpäter die Gattin, jetzt die Wittwe des reichen Herrn von Zoller. — Ein unermeßliches Vermögen hatte dieſer Mann ſeiner Gattin hinterlaſſen, die jetzt auf einem der vielen Güter, die ihr von Jenem zugefallen, mit ihrer einzigen Tochter Agathe lebte.

Wie aber konnte das ſo kommen? Wie konnte ſich des zärtlichen Sohnes Liebe einer Jungfrau zuwenden, von der er

sich wohl sagen mußte, daß sie als die Tochter von Emma Lindhorst nie dem Herzen seines Vaters nahe treten würde? —

Guido aan Ribera hatte das junge Mädchen bei fröhlichem ländlichen Feste auf einem benachbarten Gute kennen gelernt und nach dem ersten Begegnen war sein Herz für immer gefesselt worden. — Der Name „Zaller" war ihm fremd — nie hatte er ihn als den jetzigen Namen van Emma Lindharst nennen hören; — wie der freundliche Leser weiß, wollte Albert aon Ribera das Daseyn dieser Frau vergessen, durch Nichts an dieselbe erinnert werden.

Bis aar wenigen Tagen — wo er der Frau van Zoller einen Besuch gemacht — hatte er dieselbe nie gesehen, da er die Tochter stets allein, ohne ihre Mutter — die durch leichtes Unwohlseyn an das Haus gefesselt worden war — in der befreundeten Familie angetroffen hatte. Am heutigen Morgen nun, wo er bei der Frau von Zoller um die Hand der Tochter gewarben, hatte Erstere sich ihm als die Cousine seines Vaters, als jenes junge Mädchen, die er (Guido) als Knabe so sehr geliebt, zu erkennen gegeben. Sie hatte dem jungen Edelmanne dann gesagt, wie sie überzeugt sey, daß er bei seinem Vater einen schweren Kampf um die Billigung seiner Hoffnungen zu kämpfen haben werde, ja, daß er nicht sicher seyn dürfe, ob nicht derselbe das Aufgeben dieser Liebe aon den kindlichen Gefühlen des Sohnes verlange. —

Doch du, o Jugend, bist so reich am Hoffen! Wa ist ein vierundzwanzigjähriges Herz, das nicht glaubt, für seine Liebe die Sterne vom Himmel herunterziehen, dem wilden Strome seinen Lauf gebieten zu können? Und da nun noch immer die Mutter des geliebten Mädchens mit ihrer Einwilligung zurückgehalten hatte, war Guido aon Ribera in den Park hinabgeeilt, wa er das lichte Kleid der Jungfrau hatte schimmern gesehen, und war mit ihr an der Hand zur bewegten Frau getreten. Und da die jungen Wesen aar ihr niedergekniet waren und gefleht hatten „segne uns!" da hatte sich ihre Mutterhand auf die geneigten Häupter geiezt. Dann hatte sie Beide an ihre Brust gezogen und gesprachen: „Gott möge gütig es anders wenden, als wie mein sargendes Herz es oor sich sieht!" — — —

Monde sind aerstrichen und es ist Herbst geworden, eine Zeit, die fast alle alten Leute gerne haben und die dem Herzen der Jugend doch so wehe thut. — Sommerfäden ziehen durch die Luft, und leise fällt ein Blatt dem andern nach. Georginen und Astern stehen noch in voller Blüthe; aber fast alle Blumen des Herbstes sind duftlos, wie das Glück, das man im Alter kennt. Es scheint, als ob nur die warmen Strahlen der Sonne den Dust der Blumen wach küßten, gleich wie, wenn kälter und kälter es in der Brust des Menschen wird, auch seinem Herzen kein duftendes Glück mehr erblüht. — —

In den entlegenen Gängen des Parkes auf dem Gute der Frau von Zaller harkt der Gärtnerbursche die welken Blätter zusammen und singt dabei mit seiner schönen Stimme das teische Lied: „Lang', lang' ist es her!" — Die fernen wehmüthigen Töne erreichen das kleine Schloß und dringen durch die geöffnete Thüre in das geräumige Gemach, das auf den Balkon hinausgeht. — Viel Pracht, viel Herrlichkeit ist dart zu schauen. Gar manches Schöne, was die fleißige Hand des geschickten Arbeiters geliefert, manch' Werk des talentvollen Künstlers hat der verstorbene Besitzer des Schlosses hier angehäuft. An den Wänden hängen schöne Frauenbilder, wie sie der Phantasie der Künstler vorgeschwebt sind. Aber wahrlich das schönste unter jenen ist doch das Bild, das dort über'm Schreibtisch hängt. Es ist das der alten Freifrau von Ridera; aber nicht wie jenes in Berlin — in der Wohnung ihres Sohnes — sie als Ottilie Winter, als glückliche Braut darstellend, sondern die edle Frau als Matrone zeigend, im dunkeln Seidenkleide, ein feines Spitzenhäubchen auf den silberweißen Locken. O wie schaut das Muttergesicht so lieb aus dem feinen Gewebe! so lieb und sanft wie das milde Mondeslicht aus dünnem Wolkenschleier. — Es war das letzte Geschenk zur heiligen Weihnacht gewesen, was Emma Lindhorst aus der Hand der Theuern erhielt, und sie hielt es hoch und werth über Alles, was an Schätzen ihr Palast in Wien, die Schlösser ihrer Güter bargen. —

(Schluß folgt.)

* Matrosensang.

Die Segel zum Flug!
Schon wehen die Winde,
Geschwinde, geschwinde
Die Segel zum Flug!
Schaum vor dem Bug!

Wir haben's genug,
Das Warten und Wimmern
Das Theeren und Zimmern
Wir haben's genug!
Schaum aor dem Bug!

Wir kennen den Trug
Der tanzenden Welle
Im Sturm und in Helle:
Wir trotzen dem Trug;
Schaum vor dem Bug!

Am Strande schon schlug
Vom Kirchlein der Hammer
Ade nun, du Jammer!
Wir haben's genug —
Schaum var dem Bug!

Karl Zettel.

Die Walküre.

(Schluß.)

Diese Erzählung ist die schwächste Stelle des ganzen Werkes, nicht durch sich selbst, denn sie enthält wunderbare Schönheiten und ist auch zum Verständniß der ganzen Trilogie im höchsten Grade nothwendig, aber durch ihre Wirkung, die geradezu eine ermüdende ist. Wodan gebraucht fast 25 Minuten, um seiner Walküre den eigenen Seelenzustand zu schildern und die Ursachen und Folgen desselben zu entwickeln, und die Erzählung bleibt Dem, der das Rheingold nicht gesehen und die ganze Trilogie nicht gelesen hat, vollkommen dunkel und unverständlich, und durch die unter allen Umständen eintretende Ermüdung des Zuhörers wird der Erfolg des ganzen Aktes sehr wesentlich beeinträchtigt, ja, wie wie Dieß in der Generalprobe sahen, geradezu in Frage gestellt. Leben kommt erst dann wieder in die Handlung, als Wodan der Walküre befiehlt, Sigmund nicht zu schützen, sondern Huding Sieg zu verleihen im direkten Gegensatz zu seinem frühern Befehle. Zornig verschwindet der Gott, weil die Walküre seinem Willen widerstrebt, und diese selbst geht traurig zu ihrem Roß Grane in die Felshöhle, während Siegmund und Sieglind, das todtgeweihte Paar, jetzt flüchtend und erschöpft die Klippe erreichen. Bei dem unglücklichen Weibe ist das volle Bewußtseyn des begangenen Frevels zum Durchbruch gekommen. Ihr Schmerz bricht furchtbar aus, und ohnmächtig sinkt sie in die Arme des Genossen ihrer Sünde. Siegmund legt die Bewußtlose verzweifelnd auf die Moosbank, da erscheint ihm die Walküre, um ihm seinen nahen Tod und die Aufnahme in Walhall anzukündigen. Diese Scene gehört nächst der Liebesscene im ersten und der Schlußscene im letzten Akt zu den leuchtendsten Schönheiten der Oper. Der tiefe Ernst der Todesankündigung wird gemildert durch die Schönheit der Walküre. Sie sagt ihm, daß er in Walhall nicht nur Wodan, sondern viele Helden und Wälse, den eigenen Vater, träfe; als er aber fragt, ob er auch die bräutliche Schwester Sieglind dort treffen werde, schüttelt die Walküre traurig verneinend das Haupt. Der Schmerz Siegmunds und wohl auch die plötzlich in ihr erwachende Liebe rührt Brünnhildens Herz, und sie beschließt, den Helden, entgegen Wodans Befehl, gegen Hunding zu schützen und ihm Sieg zu verleihen. Inzwischen fließen leise, aber dichter und immer dichter Gewitterwolken um das Felseneiff, und plötzlich erschallt Hundings Schlachtruf aus den Schluchten. Siegmund küßt noch einmal die bewußtlose Sieglind und eilt dann dem Feinde entgegen. Ein plötzlich die Wolken durchzuckender Blitz zeigt uns die Beiden mit einander kämpfend und zu Siegmunds Häupten in leuchtender Schöne die ihn schirmende Walküre. Plötzlich erscheint aber über Hunding in feuriger Lohe Wodan, an seinem aorgehaltenen Speer zersplittert das Zauberschwert Nothung, und Huuding erschlägt jetzt den wehrlosen Siegmund. Damit schließt der zweite Akt, und so hoch dramatisch auch die letzte Scene ist, so ergreifend schön die Todesbotschaft der Walküre wirkt, Beide können sie die Ermüdung, welche die große Erzählung Wodans verschuldet, nicht überwinden. Der dritte Akt zeigt uns die Strafe der gegen die Gebote ihres Gottes und Vaters sich auflehnenden Walküre. Wir bewundern zuvörderst eine neue herrliche Dekoration, zwei wilde Felskuppen, zwischen welchen sich

Digitized by Google

eine tiefe Schlucht in den Hintergrund der Bühne verliert. Auf der rechten Felskuppe erwarten drei Walküren die reisigen Schwestern, Gewitterwolken füllen den ganzen Hintergrund und die Schlucht, die Musik bringt den bekannten Walkürenritt, jene Komposition, die an wilder Kraft und Originalität wohl unerreicht dasteht. In den zuckenden Blitzen sehen wir hart im Hintergrunde der Schlucht zwei Walküren, die Leiber der erschlagenen Helden vor sich, heranjagen. So sprengen sie nach und nach heran und klimmen dann vorne die Schlucht herauf, sich mit den Schwestern zu einen. Das Gewitter grollt indeß näher und näher, und in die stürmende Kraft der Musik und der wilden Elemente schallt der jauchzende Gesang von Odins Wunschmädchen hinein. Nur eine fehlt noch, Brünnhild, jetzt sprengt aber auch sie heran, die gerettete Sieglind vor sich, auf ihren Fersen den sie hetzenden Wodan, der die Ungehorsame strafen will. Erschreckt hören die Schwestern das Vorgefallene, und keine traut sich, Wodans Zorn zu trotzen und zu Sieglinds Rettung hilfreiche Hand zu bieten. Aber diese will gar nicht gerettet sein, sondern dem Geliebten in den Tod folgen. Erst als die Walküre ihr sagt, daß ihr ein Sohn unter dem Herzen aufblühe, entschließt sie sich, vor Wodans Zorn zu fliehen. Diese werdende Frucht, der Sohn Siegmunds und Sieglinds, ist nun Siegfried, der eigentliche Held der Sage, der im zweiten Theil „Siegfried" geheißen, Brünnhild befreit und im dritten „die Götterdämmerung" von Hagen, dem Sohn des Nibelungen Alberich, auf Anstiften Brünnhilds, der Mensch gewordenen Walküre, erschlagen wird. Wodan fährt jetzt auf Gewitterwolken zornig daher, den gegen ihn begangenen Frevel zu strafen, kühn tritt ihm aus dem Kreise der sie verdergenden Gefährtinnen die Schuldige entgegen. Aber auch sie sinkt aufschreiend zusammen, als Woban ihr die fürchterliche Strafe verkündigt: Ausgestoßen ist sie aus dem Kreise der Walküren, die Gottheit ist von ihr genommen, in tiefen Schlaf will er sie versenken, und dem ersten Mann, der sie findet, sei sie willkommene Braut. Erschreckt fliehen die Walküren, und wir sehen sie auf ihren wilden Rossen durch die Gewitterwolken dahin jagen. Brünnhild, zu sich kommend, klagt, daß sie diese Strafe nicht verdient habe, ihr Wollen sei rein und gut gewesen. Es gelingt ihr, Wodans Zorn so weit zu besänftigen, daß er verspricht, sie in ein Feuermeer einzuschließen, welches kein gewöhnlicher Sterblicher durchschreiten könne, damit nur einer die Braut freie, der freier sei als der Gott. In dem nun folgenden Abschied Wodans von seiner geliebtesten Tochter erhebt sich das Musikdrama noch einmal zur höchsten poetischen und musikalischen Schönheit. Mit dem Aufwallen des haushohen Feuermeeres, mit dem Woban die in Schlaf versenkte Brunnhild umgibt, sinkt der Vorhang. Das ist in kurzen rohen Umrissen der Inhalt des gewaltigen Musikdrama's, nach unsern bescheidenen Ansichten des Bedeutendsten, welches Wagner je geschrieben. Daß diese Umrisse nur unzureichende sind, daß es überhaupt außerhalb menschlicher Macht liegt, Das, was der Dichter-Komponist hier so freudig geschaffen, auch nur annähernd zu schildern, ohne ganze Bände allein mit der Erklärung des tief bedeutsamen Inhaltes der Sage zu füllen, Das wird Jedem klar werden, der diese wundersame Dichtung an seinen Sinnen genußathmend vorüberziehen läßt.

Ueber die deutsche Nordpolarexpedition, welche bekanntlich am 15. Juni v. Js in See ging, schreibt die „Wes. Ztg.": Seit der letzten flüchtigen Begegnung der Schiffe mit einigen Grönlandsfahrern, seit Ende Juli v. J., wissen wir über das Schicksal der Unternehmung nichts Bestimmtes, und nachdem die sonst im Sommer an der ostgrönländischen Küste kreuzenden Wallfischfänger bis auf wenige zurückgekehrt sind, ist kaum noch anzunehmen, daß wir vor der Rückkehr der Expedition selbst Kunde von ihr erhalten werden. Die gelehrten Freunde des Unternehmens haben manche Vermuthungen über den Verlauf derselben aufgestellt, aber wer will sagen, ob die Expedition die Küste erreichte, ob sie noch im vorigen Herbst nordwärts vordrang, ob sie die Ueberwinterung an einer geschützten Stelle möglich gemacht, ob sie gerade jetzt Erfolge erstritten hat und in nie betretene Regionen vorgedrungen ist; wir wissen nicht, ob die Schiffe, wie vor 13 Jahren Mac Clintock in Lancasterſund, im Eise vor der Küste stecken blieben und dort von zahllosen Beschwerden von den größten Gefahren umgeben waren oder noch umgeben sind; für alle solche Möglichkeiten haben wir keinen bestimmten Anhalt; weder für traurige, noch für günstige; höchstens könnte man sagen, daß in dem unglücklichsten Falle der sich denken läßt, bei der an der ostgrönländischen Küste herrschenden südlichen Strömung irgend welche Spuren der beiden Schiffe in See hätten angetroffen sein müssen. Wir vertrauen auf günstigen Verlauf. . . . Es ist unseres Wissens das erstemal, daß deutsche Schiffe und deutsche Seeleute in arktischen Breiten überwinterten. Kein Europäer hat überhaupt bis jetzt in den nördlichen Breiten von Ostgrönland einen Winter zugebracht. Niemand weiß also, wie sich dort die klimatischen Verhältnisse stellen im Vergleich zu dem von den Ausläufern des Golfstromes bespülten Westspitzbergen, wo schon oft europäische Seeleute gezwungen oder freiwillig den Winter bestanden. Dem englischen Kapt. Clavering erschien die ostgrönländische Küste auf 74° 4' so öde, so trostlos verlassen, daß ihm Spitzbergen dagegen „wie ein Paradies" vorkam, und der dänische Kapitän Graah, welcher im südlichen Theile jener einsamen, von Eis umlagerten Gestade (63° 50' auf Nukarbit) den Winter 1829/30 zubrachte, hatte in Folge ungenügender Vorräthe und Einrichtungen die furchtbarsten Beschwerden zu bestehen. Allen, welche an dem Schicksal der Expedition Antheil nehmen, wird es jetzt eine wahrhafte Beruhigung gewähren, daß die Expedition gut und reichlich ausgerüstet, daß ihrem Führer Kapt. Koldewey Alles gewährt worden ist, was er verlangte, und daß selbst die Wünsche, welche die beiden Deutsch-Oestreicher hinsichtlich der Provisionen für die Landerkursionen noch in den letzten Tagen aussprachen, in vollem Umfange erfüllt werden konnten. . . . Seit dem Abgang der Expedition hat sich auch ferner thatkräftige Sympathie dafür in weiteren Kreisen gezeigt. Die Kosten, welche vor Abgang der Expedition kontrahirt werden mußten, sind Dank der zahlreichen Beiträge sämmtlich bezahlt, das Unternehmen ist augenblicklich Dritten gegenüber schuldenfrei. Es handelt sich aber noch darum, die Gelder zu beschaffen, die bei der Rückkehr an die Theilnehmer der Fahrt gezahlt werden müssen; die Gagen der Seeleute, die bei zweijähriger Abwesenheit ca. 18,500 Thaler Courant betragen werden.

— Nachdem der Bau der **Pacific Eisenbahn** in der ganzen civilisirten Welt mit größtem Interesse verfolgt worden ist, dürften einige statistische Angaben über die Frequenz dieses Riesenunternehmens wohl am Platze sein. Während der ersten vier Monate dieses Jahres benutzten 5043 Personen diese Linie von Californien aus nach dem Osten des nordamerikanischen Continents, während 9052 Personen nach dem Westen reisten. Rechnet man hinzu, daß während des nämlichen Zeitraumes 6164 Passagiere zur See in Californien eintrafen, während nur 4000 abreisten, so ergibt sich zu Gunsten des Goldlandes eine Bilanz von 6200 Personen. Unter dem von der Pacificbahn beförderten Frachtgute befanden sich während der genannten vier Monate 766,140 Pfd. Thee, 42,028 Pfd. Hopfen, 13,028 Pfd. Rohseide und 529,293 Pfd. Wolle.

Räthsel.

Ein schlechtes Ding von keinem Werthe,
Bin ich zugleich ein armes Volk der Erde.
Nimm mir den Kopf und setz ihn ein
Im Leib da, wo du ausgestoßen
Ein Zeichen erst, dann wird von einem großen
Gebirge wohl die Rede sein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 28:
„Leben. — Nebel."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

№ 30. Sonntag den 24. Juli. 1870.

Schiffer, welche Meister sind,
Suchen Zeit und guten Wind;
Mit Gewalt ist nichts zu machen.

Also werden hohe Sachen
Zum erwünschten Ziel gebracht
Eh' durch Weisheit, als durch Macht.

Zinkgreff.

*Der graue Handschuh.

(Ortginal-Novelle von Aline Köppen, geb. Dreves.)

(Schluß.)

Frau von Zoller und Agathe von Zoller sitzen mit Stickereien beschäftigt an dem einen Fenster des ebenerwähnten Zimmers. Letztere trägt ein Kleid von hellblauem Kaschemir; um die Taille schlingt sich ein breites, schwarzes Band. — Ist es die blaue Farbe des Kleides, die die Wange der Jungfrau so bleich erscheinen läßt? oder hat der böse, böse Reif des Lebens auch schon diese Blume getroffen, daß sie das Köpfchen senkt und nicht mehr keck und stolz ihr schönes Antlitz der Sonne zuzuwenden vermag? — Auch die Linien des Schmerzes in dem Gesichte der Mutter — der jetzt vierzigjährigen Frau — sind tiefer gegraben und schon beginnt das schwarze Haar derselben zu bleichen. — Es war das Leid der Tochter, das auch das Herz der Mutter hatte erbeben lassen. — Das junge Mädchen mußte, wie so manches, manches junge Menschenkind, ihre Liebe zu Grabe tragen, — sollte und mußte vergessen, was doch so tief im Herzen stand! —

Guido von Ribera hatte seinem Vater von dem Glück, das ihm geworden, von seinem Liebesfrühling Kunde gesandt und ihn um seine Einwilligung, um seinen Segen zu der Verbindung mit Agathe von Zollern gebeten. — Statt eines Briefes, eines liebevollen „Ja" war der Vater selbst mit Sturmeseile von Berlin zum Sohne geeilt — und ein starres, festes, unerbittliches „Nein!" war von den Lippen des finsteren Mannes gegangen. Keine Vorstellungen, kein Flehen konnten den starren Sinn brechen, und dem unglücklichen Sohne wurde nur die Wahl zwischen Entsagen seiner Liebe oder Niewiedersehen des geliebten Vaters, gelassen. — Der Vater siegte. — Von der Hand Albert von Ribera's ging der Frau von Zoller ein Schreiben zu, nur die wenigen Worte enthaltend: „Auf der weiten, weiten Welt gibt's keine Kluft, die größer ist, als die zwischen der Tochter von Emma Lindhorst und meinem Sohne!" — —

Vierundzwanzig Jahre — so sagten wir schon — waren über den Scheitel von Guido von Ribera hinweggegangen, ohne daß ein Schmerz sein Leben getroffen, ohne daß ihm ein Wunsch versagt ward. Nie war das Glück vor dieser jungen Hand, wenn sie sich nach ihm ausstreckte, zurückgewichen — nie hatte die Sonne des Lebens sich sie ihn hinter Wolken geborgen. — Plötzlich nun sollte er vom Liebsten, was die große Welt für ihn hatte, lassen, — sollte Schmerz, sollte Kummer ertragen lernen. — Da brach das junge Herz und mit diesem brach der Körper zusammen. Bleicher und bleicher wurden die Wangen, und als das Laub der Bäume fiel, als Schwalbe, Grasmücke und Rothkehlchen fortzogen, da lag der junge Mann auf seinem Lager — bald bleich und still wie ein Todter — bald in wilden Fieberphantasien seinen Schmerz und seine Liebe seiner Umgebung verrathend. — — —

Auch Agathe von Zoller litt tief. Aber ihre Erziehung war eine andere gewesen. Die verständigen Aeltern hatten das Kind zu entsagen gelehrt, hatten es frühe mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß kein Leben im steten Sonnenschein dahin fließt, daß sich Glück und Schmerz gleich Ebbe und Fluth ablösen. — Und dann — Agathe von Zoller hatte eine Mutter zur Seite. O da trägt es sich leicht, da trägt es sich gut! Mit ihren Thränen vermischten sich die Thränen des treuesten Herzens. Der Mutterarm umfing das Kind, wenn das junge Herz zu brechen drohte. Mutterhand streichelte die Wange, das blonde Haar der Weinenden. — Und da einst das junge Herz so gar wild aufgezuckt, da hatte die Mutter die Tochter vor das Bild der alten Freifrau geführt und hatte ihr erzählt, wie diese schon als Kind so viel gelitten — wie sie keine Freude, kein Glück gekannt, — einsam und allein unter Thränen groß geworden — und wie dennoch das Herz der kleinen Waise nie gemurrt, sie nur ergeben geworden und mit stets gleicher Freudigkeit dem Heilande sein schweres Kreuz nachgetragen habe. Und vor dem Bilde hatte die Jungfrau der Mutter gelobt, geduldig zu tragen, was der Herr ihr aufzulegen für gut befunden und stets zu bedenken, wie viel seines Segens ihr in dem Herzen der Mutter noch geblieben. — —

Und der traurige Sang des jungen Gärtnerburschen „Lang', lang' ist es her!" drangt immer noch zu den Ohren der so trübe gestimmten Frauen. — Zu dem trüben Leid war seit einigen Wochen auch noch die Kunde von der schweren Erkrankung des jungen Freiherrn gekommen, eine Kunde, die noch unendlich größeren Schmerz gebracht, als die von der feindlichen Gesinnung Albert von Ribera's. —

Da trat ein Diener in's Zimmer, den Arzt der Familie, den alten treuen Freund, der Frau von Zoller meldend. — Die Hand der Tochter erzittert, ihre Wange bedeckt Todtenblässe; — sie weiß, der Arzt kommt vom Lager des geliebten Kranken. — Die Muttee eilt auf sie zu: „Muth, Muth, mein Kind! nicht immee gleich das Schlimmste fürchten! Laß mich allein mit dem guten Doctor; ich bring' Dir später Nachricht!" Und die Tochter verläßt unter Thränen das Zimmer. —

„Es sieht nicht gut, steht schlimm, edle Frau!" das sind die ersten Worte, die aus dem Munde des alten Freundes kommen. — „Ich habe fast keine Hoffnung mehr!" fährt er fort. „Das wilde, unbezähmbare Herz der Jugend ist schon oft eine Klippe geworden, an der unsere Wissenschaft, unsere redlichsten

Digitized by Google

Bemühungen gescheitert sind. Der Wunsch, zu sterben, ist der Krankheit ein treuer Gehilfe — ein fleißiger Mitarbeiter ihrer zerstörenden Thätigkeit — und diesen zu bekämpfen, steht nicht in der Macht des Arztes."

„So darf ich denn nicht länger zögern!" spricht die auf's Schmerzlichste ergriffene Frau. „Ich muß zu dem harten Manne, muß suchen, sein starres Herz zu erweichen. — Kein Bedenken, keine Abneigung gegen diesen Schritt darf mich von demselben zurückhalten!" Ich gehe ja nicht meines Kindes wegen — gehe ja nur, um deinen Sohn zu retten, unerbittlicher Feind!"

„Thun Sie das, verehrte Frau," spricht der alte Arzt. „O könnten wir uns jenes wunderbare Elixir, „Glück" genannt, verschossen, es stände besser um unsere Wirksamkeit; denn das ist ein Trank, der neues, schönes Blut schafft, der das stockende Herz pulsiren läßt und wunderbare Kraft dem schwachen Körper gibt." — — — — —

Ruhelos, ruhelos wandert Albert von Ribera in einem großen Gemache der Wohnung seines Sohnes auf und ab.

Die seit dem Tode seiner Mutter verflossenen Jahre hatten aus dem schönen Manne eine Ruine, eine zerfallene Burg gemacht, die aber dennoch mit dem alten Stolz früherer Tage in das Land hinausschaut. — Gram und Stolz, so heißen die Siegel, die diesem Antlitz aufgeprägt sind, und die seit zwanzig Jahren sich in diesen Zügen bekämpft und abwechselnd besiegt haben. —

Vor wenigen Stunden hat der Arzt dem Vater gesagt, wie sehr er für das Leben des Sohnes fürchte, und das Herz des unglücklichen Mannes blutet doppelt, wie jedes Vaterherz es muß, dessen ganze Liebe nur auf ein einziges Haupt fällt.

„Herr und Gott!" so spricht der zitternde Mund, „ihne ich denn ein Unrecht daran, daß ich mein Kind vor jahrelangem Schmerz, vor dem Leben an der Seite einer herzlosen Frau bewahren will? Oder kann denn ein braves Mädchen — ein liebevolles Herz, ein treuer Sinn — erwachsen an der Seite einer solchen Mutter, einer Frau, wie Emma Lindhorst? — Jetzt ist es noch möglich, daß der junge Sinn meines Sohnes das Vergessen lernt; wie aber, wenn sich fester und fester sein ganzes Sein an die geliebte Gattin gekettet hat, und vielleicht plötzlich dann nach Jahren der schöne Mund spricht: „ich liebe dich nicht mehr" — oder gar: „ich habe dich nie geliebt!" — Nein, nein! mein Leben für dich, mein Guido, aber nicht meine Einwilligung zu einem Schritte, der früher oder später dich zu dem machen würde, was ich geworden bin, zu einem Manne ohne Glauben, ohne Vertrauen zu seinen Mitmenschen." —

In diesem Selbstgespräche ward der alte Freiherr durch einen Diener gestört, der mit den Worten: „Frau von Zoller bittet um eine Unterredung mit dem gnädigen Herrn" in das Zimmer tritt.

Sprachlos steht Albert von Ribera da, — und ehe er noch die Worte zu einer abschlägigen Antwort findet, tritt Jene in die offen gebliebene Thüre, dem Diener einen Wink gebend, sich zu entfernen und die Thüre zu schließen.

„Was führt dich über die Schwelle eines Hauses, das den Mann birgt, der jede Verbindung mit Dir abgebrochen?" geht mühsam und schwer aus den kaum geöffneten Lippen des Freiherrn. „Ich komme" — so spricht die todesbleiche Frau — „um Dich zu bitten: laß Friede seyn zwischen uns! begrabe das, was einst war, und laß unsere armen Kinder nicht entgelten, daß unsere Herzen nicht freundlich gegen einander gesinnt blieben, wie es doch zwischen so nahen Blutsverwandten seyn sollte.."

„Nutzlos sind Deine Worte, — sie haben keine Wirkung, finden kein Echo in meiner Brust! — Lieber will ich meinen Sohn todt, als Jahre lang an der Seite einer Frau ohne Herz leiden sehen!"

„O Albert, bei dem Andenken an Deine theure Mutter erflehe ich von Dir, daß Du auf einige Augenblicke deinen Haß gegen mich schwinden läßt, und dadurch Dir eine freie Beurtheilung unseres Verhältnisses schafft. — Wenn — wie Du annimmst — meine Tochter keine Herz hätte, sie nicht Deinen Sohn über Alles liebte, was sollte mich bewegen, eine Verbindung unserer Kinder zu wünschen? Kann es der äußere Vortheil sein? Du weißt, man nennt meine Tochter eine reiche Erbin; sie zählt erst sechzehn Jahre — ich brauche wahl noch nicht so ängstlich den Gatten für sie zu suchen! Und dann — auch ich habe meinen Stolz, Albert! Ich habe mein Kind leiden sehen, ohne daß mir der Gedanke gekommen, zu versuchen, Deinen starren Entschluß zu ändern. Was die Liebe zu meinem Kinde nicht vermochte, das hat das Mitleiden mit dem Deintgen, hat die Sorge für das Leben Deines Sohnes zu Stande gebracht. Mein Kind wird dem Schmerze nicht erliegen. Als eine Hauptsache in der Erziehung meiner Tochter habe ich es angesehen, sie zu lehren, ihr Herz zu beherrschen; — Dein armes Kind steht macht- und waffenlos seinem ersten Schmerze gegenüber!" —

„Also meines Kindes wegen kommst Du, edle, hochherzige Frau? Wie schade, daß ich nicht mehr so leichtgläubig bin, als wie zu jener Zeit, wo, da der Huf meines Pferdes mir den Arm zerschellte, Dir es bei meinem ersten Erblicken gefiel, Dich als Verzweifelnde zu stellen, und Deinem Munde die Worte entschlüpfen zu lassen: „O könnte ich für Dich sterben, Albert!" demselben Munde, der später so fest und sicher die Worte: „ich liebe Dich nicht", sprach." — —

„Nun wohl! ich sehe, das schwerste Opfer meines Lebens muß gebracht werden! thäte ich es nicht, ich würde mich später vielleicht als die Mörderin Deines Sohnes zu betrachten haben. — So höre denn, stolzer Mann, unerbittlicher Feind: ich habe Dich geliebt! habe dich geliebt mit aller Innigkeit des unentweihten Mädchenherzens, habe Dich geliebt auch zu der Stunde, da mein Mund jene Worte, sprach, Worte, von denen mein Herz nichts wußte!" —

„O jetzt beginnt eine neue Komödie! Also geliebt hättest Du mich, aber meine Hand schlugst Du dennoch aus! Sehr glaubwürdig, sehr wahrscheinlich! Und was bewog Dich zu solchem Thun?"

„Harter, harter Mann! wie kannst Du eines Weibes spotten in einem für sie so schmerzlichen Augenblicke! — Du fragst, was mich bewog, die mir gebotene Hand auszuschlagen? Höre denn die Antwort, höre die lautere Wahrheit. Das Wort der Wahrheit hat eine Kraft, die ihren Weg findet, es muß auch den zu Deinem Herzen finden. — — Du weißt, die Schwester meines Vaters und Deine theure, theure Mutter waren innig befreundet. Auch das weißt Du ja, daß der Wunsch, uns einst näher verbunden zu sehen, in den Herzen der beiden edlen Frauen lebte. — Da eines Tages hattest Du ein Gespräch mit Deiner guten Mutter, worin sie Dir den eben besagten Wunsch an's Herz legte. — Deine Antwort lautete: „Ich liebe Emma nicht, liebe sie nicht mit der Liebe, die in des Mannes Brust wohnen muß, soll die Ehe ein schöner Traum seines Erdenlebens sein. — Der Mann soll und muß mit ganzer Seele lieben, tritt er an den Altar, denn er lernt die Liebe später nicht, und niemals steigt bei ihm im Preise, was er nicht Anfangs gleich begehrte." — Dann bekanntest Du der Mutter deine Liebe zur Gräfin Dupin. — — — — — Jenes Gespräch nun hatte Deine liebe Mutter der Tante wörtlich mitgetheilt und diese glaubte in ihrer grenzenlosen Liebe für mich — da sie nach Frauenart mein Herz längst errathen hatte — sich verpflichtet, mir Deine Ansichten, Deine Gefühle in Bezug auf mich kund thun zu müssen. Auch Deine Liebe für die schöne Gräfin theilte sie mir mit, um mich so — wie sie hoffte — sicherer von meiner unerwiederten Neigung zu heilen. — Diese bittere Arznei ward mir am Morgen des Tages gereicht, der dem voranging, an welchem Du mir Deine Hand entrugst. — Mit Flammenschrift waren Deine Worte in Bezug auf Liebe und Ehe in meine Brust eingegraben worden. — — Du sagtest damals zu mir in deinem Zorne: es müsse gar wenig des stolzen Blutes der Ribera in meinen Adern fließen. O nie, nie fühlte ich sein wildes Wallen so, wie gerade in jenem Augenblicke, wo ich mir sagen mußte, daß ich Dein Anerbieten nur dem Mitleiden mit meiner Liebe für Dich, und wahrscheinlich vor allem nur der Nichterfüllung Deiner Wünsche bei der Gräfin Dupin verdankte! Und jenes stolze Blut, es ließ mich die erste und letzte Lüge meines Lebens sprechen, ließ mich Dir sagen: Ich liebe Dich nicht!" — —

O Emma, Emma! wie soll ich Dir glauben! Damals paßte es Dir, zu sagen, was Du heute als Unwahrheit bezeichnest. Wann warst Du wahr, wann falsch? Nein, nein! ich habe kein

Vertrauen zu Deinem Herzen! Auch Dein heutiges Kommen wird mir zum Fluche, denn es hat mir die sichere Zuversicht, daß ich recht handle, geraubt, hat mich in ein Labyrinth von Zweifel und Ungewißheit gestürzt." — —

„Kann denn Nichts für mich in Deinem Herzen reden — willst Du mich und mein armes Kind durchaus denn als zwei lieblose Wesen bezeichnen, — so möge dieser Handschuh für mich sprechen, möge Dir freundlichere Gesinnungen für die verkannte Verwandte geben!"

„Wie kommst Du, Emma, zu diesem Handschuh, der seit zwanzig Jahren in meinem Kästchen ruht?"

„Frage mich nicht, Albert, wie ich zu diesem Handschuhe komme, frage mich, wo ich jenen, den Du — wie ich noch durch Deine Mutter weiß — bewahrst, einst verlor. Der von Dir geborgene ist der der linken Hand, über die die Räder des Wagens gingen, nachdem die rechte Hand, die diesen Handschuh trug, Dein Kind Dir gerettet. — O Albert, ich fordere das Leben Deines Sohnes von Dir! Du hast es ihm gegeben, ich hab' es ihm erhalten, — mein Recht an dieses Leben ist nicht minder heilig als wie das Deine!" — —

Mit Hast eilt der Freiherr auf seine Reisechatoulle zu, öffnet dieselbe und zieht aus ihr den kleinen grauen Handschuh eilig hervor. Er vergleicht ihn mit dem, den die Frau von Zoller ihm so eben gegeben. Er sieht es wohl, die beiden Handschuhe gehören zu einander. Es ist dieselbe Farbe — durch das Alter verbleicht und geschwächt — dieselbe Form, dieselbe Stickerei der oberen Handfläche. —

„Emma, Emma, o vergieb!" ruft der auf's Tiefste erschütterte Freiherr, „wie wird es klar vor meinem Blicke! ja, ja! es war Deine Gestalt, waren Deine Bewegungen. Wie ist es möglich, daß ich Dich nicht erkannte! O vergieb, Du edles, edles Herz!"

„Also darum" — erwidert mit wehmüthigem Lächeln die Frau von Zoller, „darum glaubst Du nun an mein Herz, weil ich mein Leben — das an dem damaligen Tage sogar keinen Werth für mich hatte — für das Deines Sohnes wagte? Bedenke, Albert, es war am Abend vor dem Tage, an dem Du mir Deine Hand antrugst, also am Abend desjenigen Tages — der meine junge Liebe begrub, der mir jede Freudigkeit am Leben nahm, war am Abende, der dem Morgen folgte, an dem meine Tante mir Deine Liebe zur Gräfin Dupin mitgetheilt hatte. — Glaubst Du denn nicht, stolzer Mann, daß ich so eben Deinem Kinde ein größeres Opfer gebracht habe? O wisse, es bedarf eines mächtigen Hebels, eines großen Anlasses, soll eine Frau — ist gleich ihr Haar schon gebleicht, nennt man sie auch schon eine alte Frau — sich entschließen, zu dem Manne, der nie mit seinen Gedanken und Hoffnungen ihr zu eigen gewesen, dessen Herzen sie nie näher getreten, zu sagen: Du warst der Traum meiner Jugend, das Ideal meines jungen Herzens!"

„O nicht weiter, nicht weiter, Emma! — Sieh', wie droben am Himmelszelt die dunkeln Wolken zerreißen und das reine Blau so freundlich hervortritt! O glaube, dort aus dem blauen Himmel schaut meine theuere Mutter auf Dich herab und fleht mit ihrem Sohne: o vergieb! vergieb! — Und jetzt komm zu meinem, komm zu Deinem Guido!"

* * *

Und wieder ist ein herrlich schöner Wintertag. — — Hörl, wie die Glocke der Dorfkirche ihren Klang so feierlich über die weißen Felder sendet! Sollen wir auch sagen, warum sie es thut? Ein junges Paar wird in dee Kirche zu Lieb und Glück verbunden, — zwei junge Menschen mit gar frommem, treuem Sinn, mit tiefer, wahrer Liebe im Herzen, schwören sich vor dem Altare Treue. —

Und die Glocke tönt fort und fort. Sie begleitet den Hochzeitszug aus der Kirche zurück in's kleine weiße Schloß. Dort treten die jungen Gatten — begleitet von den glücklichen Eltern — in das Zimmer, das auf den Bolkon hinausgeht und in das wir den freundlichen Leser schon einmal geführt haben. — Aber was steht denn dort der Hauptthüre gegenüber? Es ist ein Altar, erdoul aus viel hunderl blühenden Hyazinthen; Kelch an Kelch von dem reichen Teppich des Bodens bis hinauf zur gewölbten Decke! O welch' berauschender Duft! — Und nus der Mitte des Blumenberges schaut das süße Bild der alten Freifrau von Ridera, schaut herab auf den glücklichen Enkel und seine liebliche Gattin, herab auf die in Liebe verbundenen Nachkommen der Ridera.

An Frankreich.

Ein Krieg, ein Krieg! — Noch einmal Blutvergießen?
Wer hat entfacht der Völker wilden Zorn? —
Wir seh'n die Saat in volle Garben schießen —
Wer tritt zu Boden unser goldnes Korn? —
Wir konnten kaum die letzten Wunden heilen,
Noch wächst das Gras ob den Gefallnen kaum,
Und wiederum ein Spiel mit Donnerkeilen
Und um ein Nichts, um einen tollen Traum!

Du Volk im Westen, stolzes Volk der Franken,
Ist's deine Stimme, die nach Waffen schreit?
Du warst der Streiter ew'ger Lichtgedanken,
Warst ein Prophet der hohen Menschlichkeit,
Und du willst Kampf und Noth und Blut und Leichen,
Willst allen Jammer, dem die Nachwelt flucht?
Laß' ab! Wie wollen Bruderhände reichen
Dem Volk von Frankreich, das die Freiheit sucht!

Ist Elsaß nicht beim deutschen Reich gewesen,
Singt nicht von Straßburg manches deutsche Lied? —
Wir fordern nicht die Kämme der Vogesen!
Und du, du schielst nach deutschem Rheingebirt?
Nein, nimmer du! Was an der Seine Borden
Die Schlacht begehrt mit übermüth'gem Ton,
Ist ein Despot mit seinen Kriegerhorden
Und nicht das Volk der Revolution!

Sei fest und ruhig! Auf den Ruf nach Waffen
Entgegne du mit tausendfachem „Nein!"
Wir wollen ernst des Friedens Arbeit schaffen;
Die freien Völker sollen Brüder sein!
Gib nicht der Ehrsucht Raum, der ewig blinden!
Wie weit auch heut' der Spalt der Meinung klafft,
Ein fremder Feind wird nicht Parteien finden,
Nur eine deutsche Waffenbrüderschaft!

Die Hand vom Schwert! — Noch lacht des Sommers Segen,
Weh, wenn der heiße Völkersturm erbraust,
Doch sind geschliffen noch die deutschen Degen
Und noch ist markig deutscher Männer Faust!
Noch fühlen wir's im Busen feurig klopfen! —
O, schüret nicht des Krieges grimmen Brand,
Doch muß es sein: Des Blutes letzten Tropfen
Für unser liebes deutsches Vaterland!

Emil Ritterhaus.

Erinnerung an den Elsaß.

Es überkommen Einen eigenthümliche Gefühle, wenn mon die elsässischen Städte betritt; der Charakter der Häuser, die Menschen, die Sprache: Alles noch deutsch und doch die französische Trikolore an den öffentlichen Gebäuden und die flotten, munteren Rothhosen in den Straßen. Die eilen unbekümmert um unsre Stimmung mit ihren Stummeln im Munde dahin, während es uns trüb überkommt, daß in der Stadt Olfrieds, wo die deutsche Sprache so zu sagen erst ihre Taufe erhielt, die Soldaten Frankreichs als völlig heimisch sich geberden. Die kleinen südländischen Infanteristen nennt dee Weissenburger „Wusslich," was so viel als kleine, niedliche, flinke, bewegliche Kerlchen heißen will. Die Lanciers, Chasseurs à cheval, Cuirassiars sehen schon stattlicher aus. Das Elsaß liefert den Franzosen das stattlichste Militär, und leider sind die Elsässer schon lange politisch gute Franzosen geworden. Einstmals war es anders, — da litten die El-

fässer Bürger und Bauern für ihren „deutschen Patriotismus“ nach viel. Schmerzlich berührt es, wenn man ein wenig tiefer in die Geschichtsacten seit dem Westphälischen Frieden schaut, wie schmählig das Elsaß von Deutschland verlassen, wie es sich krümmte und bäumte unter den Geierskrallen des mächtigen Frankreichs, wie laut sein sehnsüchtiger Nothschrei nach dem deutschen Vaterlande klang, wie es sich anklammerte an jeden Strohhalm, der es noch mit Deutschland verband, und wie die deutschen Fürsten feige die flehenden Reichsstädte dem Erzfeinde überwiesen, ihm in die Hände stießen, bis sie in verzweifelnder Resignation ohne Hülfe und Beistand sich dem Dränger dahingeben mußten. Diese Seite der Deutschen Geschichte muß erst noch in's rechte Licht gestellt werden. Damals und schon früher äußerte sich die Volksstimmung in den Versen:

„Wann's Colmar, Landau und Weißenburg übel geht,
So seh zu Hagenau, wie es um dich steht,
O! Rath zu Straßburg siehe zu,
Und hüt' dich, mach dein Thür wohl zu;
O! Römisch Reich, sieh wohl für dich,
Damit der Bund nicht von dir wich.“

Und eine andere Rede ging: „des Königs von Frankreich Mantel, des Pfalzgrafen Hosen, des Churfürsten von Cölln Rock, und des Bayerfürsten Bruch sind all gemacht von einem Tuch.“ Man kannte seine Leute. Und das Land, das gerade deutsche Sitte, Kunst und Wissenschaft am meisten aufrecht erhielt, wo der Mönch Otfried Gattfried van Straßburg, Tauler, Geyer von Kaisersberg, Sebastian Brandt, Murner, Fischart, Wimpheling und hundert Andere als ewige Säulen deutscher Literatur erstanden, wo das deutsche Volkslied noch heute in unverminderter Kraft fortblüht, wurde selge dem Reichsfeind geopfert. Wenn auch heute nach der Volkswitz die „Wälschen“ trifft, wenn heute noch die Kinder rufen: „Wälscher Hannikel, Guckummersaint!“ und deutsche Sprache und Sitte fortdauert, so will doch die große Mehrzahl im Elsaß von ihrem Mutterlande nichts mehr wissen und die „Dütschen“ verfallen noch mehr ihrem Spott und Hahn als die „Wälschen.“

Das Elsaß ist eines der schönsten und reichsten Länder Europa's. Wie die östliche Pfalz, so ist das Elsaß durchgängig bis zum Sundgau hinauf, und besonders das adere Elsaß, ein paradiesisches Weinland mit herrlichen Berghähen und prächtigen Thälern. Dort hat das Mittelalter oft auf eine Bergspitze drei Schlösser gebaut, jedes Städchen hat ein herrliches gothisches oder romanisches Münster, und drutsche Kunst erblühte ja hier am herrlichsten und gewaltigsten in Erwins Münster. Ein Sprüchwort geht:

„Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städt' in einem Thal,
So ist das Elsaß überall!“

Und wer einen Blick in das obere Land und seine herrlichen Thäler geworfen hat, findet das Sprüchlein nicht unbescheiden.

Ehefeindliche Weiber-Genossenschaften. Dergleichen Genossenschaften sind in China varhanden, haben aber mit religiösen Vorschriften oder Klosterleben nichts zu schaffen. Theodar Sampson beschreibt zwei derselten; die eine kennt er im Bezirke van Schan-ti und eine andere in jenem non Nan-hai. Die Mädchen, welche eine solche Genossenschaft dilden, sind manchmal Töchter wohlhabender Häuser, andere dagegen siad arm. Diese werden nom Getrage der Arbeit Aller erhalten. Der Bund hat keine strengen Formen oder Regeln und trägt gewissermaßen einen Privatcharakter. Es thun sich nach Belieben vier, fünf aber zehn Mädchen zusammen; manchmal miethen sie sich bei einer achtbaren Wittwe ein, welche die Aufsicht führt und sie gewissermaßen als ihre Töchter beteachtet. Es kommt aber vor, daß sie dach der Ceremanie der Verheiratung sich unterziehen, sich alsa sa formell verehelichen und dennach Mitgliedet des Bundes dleiben. Sie wahnen nicht bei dem angetrauten Manne nnd haben auch keinerlei Verkehr mit ihm. Es kommt weiter vor, daß der ganze Bund sich auflöst, aber nur, wenn alle zusammen sich zu einer Heirat entschlossen haben. Dann steht es jener Angetrauten frei, zu ihrem Manne zu gehen. Der Letztere hat sie natürlich nur unter der Annahme geheiratet, daß sie über kurz aber lang sich entschließen werde, in sein Haus zu kommen. Sehr aft geschieht das aber nicht; das Mädchen verharrt bei seinem Entschlusse, und dann werden die Eltern desselben van dem in seiner Erwartung getäuschten Manne mit Klagen bestürmt. Wenn nun salch eine nerheiratete Frau, die doch keine solche ist, gefährlich erkrankt, dann kommt sie in des Mannes Haus; man schafft sie nämlich hin, damit sie dort sterde. Nach chinesischen Begriffen erfardert es der Anstand, daß die Frau im Hause des Mannes den letzten Athemzug thue. Die Behörden, welche van salchen mißnergnügten Männern vielfach zum Einschreiten aufgefordert werden, sind jenen Genossenschaften sehr abhald und haben auch schon manche Decrete erlassen, um junge Mädchen vom Beitritte abzumahnen; sie richten aber damit weaig aus.

Kohlensäuregehalt der Luft in den Schulzimmern.

Im Auftrage der Behörde hat Herr Dr. Breiting in Basel die Luft der dortigen Schulzimmee auf ihren Kohlensäuregehalt geprüft, um festzustellen in wieweit vielfach laut gewordene Klagen über die schlechte Luftbeschaffenheit begründet sind. Die Resultate dieser Untersuchung sind sa seldstredend, daß wir hier nur eine Reihe der erhaltenen Werthe anführen wollen, aus einem Zimmer, das einen Kubikinhalt van 251.$_{63}$ Kubikmetres, 10.$_{54}$ Quadratmetres Fenster und Thür hatte und an dem Versuchstage 64 Kinder enthielt.

Zeit der Messung			Kahlensäuregehalt	
Vormittags $^3/_4$8	Uhr	vor Beginn der Stunde .	2.$_{21}$	Perc.
„ 8	„	bei Beginn	2.$_{42}$	„
„ 9	„	Eade der Stunde . .	4.$_{80}$	„
„ 9	„	nach der Pause . . .	4.$_{7}$	„
„ 10	„	vor der Pause . . .	6.$_{87}$	„
„ 10	„	nach der Pause . . .	6.$_{3}$	„
„ 11	„	Ende der Stunde . .	8.$_{11}$	„
„ 11	„	im leeren Zimmer . .	7.$_{90}$	„
Nachmittags $^3/_4$2	„	vor der Stunde . . .	5.$_{3}$	„
„ 2	„	Beginn der Stunde . .	5.$_{33}$	„
„ 3	„	vor der Pause . . .	7.$_{66}$	„
„ 3	„	nach der Pause . . .	6.$_{68}$	„
„ 4	„	Ende der Gesangs-Stunde	9.$_{36}$	„
„ 4	„	im leeren Zimmer . .	5.$_{73}$	„

Des Vergleiches wegen sei hier daran erinnert, daß die reine Atmasphäre $^4/_{10000}$ Kahlensäure enthält, und daß im Allgemeinen ein Kohlensäuregehalt van über 1 Percent als gesundheitsschädlich angesehen wird.

Sauerkraut. Artus empfiehlt den Kachsalzzusatz wegzulassen, den geschnittenen Kohl eine Hand hoch in ein Faß einzudrücken, mit siedendem Wasser zu übergießen und sa fartzufahren, bis das Faß zu zwei Drittel gefüllt ist, worauf man ein Brett auflegt und mit Steinen beschwert. Nach drei Wochen ist die Säuerung beendet und das Kraut ist nach einem Jahre noch sehr gut erhalten.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Wie sehr die erste eilen mag, zu überholen
Vermag sie nimmermehr, dach weist sie Ziel und Wege,
Die zweite zu gewinnen, welche Capriolen
Kann man nicht schneiden sehen! dach durch ihre Pflege
Entfalten sich weiteifernd mannigfache Gaben.
Vam Ganzen haben jene nichts mehr, die es haben.

Auflösung des Räthsels in Nr. 29:
„Lappen. — Alpen.“

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 31. Sonntag den 31. Juli. 1870.

König Ludwig II. von Bayern,

dem deutschen Fürsten.

Die Eine deutsche That, das Wort der Treue,
Wie ist es hell durch alle Gau'n gedrungen,
Von Berg zu Thal, von Thal zu Berg gesprungen,
Daß alles Volk sich DEINER Hoheit freue.

Die Eine deutsche That, das Wort der Treue,
Hat Millionen Herzen DIR errungen,
Des innern Zwistes Hyder liegt bezwungen,
Die Mähne schüttelt frei der edle Leue.

Wohlan! geharnischt steig empor, Camöne,
Dem deutschen Fürsten deutschen Dank zu singen,
Daß er gerufen seines Reiches Söhne,

Am Ehrenkampf für Deutschland mitzuringen,
Bis sichern Sieges stolze Botschaft töne
Und Friedenshymnen laut zum Himmel klingen.

Ein Erlebniß in Texas.

Von

O. August.

(Aus Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte.)

Ich hatte im Jahre 185* im Auftrage einer Handelsgesellschaft eine wissenschaftliche Mission übernommen; meine Aufgabe bestand in der geognostischen Erforschung und Aufnahme gewisser Gebiete der neuen Welt zum Zweck bergmännischer Ausbeute. Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, und man hatte mich weniger wegen meiner geringen Versuche auf wissenschaftlichem Felde, als vielmehr meines Namens wegen gewählt, welcher in der gelehrten Welt beider Hemisphären einen guten Klang hatte. Mit besten Empfehlungen an die ersten Häuser in New-Orleans und New-York stieg ich in letzterer Stadt an's Land.

Der erste Eindruck, welchen Amerika auf den Fremdling macht, ist ein geaartetzer, wahrhaft überwältigender. den man sich jedach bei längerem Verweilen um sa ehee abstumpft, als das, was uns zuerst na Menschen und Gegenden überrascht, sich sehr bald als Typus einer canstanten Gleichmäßigkeit zeigt, einer Gleichmäßigkeit, die überhaupt als Centrum betrachtet werden muß, um welches die Dinge in der neuen Welt graattiren. Alles ist hier einförmig, und die Monotanie selbst der großartigsten Landschaft läßt sich schwer beschreiben; Nadel- und Laubwald verschwimmen ineinander, ihre Gruppen bringen nirgends in Masse ihre individuelle Färbung zur Geltung; sie vermischen sich einzeln mit den Andern und machen eben die Abwechselung zue Monatonie. Ebensa geht es mit den verschiedenartig zusammengewürfelten Bewohnern, welche, aus allen Measchenracen bestehend, in allen Städten dieselben zu sein scheinen. Ueberall findet man die Physiognamie aller Völkerfamiliru aertreten, und Trennungen derselben, wie dies in Europa der Fall ist, wo der Spanier, der Italiener, der Franzose, der Deutsche, dem Fremden das Gepräge einer Antionalität entgegen trägt, findet sich in Amerika nirgends. Nur der Norden und der Süden, das englische und das spanische Blut, nnterscheiden sich oon einander; wie in der Gesammtheit, geht es bei den Einzelnen. Die individuelle Färbung, welche in Europa, besanders in Deutschland, gefunden wird, wo saßt jeder Gebildete seinen eigenen Einzel-Standpunkt einnimmt, ist in Amerika nicht anzutreffen. Eben darum aber, weil die Verschiedenheit sich zur Masse gruppirt, die Eigenthümlichkeit des Einzelnen in der Gesammtheit aufgeht — eben darum ist diese neue Welt in ihrer Totalität eine ebenso interessante Erscheinung, als deren einzelne Glieder — es nicht sind.

Sa aber urtheilt man erst nach längerer Erfahrung, und Jeder, der Amerika nur für kurze Zeit betritt, wird den Eindruck mit sich nehmen, den ich auch dart zuerst empfing, und welcher mich trieb, meiner Mutter Briefe zu schreiben, die ihr die Hoffaung benahmen, mich wieder in Europa zu sehen. Meine Begeisterung für das Land, dessen Bewohner, und nun gar erst dessen Bewohnerinnen, gab ihr wenig Aussicht, daß ich mich würde oan dort iosreißen und in Europa mein Zelt aufschlagen mögen. Wie herrlich, wie herzgewinnend wae, nach meiner Schilderung, gleich die Begrüßung des ersten amerikanischen Mädchens gewesen, das ich kennen lernte. Wie offen, natürlich, frank und frei kam mir Miß Lulu, die Tochter des Hauses, an das ich in New-York adressirt wae, entgegen! Sa konnte nur eine freie, edle, selbstbewußte Mädchennatur den Fremdling bewillkammen, und wie armselig und engherzig schien mir dagegen die schüchterne Zurückhaltung deutscher Mädchen! Wie freundlich bot sie mir die Hand, wie glatt und ungezwungen lud sie mich zu einem dinner-party für morgen Abend ein, und in welch' schlafloser Erwartung brachte ich diese, und noch manche darauf folgende Nacht zu, bis der Zauber dieser reizenden Art und Weise mir zur süßen Gewohnheit wurde.

Als ich Lulu kennen lernte, repräsentirte sie „das Haus," denn ihre Mutter war abwesend, um ihre in New-Orleans verheirathete älteste Tochter und deren Kind zu besuchen. Ich pries diesen glücklichen Zufall, durch welchen ich, wie ich glaubte, Lulu schneller näher gekommen war, als wenn die Hausfrau zur Stelle gewesen wäre. Allein ich sah bald, daß die Rückkehr derselben keinen Unterschied, ja nicht einmal Sensation im Hause machte. Ich fand die etwas steife Dame eines Abends unvermuthet am Kamin, mit einigen älteren Leuten im Gespräch begriffen, während Lulu und ihre Freundinnen und Freunde — Männer meines Alters — die Sophas und Lehnstühle einnahmen, mit welchen die Salons befät waren. Die liebenswürdige Resignatioa der amerikanischen Eltern der Jugend gegenüber, welchee sie die Herrschaft in der Gesellschaft überlassen, bewundernd, erfreute ich mich der bequemen und leichten Art, durch die Einladung und Bekanntschoft junger Mädchen allenthalben eingeführt zu werden, ja, ich versäumte um sa weniger, davon Gebrauch zu machen, als das rücksichtslose und oft an's Pöbelhafte streifende Betragen, mit welchem die Männee sich begegaen, mich abstieß. Diese scheinen wa sie können, sich füe den Zwang schadlos zu halten, welchen die Gegenwart der Damen ihnen nnerbittlich auferlegt Die Art und Weise wie man sich setzt, die Beine von sich und auf den Tisch streckt, an welchem ein Anderer sitzt, um sich breit, und alle Lebensart bei Seite läßt, war mir so widrig, daß ich derartigen Begegnungen nach Möglichkeit auswich, abschan ich vollkommen einsah, daß Männern, die den ganzen Tag in der Tretmühle anstrengender Geschäfte arbeiten und überdies die Patiltik ihres Landes, dessen Verwaltung nnd Gesetzgebung auf ihren Schultern tragen, zeitweise ein vollkommenes Sichgehenlassen, ein Ausruhen der Muskel- und Nerventhätigkeit Lebensbedingung sei. Aus dem bereits angezeigtrn Mangel an individuellen Anschauungen aber empfand ich kein Bedürfniß nach Umgang mit Menschen, deren Gleichförmigkeit der Sinnes- und Denkweise, deren strenge Gliederung in anerkannte Parteien keinen wirklichen Gedankenaustausch zu Stande kammen ließ. Auch führen nur politische Anregungen zu lebhaften Discussionen, die jedach dann auch leicht leidenschaftliche Auftritte heraorrufen, wenn man auf Leute entgegengesetzter Parteirn stößt; Discussionen, die nicht fördern, da man ja die politischen Gesichtspunkte all dieser Leute auf die friedlichste Weise der Welt, durch die vortrefflichen Organe der Oeffentlichkeit, die Zeitungen, kennen lernt. Andere Anregnngen durch Kunst, Literatur, Theater, Musik sind aber sa spärlich in der Männerwelt anzutreffen, daß ich, wenn ich das Bedürfniß nach gebildetem Umgang empfand, immer wieder in jene, mir offen stehenden Kreise zurückkehrte, in welchen ich Lulu begegnete, obschon ich fühlte, daß ich einem Nachtfalter glich, welcher, das Licht umkreisend, sich die Flügel tödtlich versengte.

Eines Abends, da ich nach sechswöchentlicher Abwesenheit mit sehr glücklichem Erfalge von einer Excursion aus weiter Ferne nach New-York zurückkehrte (ich hatte eine reiche Metallader und dicht dabei eine gewaltige Wasserkraft aufgefunden) konnte ich mie nicht verbergen, daß meine Aufgabe hier vollendet und daß es nun meine Pflicht sei, mich nach New-Orleans zu begeben, welche Stadt ich selbst in meinem Vertrag mit jener Gesellschaft als zweiten Ausgangspunkt meiner geognostischen Excursionen bezeichnet hatte. Meine glücklichen Resultate dienten daher nur dazu, mich von Lulu's Seite zu reißen, und mißmuthig kehrte ich in meine Wahnung zurück. Selbst ein Brief meiner Mutter — sonst immer mit Freude begrüßt — vermehrte heute meine Verstimmung; sie bat in demselbrn alle Mittel auf, um mir die Widersinnigkeit darzulegen, welche ihrer Ansicht nach in dem Wesen der nmerikanischen Frauen, namentlich der Mädchen liege, und verdrießlich steckte ich das Schreiben, nachdem ich dasselbe kaum überflogen, in meine Brieftasche.

Was sollte aus diesen Dingen werden? Lulu betrug sich nicht nur gegen alle Andern ganz so wie gegen mich, sondern ihre Freundinnen begegneten mir alle nuch ganz so wie sie. Wenn wir musizirten, sangen sie alle mit derselben fischkalten Weise die glühendsten Liebesduette mit mir herab, ohne daß ich ihnen nur im geringsten das Lob, das sie meinem Vortrag und Ausdruck spendeten, zurückgeben konnte. Ich hatte überhaapt keinen Anhaltspunkt, an die Erwiderung einer Neigung zu glauben, die mir nur allzusehr über den Kapf gewachsen war.

(Fortsetzung foigt.)

Auf!*)

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Wälschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Und bringe den Schrecken und trage das Grauen
Von all' deinen Bergen, aus all' deinen Gauen,
Und klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Sie wollen's: so reiße denn, deutsche Geduld!
Reiß' durch von drm Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf Wälsche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen,
Wir klingen die Losung: Zum Rhein, über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen!
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben,
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein, über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran,
Sie wollen, sie sollen es haben.
Auf, sammle und rüste dich stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern!
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

*Schlachtruf.

Schon blitzt die Muskete!
Schon ruft die Trompete
Zur rettenden Schlacht!
Der Grimm ist erwacht.
Wer wollte nach wanken?
Krieg mit dem Franken!

Den Säbel gezogen,
Nicht lange gewogen
Den gallischen Trug!
Wir haben's genug —
Wer wollte noch wanken?
Krieg mit dem Franken!

Ihr Mütter, kein Klagen!
Ihr Söhne, kein Zagen!
Es werden mit Lust
Aus flammender Brust
Die Enkel euch's danken;
Nieder den Franken!

Karl Zettel.

An die Frauen.

Von Fanny Lewald.

Der Krieg ist da! Wild aufschäumend wie das grollende, in seinen tiefsten Tiefen aufgeregte Meer, fluten die Wogen der zornigen Empörung durch das ganze deutsche Vaterland, und belebend wie Meereshauch erfrischt und durchzittert die Einmüthigkeit dieser gerechten Empöeung jedes deutsche Herz. Wir sind kein kriegsuchendes Volk, wie die Franzosen, die unser Vaterland bedrohen, aber die Männer unseres Volkes sind wehrhaft, — wir sind kein Volk der Phrase, wie unsere Feinde, die sich berauschen in dem Glauben an ihr Prestige, aber der Deutsche weiß es, was die Worte Vaterland, Ehre, Treue und Selbstachtung gebieten. Er erhebt sich nicht, wie der Franzose, um zur Befriedigung seiner prahlerischen Eitelkeit und zur Bepflasterung seiner inneren Schäden sich Ruhm suchen zu gehen in dem gestörten Frieden seiner Nachbarn, aber er steht auf Mann für Mann, wenn man seine Ehre beleidigt, seine freie Selbstbestimmung hindert, sein Vaterland bedroht. Das ist geschehen! Der sanfte Frieden, in welchem unsere Saaten der Ernte entgegenreiften, in dem die Schnitter ihre Sensen schärften, in dem mit mächtigem Schritte Bildung und Cultur in unserem Vaterlande vorwärts gingen, ist zerstört durch frechen Uebermuth. Der Augenblick ist gekommen, in welchem Männer und Frauen, die Einen fechtend, die Anderen erleidend, die furchtbare Blutsteuer für das Vaterland zu zahlen haben — und die ernsten Gesichter der Männee, die Augen der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und der Töchter, wie nahe die Thräne der bangen Sorge sich in ihnen auch hervordrängt — sehen zuversichtlich vorwärts! Ich habe neulich das Wort gebraucht: Wer uns Deutsche lieben lernen will, muß uns an Weihnachten und an Pfingsten, an den Kirchfesten sehen, die zu Familieafesten geworden sind! Ich spreche es heute mit stolzer Freude aus: wer uns Deutsche achten und richtig schätzen lernen will, muß uns in diesen Tagen, in der festen Entschlossenheit begeisteter Vaterlandsliebe, in der selbstgewissen Ruhe einmüthigster Erhebung sehen. Auch die Frauen treten zusammen, um zu thun und zu leisten, was in ihrer Macht steht — und das wird am Rheine eben so geschehen wie im tiefsten Süden und in dem letzten nordischen Gränzdorfe unseres Vaterlandes. Alle, alle Frauen empfinden sich in diesem Augenblicke als deutsche; fühlen, was die Selbstständigkeit eines Volkes besagen will — und gerade, weil sie dies jetzt so klar und tief empfinden, ist es die rechte Stnude, die Frauen darauf hinzuweisen, wie viel gerade sie dazu beigetragen haben, den thörichten Dünkel der Franzosen zu nähren, indem sie sich zu den kindischrn Nachahmern aller ihrer Thorheiten und Geschmacklosigkeiten machten.

Es gab keine van französischen Dirnen jeden Ranges erfundene Mode, mochte sie auch die schamloseste sein, welche unsere wohlhabenden Frauen nicht angenommen hätten. Sie kannten aus den unzüchtigen Romanen der Franzosen, die sie nicht mit dem gebührenden Abscheu von Sich gestoßen haben, die Gesellschaft und die Frauenwelt, deren Tracht und Manieren Sie annahmen; Sie kamen Sich vornehm vor, wenn Sie Sich über die Gebühr entblößten und französische Floskeln in Ihre Rede mischten; Sie sahen es mit Vergnügen an, wenn feanzösische Dichter für französische Musiker die erhobensten Arbeiten unseree Dichter zu albernen, sinnentstellenden Textbüchern zerfetzten; Sie hielten darauf — nicht, daß Ihre Töchter die deutschen Classiker in ihrer erhebenden Bedeutung kennen lernten, sondern, daß sie van irgend einer hergelaufenen Französin das Französische mit pariser Aussprache plappern lernten; Sie zahlten einee Madame Salir oder Mademoiselle Elise für ein parisee Kleidungsstück jeden, auch den unsinnigsten Preis, und handelten um Groschen mit der armen Mutter Näherin, deren Söhne heute gemeinsam mit den Ihren ihr junges Leben den Chassepots der Franzosen gegenüberstellen müssrn. Sie halfen es möglich machen — nicht die deutschen Männee — nicht die Männer und Feauen unserer ehrlich arbeitenden Stände, — daß die Franzosen in Deutschland auf ein mangelndes Selbstgefühl und auf Anhang füe Frankreich rechnen konnten. — Wollen Sie, während Ihre Söhne var den französischen Kanonen stehen und Tausende von ihnen ihr junges, edles Herzblut für Deutschlands Selbständigkeit vergießen werden — wollen Sie da auch noch mit den thurmhohen, wahnsinnig aussehenden französischen Chignons umherlaufen und Sich nach feanzösischem Zuschnitt, nach frecher französischee Mode die Franenkleidee machen lassen? Da verstanden die deutschen Frauen es 1813 besser! Da verstanden die Liviänderinnen es besser, die zur Zeit der Hungersnath nur noch Kleider aus heimischen Stoffen kauften! Sie haben viel gut zu machen in der Hinsicht. Der Augenblick ist da, es zu thun. Die Franzosen sind ein Handel und Gewerbe treibendes Volk wie wir! — Zeigen Sie es ihm, was es bedeutet, einen Einbruch in den Frieden seines Nachbarvolkes zu thun! Zeigen Sie ihm, daß Sie deutsche Frauen und nicht Nachtreterinnen seiner Hetären sind. Kleiden Sie Sich

*) Dieses Kriegslied ward im Jahre 1841, als uns die Franzosen unter Thiers bedrohten, vom alten Arndt gedichtet. Damals kam es nicht zum Losschlag; jetzt sollte das Lied einen guten Tonsetzer finden.

von dieser Stunde an ernst, züchtig, wie es den Frauen zukommt, deren angehörige Männer im Felde stehen, für des Vaterlandes Selbständigkeit ihr Leben einzusetzen. — Werfen Sie ihn von Sich, den fremden Flitterstaat, den leeren Schein, lassen Sie Sich von der ernsten Stunde daran mahnen, ernst zu werden wie die deutschen Männer. Da es eine Folgerichtigkeit zwischen Ursache und Wirkung gibt, so dürfen wir, wenn auch nach schwerem Kampfe, auf den Sieg vertrauen. Wenn dann der Friede in unsere Städte und auf unsere Fluren wiederkehrt, wenn es Deutschland gelungen sein wird, den Frieden zu erkämpfen, der durch Vernichtung der culturfeindlichen, kriegerischen Gelüste der Franzosen die friedliche Arbeit des Bürgers für die Zukunft sicher stellt, dann werden wir Alle, wenn auch mit thränenschwerem Auge und tief erschüttertem Gemüthe, den grausen Kampf zu segnen haben, vor dessen schrecklichem Beginne wir jetzt stehen. Dann aber wird es mit dem französischen prestige und der prépondérance légitime von Frankreich hoffentlich endlich ein- für allemal vorüber sein. Möge es so sein!

Frankreich und die Pfalz.

In Wirth's „Geschichte der Deutschen" Bd. IV. S. 54 ff. heißt es: Von Ludwig XIV. wurde 1688 eine Ursache vom Zaun gebrochen um einen neuen Krieg zu entzünden, und in diesem fielen Greuel vor, welche auch die ruhigsten Menschen zu allen Zeiten mit Erbitterung erfüllen müssen. Als nämlich der Kurfürst von Köln am 3. Juli 1688 verstarb, so mischte sich der französische Hof unberufen in die Wahl, und suchte sie auf einen seiner Anhänger, den Fürsten Wilhelm von Fürstenberg, zu lenken. Kaiser Leopold der I. widersetzte sich dem Vorhaben mit vollem Recht, und erwirkte auch eine Entscheidung der römischen Kurie, welche das Erzbisthum Köln anstatt auf Wilhelm von Fürstenberg, auf den bayrischen Prinzen Joseph Clemens übertrug. Der widerrechtlichen Gewaltthaten gewohnt, wollte Ludwig XIV. seinen Günstling Fürstenberg im Besitze des Erzbisthums Köln schützen, welchen derselbe thatsächlich sich angemaßt hatte. Im September 1688 rückte daher ein französisches Heer in die Rheinpfalz, und eröffnete die Feindseligkeiten sogar ohne Kriegserklärung. Erst am 3. Oktober erfolgte diese, unter Angabe von Ursachen, die sämmtlich erdichtet waren, und den wahren Beweggrund nur verschleiern sollten. Die Ueberraschung benützend, zwang das französische Heer durch seine Uebermacht nicht nur Philippsburg, sondern selbst Mainz zur Ergebung. Schon vor der Kapitulation der erstern Stadt schloß eine französische Heeres-Abtheilung von Philippsburg aus auch Heilbronn plötzlich ein. Man war nirgends zum Widerstand gerüstet, weil man keinen Angriff vermuthet hatte; auch Heilbronn ergab sich demnach, und die Franzosen verbreiteten sich nun über Franken und Schwaben. Gleichzeitig erschien der General Monclas vor Mannheim, steckte einen Theil der Stadt durch ein heftiges Bombardement in Brand, und nöthigte die Besatzung am 11. November zur Uebergabe. Nachdem jetzt auch Frankenthal überfallen, und durch Kapitulation genommen war, befand sich die ganze Pfalz im Besitz der Franzosen, denn Heidelberg hatte sich schon vor Mannheim ergeben. Als Ludwig XIV. in solcher Art von Neuem den Despoten über Deutschland spielte, voll von Anmaßung in den innern Angelegenheiten unseres Reiches seinen Willen diktirte, und denselben mittelst Feuer und Schwert durchsetzen wollte, ward der Kaiser Leopold I. mit wirklich ernster Entrüstung erfüllt. In einer öffentlichen Denkschrift schilderte er die unerhörten Anmaßungen Frankreichs, sowie die Mißhandlungen aller Rechts- und Sitten-Grundsätze, welche Ludwig XIV. offen zur Schau stellte, mit den lebhaftesten Farben. Ganz unumwunden ward darin ausgesprochen, daß der französische Hof über alle Pflichten der Rechtschaffenheit, der Ehre und des Gewissens frevelhaft sich hinwegsetzte. Louvois, der Minister Ludwigs XIV., befürchtete nun doch eine endliche energische Erhebung der Deutschen, und sann zur Bewältigung des erwarteten Sturmes ein ganz eigenthümliches Mittel aus. Zunächst wollte er die Deutschen durch furchtbare Grausamkeit von dem Widerstand gegen Frankeich abzuschrecken suchen. Für den Fall, daß solche Absicht mißlänge, sollte zugleich eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland gelegt werden, um von letzterer Seite durch Mangel an Lebensmitteln einen Angriff unmöglich zu machen. Zur Erreichung dieses Doppelzweckes beschloß nun Louvois die Verheerung der blühenden Pfalz. Damit aber der Greuel noch entsetzlicher werde, begann die Ausführung der Missethat schon mitten im Winter von 1688 auf 1689. Das Zeichen dazu gab die Verwüstung der Ortschaften um Heidelberg, indem acht Dörfer in Brand gesteckt wurden. Als die Einwohner sich bemühten, den Flammen Einhalt zu thun, fielen die Franzosen, wie ächte Barbaren, über sie her, und trieben sie gewaltsam von dannen. Unbarmherzig wüthete der Mord in dem wehrlosen Haufen der Unglücklichen, und schadenfroh wurden noch die Leichen nackt ausgezogen und zur Schau gestellt. Nach der Ausplünderung der weiteen Umgegend stürzte sich die wüthende Räuberbande auf Heidelberg selbst. Das Schloß wurde geplündert, dann niederzureißen gesucht, und endlich durch Pulverminen großentheils zerstört, die Stadt dagegen an mehreren Orten in Brand gesteckt. Nur durch Zufall ward ein Theil derselben gerettet. Nunmehr kam die Reihe an Mannheim. Louvois hatte befohlen, diese bedeutende Stadt im buchstäblichen Sinne des Wortes zu zerstören, d. h., für Menschen ganz unbewohnbar zu machen. Mit Hast begannen denn die französischen Soldaten das Niederreißen der Häuser; dann legten sie aber an allen Orten Feuer an, um keine Spur einer menschlichen Wohnung übrig zu lassen. Trostlos entflohen die unglücklichen Einwohner! In beharrlicher Verfolgung der Barbarei kündigten die Franzosen im Mai 1689 den Einwohnern von Speier an, daß ihre Stadt dem Boden gleich gemacht werden soll, und daß der Bevölkerung eine Frist von sechs Tagen zur Auswanderung nach Elsaß, Burgund oder Lothringen gestattet werde. Nachdem man die Flucht an das rechte Rheinufer bei Todesstrafe verboten hatte, begann das Kannibalen-Geschäft auch in Speier. Viele Einwohner retteten ihre Habe in den Dom, weil die Verschonung dieses Kunstwerkes zugesagt worden war; als aber das Innere der Kirche sich füllte, ließ der General Monclas dieselbe anzünden. So gesellte sich Hohn und Schadenfreude noch zum Greuel der Zerstörung! Hiernächst wurde auch die Stadt an allen Enden in Brand gesteckt, und den fliehenden Einwohneen sogar auf dem Wege noch ihre Habe von den ränderischen Franzosen entrissen. Gleiches Schicksal wie Speier erfuhren auch Worms, Frankenthal, Wachenheim, Neustadt a. d. Haardt und andere Orte. Es hatte sich erfüllt, was Louvois wollte: **Die verheerte Pfalz lag als eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland!** So handelten die Franzosen, welche bei ihrer ersten Einmischung in deutsche Angelegenheiten erklärten, daß sie nur der guten Sache, nur der Freiheit wegen, in völlig unelgennützlger Weise Partei ergreifen: — so äußerten sich die Folgen der Einmischung Frankreichs in die bürgerliche Zwietracht der Deutschen!

Edles, mildes, gutes Herz, du möchtest so gern helfen, möchtest allen Menschen nur Glück bereiten! Kämest Du aber auch nur mit deiner Hülfe immer noch früher, ehe sie verlangt wird. Längst kann ein Auge schon hoffnungsvoll nach dir hinüber geblickt haben, längst schon kann eine in deiner Nähe hörbar seufzende Existenz wurzellos geworden, vom Strom des Verderbens unterwühlt zusammengebrochen sein, während sie noch äußerlich wie lebenschimmernd und mit alltäglichem Grün überzogen neben dir zu weilen scheint. Edelmuth des Herzens, auch du schärfe die Augen! Es gehört Entäußerung dazu, einem fremden Dasein in seinen Grundquellen nachzufühlen und aus den Symptomen einzelner Stockungen desselben sich die Zustände selbst zu entnehmen, wie sie sind. Sagst du aber wohl gar: Ehe ich helfe, will ich die Noth eingestanden und bekannt wissen! dann weiß ich freilich, du leidest nicht nur an Trägheit deiner Gefühle, sondern in deinem Wohlthun birgt sich ein anderer, schlimmerer Wurm — Herrschsucht und Haß. K. Gutzkow.

Räthsel (Zweisilbig.)

Ein stolzer Herr, die erste bin ich;
Mein Ganzes, genial erfunden,
Verkürzt dir als die zweite sinnig
Der Muße langgedehnte Stunden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 30: „Nachruhm."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 32. Sonntag den 7. August. 1870.

Halt Maß und Ziel in Reden, wie im Handeln,
Im Eifer selbst für Wahrheit, Licht und Recht.

Willst du im Licht und in der Wahrheit wandeln,
Sei keiner Meinung, auch nicht deiner, Knecht.

Ein Erlebniß in Texas.

Von

O. August.

(Aus Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte.)

(Fortsetzung.)

Aber welcher Verliebte hat aus solchen Umständen jemals eine andere Wahrheit herausgefunden, als eben die, daß seine Neigung nicht erwidert werde, und daß er seine Bemühungen, Gegenliebe zu gewinnen, verdoppeln müsse; denn der ist schon kein Liebender mehr, der in der Kälte und Gleichgiltigkeit seines Ideales die Ursache sucht und findet, auf dasselbe zu verzichten.

Anstatt mich der glücklichen Beendigung der ersten Hälfte meiner Aufgabe zu erfreuen, gedachte ich nun mißmuthig der zweiten, die mich hinwegrief, und mit der festen Absicht, irgend einen entscheidenden Schritt zu thun, warf ich mich in den schwarzen Abendanzug und eilte nach Lulu's Haus.

Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich, mich vergeblich nach dem Gegenstande meines Interesses umsehend, erfuhr, Lulu sei schon vor vier Wochen zu ihrer Schwester, welche ihr einziges Kind verloren und dringend ihre Gegenwart verlangt habe, nach New-Orleans gereist. In zwei Stunden hatte sie ihre Vorbereitungen vollendet, um allein und ohne Begleitung einen Weg von mehr als zweihundert deutschen Meilen zurückzulegen, und die Eltern hatten schon, nebst der Nachricht ihrer glücklichen Ankunft, auch die Anzeige erhalten, daß Lulu die Schwester nicht nach Saratoga, dem fashionablesten Badeort Amerika's, begleiten werde, sondern vielmehr die Absicht habe, eine Freundin zu besuchen und von da aus einen Ausflug zu einer Verwandten zu machen, welche tiefer im Lande wohne.

Mit sehr wechselnden Empfindungen hatte ich die verschiedenen Abschnitte dieser Mittheilungen vernommen; bei der Nachricht, daß Lulu New-York verlassen, merkte ich ebenso mein Erbleichen, als ich bei der Nennung New-Orleans', als ihres Reisezieles, mein Blut zu Kopf steigen fühlte — darauf der kalte Guß des Aufenthaltes bei entfernten Verwandten. Ich brachte gleich den Zweck meines Besuches vor und daß ich gekommen sei, Abschied zu nehmen, um mich gleichfalls nach New-Orleans zu begeben. Man bedauerte sehr, mich nicht an „die Kinder" empfehlen zu können, da diese bei meiner Ankunft schon nach Saratoga abgereist sein würden und nach mancherlei freundschaftlichen Versicherungen verließ ich das Haus, zweifelnd, ob ich dem Schicksale danken oder zürnen sollte, das so gewaltsam in die Speichen meines Glücksrades eingriff. Einerseits war zwar alle Qual des Wählens und Besinnens von mir genommen, andererseits aber war mir, vielleicht für immer, ein Wesen entrissen, dessen Nähe mir beinahe Bedingung meines Lebensglückes geworden zu sein schien.

Ich schnürte rasch mein Bündel, eilte über den Eriesee und Cleveland den Ohio hinab, und ließ mich von den schlammgelben Wellen des Mississippi nach New-Orleans tragen, wo ich ohne Abenteuer, wohl aber mit der stillen Hoffnung antangte, durch die Schnelligkeit meiner Reise und bei möglicher Verzögerung von Lulu's Seite sie noch anzutreffen und ein ferneres Begegnen zu verabreden. Allein meine Hoffnungen wurden getäuscht, und ich fand das schmucklose Haus, welches sie bewohnt, verschlossen und mit einer Dienerschaft bemannt, welche nicht geneigt war, einem Fremden Auskunft über mögliche Absichten ihrer Herrschaft zu geben.

Nachdem ich einige Wochen angestrengter Arbeit in New-Orleans zugebracht hatte, war meine Aufgabe gelöst und ich schiffte mich ein um durch das mexikanische Meer nach der Matagorda-Bai und der Mündung des Colorado zu eilen, an dessen Ufer der nächste und auch zugleich der letzte der mir übertragenen Punkte geognostischer Erforschung lag.

Ich erkannte, indem ich an Bord des Dampfers über mich selbst und mein bisheriges Treiben nachdachte, wie wohlthätig die Trennung von Lulu für mich gewesen sei, und sah ein, daß ein Wiederfinden in New-Orleans mich in dieselbe Präoccupation versetzt haben würde, die mich bis dahin, ja bis zu dem Momente beherrscht hatte, da ich die Hoffnung aufgeben mußte, sie wieder zu sehen. Ich erkannte, daß ich auf diesem Wege meinem Lebensziele vermuthlich untreu geworden wäre und mich an eine Frau gekettet haben würde, um derentwillen ich meinem wissenschaftlichen Berufe entsagen und mich einem jener gewinnreichen, aber geisttödtenden Geschäfte hätte widmen müssen, an welchen die neue Welt so reich ist.

Während ich durch solche Betrachtungen beflissen war, meiner noch keineswegs vernarbten Wunde den Balsam der Vernunft aufzuträufeln, war ich mir wohl bewußt, daß ich kein leitendes Princip befolge und nur aus der Noth eine Tugend mache. Ein Wiedersehen Lulu's — deß war ich bewußt — hätte meine ganze Philosophie über den Haufen geworfen und ich war froh, daß diese Versuchung mir nicht mehr bevorstehen konnte. Ich vertiefte mich in meine Landkarten und nahm während unserer vollkommen ruhigen Fahrt auch mein Zeichenbuch zur Hand; da ich es öffnete fand ich eine ganze Seite nur mit bräunlichen Farbentönen bedeckt. Ich hatte gleich nach meiner Ankunft in New-York eine landschaftliche Farbenskizze entwerfen wollen und nichts zu Stande gebracht als Versuche, die eigenthümliche Mischung von Lulu's röthlich-blonden, bis an den Gürtel herabwallenden Locken darzustellen — und das war Alles, was mein Zeichenbuch bisher aufzuweisen hatte! Beschämt griff ich nach Bleistift und Pinsel und entbehrte auf diese Weise leicht die bunte, aus allen Nationen zusammengewürfelte Reisegesellschaft, die mir noch auf keinem Schiffe der neuen Welt gefehlt hatte, auf diesem

äußersten Promontorium der Civilisation aber doch mangelhaft zusammengesetzt war.

Das Element der Buntheit war zwar heute hier auch reichlich vertreten und vom schwärzesten Neger bis zum reinsten Kaukasier waren alle Racen-Mischungen der Schwarz-, Weiß- und Rothhäute vorhanden, allein der europäische Stamm war größtentheils nur durch Ackerleute, Holzhauer und Krämer repräsentirt, und selbst der kleine Kreis der sogenannten „Gebildeten," welche auf dem Quarterdeck herrschten, bewies deutlich, daß wir uns den letzten Grenzmarken der Cultur nahten. Indem ich aber von allem was sie bietet auf lange Zeit Abschied nehmen sollte, wurde ich von einer ihrer quälendsten und am meisten verletzten Einrichtung hier heimgesucht. Als wir nämlich bei Galveston landeten, erschien ein mexikanischer Beamter an Bord und verlangte von allen männlichen Passagieren Legitimationen, d. h. Beweise wer sie seien und woher sie kämen u. s. w.; da jedoch Niemand auf solche Maßregel hier gefaßt war, erschien sie doppelt vexatorisch und es entstand ein heilloser Lärm. Auf meine Frage, was man eigentlich dadurch erreichen wollte, erhielt ich den Bescheid, daß dies Inquisitorium eine Chicane des englischen Consulats in Mexico sei und auf sein Verlangen vorgenommen werden müsse. Ein Mexikaner habe nämlich in der Nähe der Hauptstadt aus Eifersucht seine Gattin getödtet; diese sei unglücklicherweise eine Irländerin, also britischer Abkunft gewesen; ein ihr verwandter junger, in Mexiko ansässiger Engländer habe dem englischen Consulat die Anzeige gemacht, und dieses habe darüber eine solche Klage erhoben, daß der Thäter zu fliehen genöthigt war. Damit noch nicht genug, bereite die englische Regierung der mexikanischen über diese geringfügige Sache endlose Unannehmlichkeiten, indem sie darauf dringe, den Mörder zu verfolgen und seiner habhaft zu werden. Das Examinatorium, dem wir unterworfen wurden und welches als Vor- oder Nachbild des bekannten Gerichtsverfahrens in Don Juan gelten konnte, war die Inscenesetzung der Verfolgung des Schuldigen.

Galveston liegt auf einer aus Steingeröllen und Felsstücken bestehenden Landzunge und bot so wenig Interesse, daß ich auf dem der Stadt abgewendeten Theile des Schiffs verweilte und mich dem Zuge meiner Gedanken überließ, und wahrlich — ich hatte genug des Stoffes zum Nachdenken, denn unser nächster Landungsplatz war Matagordo, ein Städtchen in der Bai gleichen Namens, an der Mündung des Colorado gelegen. Hier sollte ich den mächtigen Dampfer, auf welchem ich mich befand, verlassen und ein, wie ich mir dachte, sehr klägliches Flußschiff besteigen, das seit Kurzem die Ufer des genannten Stroms mit der übrigen Welt durch spärliche Fahrten in Verbindung setzte. Während ich alle Unannehmlichkeiten erwog, denen ich wahrscheinlich entgegen ging, krachten plötzlich um uns her Böllerschüsse, Glockenklang ertönte, und ich erinnerte mich, daß heute Sonntag sei. — Es war eben elf Uhr und während der Tag des Herrn hier mit allem dem Südländer so feierlich dünkenden Lärm gefeiert wurde, gedachte ich meiner Mutter, die, wenn daheim Sonntag war, und diese Stunde schlug, aus der Kirche kam und meine Briefe vornahm und durchlas — während ich — o, ich Undankbarer! wie ein Blitz schoß dieser Gedanke durch mein Gehirn — ich hatte jenen letzten, noch in New-York erhaltenen Brief kaum angesehen! Beschämt zog ich ihn hervor, setzte mich an die Thür meiner Kajüte und las:

„Otto, mein geliebter Sohn!

Ueber das Meer hin gleiten meine Gedanken und ziehen unsichtbar zahllose Linien über Berg und Thal und Gewässer aus der kleinen deutschen Stadt bis an die Stelle in der neuen Welt, wo du weilst und die mir dadurch als der wichtigste Punkt des Erdballs erscheint.

„Aus dem fortlaufenden Inhalt Deiner Briefe vermag ich mir ein treues Bild Deines Lebens zu entwerfen, und ich segne Dich und danke Dir für die Offenheit Deiner Mittheilungen, deren Tragweite ich ganz wohl zu würdigen weiß. Ich gelobe Dir dafür, das Mädchen, das Du mir einst als Tochter bringen wirst, wie immer sie geartet, wie sehr ihr Wesen dem meinigen entgegengesetzt sein möge, wie mein eigen Kind an mein Herz zu schließen.

„Nun ich dies Versprechen einmal gegeben und mich feierlich verwahrt, da Einsprache zu erheben, wo nur Dein Herz entscheiden kann, laß mich ruhig die Dinge besprechen, wie sie mir erscheinen.

„Deine Schilderungen der verschiedenen Zustände, namentlich aber das Bild, das Du mir von den Frauen Amerika's und dem Familienleben entwirfst, vermögen nicht, mich zu begeistern; ja sie erwecken in mir vielmehr die Vorstellung, daß Verstöße gegen Alles, was man das Schöne nennt, fortwährend unterlaufen müssen. Die Unabhängigkeit der Kinder von den Eltern mag ihr Gutes haben; die Art ihrer Begrgung mag ganz rationell sein; — dennoch scheint es mir unmöglich, daß den Verhältnissen jene Weihe innewohnt, welche uns als das Heiligthum unseres Lebens erscheint Mich dünkt, in Amerika könne Jeder nur so viel gelten, als er sich selbst geltend zu machen weiß, und das was wir Bescheidenheit nennen, müsse dort ganz fremd sein. Ich aber kann mir kein geselliges oder Familienleben denken ohne ein freiwilliges, wenigstens scheindares Zurücktreten vor dem Aeltern und Würdigern, und wo dies stattfindet, stellt sich von selbst das richtige, jedenfalls aber ein ganz anderes Verhältniß ein, als da, wo Jeder sich vordrängt. Sicherlich kann jede dieser Formen bestehen, nur — hüte sich der, der gewohnt ist, vor Andern zurückzutreten, vor dem Kreise derer, die sich selbst immer zuerst vordrängen. Er wird dort eine schlechte Rolle spielen und niemals in's Gleichgewicht kommen."

Ich mußte inne halten — merkwürdiger Instinkt der Frauen! Was diese einsame Matrone da viele tausend Meilen weit von mir entfernt, aussprach, das bezeichnete ganz genau die Stellung, über welche ich mir selbst nie ganz klar geworden war. Nie hätte ich es über mich gebracht, mich den großentheils sehr unwissenden Männern gegenüber geltend zu machen. Es schien mir ein solcher Mangel an Lebensart, dem Herrn und den Söhnen eines Hauses, wo ich gut aufgenommen war, zu beweisen, daß das, was sie über die Goldernten Californien's, über die Unerschöpflichkeit des amerikanischen Bodens u. s. w. schwätzten, Unsinn sei, daß ich es nicht über mich bringen konnte, mir Bahn zu brechen, indem ich ihre Unwissenheit bloß stellte. — Und doch wäre dies ganz am Platze und das richtige Verfahren gewesen, um mir in der Gesellschaft eine Stellung, so vielleicht mit dieser Lulu's Neigung zu erwerben.

„Und nun gar," so fuhr der Brief fort, „und nun gar, was Du mir von jungen Mädchen schreibst! Wie erfahren, wie altklug müßten diese Geschöpfe seyn, wenn sie wirklich im Stande seyn sollten, ihr Schicksal ganz allein zu leiten! Ich vermuthe, daß da viele unglückselige Verhältnisse geschlossen werden, die theils in der Einsamkeit wenig bevölkerter Gegenden, theils in der kalten und herzlosen Aeußerlichkeit großer Städte unbemerkt und unbedauert im Stillen begraben werden."

Während ich diese Zeilen las, war das Schiff in See gegangen, ohne daß ich von den neuangekommenen Passagieren Notiz genommen, als die Glocke das Zeichen zum Lunch, zum Gabelfrühstück gab. Wohl wissend, wie wenig noch amerikanischer Sitte auf Andere Rücksicht genommen wird, und wie Jeder über die vor ihm stehenden Speisen als „sich selbst der Nächste" herfällt, ordnete ich rasch meinen Anzug und eilte in die große Cajüte. Wie köstlich der Anblick einer wohlgedeckten Tafel erscheint und welche Poesie auch das Essen zu umgeben vermag, das weiß nur der, der die langsam dahinziehenden, nur durch Mahlzeiten unterbrochenen Tage einer langen Seefahrt und die Monotonie amerikanischer Schiffe, Küsten und Menschen kennt.

Bei meinem Eintreten in die Salon-Cajüte wies mich der Aufwärter auf einen, mit der Nummer meiner Cajüte bezeichneten Platz. Gedankenlos ließ ich mich nieder, gedankenlos sah ich mich um, gedankenlos griff ich nach meinem Bestecke — da, gerechter Himmel! es war keine Täuschung! durch das mir gegenüberliegende Cajütenfenster fiel ein langer Sonnenstrahl auf das röthlich-goldene Lockenhaupt der auf der anderen Seite des Tisches sitzenden Dame, und Lulu's Gesicht, in magisches clair obscur gehüllt, schwebte vor mir.

(Fortsetzung folgt.)

Wider Bonaparte!

Von Emil Ritterhaus.

Ein einig Deutschland! Ach wie lang' begehrt,
Wie oft erfleht in unsrer Träume Dämmern! —
Nun droht der Fremdling deutschem Hof und Herd,
Und es ist da! Nun muß das Frankenschwert
Mit einem Schlage uns zusammenhämmern!
Die Söhne Deutschlands sind von mancher Art,
Doch seit der Mutter Schmach geboten ward,
Gibts keinen Grenzstrich mehr auf unsrer Karte,
Da kennen wir nur einen Schrei der Wuth
Und einen Kampf auf's Messer, bis auf's Blut!
Nur einen Wahlspruch: Nieder Bonaparte!

Nicht jenem Frankreich deutschen Haß und Groll,
Das gern mit uns der Freiheit Banner trüge.
Weg' Blut in den Decembertagen quoll! —
Dem Frevler gilt's, den Gott verderben soll,
Dem Corsen, jener menschgewordnen Lüge!
Den Rom verwünscht, das er zu Boden trat,
Dem er zerkämpfet seiner Freiheit Saat,
Der frech den Eid brach mit der feilen Lippe,
Für ihn Vernichtung! Seine Stund' ist da!
Für ihn ein Ziel nur, eins: Sankt Helena
Für ihn, für ihn und seine ganze Sippe!

Jahrzehnte hat die feige Welt gebebt
Vor jedem Runzeln seiner Augenbrauen! —
Ihr Fürsten, die ihr heut' das Schwert erhebt,
O, dreimal Weh' euch, wenn ihr Frieden gebt,
Bevor im Staub wir jenen Einen schauen!
Der Völker Blut ist kostbar überaus!
Um keiner Krone willen Kampf und Strauß,
Doch ruft wie heut' das Vaterland um Rache,
Wer hölle freudig nicht sein Letztes dar? —
Wir legen alles gern auf den Altar,
Doch nur für ganze, nicht für halbe Sache!

Wer noch im Busen trägt ein deutsches Herz,
Dem muß es schlagen heut' für unser Ringen! —
Kein Weinen um der Trennung bitt'ren Schmerz,
Den Segen jedem, der mit scharfem Erz
Den deutschen Namen will zu Ehren bringen!
Und wär' entfernt ein Bruder noch so weit
Von uns — das Höchste gilt's! — in dieser Zeit
Kämpft er im Geiste mit in unsern Reihen!
Mit uns, mit uns, was deutsche Sprache spricht!
Kein Deutscher wider uns — in das Gesicht
Des Judas müßte jeder Teufel speien! — —

An unsern Rhein hast du die Hand gelegt
Und Hohn geboten uns, dem deutschen Volke,
Dem Volk', das nie um Ruhmsucht sich geregt!
Wenn dich der Sturm nicht von der Erde fegt,
Dann lebt kein Rächer über Stern und Wolke,
Napoleon! — Der Republiken zwei
Hast du getödtet! Hoch, der Rachegeschrei
Steigt aus den Zieberstümpfen von Cayenne!
Dir folgt der Wittwen und der Waisen Fluch! —
Zum Sieg voran, du deutsches Fahnentuch,
Und wenn das Blut auch drum in Strömen ränne!

Den Lohn empfängst du, Corse! Ja, du wußt! — —
Die in der Jugend Kraft als Leichen lagen,
Gemordet für des Cäsars Herrscherlust
(Auch Kaiser Max mit der zerschoss'nen Brust!) —
Sie stehn vor Gott um Einen zu verklagen.
Mit diesem Einen macht die Rechnung glatt
Das deutsche Schwert! — Wohlan denn, Blum' und Blatt
Des Sommers mag das heiße Herzblut färben!
Wir sterben gern den Tod für's Vaterland! —
Auf nach Paris! Den Degen in die Hand!
Komm, Corse, komm! — Zum Siegen oder Sterben!

(Gartenlaube.)

Das deutsche Sprachgebiet in Frankreich.

(Aus der „Allg. Ztg.")

Wie auch die Würfel im Kampfe fallen mögen, er wird zunächst auf deutschem Boden geführt werden; denn der ganze Nordosten Frankreichs, soweit dieses an badisches, bayerisches, preußisches Gebiet gränzt, ist rein deutsch. In einem bald breitern, bald schmälern Gürtel zieht jenes alemannisch-fränkische Land an unsern Gränzen hin, welches fortgesetzter Raub der Franzosen uns nach und nach entfremdete, auf das im gegenwärtigen Moment wir wohl die Augen lenken dürfen; denn zum letztenmal vielleicht tritt jetzt die Gelegenheit an uns heran die alte Rechnung auszugleichen, und nachzuholen was 1815 versäumt wurde. Frankreichs Uebergriffe begannen bekanntlich 1552, als Metz, Toul und Verdun — alle drei jedoch national-französische Städte — an Heinrich II. durch Verrath kamen. Im westfälischen Frieden gieng das Elsaß verloren; 1674 wurden die freien Reichsstädte gewaltsam im Frieden überfallen; 1680 wurden die berüchtigten Reunionskommern errichtet, denen 600 Herrschaften, Städte und Dörfer zum Opfer fielen; 1681 findet der Ueberfall und die verrätherische Wegnahme Straßburgs durch Louvois und Montclar statt; 1766 wurde nach dem Tode des Königs Stanislaus Lothringen dem französischen Reich einverleibt; der Conaent endlich mochte mit der Annectirung verschiedener deutscher Gebiete den Beschluß. Durch diese fortgesetzten Beraubungen wurde indeß nicht bloß deutsches Gebiet vom Reiche losgerissen, sondern auch viel national-französisches, welches mit Deutschland vereinigt war, darunter namentlich der größere Theil Lothringens; denn dieses Herzogthum war stets vorwiegend französisch, und nur der gesonderte nordöstliche Theil, die Allemagne, war und ist deutsch. An dem was von jeher der französischen Nationalität gehörte kann uns Deutschen heute nichts gelegen sein; die Zeiten sind ja dahin, wa mon bloß nach dem Besitz von Territarien strebte, ohne Rücksicht auf die Nationalität der Einwohner zu nehmen. Abgesehen aber von diesen französischen dem deutschen Reich entfremdeten Theilen umfaßt das rein deutsche Gebiet Frankreichs heute noch 230 Quadratmeilen mit 1427 Gemeinden und 1,360,000 Einwohnern, also ein Gebiet welches dem Großherzogthum Baden an Umfang und Bewohnerzobl nur wenig nachstedt. Wichtig ist dabei, daß es allenthalben mit dem deutschen Londe, von Basel bis Luxemburg, im Zusammenhang steht. Es dürfte wahl an der Zeit sein dieses „verlorne Gut," wie Max v. Schenkendorf es nennt, etwas näher hiee zu betrachten, namentlich die Sprachgränze zu oergeichnen, und zu zeigen wie unter jenen Alemannen und Franken die von uns losgeiöst sind deutsche Art und Sitte noch, troß des französischen Lacks, unverändert fortbestehen. Am ausführlichsten, mit großer Liebe und Hingebung an den Gegenstand, hat die Deutsch-Franzosen zuletzt behandele Regierungsrath Richard Böckh, in seinem allgemein als mustergültig anerkannten Werke: „Dee Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten" (Berlin 1869, S. 161—187 und 231—304,) das uns im folgenden hauptsächlich als Grundloge dient. Die Sprachgränze des Deutschen gegen das Französische beginnt an der Schweizer Gränze (Konton Bern) bei dem Dorfe Lützel, und verläuft aan da ab in nordwestlicher Richtung, der Wasserscheide zwischen Rhein (deutsch) nnd Rhone (französisch) folgend, zwischen Damerkirch (französirt Dannemorie) und Belfort hindurch auf den Bärenkopf und Elsässer Belchen zu. An dieser Stelle ist die Sprachgränze bis heute noch unverrückt geblieben; alles was östlich oon ihr ihm Sundgau liegt ist nur deutsch. Vom Elsässer Belchen geht die Gränze nun den Kamm der Vogesen entlang nach Norden hin. Die Thäler der Dolder, der Thur und der Fecht sind hier deutsch; dos im Westen gelegene Quellthol der Mosel ist dagegen französisch. In der Breite oon Kolmae und Kaisersberg etwa, an den Quellen der Weiß und der Leber, tritt das französische über den Vogesenkamm nach Osten ins Elsaß hinüber, und zwar sind es hier einige Gemeinden des Cantons Schnierlach (la Poutroye) welche früher als Herrschoft Hohenack einen Theil der pfalz-zweibrücken'schen Grafschaft Rapoltstein ansmochten, die einen romanischen Diolekt reden. Wahrscheinlich sind diese Thalbewohner Reste der alten keltoromanischen Bevölkerung, die hier im Gebirge sich erhalten haben, ähnlich den Romanen im Engadin. Im Leberthal, das gemischt ist, geht die Sprachgränze auf Markirch (St. Marie aux Mines), durch das Weilerthal, dessen oberer Theil französisch ist, über Steige nach dem Breuschthal. Auch der obere Theil dieses Vogesenthals ist romanisch, und zeigt doppelnamige Dörfer. Der untere Theil ist unzweifelhaft deutsch. Vom Breuschthale zieht die Sprachgränze, das Elsaß verlassend, zum Donau ins Lotharingische. Die kleinen Gebirgsthäler der Vogesen, welche dem romanischen Sprachgebiet angehören, umfassen etwa 4½ Qua-

dratmeilen mit 30,000 Bewohnern. Das ganze übrige Elsaß gehört aber durchaus zum deutschen Sprachgebiet. Es umfaßt außer den Antheilen der von der Sprachgränze durchschnittenen Sundgauer Cantone Pfirt (La Ferrette), Damerkirch (Dannemarie) und Maasmünster (Massevaux), Schnierlach (La Poutroye), Markirch (St. Marie) und Willer (Villé) noch im Oberelsaß die Cantone Thann, Seunheim (Cernay) und St. Amarin, Hirfingen, Altkirch, Hüningen, Landser, Habsheim und Mülhausen, Ensisheim, Ober-Sulz, Gebweiler, Ruffach, Neu-Breisach, Andolsheim, Kolmar, Wiezenheim, Münster, Kaisersberg und Napolzweiler (Ribeauvillé); dann im Unterelsaß: Markolzheim, Schlettstadt, Barr, Benfeld, Erstein, Ober-Ehenheim (Obernay) und Rosheim, Molzheim, Geispolzheim, Straßburg, Schiltigheim, Wasselnheim (Wasselonne), Truchtersheim, Brumath, Bischweiler und Hagenau, Elsaß-Zabern (Saverne), Maursmünster (Marmoutier), Hochfelden, Buchsweiler (Bouxviller) und Lützelstein (la petite Pierre), Niederdronn, Wörth, Sulz, Selz, Lauterburg und Kron-Weißenburg (Wissembourg) und die elsässischen Gebiete der theilweise zu Lothringen gehörigen Cantone Schirmeck, Lörchingen, Saarburg, Pfalzburg und Drülingen. Dieses ganze deutsche Elsässer Gebiet umfaßt 140 Quadratmeilen, 876 Gemeinden und eine halbe Million deutscher Einwohner. Es findet sich hier kein französischer Ortsname, und jene die wir in Klammern beigefügt haben sind nur die amtlichen französischen corrumpirten Namen. Obwohl nun jene Landschaft seit zweihundert Jahren uns entfremdet ist, bat — im Gegensatz zu Lothringen — die lange Dauer der Fremdherrschaft keinen wesentlichen Einfluß auf das Sprachverhältniß geübt. „So wenig", sagt Böckh, „Württemberg Zweibrücken und Salm ihre französischen Unterthanen zu germanisiren strebten, so wenig wurde im deutschen Elsaß vor der Revolution die deutsche Nationalität der Bevölkerung in Frage gestellt. Es ist nicht einmal zu sagen ob heut in dem Grade der Anhänglichkeit an die deutsche Sprache ein Unterschied zwischen den später und den früher an Frankreich verlornen Landschaften besteht, wenn auch in neuerer Zeit eine stärkere öffentliche Kundgebung zu Gunsten des Deutschen gerade in einer erst in der Revolutionszeit Deutschland entfremdeten Stadt erfolgt ist." Wir verfolgen nun die nach Lothringen übertretende deutsche Sprachgränze. Hier finden wir nicht die Beständigkeit wie im Elsaß, dem allerdings auch der Bergwall des Waskenwaldes nach Westen zu Schutz gewährte, denn in Lothringen, wo seit 120 Jahren das Aufdrängen des Wälschen beharrlich fortgesetzt worden, wo das deutsche Gebiet im breiten südwestlichen Bogen von Franzosen umsäumt wird, hat die Sprachgränze sich bereits zum Nachtheil des Deutschen verschoben. National deutsch war von Lothringen nur die „Allemagne," in der bis 1751 die Amts- und Schulsprache nur deutsch war; damals erst wurde an sie die Axt gelegt. Die Sprachgränze beginnt an der Breusch, in der ehemaligen Grafschaft Walm, und geht durch die Herrschaft Türkstein und Grafschaft Rikingen. Von der Breusch und dem Donon zieht sie, die Saarquelle den Franzosen überlassend, nordwestlich auf den Gutdessinger See (Etang de Gondrexange) und den Thusweiher (den See östlich von Dieuze), wo viele der vormaligen Reichsherrschaft Finstigen zugehörige Dörfer bereits verwälscht sind. Auch diesseits der Sprachgränze findet sich schon Sprachmischung, so bei Saarburg und Pfalzburg. Pfalzburg selbst ist schon überwiegend französisch. Vom See bei Dieuze geht die Sprachgränze auf Morsperg (Marimont la Haute). Die südlichen und westlichen Dörfer dieser alten Reichsherrschaft sind jetzt französisch, die östlichen und nördlichen noch deutsch. Wie viel das Deutsche in diesem Lothringer Gebiet schon verloren hat, erkennt man daraus, daß es ehemals längs der Seille bis Marsal reichte, wie die Ortsnamen beweisen. Die Sprachgränze setzt nun weiter, immer nordwestlich ziehend, durch die alte Grafschaft Mörchingen, die zeitweilig im Besitz der Rheingrafen war, und die Herrschaft Hoblingen (Hadoudange) zur Grenze des Meurthe-Departements fort, und tritt über in das Mosel-Departement. Nach dieser Gränzlinie sind im Meurthe-Departement die Cantone Pfalzburg, Finstingen, Saarburg, Albersdorff, fast ganz Dieuze, kleinere Theile von Lorchingen, Rikingen, Schateau Salins, Vic noch deutsch, nach der mittleren Annahme 116 Gemeinden mit 65,500 Bewohnern.

(Schluß folgt.)

Das Testament des verstorbenen Charles Dickens wird jetzt in englischen Blättern veröffentlicht. Das Mobiliarvermögen wurde auf nicht ganz 80,000 Pfd. Sterl. angegeben. Dickens vermachte seiner Frau (von welcher er bekanntlich getrennt lebte) die Zinsen von 8000 Pfd. Sterl. — die nämliche Summe, welche er ihr auch bei Lebzeiten auswarf. Seine theure Schwägerin, Miß Georgina Hogarth, die „beste und wahrste Freundin, die je ein Mann halte", hat er mit 8000 Pfd. Sterl. bedacht. Charakteristisch ist die folgende Stelle aus dem Schluß des Testaments: „Ich will durchaus, daß man mich auf eine nicht kostspielige, bescheidene und private Weise begrabe, daß Zeit und Ort des Begräbnisses nicht öffentlich bekannt gemacht werden, daß im Höchsten nicht mehr als drei einfache Trauerkutschen verwendet werden, und daß Diejenigen, welche meinem Begräbniß beiwohnen, kein Trauerabzeichen tragen. Mein Name soll in einfachen englischen Buchstaben auf mein Grab geschrieben werden, und zwar ohne Hinzufügung von „Herr" oder „Esquire". Ich beschwöre meine Freunde, mich unter keiner Bedingung zum Gegenstand eines Denkmals in irgend einer Form zu machen."

Freiwillige Schreiber. Schon H. Dunant in seinem für die Privatkrankenpflege im Kriege bahnbrechenden Buch Un souvenir de Solférino. 1862, hat auf die Wichtigkeit der Korrespondenz für die moralische Haltung der Verwundeten und Kranken hingewiesen, welche so sehr auf deren körperliches Befinden zurückwirkt. Wer öfter Briefe von Personen aus den ungebildeten Klassen gesehen hat, der weiß, wie undeutlich und mangelhaft oft die Adresse, wie schwerfällig und unverständlich oft der Inhalt des Briefes ist. Also schon mit der Vertheilung der Briefe, welche gebildete und wohlwollende Menschen ganz anders besorgen werden, als der mit Arbeit überhäufte Krankenwärter, kann sich der freiwillige Schreiber Verdienste erwerben, noch wichtiger ist aber seine Thätigkeit beim Aussenden der Briefe aus den Lazarethen, sowohl hinsichtlich der Soldaten, deren Bildung überhaupt zur Abfassung eines verständlichen Briefes nach Hause nicht hinreicht, als bei denen, welche durch Verwundung zu den für das Schreiben erforderlichen Bewegungen unfähig sind. Die Hospitalverwaltung leidet dadurch nicht den mindesten Nachtheil. Wenn der ärztliche Besuch vorüber ist, betritt der freiwillige Schreiber, etwa ein junger Gelehrter, Beamter oder Kaufmann, dem die reduzirten Geschäfte ein Paar Freistunden gewähren, die Krankensäle, vertheilt die Briefe, deren Adresse der Krankenwärter nicht zu entziffern vermochte, und fragt von Bett zu Bett, ob Jemand etwas zu schreiben hat. Wie manche bange Sorge in der Heimath wird auch durch die kürzeste Mittheilung, welche der Verwundete nicht selbst machen könnte, gehoben!

Räthsel.

Das Erste geht in gleichem Kreise
Stets ohne Ruh' und ohne Rast,
Und trägt in ungeschmächter Weise
Die eig'ne ungeheure Last.

Ja, das ist wirklich, das ist Wahrheit.
Das Zweite ist es oftmals nicht;
Denn strahlt auch dies in lichter Klarheit,
Ist oft es doch ein Truggesicht.

Das Ganze wird zu uns gesendet
Vom Ersten nur von Zeit zu Zeit;
Doch Mancher, der den Rücken wendet,
Ist es zu zeigen stets bereit.

Auflösung des Räthsels in Nr. 31: „Schachspiel."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 33. Sonntag den 14. August. 1870.

Wahrlich, das Glück ist ein Weib, und im Sturme wird es errungen,
Sey's auf der Liebe Gebiet, sey's mit dem Schwert in der Hand.

von Bohlen.

Ein Erlebniß in Texas.

Von

O. August.

(Aus Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte.)

(Fortsetzung.)

Welche Geberde des Erstaunens ich in diesem Augenblick gemacht, wie ich die Erscheinung angestarrt haben mag, das bin ich mir nicht bewußt. Sie aber — denn sie war es wirklich — nickte mir, zwei Reihen weißer Perlenzähne zeigend und über mein Erstaunen lächelnd, einen freundlichen „good morning" zu.

Wo waren die Gedanken, die ich vor einer halben Stunde gedacht; wo die Vernünftigkeit, mit welcher ich mich angethan; wo der Brief der Mutter, den ich so eben gelesen? Das lag Alles weit hinter mir und Lulu war das Nächste, was ich sah und dachte. Doch vermochte ich vor innerer Bewegung ebenso wenig aufzustehen und zu ihr zu eilen, als über den Tisch hinüber ein Gespräch anzuknüpfen, um zu erfahren, wie es ihr gegangen, woher sie kam, wahin sie ging, was Alles mir zu wichtig, zu heilig schien, um vor den anderen Tischgästen laut erörtert zu werden. Unfähig, etwas zu genießen, und hingegeben der geheimen Wonne ihrer Gegenwart, sah ich gespannt dem Ende der Mahlzeit entgegen; aber kaum war diese vorüber, so stand Lulu auch schon, mir ihre Rechte freundlich bietend, neben mir. Mit welcher Innigkeit ich diese Hand ergriff und wie schwer ich dem Drange widerstand, sie an meine Lippen zu drücken, wodurch ich mich unfehlbar lächerlich gemacht haben würde, vermag ich ebenso wenig zu schildern, als die Wärme und Herzlichkeit, mit welcher mich das Mädchen begrüßte und die mich um so mehr entzückte, als ich dieselbe früher nie in solcher Weise wahrgenommen hatte. Sie legte ihren Arm in den meinigen, und wir eilten auf's Deck, wo es in dem entlegensten Winkel desselben an ein endloses Erzählen ging. Da die Schwester von ihrem Gatten nach Saratoga begleitet wurde, hatte Lulu es vorgezogen, zu einer Freundin nach Galveston zu reisen, von wo aus sie beabsichtigte, einen Ausflug den Colorado hinauf nach Texas und in die Prairie zu einer entfernten Verwandten zu machen. Diese hatte sich in leidenschaftlicher Neigung gegen den Rath ihrer Familie an einen Obersten in mexicanischen Diensten verheirathet, und Lulu wollte diese Turteltauben in ihrem Neste aufsuchen, hatte dieselben auch schon von ihrer Ankunft verständigt und wurde oberhalb A .... am Landungsplatze des Dampfbootes erwartet. Unser Weg war daher ein gemeinschaftlicher zu nennen, wenn ich auch das Boot früher als sie verlassen mußte. Sie hatte sich eben erst in Galveston eingeschifft und hätte, so sagte sie, eher des Himmels Einsturz, als meine Anwesenheit auf diesem Dampfer geträumt, die nun aber das Liebste sey, was ihr begegnen konnte; denn jetzt habe sie das, was allein ihr fehlte und was sie im Stillen sich die ganze Zeit gewünscht: einen Freund, der sie begleite. Natürlich könne und dürfe ich sie nun auch nicht verlassen; ich müsse die Reise in die Prairie mit ihr machen, sie zu ihren Verwandten begleiten und dort installiren, ein Dienst, dessen sie nothwendig bedürfe, da sie Mary's Verhältnisse und auch ihren Gatten, den Obersten Cagsby, gar nicht kenne. In acht Tagen komme das Schiff wieder vorbei, da könne ich, wenn ich nicht länger bleiben wolle, meines Weges weiter ziehen.

Welche Versuchung! Und doch — ich durfte ihr nicht folgen! Denn schon warteten fünf Meilen landeinwärts vom Colorado auf einem von mir bezeichneten Gebiete meine Leute mit Instrumenten, Zelten und dem nöthigen Hausrath, um dort einige Zeit zu campiren. Auch ein paar Landsleute hatten sich dieser geognostischen Expedition angeschlossen, und ich konnte unter keiner Bedingung sie treulos verlassen. Ich sagte ihr das Alles und bewies ihr die Unmöglichkeit, mich ihrem Willen zu fügen. Allein „unmöglich!" dieß Wort, das Napoleon aus dem Lexicon gestrichen haben wollte, hatte für Lulu sich noch nie darin gefunden, wenn sie etwas durchzusetzen Willens war; sie steigerte sich, durch meinen Widerstand gereizt, zu Bitten und guten Worten, die mir den Kopf verdrehten. Und da sie sich mit beiden Händen an meinen Arm hing und betheuerte, sich eher mit mir auszuschiffen und mich zu begleiten, als von mir lassen zu wollen, vermochte ich nicht länger, dem Drängen des reizenden Geschöpfes, sowie dem Begehren meines eigenen Herzens zu widerstehen. — Ich mußte sie noch einmal sehen, ehe ich für immer schied. Und so gab ich nach und versprach, wenn meine Arbeiten beendigt seyn würden, die Strecke von meinem Landungsplatz bis zu dem ihrigen zu fahren und sie bei ihren Verwandten in der Prairie zu besuchen.

Unter solchen Gesprächen war mir die Zeit nicht lang geworden und wir erreichten Matagordo, ohne daß ich Rechenschaft geben könnte wie wir hinkamen. Doch gelangten wir zu rechter Zeit an den Ort, wo das kleine Dampfboot bereit lag, das uns stromauf bringen sollte. Es war eine Art Floß in Plätteisenform, das keinen Kiel hatte, so daß alle Dinge, welche dieser sonst zu bergen pflegt, hier offen vor Augen lagen. Nicht nur die kleine Dampfmaschine und deren Kohlenvorräthe, sondern auch die Lagerstätten der Negerpassagiere waren in buntem Durcheinander zur Ansicht ausgebreitet; es wimmelte hier von Schwarzen, welche als Staffage dies Bild belebten, und in ihrer Häuslichkeit keinen reizenden Anblick boten. Ich ließ mein und Lulu's Gepäck an Bord bringen und bot ihr den Arm, um sie an unser neues Fahrzeug zu geleiten, in dessen Mitte sich auf eichenen

Pfaſten eine Art Stockwerk von rohen Balken und Brettern erhob, welches ich für ein Magazin der übrigen Ladung hielt. Wie erſtaunte ich aber, als man uns die holperige Treppe hinaufwies, und wir nun oben nicht nur eine Anzahl weißer Paſſagiere, ſondern auch eine ſehr anſtändige große Cajüte, nebſt abgeſonderten Damencabinen fanden, welche auf eine gedeckte Gallerie gingen, unter deren Dach Tiſche und Stühle bereit ſtanden. Wir nahmen Platz und hier ſaßen Lulu und ich während der ganzen Fahrt, abgeſondert von der übrigen Welt, reich und glücklich in herzlichem Geſpräch, und ich für meinen Theil wenigſtens hienieden nichts weiter wünſchend, als daß dieſe Fahrt bis an das Ende des Lebens währen möchte. Zu früh jedoch ſchlug die Stunde der Trennung; das Boot hielt am nächſten Tage an der für mich bezeichneten Stelle, und ich verließ daſſelbe, mit Wort und Handſchlag mein Verſprechen wiederholend, daß ich ſie bei ihren Verwandten beſuchen, und nach New-Orleans zurückgeleiten werde.

Schon am andern Morgen traf ich mit meinen Leuten zuſammen, und erfuhr bei der erſten Begegnung, daß ein glückliches Ohngefähr uns grade auf die gewünſchten Bergadern geführt. Mit rüſtigem Muth gingen wir an's Werk, und in kurzer Zeit wurden Arbeiten vollendet und geognoſtiſche Beſtimmungen gemacht, welche unter minder günſtigen Conſtellationen Monate hätten in Anſpruch nehmen können; meine Gefährten begaben ſich hierauf nach New-Orleans zurück, während ich frohen Sinnes den Colorado hinauf und meinem guten Glück entgegen fuhr.

Es war daſſelbe Boot mit welchem ich hieher gekommen war, und als ich das Deck betrat, wurde ich vom Capitän und der Mannſchaft ſogleich als Bekannter begrüßt, während ich mich all' dieſer Leute gar nicht erinnerte. Hatte ich jedoch für nichts Augen gehabt, ſo war ich dafür um ſo mehr von den Leuten des Schiffes bemerkt worden, und der Capitän, ein feiner und ſtattlicher Engländer — wie ich erſt jetzt ſah — errieth ſogleich, daß ich mich auf der Fährte jener jungen Dame aus Galveſton befände, welche zu ihren Verwandten in die Prairie gereiſt ſey. Er erzählte, daß ſie von zwei Männern und einer Anzahl Dienern zu Pferde an dem Landungsplatze abgeholt worden wäre und erkundigte ſich, ob auch ich dort erwartet würde. Auf meine Bejahung rieth er mir dringend ab, ein ſolches „Abenteuer", wie er es nannte, zu beſtehen; er gab mir zu bedenken, daß nur ein einziger Neger an der von mir bezeichneten Stelle ſich zugleich mit mir ausſchiffen, und ich daher von dieſem Manne abhängig oder gezwungen ſeyn würde, den Weg durch die Prairie ganz allein zu ſuchen; er machte mich aufmerkſam, daß zwiſchen der Berg- und Thalfahrt eine Woche liege, daß ich alſo, wenn ich nicht gleich bei der Rückkehr des Bootes zur Stelle wäre, einen Zeitraum von vierzehn Tagen hier ausharren müßte; ein Zeitraum, in welchem bei der anerkannten Gefährlichkeit des Klimas das Prairiefieber mich dem Tode nahe bringen könne, um ſo mehr, als vollblütige junge Leute, wie ich, noch dazu ſehr incliniren — kurz er unterließ nichts, um mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Da ich jedoch Lulu mein Wort gegeben, das ich nicht gern brechen wollte, ging ich dem Capitän und ſeinen wohlgemeinten Rathſchlägen aus dem Wege, hielt mich ſo viel als möglich fern von ihm, und ſuchte mich in die Betrachtung der mich umgebenden Natur zu vertiefen.

Der Colorado iſt einer der ſchönſten und mächtigſten Flüſſe in Texas, deren dies Land bekanntlich eine anſehnliche Anzahl hat, die alle ihren Lauf gleichmäßig nach Süden nehmen, und wie der Sabine, Neches, Trinidad, Brazos u. B. ihre Gewäſſer dem mexikaniſchen Meere zuführen. Die Reinheit ſeiner blaugrünen Wellen, durch welche er ſich von den meiſten andern Flüſſen unterſcheidet, die farblos und ſchlammig werden, je mehr ihr Flußbett vom Weſten entfernt liegt, iſt Urſache ſeines Namens und der raſchen Cultur ſeiner Ufer, da die öſtlichen Anſiedler mehr und mehr ihre Niederlaſſungen aufgeben, um an ſeinen Geſtaden zu wohnen.

Indem ich, im Gegenſatz zu meinen letzten Fahrten, mich mit lödlichem Eifer zu der kleinen Schiffsgeſellſchaft hielt und mich um topographiſche Details bemühte, deren ich zu meiner Fußreiſe bedurfte, verging der Tag, ohne daß ich den Capitän weiter ſah. Erſt als dieſer am andern Morgen beim Abſchiede nochmals verſuchte, mich in meinem Vorſatze wankend zu machen, und mir freundlich und theilnahmsvoll die Hand reichte, durchzuckte mich ein Zweifel. Allein ſchon war es zu ſpät! Mein Gepäck lag bereits am jenſeitigen Ufer, Alle ſahen auf mich, ich zauderte — da ergeiff der mit mir zugleich anlandende Schwarze, in der Vorausſetzung, ich ſcheue mich, das ſchmale Brett zu betreten, mich an der Schulter, riß mich hinüber, das Brett wurde zurückgezogen, und ich ſah das Schiff, ſeine Bewegung wieder aufnehmend, ſich raſch wenden.

In dem Augenblick, da mein Fuß den Boden berührt hatte, war es mir, als wenn ich, aus dem Reich der Ideen ſcheidend, den feſten Boden der Wirklichkeit beträte, und augenblicklich die Thorheit meines Unternehmens einſehend, hätte ich das Schiff um jeden Preis gern wieder zurückgerufen. Allein es war zu ſpät, und ich hatte mich für den Moment an ein Land gekettet, deſſen Bedingungen und Einwohner ich nicht mehr kannte, als Columbus, da er auf Guanahani landete. Am Ufer ſtand eine Holzhütte, eine Art Blockhaus, welches ſeine einzige Fenſteröffnung und ſeine Thüre dem Fluſſe zuwendete, und wie es ſchien, dem Reiſenden eine dürftige Zuflucht gewährte. Außerdem aber ſah ich, ſoweit das Auge reichte, nichts als ein Meer von grünen Hügelwellen, ohne die geringſte Spur menſchlicher Wohnungen.

Ich ſtand einen Augenblick wie gelähmt von der Gewalt der Dinge, die ſich mir nun mit ihren Conſequenzen aufdrängten: ich war allein, ausgeſchieden von der Welt, der Güte und Gefälligkeit des Schwarzen anheimgegeben, und wenn dieſer ſich meiner nicht gutmüthig annehmen wollte, hatte ich meinen Weg durch die Einöde allein zu ſuchen, mein Gepäck ſelbſt auf den Rücken zu nehmen. Erſchrocken ſah ich daher dieſen ſein in eine petate (Baſtdecke) eingehülltes Bündel raſch aufheben und ſich damit luſtig ſeines Weges trollen, und war nicht wenig froh als er ſtehen blieb und ſich erbat mein Gepäck zu tragen, wenn ich — da ſein Rücken nicht breit genug ſey, Alles aufzuladen, ſeinen Pack dafür nehmen wollte. Ich mußte mit dieſem Ausweg um ſo zufriedener ſeyn, als ich aus der Art, wie der Neger ſeine Laſt aufgehoben hatte und damit fortgelaufen war, ſchloß, daß dieſelbe eine nur geringe ſey, und ich war nicht angenehm überraſcht, als ich das Gewicht derſelben ſpürte. Mein Gefährte riß vor Lachen, da er meine unliebſame Entdeckung merkte, ſein großes Maul bis an die Ohren auf, und mir blieb nichts übrig als gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Indem ich doch der größern Laſt ledig geworden war. Ich ſuchte ſo gut als möglich Schritt mit meinem Begleiter zu halten, der ſingend vor mir her lief, und nur von Zeit zu Zeit anhielt, um mein Nachkommen abzuwarten. Der Aufwand von Kraft, den ich zu machen gezwungen war, um dem Schwarzen zu folgen, gab meinen Gedanken ſogleich eine andere Richtung als die, mit welcher ich dieß Abenteuer — denn daß es in der That ein ſolches war ſah ich jetzt ein — angetreten hatte, und ich mußte all' meine Muskeln und Nerven anſpannen, da mein Begleiter morgen zu beſtimmter Stunde bei ſeinem Herrn einzutreffen Befehl hatte.

Nachdem wir einige Stunden bei immer zunehmender Sonnenhitze ſelbander marſchirt waren, ſpürte ich, daß die ganze europäiſche Cultur mich verlaſſen hatte und daß aus dem Kunſtjünger und Naturforſcher ein ganz gewöhnlicher Laſtträger geworden war; ich kümmerte mich nicht im Geringſten um das, was um mich kreuchte und fleuchte, und der Durſt bildete den Mittelpunkt meiner Gedanken. Unvergeßlich bleibt mir der Moment, da Cicero — dieß war der Name meines ſchwarzen Mentors — ſich mit glänzenden Augen nach mir umſah, mit der flachen Hand auf ſeinen Magen klopfend, die Zunge lüftern und lachend herausſtreckte und in den Schatten eines mit Zwergeichen (quercus obtusa) beſetzten Hügels mein Gepäck zur Erde und ſich daneben hinwarf.

(Fortſetzung folgt.)

An das deutsche Volk.

1.
Es standen die Fluren in üppigem Grün,
Die Felder schienen von Gold,
Der Segen des Himmels ruhte darauf
Und zahlte dem Fleiße den Sold.

2.
Schon nahm der Landmann mit dankbarem Sinn
Die Sense, die Sichel zur Hand;
Doch wehe, wie ließ er sie sinken so bald —
Krieg, Krieg! so tönt es durchs Land.

3.
Zur Fahne! zur Fahne! Gerüstet war schnell
Das Volk, das deutsche, das eine;
Nun steht es muthig bewaffnet zum Streit
Am herrlichen, heiligen Rheine.

4.
Doch die Saat von der Hand des Fleißes gesät,
Wird zerstampft von den tobenden Rossen,
Die Flur, die der Himmel gesegnet so schön,
Mit Menschenblute begossen.

5.
Die bekümmerten Herzen, wer kennet sie all,
Wer zählet alle die Thränen?
Wer höret die Seufzer der Traurigen all,
Die nach Gatte und Vater sich sehnen?

6.
Verlassene Frauen und Kinder, wohlan
Hebt eure Blicke nach Oben!
Es lebt ja noch Einer im ewigen Reich,
Es lebt ein Gott noch da droben.

7.
Er stehet die Augen mit Thränen gefüllt,
Er höret die Seufzer der Seinen.
Er hilft Euch, drum lasset das Zagen nur sein,
Drum trocknet die Augen vom Weinen.

8.
Doch ihr, deutsche Männer und Frauen zumal,
Laßt eure Herzen erwarmen;
O schenket den Wittwen, den Waisen zur Stund,
O schenkt ihnen mildes Erbarmen!

9.
Thut auf eure Hände und spendet schnell
Den armen Kindern und Frauen!
Das Brod ist zu Ende und ringe um Brod
Das Elend gräßlich zu schauen.

10.
Nicht zweimal laßt bittend den Ruf an euch geh'n!
Wer schnell gibt, hat zweimal gegeben.
Den Dank erhaltet auf Erden ihr schon,
Den Lohn im ewigen Leben.

Marie von Hermau.

Das deutsche Sprachgebiet in Frankreich.

(Aus der „Allg. Ztg.")

(Schluß.)

Im Mosel-Departement zieht die Sprachgrenze durch die vormals Metzische Herrschaft Hinckfingen, läßt die deutschen Grafschaften Folkenberg (Faulquemont) und Kriechingen rechts liegen und geht, etwa der deutschen Nied folgend, auf die Kanner zu. Dieses Nebenflüßchen der Mosel bildete die Grenze zwischen Lotharingen und Luxemburg. Bezeichnend für die Sprachgrenze sind die Beiemille (Besenmühle), „Bois Beholz" und „Bois de Gebüsch" (!). Im Ganzen begreift der zu Lothringen gehörige, jetzt oder vormols deutsch redende Theil des Mosel-Departements, ungefähr 43½ Quadrotmeilen mit 266 Gemeinden und 189,400 Einwohnern, nämlich: vom Kreise Dietenhofen (Thionville) den Canton Busenwiller (Bouzonoille) ganz, Sierk und Metzerwisse theilweise; vom Kreise Metz den Canton Bolchen (Boulay), Falkenberg und kleine Theile der Cantone Pange und Vigy; den ganzen Kreis Saargemünd mit den Cantonen Groß-Thännchen, St. Avold, Saarolbe, Saargemünd, Forbach, Bitsch, Wolmünster und Rohrbach. Innerhalb dieses deutschen Sprachgebietes sind jedoch schon 21 Gemeinden mit 9100 Einwohnern verwälscht.

Ganz Deutsch-Lothringen umfaßt 485 Gemeinden mit 297,500 Einwohnern, von denen nach Raberts Feststellung schon 75 Gemeinden mit 33,000 Einwohnern, also der neunte Theil, der Fronzösirung erlegen sind. Der Beginn der Verwälschung fällt in das Jahr 1630, als Metz in ein französisches Generalcapitanat verwandelt wurde. Hierdurch kamen die mit der lothringischen Allemagne vermischt liegenden bischöflichen Herrschaften Türkstein, Freiburg, Hoblingen, Hinckfingen, Helferdingen und Albestroff unmittelbar unter französische Herrschaft. Mit der Uebernahme der Regierung des Herzogthums Lothringen selbst, welches Oesterreichs Politik dem Polenkönig Stanislaus preisgegeben, begann die französische Verwaltung 1751 einen förmlichen Krieg gegen die deutsche Nationalität der Bevölkerung. Die Aufhebung der deutschen Geschäftssprache, welche bis dahin die Allemagne von dem übrigen Lothringen bezeichnend unterschieden hatte, die allgemeine Vorschrift des französischen Volksunterrichtes, endlich die Aufhebung der Allemagne selbst brachen nun herein. Auch nach der Wiedergewinnung eines kleinen Theils an der Saar durch Preußen 1815 sind noch 291 Gemeinden mit 193,000 Bewohnern unter fronzösischer Herrschaft geblieben.

Was nach deutsch war von Lothringen, nämlich die Herrschaften Püttlingen, Rollingen, Welferdingen, die Reichsgrafschaft Kriechingen und ein Theil von Bliescastel, die nassauische Grafschaft Saarwerden, die Vaigtei Drülingen, die Herrschaft Dimringen und die Grafschaft Salm, im Ganzen mit 46,000 Bewohnern, raubten die Männer der Freiheit und Gleichheit. Sie wurden vom französischen Convent annectirt. Böckh schreibt: „Wie hierbei die Komödie der Volksabstimmung in's Werk gesetzt wurde, sieht man aus dem Werke von Chatelux über das Moseldepartement. Dasselbe enthält den phantasiereichen Vortrag im Convent, inhalts dessen die Bewohner der jetzt preußischen Saargegenden sich danach sehnten, Franzosen zu werden, sämmtlich bereit, für die Freiheit des Conoents zu sterben, in welchem aber auch der Steinkohlenreichthum des Landes nicht unerwähnt blieb. Erinnert man sich, wie gerade diese Gegenden die Rückkehr unter deutsche Herrschaft freudig begrüßten, so kann man den Gedanken nicht abweisen, daß auch das weiter aufwärts liegende Deutsch-Lothringer Land, dem durch eine mit den Bedürfnissen der Bevölkerung im Widerspruch stehende Grenzlinie der — zur untern Saar gehende — Lebensnerv gerodezu gelähmt ist, erst in der Vereinigung mit Deutschland die seinem ganzen Wesen entsprechende Fortentwicklung finden würde."

Wir gelangen zum letzten Theil des deutschen Gebiets in Frankreich, jenem in Französisch-Luxemburg; denn dieses alte Herzogthum ist nun gedreitheilt. Seit 1830 gehört der deutsche Kreis Arlon zu Belgien; er umfaßt 6½ Quadrotmeilen mit 26,400 deutschen Bewohnern, derenthalben die belgische Regierung „deutsch oder luxemburgisch" als dritte Landessprache (auf dem Papier) anerkannte. Das eigentliche Luxemburg ist heute noch ganz deutsch, wenn auch seit 1866 staatsrechtlich von uns getrennt. Französisch Luxemburg umfaßt 85 Gemeinden mit 61,700 Bewohnern; darunter sind 13 Gemeinden mit 8800 Einwohnern bereits französirt; denn gerade hier haben die von der Regierung eingesetzten Maires sträflich gegen die deutsche Sprache gesündigt, während die Geistlichkeit wacker für dieselbe eintrat. Die Sprachgrenze verläuft von der Kanner zur Mosel, welche sie südlich von Dietenhofen (Thionville) übersetzt und strebt bei Longwy auf die luxemburgisch-belgische Grenze zu. Hier hat das Deutsche ein Ende.

Die Mordbrennereien der Franzosen in der Pfalz.

Das feige, grausame Bravourstück, das die Fronzosen vor Saarbrück aufgeführt haben und zu welchem ihr Kaiser eigens sein Söhnlein hingeführt hat, damit es sich an die Art und Weise der Tapferkeit der neuen Prätorianer einstweilen gewöhne, erinnert an die in diesen Blättern jüngst kurz erwähnte Verwüstung der Pfalz im Jahre 1688 durch dieselbe Nation, die nach ihrer Meinung „immer an der Spitze der Civilisation geht". Wir geben hiemit eine Darstellung dieser Greuel-Scenen aus Häusfers Geschichte der rheinischen Pfalz: „Man kam daher in Versailles auf einen Gedanken, der eines Hunnen oder Tartaren würdig war; man wollte wenigstens die schutzlosen Rheinlande mit mordbrennerischer Geschicklichkeit zur Einöde machen. Konnte ein französischer Memorienschreiber, der dieser Zeit noch nahe stand, uns erzählen, der ganze Krieg sey durch einen Wortwechsel mit Louvois über das Fenster zu Trianon beschleunigt worden, so ist es auch denkbar, wie man im niederschlagenden Gefühl der Ohnmacht gegen das verbündete Europa zur Ban-

Digitized by Google

bitenroche an unſchuldigen deutſchen Städten und Dörfeen ſeine Zuflucht nehmen konnte. Ludwig mochte ſpäter, z. B. bei dem ongedrohten Brande von Trier, wohl eine Anwandlung von Schom empfinden über das Geſchehene, jetzt im Augenblick des Zornes gab er ſeine Zuſtimmung zum Befehle ſeines Kriegsminiſters „de brûler le Palatinat.“

Die barbariſche Verwüſtung, die der „ollerchriſtlichſte“ König jetzt befehlen ließ, traf zwar das ganze deutſche Gränziond am Rhein, aber keines ſo hart, wie die Pfalz, das ſchon als ſicher betrachtete, aber jetzt erſt ſchwer zu erkämpſende orleans'ſche Erbtheil. Es war ein drückender Winter für die unglücklichen Bewohner, die in gutmüthigem Vertrauen ouf fronzöſiſche Redlichkeit die Copitulationen vom Herbſt abgeſchloſſen halten; denn trotz des verbürgten Schutzes nahmen die Quälereien der ſoldatiſchen Willkür kein Ende. Das brutale Zerſtören begann dann mit dem Anfang des neuen Johres; om 18. Januar fing man zu Heidelberg an, einen Theil der prochtvollen Schloßthürme und Mouern in die Luft zu ſprengen, in der Umgegend die Gärten und Baumpflanzungen auszurotten und die Weinberge zu zerſtören; man ſchrieb Brandſchatzungen aus und drohte die Wohnungen der Weigernden dem Erdboden gleich zu machen. Die Einwohner hatten dagegen keine Waffe mehr; denn wem dergleichen Schändlichkeiten ſein menſchliches Gefühl nicht verbol, bei dem durfte man auch nicht die beſchworenen und verbürglen Verträge zu Hülfe rufen.

Am 27. Januar zeigte ſich in der Nähe der Stodl eine Abtheilung deutſcher Truppen; ſie machten den Bouern ouf dem Felde Muth und Hoffnung ouf baldige Hülfe; dem franzöſiſchen Commondanten ließen ſie bedeuten, wenn er ſich Bedrückungen gegen die Pfälzer erlaube, werde von ſpäter bittere Repreſſolien nehmen. Gerade dieſe ohnmächtige Drohung ermunterte den franzöſiſchen Commandanten Melac, ſeinem angebornen Berufe zur Mordbrennerei nicht länger Schranken zu ſetzen. Am Mittag des 28. Januar zogen die franzöſiſchen Truppen aus Heidelberg heraus und wurden förmlich zum Geſchäfte des Mordbrennens in die umliegenden Dörfer vertheilt; ſchon am Abend dieſes Tages und am folgenden ſtonden die blühenden Orte om linken Nekaruſer, Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhauſen, Eppetheim, Wiedlingen, Neckarhauſen in Flammen, und man rechnete gegen ſiebenhundert Gebäude, die in gonz kurzer Zeit verbrannt worden woren. Am Abend des 29. Januar konnte man auf dem linken Ufer bos Geſchäft für abgemachl halten.

Jetzt wandle ſich Melac am 31. über den Neckar gegen die Bergſtroße hin, wo einzelne Schnapphähne einen kleinen Kampf hatten zu unterhollen ſuchen; als jetzt die Feinde kamen, hielten ſie oder nicht Stand, und ihr verunglückter Verſuch trug nur dazu bei, daß auch jenſeits die Weinberge wie dieſſeits verwüſtet wurden. Wie wilde Thiere ſtürzten die Horden Melocs jetzt auf Handſchuhsheim los, eines der größten und blühendſten Dörfer im weiten Umkreis, und ſchon am folgenden Tage ſtond davon nichts mehr ols die Kirche, das Waiſenhaus, ein Paar Mühlen und wenige Häuſer. Hatte mon ſchon auf dem Wege alle Wehrloſen ohne Schonung gemordet, ſo that man jetzt dem Kannibatismus um ſo weniger Einholt. Heidelberger Bürger die nach Handſchuhsheim geflüchtet waren, wurden erſchoſſen; Weibern und Kindern ging es nicht beſſer; mon ſchämte ſich nicht, Schwangere nnd Kindbetterinnen zu mißhandeln oder auf wehrloſe Frauen zu ſchießen. Wenn ouch hie und da ein menſchlich fühlender Offizier Erbarmen zeigte, ſo verfuhr bie Maſſe der Mordbrenner nur um ſo ſchonungsloſer. Frauen und Mädchen, welche kaum dem Kindesalter entwochſen waren, ſchändete man auf offener Straße; ein Schüler der Neckorſchule ward erſchoſſen; alte Männer von ſechzig bis achtzig Jahren tödtete man; einen ſiebzigjährigen Greis, den mon nockt ousgezogen, ſoßte man om Kopfe an und ſtompfte ihn auf den Boden. Die Kinder vom Waiſenhaus mußten durch den Wald, mitten in Schnee und Kälte, nach Schönau entfliehen, ebenſo der Schaffner und reformirte Pfarrer. Der Schuttheiß zu Handſchuhsheim ward nackt drei Tage lang in die kalte Kirche geſperrt; die Kirche ſelbſt wie ein profaner Ort mißbraucht. Viele verſtümmelte mon ſcheußlich, Einige kamen in den Flammen um. In Ladenburg, Schriesheim, Doſſenheim, Neuenheim, ward ebenſo gehaust; wo die Bewohner ſich geflüchtet hatten, äußerten die Soldaten ihre Zerſtörungswuth an Wohnungen, Hausroth und Lebensmitteln; wo ſich Menſchen zeigten, wurden ſie mit teufliſcher Luſt mißhandelt. Auf der Straße von Neuenheim noch Doſſenheim lagen die Leichname nackt und unbeerdigt; als man am 3. Februar anfing zu begraben, wurden an dem einen Tage 52 Leichen beſtattet.

Indeſſen hatten die in Heidelberg Zurückgebliebenen nicht aufgehört, die Einwohner zu quälen; ols jetzt die Nachricht von dem Herannahen der deutſchen Truppen kam, beſchloſſen ſie zwar den Rückzug, aber nicht ohne ein bleibendes Denkmal ihres mordbrenneriſchen Wirkens zurückzulaſſen. Erſt wurde aus dem kurfürſtlichen Schloſſe Alles, was noch zu finden war, weggeführt, dann ein anſehnticher Theil davon, namentlich der dicke Thurm, mit Pulver geſprengt (16. Febr.), dann die Brückenpfeiler zerſtört und nun noch mit raffinirter Härte den Bewohnern eine Brandſchatzung abgefordert, die ſie nicht bezohten konnten. Ihre Vorſtellungen, ihre Berufungen auf die beſchworene Capitulation fruchteten nichts; es wurde ihnen eröffnet, daß die Stadt oerbrannt werden müßte. Der Tag der Zerſtörung war der zweite März; einzelne Hauſen Soldaten zogen durch die Straßen, warfen Brennmateriol in die Häuſer und bald wirbelte die Flamme aus dem ſchönen Rathhaus, dem Marſtall, der Kanzlei und einer Reihe von Privathäuſern. Melac ſtand behaglich auf dem Morkte und ſoh dem Bilde des Jammers mit Befriedigung zu. Nicht alle freilich dachten ſo kannibolisch; auch wenn ſie dem Befehle ihres Sultans mit der blinden Ergebenheit von Eunuchen Folge leiſteten. General de Teſſé, als der Bürgermeiſter flehend ihm zu Füßen fiel nnd der Jammer der nackten obdachtoſen Bewohner zu ſeinem Ohre drang, that das bittere Geſtändniß: es thue ihm zwar wehe, aber es ſey der ſtrenge Befehl des Königs. Doch deutete er den Unglücklichen an, ſie möchten in ihren Wohnungen die Flamme löſchen und unſchädliches Feuer anzünden, domit man nur den Rouch ſehe, und durch dieſe Auskunft wurden nur eiwa 30 Häuſer ganz verbrannt. Der General freilich und manche ſeiner Officiere mußten ihre Menſchlichkeit verbergen; dem k. Intendonten Lagrange gegenüber hatſen ſich Teſſé mit der Nothlüge, wenigſtens die Hälfte der Stadt liege in Aſche. So ſchieden ſie om 2. März und ſchleppten noch ein Dutzend angeſehene Bewohner als Geiſeln mit fort für die Bezahlung der Contribution. Dem Erbarmen einzelner Offiziere, der Vermittlung der Ordensgeiſtlichen und der thätigen Hilfe der Bürger oller Conſeſſionen, auch der Juden, hatte man zu verdanken, daß die Stadt nicht gonz zerſtört wor.

(Schluß folgt.)

Der Dichter ſagt: „Was du in der Jugend begehrſt, haſt du im Alter die Fülle!“ Meinte Göthe damit die ſüßen Schauer deiner erſten idealen Wünſche? Deine träumeriſchen Hoffnungen auf den Sieg und das Recht der wahren Menſchengröße? Mit nichten — ! Er meinte, das Alter bringl dir ſoiche Erfüllungen, die dich nicht mehr beglücken. Unter den hochgethürmten Aſchenhügeln des Alters glimmt und glüht es von weitaus andern Dingen, die du dir, wenn du den Werth, den ſie künftig für dich haben ſollten, geahnl hätteſt, in der Jugend viel lieber gewünſcht haben würdeſt. (K. Gutzkow.)

Räthſel.

1—2, Du konnſt es jeden Tag erleben;
1—4 wird der, den es beſchränkt, nicht loben;
Um 3—4 pflegt Prozeß und Krieg zu ſchweben;
Bei 3—2 magſt Du Deinen Muth erproben.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 32: „Mondſchein.“

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 34. Sonntag den 21. August. 1870.

Den dir das Leben gereicht, den Lorbeer halte für dein nicht:
Wenn er die Urne dir kränzt, dann erst gehört er dir ganz.

Neumann.

Ein Erlebniß in Texas.

Von

O. August.

(Aus Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte.)

(Fortsetzung.)

Diese verkümmerten Baumgruppen, welche den Gipfel aller kleinen Bodenerhöhungen krönen, geben der Gegend ein eigenthümliches Gepräge, und ich war sehr zufrieden, die Bekanntschaft ihres Schattens zu machen. Müde und erschöpft ließ ich mich neben meinem Gefährten in's Gras fallen, in ein Gras, dessen Elasticität und Weichheit nichts zu wünschen übrig ließ, und sah zu, wie er die Bastdecke seines Bündels öffnete. Ich gewahrte darin ein rothoerbrämtes Sattelzeug, unter dessen Höhlung er ein in Maisblätter gehülltes Päckchen Sagamita (gekochten Mais) hervorzog. Indem er mir von diesem Inhalte anbot, frug er bescheiden, ob ich nichts dagegen zu setzen hätte, und da ich in meiner Reisetasche einige Tafeln Chokolade hatte, schien der Schwarze eine köstliche Mahlzeit zu machen. Zuletzt holte er mit seiner Quaje*) aus einer natürlichen Cisterne am Fuße unseres Hügels etwas Wasser, das lange nicht so schmutzig aussah und so übel schmeckte, als ich gedacht hatte, und das von ihm mit einer Chica**), von mir mit einigen Tropfen Rum vermengt, ein meinen lechzenden Gaumen wunderbar köstliches Getränk dünkte. Demungeachtet spürte ich deutlich, daß die Mahlzeit, welche dem Schwarzen höchst lecker schien und ihn in die beste Laune versetzte, so daß er sang und sprang und unaufhörlich schwatzte, mich sehr unbefriedigt gelassen hatte. Selbst nüchtern benutzte ich seine Gesprächigkeit, um zu erfahren, welche Aussichten und Hoffnungen sich mir zur Stillung meines Hungers boten und frug ihn, ob er den Obersten Cagsby und dessen Behausung kenne.

„O sehr schönes Haus," erwiederte der Schwarze, „nur zwei Stunden Wegs von meinem Herrn — Engländer, und alle Tage Fleisch auf dem Tisch — o lange, ehe es stinkt!"

Darauf frug ich, wie man dort eingerichtet sey und lebe und ob auch Viehzucht getrieben würde, ob große Ställe da wären.

„O sehr guten Stall," phantasirte Cicero, „und das Haus — o schön — glänzende Glasfenster wie Edelstein und weiße Vorhänge — nichts Sklaven — nichts — nur eine freie Schwarze!"

So ging es fort, und das ließ sich hören: vierzehn Tage an Lulu's Seite in dieser Einsamkeit, auf einem wohl eingerichteten Landsitze, das war ein Ziel, auch dieser Beschwerden würdig! Demungeachtet spürte ich, daß das Gewicht meines Packes mir von Stunde zu Stunde schwerer wurde, und ohne das tröstliche Geplauder meines Gefährten wäre mir dasselbe wohl noch drückender erschienen. Er erzählte mir, daß er diesen Weg das letzte Mal beritten zurückgelegt, indem er seinen Herrn, Don Antonio, begleitet habe, einen reichen Herrn, der in Indianola und Mexico schöne Paläste mit Glasfenstern besäße und ein Benemertto della padria*) sey; daß er neulich mit dem Obersten Cagsby hier gewesen, um Jemanden vom Landungsplatze abzuholen, welcher nicht wie ich und er, hätte allein zu Fuß durch die Prairie laufen können. Da ich ohne großen Scharfsinn errieth, wer das gewesen, frug ich angelegentlich weiter und hörte, daß Lulu hier glücklich angekommen, daß sie sehr erfreut über das stattliche Gefolge, das ihrer harrte, gewesen und in bester Laune bei der Gemahlin des Obersten angelangt sey. Da mir jedoch Alles interessant war, was sich auf sie bezog, und ich auch die Leute kennen wollte, die mit ihr verkehrten, frug ich, ob Don Antonio auch hier in der Prairie einen Palast bewohne, und sprach nach erfolgter Verneinung mein Befremden aus, daß ein Herr von solchem Rang und Reichthum in dieser Einöde verweile. Der Schwarze sah sich, ungeachtet der absoluten Einsamkeit, in welcher wir uns befanden, vorsichtig um und flüsterte mir sodann zu, daß sein Herr ein vornehmer Herr sey, der schon manchem Polizon**) sein Messer habe fühlen lassen, daß er in San Fetipe de Austin, in San Patricio, in Santa Fe und San Antonio de Bejar — kurz, wie mir schien, schon bei allen Heiligen Streit gehabt und immer durchgekommen sey, ohne daß Jemand gewagt, wider ihn aufzustehen. Dießmal aber unterstände sich das Ayuntamiento in Mexico, ihn zu verfolgen; er habe auf seiner Reise durch die Prairie nur kurze Zeit hier verweilen wollen, werde aber von der weißen Rina***) beim Obersten festgehalten. Der Schwarze lachte dabei so schelmisch er konnte, das heißt aus vollem Halse, mit weit geöffnetem Maule, und fuhr fort, mir zu erzählen, was Don Antonio Alles der Rina wegen thue; wie schön er seinen Golon†) satteln lasse, wie prächtig er sich kleide und Haar und Bart kämme und pflege und wie er (Cicero) eben von einer Reise nach Galveston zurückkehre, wo er einen schönen Weibersattel, eben den, welchen

*) Hohler Kürbis.

**) Chica, ein Same, welcher den Getränken beigemischt wird, um sie kühlend zu machen.

*) Titel eines Mannes, welcher sich besondere Verdienste um Staat und Vaterland erworben.

**) Polizon, ein Name, welcher im Süden den noch nicht einheimisch gewordenen Nordländern gegeben wird, während diese den weniger auf Reinlichkeit haltenden Südländer mit Greaser (fettiger von Fett schmutziger Mensch) bezeichnen.

***) Rina, junges Mädchen.

†) Golon, amerikanisches Pferd, Abkürzung von go alone.

ich trüge und den sein Herr heimlich aus New-Orleans hätte kommen lassen, abgeholt habe.

Ich kann nicht leugnen, daß ein eigenthümliches Mißbehagen mir über den Rücken lief, da ich erfuhr, daß ich auf demselben ein Sattelzeug trüge, das ein Anderer dem Mädchen meiner Neigung zum Geschenk bestimmt, dem Mädchen, auf dessen Wunsch und Bitte ich mich unüberlegter und thörichter Weise in diese Witdniß begeben. Im ersten Moment zorniger Aufwallung wollte ich den Pack von mir schleudern, hielt mich jedoch zurück, denn ich durfte dem Impulse meines Widerwillens um so weniger gehorchen, als der Abend onbroch und ich des Schwarzen nicht entbehren, noch weniger mich in Auseinandersetzungen über den Grund meiner Entrüstung einlassen konnte. Auch lag mir daran, Näheres über Don Antonio und seine Verhältnisse zu erfahren, während Cicero von dem Augenblicke an, da ich ihn über die eigentliche Ursache der Flucht seines Herrn aus Mexiko auszuforschen begann, in ein scheues, stummes Wesen verfiel, das mich sogleich auf den Gedanken brachte, hier müsse eine That stattgefunden haben, die nicht wie jene Messerstiche als Heldenthat besprochen werden dürfe. Meine Frage, ob Antonio verheirathet sey, beantwortete er mit Nein; ob er Wittwer, mit einem kurzen Ja; wann und wie seines Herrn Gemahlin gestorben sey, mit Schweigen. Er sah furchtsam vor sich, wenn ich sprach, und mein Blick, der forschend auf ihm ruhte, schien ihn zu beunruhigen. — Plötzlich, wie durch magnetischen Rapport, glaubte ich in der Seele des Schwarzen zu lesen, und der Gedanke, daß jene Verfolgung eines Gattenmörders von Seiten des mexikanischen Ayuntamiento mit dem Tode von Don Antonio's Gattin zusammenhänge, ja daß dieser der Verfolgte sey, um dessentwillen wir in Galveston waren angehalten worden, trat lebhaft vor meine Seele. Ich sah sogleich ein, daß unter diesen Umständen all' meine Fragen vergeblich seyn und meinen Begleiter nur vorsichtig machen und einschüchtern würden. Denn ich kannte die harte Schule, durch welche Sklaven dahin gebracht werden, nichts Unvortheilhaftes über ihre Herren auszusagen; ich wußte, wie namentlich das Nägelausziehen eine beliebte Sitte in solchen Fällen sey, und bemerkte, da ich zur Erde sah, daß Cicero in der That die Nägel der großen Zehen fehlten. Ich beschloß also, nicht weiter in den bereits hart Gewitzigten zu dringen und lieber fernere Enthüllungen dadurch zu bewirken, daß ich später kurzweg den Gattenmord Antonio's, als einer mir bereits bekannten Thatsache, Erwähnung thun wollte.

Mittlerweile war es schnell dunkel geworden, wie das diesen Breitegraden eigenthümlich, und müde und erschöpft, war ich froh, bei einer offenen Bretterhütte anzulangen, in deren Ecke sich eine Streu befand. Ich warf mich, zu Tod ermattet, darauf hin, und sank, während ich Cicero den Rest seiner Sagamita und meiner Chocolade mit lautem Schmatzen an meiner Seite verzehren hörte, in tiefen Schlaf, in welchem die Gestalten Cicero's, Lulu's, Don Antonio's und des Obersten — welcher mir in der stattlichen Uniform eines europäischen Offiziers mit Helm und Federbusch im Traum erschien — mich umgaukelten, bis Cicero's Ruf am anderen Morgen mich aus meinen Träumen weckte. Ich sprang auf und ohne weiteren Aufenthalt setzten wir, umhaucht von herrlicher Morgenluft, unsere Reise fort.

Der würzige Duft zahlloser blühender Pflanzen umwehte mich mit unbekannten Wohlgerüchen und die laue, durchsichtige, weiche Atmosphäre strömte leicht und angenehm in die Lungen ein. Dennoch fühlte ich mich, nachdem ich seit vierundzwanzig Stunden fast nichts genossen und im Sonnenbronde des gestrigen Tages schwer beladen, neun Stunden lang dem Schwarzen Schritt gehalten hatte, mehr erschöpft, als ich eingestehen wollte, und nur mit äußerster Anstrengung gelang es mir heute, mich an seiner Seite zu halten. Dennoch mußte ich's leisten; denn er war mir als Führer auf einem Wege unentbehrlich, der nur stellenweise durch Thierspuren und zuweilen durch eine lange Reihe Samenblumen, welche längs der beschrienen oder besser berittenen Straße wuchsen, sich kenntlich machte.

Um die Mittagsstunde langten wir endlich bei der Stelle an, wo die Wege zu Don Antonio's und des Obersten Hacienda sich trennten. Hier wechselten wir unserer früheren Uebereinkunft gemäß den Bastpack gegen die Reisetasche aus, und während ich nun allein nach der Anweisung meines schwarzen Mentors, den Weg zu meinem mir noch unbekannten Gastfreunde zurücklegte, sollte Cicero meinen Koffer einstweilen mit sich nehmen und ihn morgen in aller Frühe nach des Obersten Behausung bringen. Ich vertraute dabei vollkommen der Redlichkeit des Negers, auf welche man bei etwas humaner Behandlung immer rechnen darf, und da wir an den Scheideweg kamen, drückte ich ihm ein paar Dollar mit dem Beisatz in die Hand, daß er noch mehr dergleichen erhalten werde, wenn er mir morgen meine Sachen brächte. Als der arme Kerl die Dollars sah, starrte er mich eine Weile an, dann umarmte er abwechselnd meine Oberarme, warf sich in's Gras, küßte die Silberstücke, die er mit Liebesworten überhäufte und schwur mir im Namen aller Heiligen und frommen Jungfrauen, deren Segen er auf mich herabflehte, morgen bei Tagesanbruch zu kommen. Darauf nahm er seine schwere Ladung auf den Rücken und eilte singend und trällernd von dannen, während ich ihm nachblickend meinen Weg allein fortsetzte.

Nun erst, meiner schweren Bürde entledigt, fand ich die Stimmung, mich den Eindrücken der mich umgebenden Natur zu überlassen. Unabsehbar wie das Meer, nur von leichten Hügelwellen bewegt, dehnte sich die weite grüne Ebene vor mir aus, im Nordosten nur von den bläulichen Tinten einer fernen Bergkette begrenzt, während sie sich an mehreren anderen Stellen in graue wollige Massen, Baumwollpflanzungen, aufzulösen schien und hier und dort mit Mais bebaute grüne Strecken zeigte. Die Rasenhügel, meistens von beinahe gleicher Höhe, waren großentheils, wie schon erwähnt, mit einem Krönlein wachernder quorens obuins versehen. Wenn man eine dieser Anhöhen erstieg, sah man weithin unabsehbar das ganze Land in grünen Halmen wogen; so weit das Auge reichte, erstreckte sich das zauberhafte Grün des Grases, das in seiner Höhe und Ueppigkeit an unsere Sumpfwiesen erinnerte — doch zeigte sich bei näherer Betrachtung das Vorhandenseyn eines fetten Bodens, dessen gesunde Kraft sich in dem reichen Segen von bräunlichen Samenhülsen aussprach, welche an den feinen Stielen über den Gräsern hinzuschweben schienen. Eine goldene Nochmittagssonne goß ihre warmen Strahlen über die üppig wuchernden Pflanzenreviere, in welche die Ungleichheit der bald höheren, bald tieferen Grasbüsche partieenweise abgestufte Licht- und Schattenmassen bildete, so daß die niedrigeren Stellen in violett duftigem Schatten lagen, während die hochragenden Blumen und Blüthen im Sonnentanz wie farbige Edelsteine in goldener Fassung über ihnen schimmerten. Wo wäre die Einöde, wo das verlassenste, vergessenste Plätzchen des Erdballs, das nicht festlich erglühte im Zauber eines freudig schönen Sommernachmittags, der die armseligste Gegend verklärt, wie der Zauber der Liebe auch selbst die dürftigste Natur mit den Reizen des reichsten Lebens umwallt. Unter der Einwirkung dieses mächtig ergreifenden Naturschauspieles war ich ungeachtet der Mattigkeit, die ich spürte, rüstig vorwärts geschritten, als ich ein kleines weißes Häuschen bemerkte, das zwischen zwei Grashügeln sichtbar geworden war; die Reinlichkeit der weißen Mauern, sowie die in der Abendsonne feurig glänzenden Fensterscheiben bezeichneten es schon von fern als Eigenthum eines nicht der romanischen Race angehörenden Besitzers, und bald konnte ich nicht nur die Einzelnheiten unterscheiden, sondern es zeigte sich auch ein zweites Haus, vor welchem ich eine weibliche Erscheinung wahrnahm, welche durch ihre Kleidung der civilisirten Welt anzugehören schien. Ohne Zweifel war dieß Häuschen eine zu des Obersten Hacienda gehörige Meierei; ich blieb stehen, zog mein Fernrohr hervor und richtete es auf die vor dem Hause sitzende Dame, welche Lulu sprechend ähnlich sah. Dasselbe röthlich blonde Haar, das in langen Locken zu beiden Seiten herabwallte, dieselben feinen ausdrucksvollen Züge, nur schien das Gesicht magerer und länger. Erstaunt über solche Aehnlichkeit, war ich froh, nicht bemerkt zu werden; denn mir pochte, da ich diese Gestalt erblickte, das Herz so heftig, daß die zitternde Hand nicht mehr das Fernrohr zu halten vermochte — und meine Bewegung bemeisternd, eilte ich rasch der mir fremden und doch so bekannten Frau entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Cäsar, die Todten grüßen Dich!

Ist Dir nun wohl? Das graufe Bösewichten
Hat lange Dein gewaltiges Hirn gebrütet,
Die Schlächter ließest Du die Messer wetzen,
Der Cäsar winkt: die wilde Meute wüthet;
Doch während sie aufjauchzend sich verneigen,
Die Sterbenden, die zur Arena zieh'n,
Sieh' auch empor die bleichen Schatten steigen,
Die ernst und lautlos Dir vorüber zieh'n.
Erkennst Du sie? ergt Dein Gewissen sich?
Cäsar, die Todten grüßen Dich!

Wo schamlos jetzt sich das geschminkte Laster
Wahnsinn'gen Frevels Tummelplatz erkoren,
Da lagen sie zerschmettert auf dem Pflaster,
Dem Eide treu, den lächelnd Du geschworen,
Die ersten Ziele jener Mordgeschütze,
Daran Dein Witz geübt sich alle Zeit,
Voll Blut die Blouse und die rothe Mütze,
Darin Du selbst die Republik gefreit,
Bis hinterrücks der Würger sie beschlich —
Cäsar, die Todten grüßen Dich!

Die nicht den schnellen Heldentod gestorben,
Den Säbel in der Faust, mit heiß'rer Wuth:
Die in Cayennes Fieberstumpf verdorben,
Zerstückelt von der trock'nen Guillotine,
Und die der Kerker langsam hingeschlachtet,
Bis mit dem Leben auch die Kette fiel,
Die von des Heimwehs heißem Schmerz umnachtet
Das Licht erlöschen sahen im Exil,
Und deren Haupt daheim der Kummer blich —
Cäsar, die Todten grüßen Dich!

Sie nahen auch mit ihren off'nen Wunden,
Die sich für Deines Adlers Flug entschieden,
In Deinen Schlachten frühen Tod gefunden.
Du sprachst: es ist das Kaiserreich der Friede;
Du führtest für die Freiheit sie zum Kriege,
Und wenn ihr Blut den Sieg ihr überjauh,
Grubst höhnend Du nach jedem neuen Siege
Auch für die Freiheit stets ein neues Grab,
Daß einem Kirchhof diese Erde glich —
Cäsar, die Todten grüßen Dich!

Sie wälzen sich heran vom schwarzen Meere,
Die Schläfer steigen aus Italien's Auen,
Die Du befreit, damit sie Deine Heere
Als Unterdrücker wieder mußten schauen;
Und die, weit übern Ozean entsendet,
In Mexiko ereilte das Geschick,
Da Du zum zweiten Mal das Schwert gewendet
Ingrimm'gen Hasses auf die Republik,
Und Deines Glückes Stern zuerst erblich —
Cäsar, die Todten grüßen Dich!

Ein Schatten noch ist seiner Ernst entstiegen,
Nicht Ruhe läßt's ihm bei den Invaliden,
Die deutsche Losung: Sterben oder Siegen!
Hat einst auch seinen jähen Sturz entschieden;
Im grauen Rocke mit dem kleinen Hute
Zum Abmarsch fertig steht der Rhnheer da,
Doch blickt er nicht in wildem Kampfesmuthe,
Er deutet rückwärts auf Sanct Helena,
Als sehnt' er nach dem stillen Grabe sich —
Cäsar, die Todten grüßen Dich!

Albert Traeger.

Die Mordbrennereien der Franzosen in der Pfalz.

(Schluß.)

Jetzt war auch die Stunde für Mannheim gekommen, wo mitten in den militärischen Drangsalen und den Gewaltthaten der letzten Wochen die Bewohner wenigstens wiederholt vom Intendanten und vom General Monielas das Versprechen erhalten hatten, ihre Stadt solle unversehrt bleiben, wie es die Capitulation verhieß In dieser Hoffnung hatten sie sich willig auch den härtesten Dienstleistungen unterzogen und die soldatische Tyrannei schweigend geduldet; dennoch ward ihnen am 3. März eröffnet: ihre Stadt müsse zerstört werden. Wollten sie selbst Hand anlegen, so wolle man ihnen zwanzig Tage Zeit lassen; würden sie aber sich dazu verstehen, in's Elsaß oder auf französisches Gebirt sich überzusiedeln, so würde ihnen aller Vorschub geleistet werden. Die Zerstörung der eigenen Wohnungen lehnten die Unglücklichen ab; mit Mühe erflehten sie, daß man sie wenigstens über den Neckar, stott in's feindliche Gebirt hinein, mit ihrer Habe ziehen ließ. Am 5. begannen die Soldoten Häuser abzubrechen. schon am folgenden Morgen, weil es ihnen zu lange dauerte, sie abzubrennen; während die Bewohner in wildem, lebensgefährlichem Gedränge sich der Neckarbrücke zustürzten, ward die Stadt und die Festung in einen Steinhaufen umgewandelt, die Kirchen zerstört, die Leiche der Raugräfin aus den Gräbern der Concordienkirche ausgewühlt. Ein blühender Sitz des aufkeimenden Wohlstandes war auf lange zerstört; 200 Familien zogen nach Norddeutschland und ließen sich in Magdeburg nieder; der Rest irrte bettelnd und heimathlos umher. Ein Bewohner, der nach dem Abzug der Feinde sich nach der Stadt begab, sah von Weitem nichts als einen grauen Steinhaufen; es war ihm schwer, die frühere Lage der Straße oder Häuser zu unterscheiden, so furchtbar hatten die Zerstörer hier gehaust.

So ging es am ganzen Rheine zu, von Teier bis in die Ortenau war die Mordbrennerei förmlich organisirt; auch die jülich'schen Besitzungen des Kurfürsten litten unter derselben Mißhandlung. Pforzheim, Offenburg, Creuznach, Zell, Trier wurden erst gepeinigt und ausgesaugt, dann dem Brande und der Zerstörung ausgesetzt; die alten, ehrwürdigen Reichsstädte in der Pfalz desgleichen; Speyer derabute und drückte man erst, dann führte man Waffen und Lebensmittel weg, endlich (30. Mai) bedeutete ihnen der französische Intendant und General, „binnen sechs Tagen müßten sie die Stadt verlassen und sich andere Wohnungen suchen, weil es die Umstände so erforderten." Alles Jammern war vergebens; vom 30. März an begann der Auszug mit weniger Habe, und am folgenden Nachmittag stand die uralte Stadt mit ihren zwanzig Thürmen und Kirchen schon in vollen Flammen. Mit welch' ausstudirter Bosheit man verfuhr, zeigt ein einziger Zug. General Montelas hatte (30 Mai) den Einwohnern mit erheucheltem Mitleid gerathen, ihren Hausrath in den Dom zu bringen, weil der verschont würde; Alles schleppte jetzt, was man schleppen konnte, in die Kirche, und wie sie mit dem brennbaren Stoffe gefüllt war, gab der Franzose das Zeichen zum Brande, durch den die stolze und ehrwürdige Kirche alsbald verzehrt war. Das Heilige war so wenig sicher als das Profane; Kirchengeräthe, Reliquien wurden verbrannt oder gestahlen von den Käwpfern des „allerchristlichsten" Königs, und sogar die Knochen der alten deutschen Kaiser, vor deren Größe im Leben das kleine Frankreich gebebt, rissen sie aus den Gewölben heraus, wie ein Zeitgenosse sagt, „gleichsom als ein verrecktes Vieh."

Auch Worms war durch seine Capitulation nicht geschützt worden. Es hatte alle Arten des militärischen Druckes ausgestanden, immer durch das Versprechen hingehalten, daß damit das Maß seiner Leiden erschöpft sey. Sie hatten sich quälen, plündern, brandschatzen, persönlich mißhandeln lassen, bis auch ihnen (23. Mai) eröffnet ward, ihre Stadt müsse dem Erdboden gleich gemacht werden. Auf ihr Flehen und Jammeen erklärte der junge Herzog von Crequi: er habe eine Liste, worauf noch zwölfhundert Ortschaften stünden; die müßten alle verbrannt werden, weil die deutschen Fürsten sich mit dem Prinzen von Oranien gegen den katholischen König von England verschworen hätten! Es war keine Rettung; das Plündern und die militärische Anarchie war das Vorspiel der Zerstörung, womit die Franzosen das Pfingstfest zu Worms feierten. Am Dienstag nach Pfingsten ward das Signal zum Brande gegeben. Das Jammern der fliehenden Bewohner begleiteten die mordbrennerischen Horden mit lustiger Tanzmusik, indessen die ganze große Stadt und sechzehn ihrer Kirchen, auch der Dom mit ihnen, von den Flammen zerstört ward. Raub und thierische Genußsucht neben scheußlicher Profanation alles Dessen, was vor Gott und den Menschen heilig ist, trieben noch auf den Ruinen ihr Wesen.

Wer wollte die Dörfer und kleineren Orte alle aufzählen, wenn Städte, die am ganzen Rheine hervorgeleuchtet hatten, in wenigen Stunden dem Erdboden glich waren? So wurden die Orte am Hardtgebirge schwer heimgesucht, Neustadt ganz ausgepreßt, Wachenheim verbrannt, Frankenthal, Alzei und Bretten unter schmählicher Mißhandlung der Zerstörung und dem Brande preisgegeben; zu Sinsheim, Wiesloch, Bacherach, Ingelheim

ging es nicht besser. Vom Januar bis August dauerten in den Rheingegenden, namentlich in dem pfälzischen und badischen Gebiete, diese Scheußlichkeiten fort; selbst die heimathlosen Söldner im dreißigjährigen Krieg hatten nicht so systematisch und mit so kaltem Bewußtseyn gegen Menschliches und Göttliches gewüthet, als es die Heere eines Königs thaten, der sich und sein Volk als die Blüthe der europäischen Civilisation hinzustellen gewohnt war. —

Die Spuren sind noch jetzt sichtbar; auch die Erinnerung ist noch nicht erloschen. Lange Zeit hieß man in der Pfalz die Hunde mit dem Namen eines französischen Führers, wie Melac und Mantelas waren, und viele einzelne Züge des Kannibalismus sind noch jetzt als mündliche Ueberlieferung nach anderthalb Jahrhunderten unverwischt geblieben. Der Kaiser hatte wahl Recht, wenn er in seinen Manifesten das Benehmen des „allerchristlichsten" Königs als eine Barbarei bezeichnete, die sich selbst die Türken nie erlaubt hätten; die Thatsachen schrien zum Himmel, denn seit den Hunnen und Mongolen war in der europäischen Welt nicht ähnlich gehaust worden. Die Grenzen der Zerstörung sind noch jetzt wahl zu erkennen; alle Dörfer und Städte zwischen der Ortenau, Heilbronn und dem Niederrhein sind neu, übertüncht, ohne Spuren einer großen Vergangenheit, und in die alten Reichsstädte Worms und Speyer ist der überströmende Wohlstand der früheren Zeit nie wieder zurückgekehrt.

Französische Reunionskammern.

In Wirth's Geschichte der Deutschen, Bd. 4. S. 40 ff. ist über die Erniedrigung Deutschlands durch Frankreich und über die französischen Reunionskammern (um 1679—80) Folgendes zu lesen: „Seitdem die Franzosen in die inneren Angelegenheiten Deutschlands sich einmischten, befolgten sie gleichmäßig die Politik, in den Friedensschlüssen sich Vergrößerungen zu bedingen und unmittelbar nachher über den Sinn solcher Vertragsbestimmungen Streit zu erheben, um ihre Eroberungen noch weiter auszudehnen oder zu dem Ende einen neuen Krieg zu erregen. Auch nach dem Abschlusse des Friedens von Nimwegen suchte Frankreich das nämliche Verfahren, dieses Mal aber in einer Weise, welche das Rechtsgefühl auf das Aeußerste empört. Ludwig XIV. maßte sich an, besondere Gerichtshöfe zu errichten, welche ihm unter dem Scheine des Rechts benachbarte deutsche Gebiete, als ihm gehörig, zusprechen sollten. Dieses unerhörte Verfahren war durch einen Zufall veranlaßt worden.

Nach einem Befehle des französischen Ministeriums hatte der Parlamentsrath Raveaux in Metz von dem Parlament daselbst den Auftrag erhalten, den Bezirk dieses Gerichtshofes festzustellen, sahin alle dazu gehörigen Ortschaften auszumitteln. Raveaux durchging zu solchem Zwecke die Urkunden, welche über die Bestandtheile der lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun Auskunft gaben. Er wollte bei seiner Arbeit gefunden haben, daß verschiedene Bezirke, welche zu jenen Bisthümern gehörten, nach im Besitze deutscher Reichsstände seyen. Mit den Neigungen der französischen Staatsgewalt bekannt, griff er nun immer weiter und entwarf in willkürlicher Weise ein seltsames Verzeichniß von Ortschaften, welche angeblich zu irgend einer Zeit einmal zu den Fürstenthümern Metz, Toul und Verdun gehört haben sollten. In jener Zeit war Ludwig der einflußreichste Mann am französischen Staatsruder, der mächtige Minister und Vertraute des Königs. Unmittelbar an ihn, und zwar persönlich, übergab Raveaux seine abenteuerliche Arbeit. Louvois fand den Einfall des Parlamentsraths so komisch, daß er herzlich darüber lachte; aber bald fiel ihm die Sinnesart seines Königs ein, und er glaubte, daß man sogar eine so lächerliche Sache zum Ernste wenden könne. In der That bezeigte Ludwig XIV. über die Arbeit von Raveaux großes Wohlgefallen und ließ ihn auffmuntern, „noch mehr Zubehörungen („Pertinenzien") zu Metz, Toul und Verdun auszuforschen."

Als das Geschäft im Gange war, glaubte man darin ein vortreffliches Mittel zu finden, auch von dem Elsaß aus die Besitzungen Frankreichs bedeutend zu vermehren. Man ließ daher auch willkürliche Verzeichnisse von Bezirken und Ortschaften entwerfen, welche irgend ein Mal zu Herrschaften im Elsaß gehört haben sollten. Alles dieß sollte übrigens keine bloße Spielerei seyn, sondern die Veranstalt, dem Könige Ludwig XIV. den Besitz aller aufgeschriebenen Ländereien sowohl bei Metz, Toul und Verdun, als auch bei Elsaß wirklich zu verschaffen. Der Weg, welchen man dazu wählte, verrieth vollends eine maßlose Unverschämtheit. Ludwig XIV. ließ nämlich zwei sogen. „Reunionskammern" errichten, um zu entscheiden, daß die aufgeschriebenen Besitzungen zu Frankreich gehören. Eine derselben ward in Metz und die andere in Breisach versammelt; jene sollte urtheilen, welche Gebietstheile von den Bisthümern Metz, Toul und Verdun, die andere hingegen, welche vom Elsaß nach in fremden Händen seyen, also zu Frankreich herausgegeben werden müßten.

Der Unfug überschritt nun alle Schranken, denn die Franzosen entblödeten sich nicht, fremde Landesherren und Souveräne in Hoheitssachen vor ihre Gerichtshöfe zu fordern. So wurden in der That nicht nur der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Württemberg, die Margrafen von Baden und die Pfalzgrafen von Veldenz, sondern wegen Besitzungen im Zweibrückischen auch der König von Schweden, und wegen Herrschaften in den Niederlanden auch der König von Spanien vorbeschieden! Darin lag die große Lehre, daß die Schwäche Deutschlands nur zum drückenden Uebermuthe Frankreichs führte. Die Schrift, nämlich der Entwurf der Franzosen, daß die Akten des kaiserlichen Kammergerichts von Speier nach Paris gebracht werden und dort die deutschen Reichsfürsten für die Folge Recht nehmen sollen, war also kein Scherz, sondern Ernst; Deutschland erlebte wirklich die Schmach, daß seine Stände in Sachen der Landeshoheit vor französische Gerichtshöfe geladen wurden. Jetzt hätte sich doch wenigstens die ganze Nation erheben sollen, um den Schimpf zu rächen und den Räubereien Frankreichs zu steuern. Aber mit blödsinniger Gleichgiltigkeit ließ man den Uebermuth gewähren. Dadurch wurde die Anmaßung noch ermuntert, und so hob das Urtheilen der Reunionskammern in Metz und Breisach wirklich an. Unter Beziehung auf die Friedensschlüsse von Münster und Nimwegen, denen man eine gewaltsame Auslegung ertheilte, wurden verschiedenen deutschen Reichsfürsten Besitzungen abgesprochen, weil solche früher entweder zu Metz, Toul und Verdun, oder zu dem Elsaß gehört haben sollten. Bis auf den alten König Dagobert gingen die Reunionskammern zurück und erkannten ihrem Könige Ländereien zu, welche Dagobert einstens in Deutschland besessen haben sollte. Schon während des Urteils wurden aber die Exekutionsheere versammelt, um den sogenannten gerichtlichen Aussprüchen Nachdruck zu geben. Ganz wie Räuber stürzten sich dieselben auf die von ihnen ausgesuchte Beute, und nahmen sie gewaltsam in Besitz. Immer weiter um sich greifend, forderte Ludwig XIV. auch von der gesammten Reichsritterschaft im Elsaß, welche nach dem westphälischen Frieden mit Deutschland verbunden und von der französischen Landeshoheit befreit bleiben sollte, Huldigung und Unterwerfung. Alles Widerstreben war vergeblich; man drohte mit gewaltsamer Vertreibung des Adels von seinen Gütern und brachte denselben dadurch in der That unter die französische Herrschaft.

Charade.

Mein Erstes ist das höchste nicht,
Doch nicht viel weniger;
Mein Zweites, Freund! verschwende nicht,
Sei damit geiziger. —
Ist Dir der Gott der Ehen hold
(Nimm diesen Wunsch von mir),
So schenk' er einst mein Ganzes Dir,
Von Silber und von Gold.

Auflösung des Räthsels in Nr. 83: „Vorfall — Anrecht."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 35. Sonntag den 28. August. 1870.

Trag' ein Herz den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen,
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit.

Salis.

Ein Erlebniß in Texas.

Von

O. August.

(Aus Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte.)

(Fortsetzung.)

Wer jedoch beschreibt mein Befremden, als ich, derselben näher kommend, mich überzeugte, daß es Lulu selbst war, die dort saß, ja, als sie zur Bestätigung mir entgegen kam und mich begrüßte. Aber wie himmelweit war diese Begrüßung von der Vorstellung entfernt, welche ich mir in den letzten Tagen davon gemacht hatte; Lulu, die keine Verlegenheit kannte, und deren Hauptreiz in dem freien, offenen Wesen bestand, durch welches sie und ihre Landsmänninnen sich vor den meinigen hervorthaten — Lulu kam mir steif und befangen wie eine Kleinstädterin entgegen, und ihr kühler Empfang stand in so grellem Gegensatz zu ihrem feurigen letzten Abschied am Bord des Schiffes, daß ich mich tief verletzt fühlte. Ehe ich jedoch Zeit hatte, mich dieses unangenehmen Eindrucks zu vergewissern, trat eine steife magere Frau heran, welcher mich Lulu vorstellte und in welcher ich ihre Cousine zu verehren so glücklich war; der Empfang, dessen ich von dieser Dame theilhaftig wurde, übertraf jedoch an Kälte und Eisigkeit Alles, was mir diesseits und jenseits des atlantischen Oceans jemals vorgekommen; der Gedanke, mich nicht sogleich zurückziehen zu können, ja sogar die Gastfreundschaft dieser Leute, wenigstens für den Moment, anfprechen zu müssen, erschien mir unleidlich und mein Blut kochte in zorniger Wallung. Doch half mir diese leidenschaftliche Erregung meine Ermüdung besiegen und verleugnen, so daß ich's über mich gewann, mich mit Anstand vor den Beiden aufrecht zu erhalten und ein Gespräch zu führen, während ich im Hintergrunde meiner Seele jeden Augenblick hoffte, man würde sich zum Aufbruch, zur Heimkehr anschicken; denn die Hacienda mochte noch weit entfernt seyn, der Abend kam heran und ich war auf's Aeußerste erschöpft. Endlich frug ich, um die Damen auf ähnliche Gedanken zu bringen, nach dem Obersten, wie und wo er sich befinde, und erhielt den tröstenden Bescheid, er werde bald kommen. Da auf das Eintreffen des ersehnten Mannes, in dessen Hand das Wohl und Wehe meiner nächsten Tage lag, und welcher, wie ich dachte, mit Pferden und Maulthieren anlangen würde, um die Frauen zu holen, nothwendig gewartet werden mußte, faßte ich mich in Geduld, und Müdigkeit und Hunger niederkämpfend, suchte ich meine Wirthinnen so gut als möglich zu unterhalten. Ich ersah bald, daß die Oberstin keine jener starken Naturen war, die befähigt sind, indem sie einer gebieterischen Leidenschaft gehorchen, die Fäden ihres eigenen Geschickes in Händen zu behalten. Die ängstliche Spannung, mit welcher sie, offenbar wegen meiner Anwesenheit, dem Eintreffen ihres Gatten entgegensah, und die Geschichte eines langen Herzeleids, welche in ihren bleichen apathischen Zügen zu lesen war, ließen mich errathen, daß sie eines jener armen weiblichen Wesen sey, deren meine Mutter in ihrem Briefe ahnend gedachte, die jung und unerfahren, indem sie ihr Geschick allein bestimmen wollen, in die Hände des Mannes fallen, der sie zu bethören verstand. Während ich im Stillen solche Betrachtungen anstellte, suchte ich mit dem Aufwande meiner letzten Kraft die Damen zu unterhalten und war eben im Begriff, das erste Lächeln auf Lulu's Lippen zu zwingen, als eine unerwartete Erscheinung meine Blicke auf sich zog. Im Strahle der sinkenden Sonne, welche brennende Streiflichter auf alle Gegenstände um uns her warf, erschien ein Mann mit breitem Strohhute auf dem Kopfe, aufgeschürzten Hemdsärmeln, bis an's Knie aufgeschürzten Beinkleidern und großen Armen und Waden; er trug einen derben Stock in der Rechten und trieb zwei braune Kühe grade gegen uns zu. — Ich hielt inne und machte meine Zuhörerinnen auf die von der Abendsonne umsäumte malerische Gruppe aufmerksam; allein diese sprangen beim Anblick jener Erscheinung von ihren Sitzen und gingen mit dem Ausrufe: „The colonel!“ dem Manne entgegen. Stumm vor Erstaunen blieb ich stehen und sah alle drei nebst den beiden Kühen in das kleinere Häuschen — offenbar einen Stall — verschwinden.

Niemals werde ich das Gefühl demüthigender Erwartung, niemals die Besorgniß vergessen, mit welcher ich der guten oder üblen Laune dieses mir fremden Mannes entgegensah. So rathlos, so erniedrigt hatte ich mich in meinem ganzen Leben nie gefühlt, und ich nahm mir vor, sobald wir in der Hacienda angekommen und diese Nacht vorüber seyn würde, Lulu zu erklären, daß ich mein Wort gehalten, hier aber nicht verweilen könne; ich wollte lieber in einem elenden Jacal (Hütte) das Dampfschiff abwarten, als mich solcher Begegnung weiter aussetzen. Ich weiß nicht, wie lange die Gesellschaft im Stalle blieb; denn eine schlummerartige Betäubung kam über mich; aber es dauerte gewiß eine geraume Weile, ehe das Ehepaar aus demselben heraustrat. Der Oberst, ein kleiner, draungelber Mann, in dessen Adern, ungeachtet des englischen Vaters und Namens spanisches Blut floß, begrüßte mich mit dem seiner Race eigenthümlichen höflichen Anstand und bat mich, nachdem er mich kalt und ernsthaft um mein Befinden befragt, diese Nacht sein Gast zu bleiben. Ich mußte dieß Anerbieten natürlich mit Dank annehmen, hoffte auch noch immer auf den bevorstehenden Aufbruch, als zu meinem Schrecken die Thür des Stalles sich langsam öffnete, eine plumpe Negerin eine noch viel plumpere Bank daraus hervorschob und dieselbe bei uns hinstellte, worauf der

Wirth mich nöthigte, darauf Platz zu nehmen, während Lulu, verlegen aus dem Stalle kommend, hastig in das andere Haus verschwand. Zwei Gedanken überstürzten sich in diesem Augenblicke in meinem Gehirn; erstens die Erkenntniß, daß Lulu im Einverständniß mit meinen Wirthen meine Gesellschaft meiden sollte, und zweitens die Gewißheit, daß dieß elende Häuschen der Wohnsitz und Aufenthalt des Obersten war. Allein schon hatte das Bedürfniß nach Nahrung und Schlaf mich so weit gebracht, daß neben dem Interesse, welches die Negerin mir durch Zurüstungen zu einer Mahlzeit einflößte, Alles in den Hintergrund trat. — Ich weiß nicht, ob ich oder was ich sprach, ob die Conversation englisch oder spanisch geführt wurde, ich erinnere mich nur, daß es ewig lang währte, ehe ich aufgefordert wurde, zuzugreifen, daß ich Milch, Speck, Kartoffeln, Mais, kurz Alles, was mir gereicht wurde, verschlang, und daß die Augendeckel mir mehrmals zufielen; ja diese mochten wohl länger geschlossen geblieben seyn, als ich ahnte; denn als ich sie wieder einmal rasch aufriß und erwachte, hörte ich, wie der Oberst der Negerin befahl, mir ein Lager zu bereiten und den Maisstrohsack (colchon) herauszubringen. Obschon ich hieraus entnahm, daß man beabsichtigte, mir unter freiem Himmel ein Nachtlager anzubieten, ließ die Erschöpfung mich doch alles Andere übersehen, so daß ich, da es schnell zu dunkeln begann und meine Wirthe sich zurückzogen, rasch meinen Reisesack als Pfühl unter mein müdes Haupt nahm, mich in die bereit gelegte Jaonga (wollene Decke) hüllte und, mich auf den Maisstrohsack niederwerfend, sogleich in tiefen Schlaf sank.

Ich mochte ein paar Stunden geschlafen haben, als ich erwachte — meine Riechorgane verriethen mir die unmittelbare Nähe eines Negers, ehe noch die anderen Sinne thätig wurden, und als ich schlaftrunken die Augen öffnete, erblickte ich den grausen Wollkopf eines Schwarzen dicht an meinem Gesichte. „Was wollt Ihr?“ schrie ich und packte den über mich gebeugten Kopf an der Gurgel. „Nichts, guter, liebee Herr,“ kreischte die mir bereits bekannte Stimme der Hausnegerin, es ist nur der Strick wegen der Klapperschlangen.“ „Klapperschlangen!“ rief ich und wollte von meinem Lager aufspringen.

„Nicht doch, nicht doch, lieber Herr,“ begütigte die Negerin, „es ist nur für den Fall, daß welche kämen; aber sie kommen sehr selten, und es war erst vorige Woche eine da, und deshalb wird jetzt lange keine kommen, und käme auch eine, diese Lechugilla hier würde sie so am Bauche kratzen, daß sie sicher umkehrte.“

Während sie diese Worte im Tone einer Wärterin, welche das aufgeregte Kind zu begütigen sucht, sprach, hatte sie einen dicken, von den Fasern der lechugilla agave gedrehten Strick um mein Lager herumgelegt und am Ende so fest zusammengeknüpft, daß die hohen Halme ringsumher an den Strohsack gedrängt, wie ein Flechtwerk, eine Umzäunung um denselben bildeten; nachdem sie über denselben zu mir hereingesehen und sich überzeugt hatte, daß Alles in Ordnung sey, watschelte sie in lautem Selbstlob ihrer Geschicklichkeit von dannen. Allein die Logik der Schwarzen leuchtete mir nicht ganz ein. Ich sah in dem Umstande, daß vorige Woche eine Klapperschlange hier gewesen sey, keine Garantie, daß heute keine erscheinen würde, und meine durch solche Vorstellungen aufgeregte Phantasie ließ den müden Körper nicht mehr zur Ruhe kommen. Beim leisesten Geräusch fuhr ich aus dem Schlummer empor und glaubte die Umarmung oder den Biß eines klappernden Ungeheuers zu empfinden, und ich war froh, als nach dieser qualvollen Nacht sich im Osten der eisgraue, endlich weiße, dann gelb und zuletzt röthlich werdende Strich zeigte, welcher dem Aufgange der Sonne voraneilt, obschon das erwachende Bewußtseyn der mich umgebenden Dinge nichts weniger als erfreulich war. Deutlich sah ich jetzt eine Stelle des Briefes der Muttee vor mir, den ich in der Brieftasche trug. „Wie wäre es möglich,“ so lautete sie, „daß junge Mädchen die Tragweite ihrer Worte und Handlungen so richtig bemessen, daß aus der Freiheit, mit welcher sie Männer in's Haus ziehen, nicht tausenderlei grobe Verstöße entstehen sollten!“

Während aber diese Zeilen im Finstern lesbar vor mir standen, wie vor der Seele einer Somnambule, war meinem Körper auch so schlecht zu Muthe, wie es bei dieser der Fall seyn mag. Ich fühlte mich unwohl bis in's tiefste Mark, so daß ich aufstand und durch Gehen meine Uebelkeit zu bekämpfen suchte; mit Bangigkeit sah ich dem Erscheinen meines schwarzen Freundes Cicero entgegen und war sehr erfreut, als ich ihn mit meinem Gepäck am Morgen des Weges kommen sah. Er beantwortete jedoch meinen Vorschlag, mir bei seinem Herrn Unterkunft zu verschaffen, mit Kopfschütteln, und da ich ihm die versprochenen Geldstücke in die Hand drückte, bat er mich flehentlich, von dem Plane, bei seinem Herrn zu hausen, abzustehen, ja er ließ in seiner lebhaften Abmahnung Worte fallen, aus welchen ich entnehmen konnte, daß meine kurze Anwesenheit beim Obersten Don Antonio bereits sehr mißfalle. Ich erfuhr bei näherer Nachfrage, daß Cicero einen genauen Rapport habe abstatten müssen, wem das Gepäck gehöre, das er mit nach Hause gebracht habe; daß er gefragt worden sey, woher ich komme, wie ich aussähe, wie alt ich sey, und daß sein Herr sich über seine Antworten sehr unzufrieden gezeigt habe. Er sagte mir ferner, daß auf der Hacienda viele Sclaven seyen, weil die Baumwollpflanzungen auf weit und breit Don Antonio gehörten, daß aber nur ein kleiner Local, entfernt von den anderen Wohnungen, in aller Eile zur Unterkunft für seinen Herrn gezimmert worden sey und daß Niemand dort in der Nähe verweilen dürfe, als Tiber, der Lieblingsneger, weil der Herr im Traume zu sprechen, ja selbst zu schreien pflege und nicht gehört werden wolle.

Ich sah wohl ein, daß hier nichts zu erlangen war, aber eingedenk meiner Absicht, von Antonio — der, wie ich aus den Reden der Oberstin entnahm, in großem Ansehen stand — so viel als möglich zu erfahren, antwortete ich, daß ich Worte, ja selbst Geschrei nicht fürchtete und lieber in einer Hütte zu Zweien als unter freiem Himmel allein schlafen wolle, daß ich ferner ein Mann sey, der einen Messerstich mit einem Pistolenschuß beantworte und daher das traurige Schicksal eines wehrlosen Weibes nicht zu fürchten habe.

Als ich dieß so ruhig sagte, schienen sich Cicero's Augensterne, die mich bisher aufmerksam und ehrerbietig angeblickt, wie feurige Räder im Weißen zu drehen. „Mui, Senor mio,“ rief ee bestürzt aus, wer sagt so etwas? Cicero hat es nicht gesagt!“ „Nein,“ antwortete ich so phlegmatisch als möglich, „Cicero hat es nicht gesagt und dennoch ist es wahr; ich weiß, daß Don Antonio seine Frau erstochen hat!“

„San Jago soll meiner armen Seele gnädig seyn,“ lispelte Cicero tonlos. „Es ist nicht wahr,“ setzte er dann, wie von einem Gedanken ermuthigt, hinzu, — „es ist nicht wahr, daß mein Herr seine Muger erstochen! Niemand war dabei; wer kann es sagen?“

Ich merkte sogleich, daß der arme Bursche seine Fassung dadurch gefunden, daß er die Unwahrheit, die ee bezeugte, auf die Todesart bezog. „Ich weiß nicht mehr, wie er sie getödtet,“ sagte ich gleichgiltig, „wenn ee sie nicht erstochen, so hat er sie erschossen — das ist ebenso viel.“

„Das ist auch nicht wahr!“ kreischte Cicero.

„So mag er sie todt geschlagen haben,“ versetzte ich, „aber jedenfalls weißt Du darum, und wenn ich nach Galveston und New-Orleans komme, werde ich sagen, daß er sich hier aufhalte und daß man Dich befragen solle.“

Bei diesen Worten fiel Cicero auf die Knie und beschwor mich, sein zu schonen; er habe seinen Herrn nicht verrathen, das wisse aber nur ich; denn da er der Einzige sey, der mit mir verkehrt, würde ihn der Verdacht treffen; er würde zu Tode gepeitscht werden. Lieber wolle er mir sagen, was er wisse, und ich möge dann in New-Orleans thun, was ich wolle, nur nicht ihn als Mitwisser und Verräther angeben.

Nun war ich, wo ich seyn wollte, und nachdem ich beim Angesichte der Madonna gelobt hatte, ihn nicht vor Gericht zu nennen, gestand mir Cicero das zu, was ich seiner Meinung nach ohnedies wußte, daß Don Antonio aus Eifersucht seine Gattin getödtet habe, nur habe er sie nicht erschlagen, sondern als Caballero umgebracht.

(Fortsetzung folgt.)

In stiller Nacht.

Schwüle Luft! die Wolken hangen
Schwer herunter auf die Welt.
Schlaflos sitzt mit tiefem Bangen
Noch der Kaiser wach im Zelt.

Stumm ist's ringsum. Von Rossestrapen
Ferne wird's zuweilen nur,
Und des Lagers Wachen rufen,
Stund' um Stunde schlägt die Uhr.

„Schlimmster Tag von allen Tagen,
Deine Kunde sey verflucht!
Frossard auf das Haupt geschlagen —
Moc Mahon in wilder Flucht!

Meine Turkos todt, gefangen
Und zerstreut mein stolzes Heer!
Die mit Ruhm die Welt durchdrangen,
Meine Zuaven sind nicht mehr!"

Und an's Lager seines Sohnes
Tritt der Kaiser. „O wie gut
Schläfst du Erbe meines Thrones,
Schuldlos Blut von meinem Blut!

Wußt' ich nicht um Dich beginnen
All' die Schrecken dieses Krieg's?
Welches Ziel war zu gewinnen?
Ich und Du — der Preis des Sieg's!

Sei es drum! Wie ich's begannen
Will ich's enden. Frischen Muth!
Blut hat mir den Thron gewonnen,
Retten will ich ihn durch Blut.

Mag die Maasel roth sich färben
Ueberströmt von Blut der Rhein,
Menschenleben — leere Scherben —
Du mein Sohn sollst Kaiser seyn.

Alles ist noch nicht verloren.
Zu den Waffen überall!
Stürz' ich — sei's! Dies Volk von Thoren
Stürze mit in gleichem Fall!" — —

Und zur selben Frist in Jammer
Kniet ein altes Mütterlein
Nachts noch in der stillen Kammer
Weit in Deutschland, fern vom Rhein.

„Schaue", spricht sie, „auf uns nieder,
Vater, von des Himmels Thron!
Laß gesund mir kehren wieder
Aus der Schlacht den einz'gen Sohn."

„Daß er mir das Haus erhalte,
Mich ernähr' mit starker Hand."
Und mit Thränen schließt die Alte:
„Segne Ihn das Vaterland!" —

Still ist's; aus den Wolken leuchtet
Stern um Stern mit hellem Schein.
Schließ getrost dein grambefeuchtet
Auge, armes Mütterlein!

Morgen wird Dein Sohn frohlocken,
Morgen ist die letzte Schlacht!
Schon erschallt's, wie tausend Glocken:
Sieg! Mit uns ist Gottes Macht!

14. August 1870.

Franz Bonn.

Ueber Lazareth-Krankenpflege.

Außer den Diakonissenschülerinnen in Neuendettelsau, unter denen manche sind, die erst durch die Ereignisse der letzten Wochen auf den Gedanken kamen, sich der Krankenpflege zu widmen, gibt es gewiß noch eine große Menge Solcher, die gerne Diakonissenarbeit thun möchten, wenn ihnen nur Jemand sagte, wie sie es machen sollen. Wir theilen in Folgendem aus dem Correspondenzblatte der Diakonissen einige Anleitungen zur Pflege Verwundeter mit.

I. **Der Verband.** Die gebräuchlichsten Verbandgeräthe sind: 1. Charpie, 2. Heftpflaster, 3. Compressen, 4. Binden und Verbandtücher, 5. Schienen, 6. Hand- und Fußbretter, 7. Strohladen, 8. Aberpresse, 9. Schwämme, 10. einige chirurgische Instrumente, 11. rothe Seide, 12. Becken, 13. Spritzen. 1. Die Charpie muß zum gewöhnlichen Gebrauche sauber, rein und ungeordnet seyn. Geordnet wird sie erst zu bestimmten Zwecken. Man bereitet aus der Charpie Plumaceaux, Wieken, Kugeln zum Tamponieren, Pinsel. Das gebräuchlichste Heftpflaster ist das geldliche Emplastrum diachylon. Es wird mittelst des Spatels auf größere Leinwandstücke gestrichen und aus diesen werden dann die Heftpflasterstreifen in gewünschter Länge und Breite geschnitten. — Die Compressen haben sehr verschiedene Form und Größe. Sie können theilweise eingeschnitten werden und heißen dann gespaltene. — Die Binden sind von Leinen, Flanell, Gaze, durch eingewobene Gummifäden elastisch, von verschiedener Länge und Breite. Die verschiedenen Arten von Touren, die bei ihrer Anwendung vorkommen, sind: 1. die einfachen (Hobeltouren), 2. die Kornährentouren (spica), 3. die umgeschlagenen Touren (renversés), 4. die Schildkrötentouren (testudo). — Die Verbandtücher sind von verschiedener Größe, dreieckig und viereckig. Die dreieckigen Tücher können verwendet werden: zur Einhüllung des Kopfes, als Armschlinge (Mitella), als Tuchverband für amputirte Glieder. Kravatenförmig zusammengelegt finden sie mannigfaltigste Anwendung am Kopfe, Halse, an den Händen und Füßen. — Die Schwämme sollen möglichst fein seyn. Sie müssen vor dem ersten Gebrauch gut ausgeklopft und ausgekocht werden. Es ist sehr wünschenswerth, daß jeder Kranke seinen eigenen Schwamm hat, daß also nicht Ein Schwamm für mehrere Kranke verwendet wird, wodurch Ansteckungsstoffe übertragen werden könnten. Die gebräuchlichsten chirurgischen Instrumente sind: der Spatel, die Pincette, die Kornzange und die Sonde. Die rothe Seide wird in etwa ein Fuß lange Stücke zerschnitten, die Ligaturen heißen und theils zum Einfädeln in die chirurgischen Nähnadeln, theils zum Unterbinden der Arterien verwendet werden. Die Ligaturen müssen vor der Anwendung gut gewichst seyn. — Becken müssen immer in hinreichender Anzahl vorhanden seyn: flache und leere zur Aufnahme der beschmutzten Verbandstücke, dann tiefere, je nach Umständen mit warmem oder kaltem Wasser gefüllte. — Bei den Spritzen muß immer auf gehörige Reinhaltung gesehen werden, sowie darauf, daß der Stempel sich ohne Schwierigkeit hin und her bewegen läßt. Einige besondere Arten des Verbandes. Die Skultet'sche oder vielköpfige Binde wird am häufigsten am gebrochenen Unterschenkel angewendet. Sie besteht aus einer Reihe einzelner Streifen, deren Länge sich nach dem Umfange des kranken Körpertheiles und deren Anzahl sich nach der Länge des Körpertheiles richtet. Der kürzeste Streifen ist der unterste und wird zuerst in gekreuzter Richtung um den kranken Körpertheil angelegt. Die anderen Streifen nehmen immer an Länge zu und decken den ersten dachziegelförmig. — Der Verband eines Amputationsstumpfes besteht gewöhnlich aus 4 Theilen: 1. aus einem gefensterten Cerattleck, häufig wie ein Maltheserkreuz eingeschnitten, von einer der Wunden entsprechenden Größe; 2. aus einem reichlichen Charpiepolster; 3. aus 2 die Charpie rechtwinklig bedeckenden länglichen Compressen; 4. aus einer zur Befestigung dienenden kurzen Rollbinde oder einem dreieckigen Verbandtuche. — Zur Anlegung eines Gypsverbandes muß vorhanden seyn: 1. Oel, gewöhnlich Leinöl, und ein entsprechender Leinwandfleck, 2 eine hinreichende Quantität brauchbaren, trockenen Gypses, 3. die nöthigen Binden, je nach Umständen leinene Rollbinden oder solche von Gaze oder Skultet'sche Bindenstreifen, 4. leere Becken, Wasser in einem passenden Gefäße und Spähnchen zum Anrühren des Gypsbreies. Die T-Binde besteht aus 2 Bindenstreifen, einem horizontalen und einem rechtwinkligen, der mit dem ersten beweglich durch eine Oese oder fest durch Naht verbunden ist.

II. **Fomentationen und Arzeneien.** Ueberschläge sind entweder kalte oder warme. Die kalten werden so gemacht, daß man eine entsprechend große Compresse in kaltes Wasser taucht, in dem am besten Eisstücke sich befinden, sie ausringt und auf dem leidenden Körpertheil andringt. Die Compressen müssen sehr fleißig erneuert werden. Für die Dauer ihrer Anwendung gilt im Allgemeinen als Regel, daß die Kälte nur so lange am Platze ist, als sie dem Kranken angenehm ist. Macht sie dem Kranken Schmerzen, so muß der Arzt darauf aufmerksam gemacht und von diesem bestimmt werden, ob die Anwendung der Kälte fortzusetzen sey. — Eine große Rolle spielen behufs Kälteerzeugung die Eisbeutel von Kautschuk oder thierischer Blase. Sie dürfen nicht zu schwer sein. Man hilft sich hier vielfach damit, daß man die Eisblase an einen Reif anbindet, der am Bette angebracht ist. Zu den warmen Ueberschlägen, Bähungen, braucht man eine Compresse, die in lauwarmes Wasser oder z. B. in Camillenthee getaucht und auf den leidenden Theil applizirt wird. Ueber die Compresse kommt, um die Feuchtigkeit nicht so rasch verdunsten zu lassen, ein wasserdichtes Zeug, Wachstuch, Wachstaffet, Guttaperchaleinwand, die mit entsprechenden Bandstreifen befestigt werden. Die warmen

Ueberschläge brauchen nur etwa stündlich bis zweistündlich erneuert zu werden. Von den Arzeneien muß man die Bereitung der Mandelmilch und der Limonade kennen. Von den sonstigen Arzenetsubstanzen werden in den Feldlazarethen folgende am häufigsten gebraucht: Chloroform. Zum Chloroformieren eines zu Operierenden muß vorhanden sein: Chloroform in hinreichender Quantität, ein passende Compresse zum Aufträufeln des Chloroforms, eine Kornzange, um nöthigenfalls die gelähmte Zunge damit hervorzuziehen, ein leeres Becken, wenn Erbrechen eintreten sollte, und einige belebende Arzeneien für etwa eingetretene Schwäche: Hofmannstropfen, Wein, Zimmttinktur. Weiß man im Voraus, wann ein Kranker chloroformiert werden soll, so darf man ihn einige Stunden vor dem angesetzten Termine nichts genießen lassen, um dem Erbrechen vorzubeugen. — Morphium, das bekannte schmerzstillende und schlafmachende Mittel, findet sich in Pulvern abgetheilt vor und in wässriger Lösung zur subcutanen Injektion mittels der Pravaz'schen Spritze. — Tinctura opii, eine braune, nach Mohnköpfen riechende Flüssigkeit, wird sehr vielfach zur Stillung schmerzhafter Diurrhöen benützt. Die Dosis wird vom Arzte angegeben. — Tannin und Rothwein sind auch beliebte stopfende Mittel. — Chinin, gewöhnlich auch in Pulvern abgetheilt, gegen die verschiedenen Fieberzustände. Höllenstein, Chlorwasser, Liquor ferri sesquichlorati, Eisenchloridlösung, das zuverlässigste arzeneiliche Blutstillungsmittel. Chlorkalk, mit Wasser zu einem Brei angerührt, und in Tellern aufgestellt zur Zerstörung von Miasmen. Eisenvitriol, eine grünliche crystallinische Substanz, wird bei herannahender oder schon vorhandener Cholera in sehr großen Mengen gebraucht, um in wässriger Lösung zur Desinficierung von Abtritten und Nachtstühlen verwendet zu werden. — Elixirium acidum Hallieri, Haller'sches Sauer, mit Himbeersaft und Wasser vermischt — ein sehr angenehmes Getränk bei Fieberhitze.

(Schluß folgt.)

Deutsch und französisch.

?? Die Berichte über das Benehmen einzelner Landsmänninnen den gefangenen Franzosen einer- und unseren eigenen Soldaten andererseits gegenüber müssen bei jeder echt deutschen Frau gerechte Entrüstung hervorrufen. Nicht genug, daß in der sofortigen Annahme alles Dessen, was der leichtfertige französische Geschmack und Ungeschmack über unsere Geenzen einschmuggelt, daß besonders in der jetzigen weiblichen Mode Schwachheit und Hohlheit früherer Tage sich spiegeln, man verleugnet auch von gewissen Seiten jeden Funken von Vaterlandsgefühl in dieser großen Zeit der begeisterten patriotischen Erhebung und setzt um den geringen Preis einiger französischen Dankesformeln die Rücksichten bei Seite, die man unseren deutschen braven Soldaten schuldig ist. Die Ursache davon liegt tiefer, als auf den ersten Blick scheint; sie liegt geradezu in der Erziehung bei einem großen Theile unserer Familien und gerade jetzt ist der geeignete Zeitpunkt, darauf aufmerksam zu machen und auf Beseitigung hinzuarbeiten. Man hat sich daran gewöhnt, Alles was von Frankreich kommt, schön zu finden; man hat französische Gebräuche und Unsitten über ehrliches deutsches Wesen erhoben und das, was dasselbe früher ausgezeichnet hat, Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Häuslichkeit des deutschen Weibes, hat dem geist- und herzlosen Flitter französischen Dünkels, hat eingebildeter und verbildeter Oberflächlichkeit weichen müssen. Man hält sich viel zu gut auf den feinen Schliff unserer deutschen Jungfrauen und Mädchen, wenn sie einiges Französisch und Englisch radebrechen, man bewundert an sich selbst den Fortschritt der Zeit, wenn die Töchter des Hauses auf Bällen und in Concerten den lebendigen Beweis liefern, daß wir den Standpunkt der guten alten deutschen „Prüderie" überwunden haben. Und die Hausfrau, die Mutter? sie vernachlässigt in vielen Kreisen ihre erste und heiligste Pflicht, das geistige und körperliche Wohl ihrer Kinder zu überwachen, übergibt dieselben fremden Menschen, um in ihren Vergnügungen nicht gehindert zu seyn, um à la française in der Außenwelt glänzen zu können. Das hat französischer Einfluß auf unsere Erziehung bewirkt. Wenn man auch bei dem größten Theile unseres Volkes noch erkennt, daß das segensreiche Wirken der Frau im Kreise der Familie, ihre Selbstverleugnung, Einfachheit und Aufopferungsfähigkeit das wahre Erdenglück an den bescheidenen Herd fesselt, in vielen höheren Schichten hat man es vergessen und die noch vereinzelten Beispiele können fürchterliche Ausdehnung gewinnen. Darum treten wir aller Orten diesem hohlen Scheinwesen, dieser Coquetterie mit dem Franzosenthum, die sich jetzt sogar in den Lazarethen breit macht, entgegen und sorgen wie dafür, daß in unserem zur politischen Hoheit sich entsaitenden schönen Vatrlande auch überall deutsche Zucht und Sitte sich wieder einbürgern.

Schlachtengebet.

(Nach Psalm 35)

HErr, der Du mächtig bist vor allen Herrn,
Dem unser Beten gilt so nah' als fern,
Laß leuchten uns des Sieges gold'nen Stern!

Schieß' Deinen Donnerstrahl auf's frevle Haupt,
Das, HErr, Dein Volk zu knechten schon geglaubt,
Daß nimmermehr ein Lorbeer es umlaubt!

Nimm Deinen Schild und zücke Deinen Speer!
Tritt her in Deiner Kraft und ruh' nicht eh'r,
Als bis wie Spreu zerstiebt der Feinde Heer!

Laß stürzen sie in's Netz, das sie gestellt!
Von keinem Lichte sey ihr Weg erhellt,
Auf daß ihr stolzer Fuß zur Grube fällt!

Doch unsre Seele freue sich des HErrn:
Er löst sein Volk vom Joch des Drängers gern;
Laßt uns anbeten unsres Heiles Stern!

Heinrich Stadelmann.

Der Dichter des Volksliedes „Die Wacht am Rhein" ist Max Schneckenburger. Der Beleg für seine Autorschaft ist vorhanden in einem Briefe desselben an seine damalige Braut, nunmehrige Wittwe, welche in Thalheim, O.A. Tuttlingen, wohnt. Dieser Brief erwähnt es, daß er, aufgefordert von einigen Freunden, auch ein Rheinlied gedichtet habe, und läßt sofort das Lied selber folgen. Das Datum, 30. November 1840 führt uns in die Zeit des Ministeriums Thiers und des anderen Rheinliedes: „Sie sollen ihn nicht haben." Schneckenburger, der Sohn eines Kaufmanns in Thalheim, ist dort geboren am 17. Februar 1819, machte in Württemberg die lateinische Schule durch und kam nach seiner Konfirmation in eine kaufmännische Lehre nach Bern, verblieb auch in der Schweiz bis zu seinem frühen Tode. Er war aber ein guter Deutscher und wäre wieder in sein Vaterland zurückgekehrt, hätte ihn nicht der Tod abgerufen. Er starb 30 Jahre alt in Burgdorf, Kanton Bern, wo er ein kaufmännisches Geschäft besaß und eine Eisengießerei gegründet hatte.

Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe. Meine Heimath zwar sind Wald und Feld,
Und mein Obdach Gottes Sternenzelt;
Doch ist meine Freiheit längst vergällt,
Seit Dianen's Lust Euch baß gefällt.

Zweite Sylbe. Lauern, List, Gewalt, Beharrlichkeit
Sind, gilt's meinem Zweck, stets thatbereit,
Und am meisten freurt sich dabei,
Wenn es glücklich geht, die — Polizei.

Das Ganze. Nur Pedanten sind mir gram und feind,
Weil es ihnen frevelhaft erscheint,
Was mit barscher, jugendlicher Glut
Harmlos sprudelt in des Knaben Blut.

Auflösung des Räthsels in Nr. 34: „Hochzeit".

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 36. Sonntag den 4. September. 1870.

Aus dem Abend sprießt der Morgen, Weise bleibt und wohlgeborgen,
Aus dem Schatten keimt das Licht. Wer die Frucht der Stunde bricht.

Lappe.

Ein Erlebniß in Texas.

Von

O. August.

(Aus Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte.)

(Fortsetzung.)

Ich war sehr gespannt, zu erfahren, wie ein Caballero sich benehme, wenn es gelte, ein wehrloses Weib zu morden, und so preßte ich dem stöhnenden Schwarzen die Erklärung ab, daß ein Caballero seine Dame nicht mit Waffen oder Stöcken, wie einen Sclaven oder Hund, sondern nur mit seinen eigenen Händen tödte, d. h. erwürge. Diese Anschauungsweise, welche ganz mit der Vorstellung der Othello-Courtoisie übereinstimmte, war mir neu, und ich erfuhr weiter, daß Don Antonio diesem Ehrengesetze gemäß seine Frau erdrosselt habe. Schneeweiß, ohne eine Wunde an ihrem Körper, blos das blaue Mal seiner Hand am Halse, sey sie früh Morgens in Vista Hermosa, ihrem Wohnsitz bei Mexiko, unter einem alama blanco (Birke) hingestreckt, gefunden worden und so auch erscheine sie dem Gebieter im Traume. Auch der junge Engländer, ihr Vetter, welcher eben die ganze Verfolgung in's Werk gesetzt, beunruhige des Herrn Nächte, und dieser schreie dann laut seinen und ihren Namen.

Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um zu combiniren, daß der junge Mann, welcher die Mordthat ruchbar gemacht, auch zugleich — ob gerecht oder ungerecht, konnte ich nicht entscheiden — der Gegenstand der Eifersucht des Mörders gewesen, und mir blieb nur noch zu ermitteln, wie Cicero hinter diese Dinge gekommen sey. Er erzählte mir auf meine Frage, daß Tiber einst seinen Posten verlassen, um nächtlicherweile unbemerkt eine Freundin zu besuchen; dort habe er zu viel zu trinken bekommen und sich so berauscht, daß er zu lärmen anfing und die Lagerstätte an der Thür seines Herrn nicht mehr finden konnte, so daß die Negerin leise Cicero weckte und ihn bat, den Tobenden fortzuschaffen. Bei dieser Gelegenheit hatte mein Gewährsmann nicht nur die Reden und das Schreien seines Herrn vernommen, sondern auch von dem betrunkenen schwarzen Kämmerling Alles erfahren, was er mir eben mitgetheilt. Inwiefern der Respect vor dem Gebieter dem Sclaven zur zweiten Natur geworden und wie viel Heuchelei dabei im Spiele war, vermag ich nicht zu unterscheiden; jedenfalls vergaß Cicero keinen Augenblick, die Sache seines Herrn als eine gerechte und das Vorgehen des ihn verfolgenden Ayuntamiento als eine Unverschämtheit darzustellen.

Ich hatte genug gehört. Bei Lulu's mehr zu scharfer Kritik als zu romantischer Hingebung geneigtem Charakter glaubte ich mit den gesammelten Thatsachen sogar einer angehenden Neigung das Gleichgewicht halten, ja sie bekämpfen zu können, und ich wünschte deßhalb den Moment herbei, der mir ermöglichte, ein aufrichtiges Wort mit ihr zu sprechen. Um so mehr sah ich mich unangenehm getäuscht, als ich merkte, daß die Damen nicht zum Frühstück kamen, der Oberst sich mit mir allein zu heißer Chocolade und Maisbrei setzte und gleich nach beendigter Mahlzeit verschwand. Ich spähte und spürte vergeblich in der Nähe des Hauses nach Lulu umher, allein die weißen Vorhänge, von denen der Schwarze schon so viel Aufsehens gemacht, gestatteten mir keinen Einblick in das Innere, und so versuchte ich, obschon ich mich von unerklärlicher Mattigkeit befangen fühlte, einen der nächsten Hügel zu erreichen, von wo ich mich in der Hoffnung, irgendwo eine Ansiedlung zu entdecken, nach allen Seiten umsah. — Allein vergeblich! Rings um mich her wallte und wogte beim leisesten Hauch der Lüfte das Gräsermeer der Prairie, nicht von der kleinsten Spur menschlicher Wohnung belebt und nur hinter einem der Grashügel drang ein feines Rauchwölkchen hervor, unzweifelhaft die Stelle, wo nach Cicero's Beschreibung Don Antonio's Behausung liegen mußte, und das Rauchsäulchen erinnerte mich, daß wohl auch im Hause des Obersten die Essenszeit — wenn es überhaupt eine gab — herankommen mußte. Ich ging, nein, ich kroch mühselig den Hügel hinab; als ich endlich mit großer Anstrengung beim Hause anlangte, fand ich den Tisch bereitet; die beiden Damen erschienen an der Seite ihres Wirths; allein sie blieben augenscheinlich mit Absicht stets beisammen, so daß ich unmöglich Gelegenheit finden konnte, Lulu zu sprechen. Das Mahl bestand aus Camote (süßen Kartoffeln), Atole (Maisbrei), Tamal, einer aus Mais, Pfeffer, Rosinen und Fleisch in Maisblättern gekochten Speise, und jenem Fleischgerichte, von dessen täglichem Vorhandenseyn auf dem Tische des Obersten Cicero so rühmende Erwähnung gethan hatte. Es bestand aus schmalen, von Ochsenfleisch geschnittenen Riemen, welche, an der Luft getrocknet, sich sehr lange aufbewahren lassen und für einen gesunden Magen ein ganz gutes Nahrungsmittel abgeben. Ich aber, obschon mein Bedürfniß nach Speise bis zum Heißhunger gesteigert war, fühlte mich durch diese Mahlzeit mehr beschwert als gesättigt und empfand bald ein solches Unwohlseyn, daß ich froh war, da endlich der Abend herankam, daß meine Wirthe sich in's Haus zurückzogen und ich in eine wollene Decke gehüllt, mich auf mein Lager im Freien hinwerfen konnte. Der ersehnte Schlaf floh jedoch dies Mal meine Augenlider und wenn diese sich schlossen, sah ich mich von Klapperschlangen umgeben, die bald Lulu's, bald Antonio's Gestalt annahmen. In kaltem Schweiß gebadet und von scheußlichen Bildern gepeinigt, sprang ich endlich in einem Momente klar erwachenden Bewußtseyns auf und eilte zur Stallthüre, um mir durch Geld und gute Worte Unterkunft dort zu erzwingen. Die Thür war aber von innen verrammelt und da ich fieberhaft heftig daran riß und sie zu öffnen suchte, erhob die Negerin ein so furchtbares

Gehenl, daß ich erſchreckt zurück zu meiner Lagerſtätte ſchlich, die ſich in der Vertiefung der ſie umgebenden Holme wie ein Leichenſtein zwiſchen hahen Gräſern ausnahm. Ohnmächtig ſank ich auf dieſelbe hin und erwachte erſt zum Bewußtſeyn, als lautes Geräuſch und Bewegung um mich her mich weckte. Ich bemerkte allerlei Zurüſtungen und erfuhr, Don Antonio habe die Damen heute zu einem Spazierritte eingeladen und komme, ſie abzuholen. Wirklich ſah ich auch einen Trupp Reiter auf Pferden nnd Maulthieren ſich langſam nahen, an deſſen Spitze, etwas phantaſtiſch gekleidet, den Revalver im Gürtel, den breiten Sombrero (Hut) nach der Seite gedrückt, Dan Antonio ſtolz und ſtattlich einherritt, während unter den geſattelten Maulthieren und Pferden ein roth oerdeämter und nur ollzu wahlbekannter ſpaniſcher Sallel mir entgegen ſchimmerte.

Don Antonio's Aeußere entſprach ganz der Vorſtellung, welche Cicero's Schilderung in mir wachgerufen hatte. Seine regelmäßig ſchönen Züge waren verzerrt und ließen auf Gewaltthätigkeit ſchließen; in ſeinen dunklen Augen brannte ein Krater wilder Leidenſchaften; demnach repräſentirte ſeine Eeſcheinung den Typus eines ſpaniſchen Cadallero und war ganz dazu angethan, auf Frauen einen günſtigen Eindruck zu machen. Die ſtatze Haltung, die er ſich zu geben wußte, oereinigte ſich mit einer Art ritterlicher Galanterie, die derjenigen, an welche er ſich wendete, ſchmeicheln mußte. Mit leichter Behendigkeit ſprang er vom Pferde, oerneigte ſich gegen die Damen und ſprach einige Worte mit ihnen, indem er mich gar nicht zu bemerken ſchien; ollein ich fühlte deutlich, wie er, indem er auf andere Dinge zu ſehen ſchien, flüchtig forſchende Blicke auf mich warf. Im Augenblicke aber, wo ich mich der Gruppe nahte, führte er Lulu das für ſie mit dem neuen Sattel bereit gehaltene Pferd var, und während er es mit der linken Hand am Zügel hielt, ſtreckte er ihr die Rechte als Trittbrett hin. Lulu, deren Amazonenthum kennen zu lernen ich keine Gelegeuheit gehabt hatte, eegriff mit den Händen Zügel und Sattelknopf und mit der linken Fußſpitze die dargehaltene Hand Antonio's berührend, ſchwang ſie ſich mit leichter Grazie in den Sattel. In demſelben Moment war auch ihr Ritter wieder zn Pferd geſtiegen und gefolgt oom Oberſten, deſſen Feau und einigen Schwarzen, ſetzte ſich die Karavane in Bewegung. Nur ich allein blieb zurück und mie entging nicht, daß Antonio im Scheiden einen hähniſch-ſtechenden Blick auf mich warf. — Blaß und zitternd mit gedollten Fänſten ſtand ich da und ſah noch lange nach dem Hügel, hinter dem ſie verſchwunden war. In meiner Seele kämpfte oerletztes Selbſtgefühl und Theilnohme für das bethörte Mädchen, das mich hierhee geführt, um ſich ooe meinen Augen in's Veederderben zu ſtürzen; bald ſchien mir ihe Verfahren unoerzeihlich, bald ſah ich ein, daß ſie die ganz unſchuldige Veranlaſſinng meiner oerzweifelten Lage war. Wenn es kaum iegend etwas gibt, was unſer Selbſtgefühl mehr hebt, als der erwünſchte und willkammene Gaſt eines geachteten Hauſes zu ſeyn, ſo iſt wahl nichts verletzender als die Rolle eines Eindringlings. So lief gedemüthigt ich mich aber auch fühlte, ſo eiſchien mir dennoch der Preis nicht zu hach, wenn duech mein Dazwiſchentreten Lulu aus den Klauen Antonio's gerettet und oor. einem Looſe der Vereinſamung und Unterdrückung, wie das ihree Couſine, bewahrt wurde. Es war nur zu klar, daß einem armen Calaniſten, wie der Oberſt, eine oerwandtſchaftliche Veebindung mit dem reichen Beuemertto della padria höchſt wünſchenswerth erſcheinen mußte und daß er Alles that, dieſelbe zu beſördern. Ich aber handelte im Bewußtſeyn, daß nicht Eiferſucht mich oerdlendete, und wenn ich Antonio's Bewerbung zu oereileln ſuchte, ſo geſchah dies aus rein menſchlicher Theilnahme für ein ſchönes, ſchlecht derathenes Mädchen, keineswegs mehr in der Abſicht, deren Gunſt zu gewinnen. Jo, ich würde daſſelbe für jedes andere weibliche Weſen gethan haben, welches ich in der Gefahr geſehen hätte, die Beute eines Mördees zu werden; denn meine Empfindungen hatten ſich gewaltig oernüchlert, ſey es, daß Lulu's rückſichtsloſes Betragen oder mein krankhaft deprimirter Zuſtond Urſache dieſer Veränderung war; ober ſa ſehr ich ſie zu retten wünſchte, ſo wenig dochte ich mehr daran, ſie ols Geliebte und Gattin heimzuführen. Es war bereils Nachmittag, als ich aus ſolchen Gedanken erwachte, und Negergeſong in meiner Nähe hörend, Cicera's kreiſchende Stimme eekannte. Ich ſtand auf, eilte nach dem Orte, oan welchem die Stimmen kamen, und wurde, dort angelangt, mit einem ſeltſamen Anblick überraſcht. Catalina, die Hausnegerin, eine freie Schwarze, die ich niemals gehen, ſanoern nur immer watſcheln geſehen hatte, ſprang hach geſchürzt auf einer Raſenerhöhung herum und bewegte ſich tonzend nach dem Geſang der um ſie her gelagerten Negee, den ſie hinwieder buech gellendes Schütteln ihres Tambaurins begleitete. Als ſie mich gewahrte, ließ ſie die Arme ſinken und die ganze Gruppe ſtob anseinander. Cicero ſprang mir entgegen; er glaubte mich auf dem Ritt mit den Andeen und meinte, ich wäre wohl Keankheit halber zurückgeblieben, ich ſähe ſchlecht aus und werde das vomita negro bekommen — lauter ſehr tröſtliche Dinge, die mir oder doch Anlaß boten, ihm zu ſagen, er ſolle mit Catalina ſprechen und ſie bewegen, mich ruhig im Stalle übernachten zu laſſen. Ich fühlte mich ſehr unwahl, ſehnte mich nach einem Lager unter ſchützendem Dach, konnte aber bach meinen Wirth nicht um ein ſolches anſprechen, der ſelbſt das einzige Gemach des Häuschens mit ſeiner Frau bewohnte, das nur durch eine Bretterwand obgetheilt, auch Lulu zur Schlafſtätte diente. Es war mir daher ſehr unangenehm, daß Cicero wie die Negerin mir ein Obdach im Stalle oerweigerten und beide in mich drangen, eine Unterkunſt im Zimmer meiner Wiethe zu begehren. Unſere Anſichten über dieſen Punkt ließen ſich nicht oereinigen, und das ſchwarze Paar ſchlug mich am Ende durch die Erklärung nieder, daß meine Gegenwart meinen weißen Landsleuten unmöglich ſchaden könne, daß aber durch die nächtliche Anweſenheit eines Weißen im Stalle die Kühe die Milch verlören. Dagegen ließ ſich nun freilich nichts einwenden, und da ich ebenſo darauf behorrte, mein Nachtlager nicht Angeſichts der Damen aufſchlagen zn wallen, ſelbſt wenn dieſe es geſtatteten, war ich im Begriffe, mich meinem Laaſe zu ergeben, als der Schwaeze den leuchtenden Gedanken hatte, Catalina könne ja die Kühe in der Nacht in die Prairie treiben und mir den Stall einräumen, nue ſollte ich oerſprechen, dem Obeerſten nichts davan zu ſagen, da dieſer ſteif und feſt glaube, es ſchade den Kühen, wenn ſie im Freien blieben. Obſchon mir nun der Glaube des Oberſten mehr einlenchtete, ols der Glaube Catalinen's an die Schädlichkeit des Contubeeniums von Weißen mit Kühen, war ich gewiſſenlos oder beſſer krank genug, auf dieſen Vorſchlag einzugehen und mir buech ein paar Dollars ein Nachtlager untee ſchützendem Dache zu ſichern. In der Freude meines Heezens überſah ich ſogor den Mament, da die Karavane heimkehrte und Lulu ſich abermals einem Geſpräch mit mir zu entziehen gewußt hatte; ober ich war wohl ſchon zu krank, um daeauf nach beſanderes Gewicht zu legen, und da ſich alle zur Ruhe begeben, verließ ich zähneklappernd mein feaſtiges Lager und ſchlich nach dem Stalle, wa ich mich wie der in das Schlafgemach des Kalifen oerſetzte Bettler fühlte und in vollen Zügen der Wolluſt einer warmen, geſchützten Schlafſtelle genoß. Währeud ich nach die Negerin die Kühe leiſe und oarſichtig foetteiben hörte, damit ihr Brüllen nicht das Strategem verrathe, ſank ich in einen Schlaf, der wie jenee Schlummee im Gemach des Kalifen keine Beſtimmung ſeiner Dauer zuließ, ja ich weiß über das, was weiter vorging, nicht den geeingſten Beſcheid zn geben. Ich erinnere mich nur noch, daß Catalina an mein Lagee kam und mich eemahnte, aufzuſtehen und ihre Kühe ols eechlmäßige Beſitzer wieder Platz nehmen zu laſſen, daß ich es ober nicht oermachte, daß der Barſatz, Lulu über Antanio's Vergangenheit aufzuklären, mich fartwährend beſchäftigte und daß ich nicht mehr unter freiem Himmel ſchlief. Wie lange das Alles währte, wußte tch nicht; eines Tags abee faßte mich Catalina unter den Armen, führte mich hinaus in's Freie und ſetzte mich an den Tiſch, an welchem ſich auch der Oberſt niedeegelaſſen hatte und auf welchem eine Flaſche Wein ſtand. Jch hörte, daß geſagt wurde, „es ginge nun wieder mit mir,“ und ſah, wie mein Wirth mir mit guter Lebensart ein Glas Wein einſchenkte; er nöthigte mich, daſſelbe auf ſein Wohl zu trinken, indem er das ſeinige auf meine Geſundheil leerte. „Sennor,“ hub er an, „keine Worte oermögen die Ehre auszuſprechen, welche meinem Hauſe dodurch zu Theil wurde, daß es einen ſa ausgezeichneten Gaſt beherbergen durfte, wie derjenige iſt, an welchen ich mich hiermit wende.“ (Fartſ. folgt.)

An das deutsche Volk.

Ein Gruß aus Amerika.

So stehst Du nun zum Kampf gerüstet,
Zu züchtigen fränkischen Uebermuth,
Den es nach Deinem Rhein gelüstet,
Nach Deiner Söhne Ehr' und Blut;
Zu züchtigen jenen Knecht der Schande,
Der seit Jahrzehnten Dich bedroht,
Und der schon in so viele Lande
Trug Krieg und Elend, Noth und Tod.

Vergiß es nicht! in Deinen Siegen
Ruht jetzt Europa's künftiges Glück;
Denn solltest Du jetzt unterliegen,
Kehrt Fried' und Eintracht nicht zurück.
Nun laß den deutschen Zorn entflammen
Und schlag' mit deutschem Grimm darein:
Des Räubers Zwingburg brich zusammen,
Dann wird Europa glücklich sein.

Nicht halb thu's! Diplomatisiren
Verrückt Dir leicht des Kampfes Ziel;
Du könntest dabei nur verlieren
Und aus dem Ernste würd' ein Spiel.
Mit deutschem Ernst, mit deutschen Hieben
Mußt Du in diesem Kampfe steh'n,
Bis „Er" vollständig aufgerieben
Und nimmer wieder kann ersteh'n.

Zerschmettern mußt Du diesen Götzen,
Vertilgen seine ganze Brut.
Den Kaisermantel reiß' in Fetzen —
Du gibst dafür Dein Bürgerblut!
Und wenn Du an der Seine Strande
Beschließest Deinen Siegeslauf,
Dann häng' ihn, der Europa's Schande,
Wie er's verdient, am Galgen auf!

Das ist der Platz, der ihm gebühret —
Kein Elba, kein St. Helena!
Viel böse That hat er vollführet,
Es flucht die Welt ihm fern und nah'.
Dich aber wird Europa segnen,
Und jeder Welttheil stimmt mit ein;
Dann wird es Friedensblüthen regnen,
Und Friede schließt den Wohlstand ein.

New-York, den 20. Juli 1870.

Friedr. Gerhard.

Ueber Lazareth-Krankenpflege.

(Schluß.)

III. **Allgemeine Bestimmungen.** Die Fürsorge der Diakonissin im Feldlazareth für den verwundeten Soldaten soll sich auf folgende Punkte erstrecken: Herstellung eines paßenden Lagers, Besorgung der nöthigen Krankenkleidung und Wäsche, Herbeibringung von Speis und Trank, regelmäßige, nach der ärztlichen Anordnung sich richtende Verabreichung der Arzeneien, Herbeischaffung der nöthigen Verbandstücke, Führung der Correspondenz mit den Angehörigen des Kranken. In letzterer Beziehung wird es gut sein, sich den Namen, die Heimath, die Adresse der Angehörigen, die Art der Verletzung, vorgenommene Operationen, besondere Wünsche und Aufträge des Kranken, den etwa erfolgten Tod desselben nebst den näheren Umständen aufzunotiren. — So weit es möglich ist, und die Umstände, die Zahl der vorhandenen Pflegepersonen es erlauben, sey man zur Schonung der eigenen Kräfte auf regelmäßige gesunde Nahrung, nicht zu lange Unterbrechung des Schlafes und auf Erholung in frischer Luft bedacht. Man achte darauf, daß dem Kranken außer der verordneten Kost nichts an Speisen und Getränken zugeführt werde. — Am Krankenbette muß man auf alle Weise Aengstlichkeit, Ekel, Schrecken und Bestürzung zu überwinden sich bemühen. — Bezüglich der Einrichtung der Hospitäler steht fest, daß die Zusammenhäufung sehr vieler Verwundeter in demselben Raume von größtem Nachtheile ist. Man muß auf möglichste Zerstreuung der Kranken bedacht sein. Die Verwundeten sind am besten in von einander abgesonderten, luftigen, nur eine geringe Anzahl von Kranken fassenden Bretterhäusern, sogenannten Baracken unterzubringen. Man muß stets auf baldmöglichste Entfernung der Verwundeten aus dem Feldlazareth bedacht seyn. Nichts ist vortheilhafter, als deren Versetzung auf das Land. Die natürliche Ventilation durch Fenster und Oefen ist immer noch die beste und muß fleißig und mit unverwandter Aufmerksamkeit beachtet werden. Die Anhäufung und das mangelhafte Fortschaffen der beschmutzten Verbandstücke kann überaus schädlich werden. Bei Kranken, welche in Folge gestörten Bewußtseyns nicht reinlich sind, sind dreigetheilte Matratzen und wasserdichte Untertagen unter das Leintuch am Platze. Bei kurzathmigen Kranken muß eine erhöhte Lage des Oberkörpers hergestellt werden. Bei längerem Krankenlager sind an der Zimmerdecke oder am Fußende des Bettes Gurte anzubringen, an denen sich der Kranke in die Höhe richten kann. Bei Neigung zum Aufliegen (decubitus) sind Vorkehrungsmaßregeln: Luftkissen, Wechsel der Lage, so weit es möglich ist; sorgfältigste Reinhaltung des Kranken und seiner Lagerstätte, Einreibung einer spirituösen Flüssigkeit in die Kreuzgegend, z. B. von Branntwein oder einer Sublimatlösung. Ist der decubitus vollständig entwickelt, hat sich ein Stück Haut als Brandschorf abgestoßen, dann wird mit der im Hospitale üblichen Verbandsalbe verbunden. Diese wird auf einen hinreichend großen Leinwandfleck gestrichen, dessen Ränder einige Linien breit mit Heftpflaster bestrichen sind, damit der Fleck auch ankleben und festhalten kann. Kann der Kranke nicht täglich einmal umgebettet werden, so muß wenigstens die Unterlage glatt gehalten und müssen besonders kleine fremde Körper, wie Brodkrumen und Bröckelchen vom Gypsverband entfernt werden. Man sei den Kranken, die es nicht selbst können, beim Waschen und Kämmen behülflich. Bäder sind, wenn der Krankheitszustand sie zuläßt, stets eine große Labung für die Kranken. — Wird ein Verwundeter in Abwesenheit des Arztes im Hospital aufgenommen, so wird er vorsichtig entkleidet. Bei schweren Verletzungen und Knochenbrüchen sind die Kleidungsstücke an den Nähten der verletzten Seite aufzuschneiden. Bei starkem Fieber und heißer Haut ist nichts erquickender, als ein Trunk frischen Wassers. Die alten Verbandstücke werden vorsichtig abgenommen, die Wunden gereinigt und frisch verbunden. Wie oft der Verband erneuert werden soll, wird vom Arzte bestimmt; auch welche Verbände die Diakonissin selbstständig machen und bei welchen sie nur behülflich sein darf. Eigenmächtiges Handeln muß durchaus vermieden werden. In der Lazarethkrankenpflege muß strengste militärische Disciplin und Subordination herrschen. Statt der Charpie wird bei Schußwunden vielfach Watte angewendet und muß dieselbe daher in großer Menge vorhanden sein. Größte Reinlichkeit der Verbände, reichliche Lüftung der Krankenlokalitäten, sorgfältige Befolgung der bezüglich der Diät gegebenen Vorschriften kann vielen Hospitalerkrankungen vorbeugen. Der Rapport an den Arzt muß sich beziehen: auf den Stand des Fiebers, der Schmerzen, auf nöthig gewordene Veränderungen der Lage und des Verbandes, Schlaf, Appetit, erfolgte Ausleerungen, vorgekommene außerordentliche Erscheinungen, so namentlich Blutung und Wahrnehmbarwerden eines fremden Körpers, Menge und Beschaffenheit der Eiterung, Eintritt eines stärkeren Frostanfalles, krampfhafte Erscheinungen. Bezüglich der Ernährung des Kranken müssen die Vorschriften des betreffenden Diätzettels genau eingehalten werden. Bei sterbenden Kranken verschaffe man möglichste Erleichterung durch Anbietrn von Getränk; wenn der Kranke nicht mehr schlucken kann, durch Befeuchten des Mundes mit einem feuchten Läppchen, Einschieben eines Eisstückchens in den Mund, durch gute bequeme Lage, Abwischen des Schweißes u. dgl.

IV. **Von den Blutungen.** Lebensgefährliche Blutungen folgen auf Verletzungen großer Gefäße durch Schuß, Hieb und Stich. Nach Amputationen treten Blutungen ein, wenn eine

Arterie nicht unterbunden wurde aber wenn bei einer unterbundenen Arterie die Ligatur sich wieder gelöst und abgestoßen hat. Im Verlaufe der Eiterung nach Schußwunden treten oft ganz unerwartete äußerst heftige Blutungen ein, indem ein großes Gefäß eröffnet oder eine durch Gerinnsel, Knochenstückchen und dergleichen verlegte Gefäßöffnung wieder frei wird. Beim Eintritt einer plötzlichen und starken Blutung gilt es vor Allem, die Fassung nicht zu verlieren. Es muß der Arzt gerufen werden, damit das blutende Gefäß unterbunden oder sonst wie zum Stillen gebracht werde. Ist der Arzt nicht zur Hand, so stehen folgende Mittel zur möglichen Stillung der Blutung zu Gebote: Ist nach einer Amputation das Tourniquet Vorsichts halber liegen geblieben, so wird es zugeschraubt, bis die Blutung aufhört. Ist das Torniquet nicht da, so sucht man, wo es irgend angeht, das blutende Gefäß an Ort und Stelle der Wunde an den Knochen oder sonst eine widerstandleistende Unterlage fest anzudrückrn. An den Stellen, wo das Tourniquet angelegt wird, kann mon die Arterien auch mit den Fingern zusammenpressen; man nennt dieß Compression der Arterie. Daß das Blut aus einem größeren Gefäße kommt, erkennt man an dem Spritzen in einem mehr oder weniger starken Strahle. Kommt die Blutung aus kleineren Gefäßen und Haargefäßen, ist sie eine mehr ausgebreitete, diffuse, so sind die passenden Mittel: Anwendung eines festen Druckverbandes mit Charpie, Compresse und Binde, Auflegen von Eisstücken oder von in Eisenchloridlösung getränkter Charpie. Das Ausfüllen einer blutenden Wundhöhle mit Charpiekugeln nennt man Tomponiren. Auf heftige Blutung folgt Ohnmacht; in dem dem Tode vorhergehenden Stadium der Verblutung treten nicht selten allgemeine Convulsionen ein. Bei schweren inneren Blutungen, wo keine äußere Hilfeleistung durch Unterbindung und dergleichen möglich ist, ist die Ohnmacht in Folge des fast völligen Aussetzens der Herzthätigkeit manchmal noch das einzige Rettungsmittel, indem während derselbrn durch Blutgerinnung eine Oeffnung in einem verletzten großen Gefäße sich schließen kann. Eine solche Ohnmacht darf daher nicht gewaltsam mit Reizmitteln entfernt werden.

An die deutschen Fabrikanten und Gewerbtreibenden.

Die französische Regierung hat, gedrängt und unterstützt von dem französischen Pöbel aller Stände, eine ebenso thörichte wie barbarische Maßregel getroffen, indem sie alle Deutschen aus Frankreich vertrieb, ein Verfahren, welches noch barbarischer ward durch die Art, wie es in's Werk gesetzt wurde. Friedliche Leute, Geschäftsmänner und Arbeiter, die im Vertrauen auf in allen civilisirten Ländern herrschende Gesetze und Gebräuche in Frankreich ihrem Berufe obiagen, ihre Pflichten erfüllten und theilweise durch langen Aufenthalt mit Land und Leuten in engere Beziehungen getreten woren, wurden plötzlich aus allen ihren Beziehungen herausgerissen und mußten mit Zurücklassung ihrer nicht leicht beweglichen Habe, wos in den meisten Fällen einem Verluste derselben gleich kommt, das Land verlassen, glücklich noch, wenn sie dobei omtlichen Vexationen und pöbelhaften Beleidigungen und Thätlichkeiten entgingen. Viele derselben sind bodurch ous leidlichen oder blühenden Zuständen in augenblickliches Elend versetzt. Wir sagen in augenblickliches Elend; denn wir sind versichert, daß man im Vaterlande dasselbe mit Eifer und Eile lindern wird; ouch ist, dazu noch mehr anzufeuern, nicht der Zweck dieser Zeilen: sie sollen auf eine andere Weise anfmerksam machen, den trourigen Folgen dieser französischen Barbarei abzuhelfen und dieselben sogar in wohlthätige umzuwandeln. Die Mehrzohl unserer ausgewiesenen Landsleute sind Arbeiter, in Frankreich geschätzt wegen ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes und oertraut mit den verschiedensten Zweigen der fronzösischen Industrie, weiche in vielen Fällen von unseren Gewerbtreibenden als mustergiltig und häufig mit Eifersucht betrachtet wird. Ein großer Theil der Produkte der französischen Industrie und besonders der Kunstindustrie, auf weiche unsere Fabrikanten so oft mit Neid blicken und mit denen die ihrigen mühsam concurriren, ja, die bei uns als unnachahmlich gelten, sind das Werk deutscher Arbeiter. Bronce- und Metallgießer, Ciseleure, Modelleure, Bildhauer und Schnitzer, Stuckarbeiter und Vergolder, Porcellan- und Glasmaler, Musterzeichner, Maler und Drucker, kurz, Ornamentisten aller Art sind darunter, Kunstschreinerei, Marqueterie, Maschinen- und Instrumenten-, Glas- und Porzellanfabrikation, Leder- und Papeterie-Arbeit, Weberei, Färberei und Druckerei ist unter ihnen vertreten, kurz, Alles, worin sich die französische Industrie Auszeichnung und allgemeine Anerkennung erworben hat, und in allen diesen Fächern sind die deutschen Arbeiter, weiche Frankreich jetzt von sich stößt, musterhaft und meisterhaft gewesen; wie hätten sie sonst in fremdem Lande einen so oortheilhaften Boden für ihre Thätigkeit gefunden? —

Nun denn, deutsche Fabricanten und Gewerbetreibende, hier bietet sich eine Gelegenheit, Eure Arbeitskräfte auf eine Weise zu oermehren und zu vervollständigen, die Ihr manchmal gewiß schon gewünscht habt. Ihr braucht nicht nach Frankreich zu reisen, um mühevoll den Fronzosen ihre Methoden und Verfahren abzulauschen, Ihr braucht nicht nach geschickten und geübten Werkleuten umzuschauen; die Franzosrn sind so gütig, sich seibst zu berauben, und schicken Euch ihre Arbeiter, die mit ihrem Gewerbebetriede auf's innigste oertraut sind, und zwor von den besten! Sie wollen sie nicht mehr, also nehmt Ihr sie auf in Eure Anstalten und Werkstätten, benutzt die Kenntnisse und Geschicklichkeit, die sie mitbeingen, ersetzt durch sie, was Euch bisher gefehlt hat, und ihr werdet den Franzosen mit ihren eigenen Mitteln Concurrenz machrn. Den deutschen Arbeitern aber, welche sie brutal vertrieben haben, werdet ihr auf diese Weise die schuldige Bruderhülfe besser leisten, als durch mildthätige Spenden und Unterstützungen. Die Franzosen haben unsere fleißigen Friedensarbeiter, die den Wohlstand ihres Landes oermehrten, vertrieben und uns zugeschickt; nehmen wir sie mit offenen Armen und mit Dank auf; wir haben ihnen dafür fleißige Kriegsarbeiter geschickt, die ihre Arbeit eben so gut verstehen. Freuen wir uns dieses Tausches, jenen werden dieses Tausches halber bold die Augen übergehen. Und ihr deutschen Arbeiter, die Ihr gezwungener Weise zu uns zurückkehrt, schüttelt den Staub von Euren Füssen und wieder rüstig an's Werk, jetzt auf heimischem Boden und für heimischen Wohlstand, und bedauert nicht, was ihr ouf fremdem Boden und unter fremdem Volke oerloren und verlassen habt: am besten lebt es sich doch im eigenen Lande und unter den eigenen Londesgenossen!

Leicht ist es, das, was wir oorstehend angeregt haben, auszufüllen. Zur Vermittlung der Nachfrage und des Angebots gibt es tausendfache Wege; die Communicationen sind leicht und nöthigenfalls wird es ja an Unterstützungen nicht fehlen. Also frisch auf, und möge uns der Krieg, den unsere Nachbarn freoentlich heraufbeschworen haben, auch auf diesem friedlichen Gebiete Triumphe bringen!

Die besten und edelsten Menschen gleichen zuweilen schönen Gegenden, die im Nebel und Regen dos nicht sind, was im Sonnenschein. Erst unsere Liebe und der Glaube an sie giebt ihnen die rechte Beleuchtung. So ist es zumeist auch nur unsere Schuld, wenn uns so viele Menschen nicht in ihrem vollen Werthe aufgehen. Gutzkow.

Räthsel.

Wirst Du mit 1—2 nicht zu Rathe gehen,
So könnte Dir 3—4 sehr leicht geschehen;
Doch sollst Du es in Etwas vorwärts bringen,
Ist 3—2 nöthig Dir vor allen Dingen,
Und willst Du, daß Dich ondre richtig fassen,
So darfst Du's an 1—4 nicht fehlen lassen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 35:
„Wildfang."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 37. Sonntag den 11. September. 1870.

Guten Rath zu geben, ist schwer; doch ihn zu befolgen,
Oft noch schwerer. Durch That schafft sich der Muthige Rath. Bouterwek.

Ein Erlebniß in Texas.

Von O. August.

(Fortsetzung.)

Er schwieg und schien die Erwiederung seiner Höflichkeit von meiner Seite zu erwarten; allein es wurde mir ja schwer, dem Sinne seiner Worte zu folgen, daß ich ihn wie blödsinnig anstarrte und er sich genöthigt sah, selbst im Texte fortzufahren.

„Ich muß doppelt bedauern," hub er auf's Neue an, „daß diesen hochgeachteten, in Amerika und New-York wohl angesehenen jungen Mann (Lulu mochte Allerlei zu meinem Gunsten erzählt haben) auf meinem Grund und Boden das Prairiefieber in so entsetzlichem und hohem Grade befallen hat, daß ich gegen mein eigenes Interesse den Rath ertheilen muß, diese Gegend zu verlassen, da es bekanntlich kein wirksameres Mittel als Luftveränderung gegen dieses böse und langwierige Uebel gibt."

Obschon die authentische Nachricht, das Prairiefieber zu haben, mich nicht sonderlich erfreute, berührte mich doch die Rede des Obersten und deren Gedankengang äußerst angenehm. Ich suchte mich zu fassen und antwortete ihm, daß es mir leid gethan, ihm so lange zur Last zu fallen — Gott weiß, daß dieß keine Redensart war — daß aber leider keine Möglichkeit vorhanden sey, ihn so bald von mir zu befreien, da das Schiff ja erst bei seiner nächsten Thalfahrt wieder hier anlege. Ich wußte nicht, wann diese statthaben würde und wie viel Zeit indessen verflossen sey, ahnte aber doch instinktmäßig, daß die erste Thalfahrt versäumt seyn mußte.

„Allerdings," versetzte der Oberst, „wird das Schiff, erst in einer Woche abwärts fahrend, wieder am Landungsplatze anhalten. Da es sich aber für Sie um baldige Luftveränderung handelt, könnten Sie sich dieselbe dadurch verschaffen, daß Sie die Bergfahrt zur Herstellung ihrer Gesundheit mitmachten und das übermorgen passirende Boot dazu benützten."

So deutlich ich merkte, daß man mich um jeden Preis hier fortbringen wollte, war mir dieser Vorschlag doch so lieb, daß ich den Obersten in meiner fieberhaften Erhitzung vor Freude hätte umarmen mögen. Allein schon im nächsten Augenblick fiel der Gedanke, den Weg bis an die Küste nicht zurücklegen zu können, als ein Dämpfer auf meine Erregung. Wie sollte ich, der sich kaum ein paar Schritte weit fortzuschleppen vermochte, den weiten Weg bis zum Landungsplatze zurücklegen? Trostlos und darüber brütend saß ich noch lange schweigend da, nachdem der Oberst mich verlassen hatte, als ich durch Cicero's unermuthete Erscheinung nicht wenig erfreut wurde; er kam vergnügt auf mich zu und erzählte mir, wie er mich oft im Stalle auf meinem Lager besucht, ohne daß ich ihn jemals erkannt hätte; auch gestand er mir zu, daß, wie sich gezeigt, die Gegenwart der Weißen den Kühen nicht schade, wenigstens solchen Kühen nicht, die, wie die des Obersten, schon durch ihre Besitzer dagegen abgehärtet wären. Aus seinem Geplauder konnte ich entnehmen, daß man jeden Tag meinen Tod erwartet habe und daß man ihn auch jetzt hauptsächlich hergeschickt, um anzufragen, ob derselbe bereits erfolgt wäre; zugleich sollte er die Herrschaft morgen wieder zu einem Spazierritt in die Prairie einladen. Ich theilte diesem einzigen theilnehmenden Freund meine Lage mit und erwähnte, daß die Unmöglichkeit, das Boot zu erreichen, mich wieder drückte, ja ich schämte mich nicht, ihm meine krankhafte Verzagtheit sehen zu lassen. Der brave Bursche zeigte mir die herzlichste Theilnahme und flößte mir Muth und Trost ein. Er versprach, mich am nächsten Morgen (Sonnabend), indessen die Herrschaften auf dem Ritte begriffen seyn würden, abzuholen. — Die Nacht würden wir unter dem Bretterdache zubringen, dessen Gastfreundschaft wir schon beide kennen gelernt hatten und übermorgen (Sonntag) würden wir vor Abend das Blockhaus am Ufer des Flusses erreichen, wo das Dampfschiff oft vor Mitternacht, oft aber auch erst am andern Morgen eintreffe. Die Erlaubniß, so lange wegbleiben zu dürfen, glaubte er mit Gewißheit durch einige Dollars von meiner Seite von seinem Aufseher zu erhalten. Auch gedachte er sich den Karren auszubitten, auf welchem todte oder kranke Sclaven transportirt werden, und auf diesem wollte er mich bis zum Landungsplatze fahren, kurz er wußte mir Alles so gut darzustellen, daß ich ihn mit der besten Hoffnung scheiden sah.

Als ich am andern Morgen erwachte, fühlte ich mich so wohl und war mir aller Dinge so klar bewußt, wie dieß schon lange nicht der Fall gewesen, und da die Anstalten zum Spazierritte gemacht wurden, übersah ich sogleich, daß ich bei der Heimkehr Lulu's bereits auf dem Wege mit Cicero seyn würde. Was ich ihr daher mittheilen wollte, mußte sogleich vorgebracht werden, und durch meine nahe Abreise zu außergewöhnlichen Maßregeln gezwungen, ging ich, da ich sie erblickte, festen Schrittes auf sie zu und führte sie, ohne auf das Erstaunen der Oberstin Rücksicht zu nehmen, hinter einen Vorsprung des Hauses, dem einzigen Plätzchen, wo man ungesehen blieb. Hier sammelte ich mich, sagte ihr, daß ich mein Wort gehalten, nun nicht länger bleiben könne und wolle und heute noch von dannen zöge; ich machte sie aufmerksam auf die Gefahr, die sie einsam und ohne Schutz hier mit einem leidenschaftlichen Manne laufe, wenn sie mit ihm spiele, wie sie es mit den Lions New-Yorks zu thun gewohnt sey, und bat sie, vorsichtig und auf ihrer Hut zu seyn.

„Und warum das?" frug sie, indem plötzlich ihr Gesicht den schäckernden heitern Ausdruck annahm, welchee zu ihrem ganzen Wesen zu gehören schien und den ich hier immer vermißt.

„Weil," erwiederte ich, „die Zukunft Ihres Lebens, die sie sicher nicht mit einem mexikanischen Caballero werden theilen

mögen, davon abhängt, weil vielleicht die einzige Rettung, die überhaupt für Sie noch möglich iſt, nur mehr darin liegt, mit mir ſo raſch als möglich dieſe Gegenden zu verlaſſen."

Ich hatte in der fieberhaften Aufregung mehr geſagt als ich wollte und zitterte, da ich dieſe Worte ſprach. — Nahm Lulu meinen Antrag an und verließ ſie mit mir die Prairie, ſo war das Loos meines Lebens geworfen, und das, was ich auf dem Herwege als größte Glückſeligkeit geträumt, folgte mir als Bürde auf dem Fuße. Die ablehnende Kälte, mit welcher ſie mir begegnet, der ſchnöde Undank, mit welchem ſie das Opfer, das ich ihr brachte, belohnt, hatte mich ſo verletzt, daß ſelbſt ihre Nähe und Freundlichkeit — das fühlte ich jetzt — die Kluft nicht mehr auszufüllen vermochten, die zwiſchen mir und ihr lag. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ſie mit Innigkeit, doch ruhig, meine Hand ſchüttelte. „Wahrhaftig," ſagte ſie ſanft und ernſt, „ich ſehe, Sie ſind wirklich mein treueſter und beſter Freund! Der Himmel hat Sie mir geſchickt in der Stunde der Entſcheidung meines Schickſals und Sie ſollen mein Vertrauter ſeyn, was auch die brinn (ſie wies nach dem Hauſe) dagegen einzuwenden haben. Hören Sie mich. Von den Lions des Broadway, auf welche Sie anſpielen, hat Keiner mich jemals intereſſirt; die Alltäglichkeit dieſer Menſchen iſt mir langweilig; ich träumte immer etwas von abſonderlicher Ritterlichkeit und muthiger Männlichkeit, wie ſie mir — ich will es Ihnen offen geſtehen — in Don Antonio vom erſten Moment ſeines Erſcheinens hier ſogleich entgegentrat, und ich ſehe wahrlich nicht ein, warum ich mein Leben nicht mit einem mexikaniſchen Caballero ebenſo gut wie mit einem New-Yorker Kaufmann ſollte theilen können." „Die Anſichten über den Werth oder Unwerth laſſen ſich nicht ſo ſchnell erörtern," erwiederte ich ruhig, „aber faſſen Sie die Geſammterſcheinung dieſes Mannes zuſammen. Welche Beweggründe können einen der reichſten Grundbeſitzer veranlaſſen, ſich in dieſer Einöde aufzuhalten?" „Dieſe Beweggründe," verſetzte das Mädchen mit ſelbſtgefälliger Leichtigkeit, „ich will ſie Ihnen mit einem Worte nennen: ſie heißen Lulu! Er wollte nur eine Nacht auf ſeiner Hacienda zubringen, fand mich — und dieß der Grund ſeines Verweilens hier." „Was aber war die Urſache ſeines Herkommens?" erwiederte ich. „Auch ich will Ihnen dieſelbe mit einem Worte nennen."

„O ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen," fiel Lulu raſch ein, „Sie haben es oft und oft wiederholt; armer Freund! Sie waren krank und Ihre Phantaſie beſchäftigte ſich unabläſſig, Antonio als einen Mörder, als Mörder ſeiner Gattin — die er verlor und die er tief betrauert — darzuſtellen. — Ich ſehe, Sie ſind noch nicht geſund, noch immer dieſelben Bilder und Vorſtellungen!" „Und woher wiſſen Sie," rief ich gereizt, „daß dieß bloße Fieberträume, daß es nicht Thatſachen, bezeugte Thatſachen ſind, welche ich Ihnen mitzutheilen brannte, um Sie zu warnen? Hüten Sie ſich, Lulu, vor dieſem Manne, der jeder Gewaltthat fähig und nicht werth iſt — —"

„Lügner, Verläumder!" ſchrie eine Stimme dicht bei uns. — Es war Don Antonio, welcher ſich um's Haus herum geſchlichen hatte und plötzlich vor mir ſtand. „Wer wagt das zu ſagen! zu wiederholen! Wer?" brüllte er. „Wer?" rief ich ihm entgegen, während ich fühlte, daß die lange gereizte Galle überſchäumte. „Wer? Fragen Sie das Ayuntamiento von Mexiko, das Sie verfolgt wegen des Blutes, das an Ihren Händen klebt!"

„Das Blut eines Bettlers," verſetzte Antonio, der ſeine Hand vom Revolver zurückzog und ſich zu faſſen ſuchte, „das Blut eines Bettlers — der — mich angefallen."

„Eines Bettlers," wiederholte ich, und der Zorn bemächtigte ſich meiner Sinne, „die Gebüſche zu Viſta Hermoſa und die Schatten des ſtamo blanca wiſſen von dieſem — „Bettler" zu erzählen!" Mehr konnte ich nicht ſagen. Ich ſchwieg entſetzt vor dem Ausdruck in Antonio's lebloſen Mienen. Blaue Schatten liefen über ſein leichenblaſſes Geſicht, ſeine Züge verzerrten ſich zur ſcheußlichen Larve und wie das erſchreckte böſe Gewiſſen ſtarrte er mich an; auch die blindeſte Liebe konnte, wie mich dünkte, nicht an der Richtigkeit einer Beſchuldigung zweifeln, welche ſo tief traf.

Während wir drei uns gegenſeitig wie verſteinert anſtarrten, kam der Oberſt, welchen ſeine Gemahlin herbei geholt, um das vermeintliche Zwiegeſpräch zwiſchen mir und Lulu zu unterbrechen, heran und zugleich ertönte das Klirren und Klingeln der Pferde und Maulthiere Antonio's; dieſer nahm augenblicklich ſeines Vortheils wahr, und den Thieren entgegeneilend, ergriff er den Traber Lulu's mit dem rothoerbrämten Sattelzeuge und führte mit ſtolzem Anſtande das ſich bäumende Thier vor; wieder war ſie im Augenblick im Sattel und wiederum verſchmanden beide hinter dem Zwergeichenhügel. Aber dießmal warf mir Antonio keinen höhniſchen Blick zu und ich ballte die Fäuſte nicht hinter ihm! Nein — meine Seele war leicht — ich hatte das Mädchen gewarnt, nicht nutzlos gewarnt; denn ſie ſelbſt hatte in dem Antlitz des Mannes, der ihr eine thörichte Leidenſchaft einflößte, geleſen, daß das, was ich in Fieberträumen von ihm ausgeſagt, keine bloße Ausgeburt kranker oder eiferſüchtiger Phantaſie geweſen. Nicht vergeblich hatte ich dieſe qualvolle Zeit durchlebt, und ich konnte mit Befriedigung von Lulu ſcheiden, da mein Beſuch in der Prairie von maßgebendem Einfluſſe auf ihr ganzes Leben war; meine Miſſion ihr gegenüber war erfüllt, und mit einem Segenswunſch nahm ich von ihr Abſchied, da ich ſie verſchwinden ſah. Ungeachtet der frohen Stimmung, welche meiner Herzenserleichterung folgte, fühlte ich mich von der Unterredung mit Lulu, noch mehr aber von der darauffolgenden Scene mit Antonio, wo ich all' meine Kraft aufgeboten, um meiner Gedanken Herr zu bleiben, ſo angegriffen, daß ich an allen Gliedern bebte, fröſtelte, und wie ich dieſen Zuſtand nun wohl kannte, von einem Fieberanfall heimgeſucht wurde; doch behielt ich mein Bewußtſeyn und ſah mit ängſtlicher Spannung dem Erſcheinen Cicero's entgegen; dieſer aber ließ zu meinem Schmerz lange auf ſich warten; Stunde um Stunde verging in immer peinlicher werdender Erwartung, und Nachmittag und Abend kamen heran, ohne daß er ſich zeigte. Die Sicherheit meines nahen Todes hätte ich mit Reſignation getragen, aber der Gedanke, hier noch länger ausharren zu müſſen, wenn ich das morgen Nacht ankommende Boat verſäumte, war mir unleidlich. Von den folterndſten Qualen der Ungeduld gepeinigt, endlich faſt verzweifelnd, nahm ich mir vor, mir durch den Oberſten eines der mit der Cavalcade anlangenden Pferde oder Maulthiere zu erbitten, obwohl ich allein und ohne Führer ſchwerlich den Weg finden konnte, — ich wollte lieber einſam in der Prairie verſchmachten, als am Fieber und bei dieſen Leuten ſterben. Zu meiner Beſtürzung aber kehrte der Oberſt mit den Damen allein und zu Fuß zurück; ſie hatten ſich vor einer Viertelſtunde von Antonio und deſſen Gefolge getrennt; offenbar hatte der letztere Cicero ſeine Bitte, mich zu begleiten, verweigert, wußte, daß ich noch anweſend war und vermied, mit mir zuſammen zu kommen — ich war alſo vollkommen hilflos. Da plötzlich trat Lulu an mich heran, legte ihren Arm freundlich in den meinigen und führte mich an die geſchützte Stelle, wo wir uns heute Morgen geſprochen; hier ſagte ſie mir, daß ſie einen Auftrag von Don Antonio an mich habe, aus welchem ich erſehen würde, wie dieſer Mann mich durch Großmuth beſchäme, mich, der ihn ſo ſchwer beleidigt! „Beleidigt!" rief ich aus, „nennt man das Beleidigung, wenn man einen Mörder ſeiner Unthat bezichtigt?"

„Eiferſucht ſpricht aus Ihnen," erwiederte Lulu begütigend, „geſtehen Sie's immerhin und ich werde die Letzte ſeyn, die Ihnen darüber zürnt; Eiferſucht verblendet Sie, aber es iſt nicht edel von Ihnen, ſo zu handeln — Sie ſind krank und das entſchuldigt Sie, allein Sie ſollten —"

„Krank und elend bin ich, das weiß ich nur zu gut," rief ich erregt, „aber in dieſem Augenblick bin ich zurechnungsfähig, das müſſen Sie ſehen, und ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß das, was Sie als Fiebephantaſie betrachtet haben, Wahrheit iſt, daß Thatſachen —"

„Theurer, armer Freund," unterbrach mich Lulu, „kommen Sie zu ſich und bedenken Sie doch nur die Umſtände. Woher könnten, woher ſollten Sie ſolche Nachrichten haben? Fremd und unbekannt, abgeſchnitten von allem menſchlichen Verkehr, durch wen wären ſie zur Kenntniß von Dingen gekommen, von denen ſich hier Niemand etwas träumen läßt? Wenn Sie aber wirklich etwas von dem, was Sie ſprechen, wiſſen — qui, ſo ſagen Sie, von wem Sie dieſe Nachrichten erhielten." (Schluß folgt.)

Das Münster 1814 *).

An E. M. Arndt.

In Straßburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr;
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt,
Die solches Werk gedacht,
In dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriß hergebracht.

Wie sich, ein ew'ges Heldenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem, ein heller schlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel strebt:

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen weich,
Das Haupt zu Gott hinan.

Und wie den festen Bau umgibt
Die schöne Heil'genwelt,
So hatte jeder, was er liebt,
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Alter noch
Ein fromm Gelübde thun,
Daß nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruh'n.

Wir sprechen dort ein hohes Wort,
Ein brünstiges Gebet,
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet;

Daß wie der Thurm der deutsche Sinn
Entwachse seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bedräut.

Und ob wir wieder heimwärts geh'n,
Wir wenden unsern Blick,
Und schauen nach des Wasgaus Höh'n,
Wie nach dem Thurm zurück.

Die Bundesfahn' in Feindeshand?
Der Thurm in wälscher Macht?
O nein, sie sind vorausgesandt
Als kühne Vorderwacht!

Wir retten euch, wir haben's Eil,
Vergaß euch doch kein Herz.
O Wolkensäul', o Feuersäul',
Schaut immer heimathwärts!

Max v. Schenkendorf.

*) Wir sind im Besitze der Melodie dieses Liedes (für eine Singstimme) und gerne bereit, dieselbe zur Abschrift mitzutheilen. D. R.

Die Befestigung von Paris.

Die ersten Anregungen zu einer Befestigung von Paris fallen in die Zeit Napoleons I. und werden dem Marschall Soult zugeschrieben; der Gedanke blieb jedoch Projekt, bis 1841 das Ministerium Thiers denselben zur Ausführung zu bringen begann. Die Lösung der durch große Ausdehnung äußerst schwierigen Aufgabe wurde dem General Dode de la Brunerie übertragen. Gegenwärtig ist der Oberbefehl über die Festung Paris dem General Trochu übertragen. Paris liegt in der Niederung der Seine, zu beiden Seiten derselben und von ihr und der in sie mündenden Marne von drei Seiten so umflossen, daß nur die Nordostfront der Stadt nicht durch eine Flußbarriere gedeckt ist. Diese 2½ Meilen lange Lücke von St. Dénis bis Neuilly sur Marne wird bis zu dem sie theilenden Ourcq-Kanal von Anhöhen ausgefüllt, ist nördlich desselben jedoch völlig flach.

Die Befestigung von Paris zerfällt in eine innere und eine äußere: die innere bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, dessen Umwallung aus regelmäßig bastionirten Fronten, mit geräumigen Bastionen, kurzen Courtinen, aber ohne Raveline, besteht. Diese Enceinte, die aus einer Militärverbindungsstraße, Wall, Graben und Glacis gebildet ist, hat einen Umfang von 7 Stunden. Sie ist mit etwa 90 Bastionen versehen; der Graben ist 35 Fuß breit und kann von den Kanälen und der Seine unter Wasser gesetzt werden; die Militärstraße ist gepflastert und ihr nahe und parallel läuft die ligne de ceinture, welche die Bahnhöfe sämmtlicher in Paris einmündenden Bahnen verbindet. In dieser Enceinte befinden sich 47 Thore, 14 in den letzten Wochen zugemauerte Ausfallpförtchen, 10 Durchlässe für die Eisenbahnen und 4 für Wasserstraßen. Um diese innere Befestigung der französischen Hauptstadt zieht sich die äußere, eine Reihe von 15 detachirten Forts, welche einen durchschnittlichen Abstand von etwa 3500 Schritt von einander und einen Umfang von ungefähr 12 Stunden haben, ihrer Wirkungssphäre nach also einen Raum von nahezu 18 Stunden beherrschen. Die Nord- und Ostfront dieser Befestigungen sind die stärksten; beide fallen in die obenerwähnte Lücke, welche nicht von Seine und Marne gedeckt ist, und sind strategisch nicht getrennt zu beurtheilen. Diese Nordostfront beginnt in dem nördlich vom Montmartre liegenden Städtchen St. Dénis, dem Hauptpunkte der ganzen äußeren Befestigung, welche von drei selbstständigen Forts, da la Briche, Dandle couronne du Nord und do l'Est umgeben, eine besondere kleine Festung bildet, da diese drei Werke durch einen Wall nebst Graben verbunden und durch eine von der Redoute de Stains gedeckte Inundation noch besonders verstärkt sind. — An diesen Theil der Fortifikationen reiht sich südwärts der nach Soissons führenden Eisenbahn und vor dem Kanal von St. Dénis das Fort d'Aubervilliers mit fünf Bastionen in der Nähe des gleichnamigen und des Dorfes Pantin an; dasselbe ist mit einer aus der Erde des Kanals aufgeworfenen Brustwehr versehen, die durch drei Redouten verstärkt ist.

Südlich des Kanals van Ourcq, dee hier unmittelbar von der „raute de Metz et da Strassburg" begleitet wird, aber auf den Höhen van Belleville, liegt das Fort de Romainville, der Schwerpunkt der ganzen Vertheidigung. Von diesem Fort aus läuft nach dem Kanal zu eine Reihe von Verschanzungen, während südwärts sich noch zwei besondere Redouten befinden, an welche sich, immer noch auf dem Höhenzuge und fast parallel der Eisenbahn nach Mühlhausen, die durch eine gepflasterte Straße verbundenen Forts van Naisy, Rosny und Nogent anschließen, zwischen denen noch die Redouten von Noisy, Monteeuil, Boissière und Foutenay liegen. Hier bildet nun, fast 100 Schritt breit, die Marne einen natürlichen Defensiv-Abschnitt, der an dee Brücke von St. Maur durch eine 2800 Schritt lange Verschanzung, aus Brustwehr und Graben bestehend, und an deren beiden Flanken durch die Redanten-Fatsandeeie und Gravalle noch besonders befestigt ist. Diese ganzen Werke schließen halbkreisförmig den Park von Vincennes ein, welcher in zweiter Linie diese, durch ihre dominirende Lage an und für sich schon sehr starke Front deckt, noch vor seiner Angriffsfront durch offene bastionirte Werke geschützt ist und im Inneen ein großes geschlossenes Fort — das Schloß — als Redoute hat. In diesem befindet sich das Haupt-Arsenal von Paris und vor demselben der große Artillerie-Schießplatz, welcher südlich bis an die Marne reicht, senseits welcher in dem von ihr und der Seine gebildeten Winkel, bei Alfart und rechts der Bahn nach Lyon, das Foet de Charentan liegt, mit welchem die nordöstliche Vertheidigungsfront südlich abschließt. Die südliche Front der Pariser Festungswerke beginnt gegenüber Fort de Charenion auf dem linken Seine-Ufer mit dem Fort d'Ivry, dem dann in Entfernungen van fast stets 4000 Schritten die Forts von Bicêtre, Montrouge, Banves (Bâvres) und Issy folgen, welche drei letzteren durch die dahinter liegenden Höhen van Bagneux und Meudan beherrscht werden. Innerhalb dieser Werke liegen die Eisenbahnlinien nach Limours (Seeaux) und die (linksseitige) nach Versailles. Die durch die Seine und das Bois de Boulogne begrenzte Westfette von Paris ist durch die Befestigung des Mont Valérien vertheidigt. Da dieser, 415 Fuß hoch, eine Meile vom Fort St. Dénis ab liegt, so zeigt sich hier die Lücke der Befestigungen, welche auszufüllen seit einigen Wochen 12.000 Arbeiter beschäftigt werden. Man beabsichtigt, bei Montretout, unmittelbar über dem Bahn-

hofe von St. Cloud, ein großes Werk zu erbauen, das die Thäler von Sèvres und Ville d'Avray beherrschen soll. Die Armirung der Forts soll so gut wie vollendet seyn, und zwar mit Zwölfpfündern aus den Gießereien von Straßburg und Toulouse; die Thore und Ausgänge sollen außerdem mit schweren Festungsgeschützen besetzt und sämmtliche Werke, wo dies noch nicht der Fall, durch unterirdische Drahtleitung mit dem Hauptplatze wie unter einander in Verbindung gesetzt werden.

Ein Besuch in Ingolstadt.

Ein „verflossener" bayerischer General behauptete vor Jahren, eine Eisenbahn nach Ingolstadt sey durchaus den wahren Grundsätzen der Strategie zuwider. Glücklicher Weise wurde auch diese Unfehlbarkeit von den Prinzipien des neunzehnten Jahrhunderts über den Haufen geworfen und man fährt jetzt mit dem Schnellzuge in $2^1/_2$ Stunden von München nach der berühmten bayerischen Festungsstadt. Ein bequemer Omnibus bringt den Reisenden in wenigen Minuten vom Bahnhofe vor das Thor des Gasthofes „zum Adler", dessen freundlicher Wirth, reiche Table d'hote und vor allem classischer Schinken allen denen empfohlen seyen, die in gewöhnlichen Zeiten oder, was allerdings nicht wünschenswerth ist, durch ein Eisenbahnunglück zu längerem Aufenthalte genöthigt werden.

Bei einem ersten Gange durch die Straßen der Stadt glaubt man sich in eine kleine französische Garnisons-Provinzialstadt versetzt. Man sieht so ziemlich alle französischen Uniformen repräsentirt. Cüraffiere, Dragoner, Chasseurs de Vincennes, Zuaven und gewöhnliche Infanterie dürfen ohne Escorte bummeln und „shopping" gehen, Turcos aber nur mit Escorte. Es macht einen drolligen Eindruck, die Söhne des Südens und Kabyliens von einem wohlbewaffneten bayerischen Soldaten aus Niederbayern oder der Oberpfalz begleitet zu sehen. Humor der Weltgeschichte! Hauptziel der Gefangenen sind die Tabaksläden und der Viktualienmarkt, wo besonders Zwiebeln und sonstige Rettige des Beifalles der bekanntlich an der Spitze der Civilisation marschirenden Nation sich erfreuen. Die 4000 Gefangenen sind in verschiedenen Forts untergebracht. Die Turcos mußte man von den eigentlichen französischen Truppen trennen, da diese dieselben perhorresciren. Es gehört zu meinen interessantesten Erinnerungen, das „Stillleben" dieses Raubgesindels betauscht zu haben. Ihre Behausung macht den Eindruck einer Menagerie; eine feine Havana leistet wie bei einer Leichensektion erquickliche Dienste, und ich erinnerte mich lebhaft einer Stelle in Baker's Reise, wo er einige Völkerschaften der Nhanzo-Ufer als unter dem Thiere stehend charakterisirt. Doch zweifeln Gläubige natürlich nicht, daß auch diese Bestien unsterbliche Seelen haben. Die schwarzen Bestandtheile der Turcos-Cohorte stammen aus den südlich von Chartum gelegenen Negerländern und eignen sich, wie man aus Baker ersieht, am besten zu Pionnieren der Cultur. Ein riesiger Neger, eher der nubischen Race angehörend, erregte besonders meine Aufmerksamkeit. Einige Köpfe, die ich auch in gelungenen Photographien besitze, sprechen leider sehr für die Affentheorie unseres geistreichen Karl Vogt. Unsere Officiere erzählten mir eine unvergeßliche Scene, welche die Turcos aufführten, als sie, von viertägigem Fasten ermattet, in Ingolstadt ankamen. Sie fielen über das ihnen zugeworfene Brod her wie ausgehungerte Tiger. Einige sprangen vom ersten Stockwerke der Casematte herunter und trotzten der Gefahr, sich beide Beine zu brechen. Es war eine richtige Menagerie-Fütterungs-Scene. Man mußte Gewalt brauchen, um die Bestien auseinander zu holen; sie hätten sich, unbewaffnet wie sie waren, mit den Zähnen zerfleischt. Die weißen Turcos gehören einer noch gefährlicheren Menschenklasse an. Wer je den Bagno von Toulon besucht hat, kennt den eigenthümlichen Gang der Kettensträflinge, und die fleißige Romankeserin weiß, daß dieser Gang noch nach Jahren den freigelassenen Verbrecher verräth. Nun, ich schauderte, als ich verschiedene Turcos promeniren sah, deren Gangart unzweifelhaft auf im Bagno verlebte Jahre hindeutete. Ich mag nicht daran denken, wie diese Bestien als Sieger bei uns gehaust hätten. Es muß unser Aller Pflicht seyn, unsere braven Truppen, die uns aus dieser Gefahr erretteten, hochzuhalten und den verstümmelt und arbeitsunfähig aus dem Kriege Heimkehrenden ein sorgenloses Leben zu bereiten.

Weniger Interesse bieten die Zuaven, unter denen viele Deutsche — und welche unglaubliche Existenzen! — und Elsässer, die versicherten, sie würden sehr gerne wieder Deutsche werden, wenn sie nur ordentlich zu essen bekämen; ich konnte ihnen mit gutem Gewissen beruhigende Zusagen machen. Ein Cürassier, nach der Schlacht von Wörth gefangen, erzählte mir viele interessante Details und beklagte sich über die heillose französische Führung. Heiterkeit erregten die Chasseurs de Vincennes, die ich zum Gaudium unserer liebenswürdigen Officiere „die Telegraphirten" nannte; es waren nämlich die Opfer der bekannten telegraphischen Kriegslist. Alle sind so gut als möglich logirt und genährt und vertreiben sich bestmöglich die Zeit; einen französischen Infanteristen, der mit einem Kameraden Piquet spielte und dem ich in die Karten guckte, erheiterte ich, als ich ihm bemerkte, daß ihm ein riesiger Neunziger bevorstehe. Man beschäftigt Viele mit Festungsarbeiten und lohnt sie mit 18(?) Kreuzern per Tag. Die Officiere, mit denen ich sprach, leben in Illusionen. Einer behauptete, sie wären bei Weißenburg 6000 Mann gegen 145,000 Mann gewesen, und schimpfte jämmerlich über General Douay. Die Herren sind alle traurig und niedergeschlagen und lesen, ihrer Ignoranz entsprechend, nur französische Zeitungen, die ihnen unsere letzten Siege bei Metz mundgerecht machen. Sie glauben nicht an unseren dalbigen Einzug in Paris und prophezeien eine complete Vernichtung der deutschen Armeen. Unter einander stehen sie nicht zum besten, denn einige essen getrennt von Anderen ihr bescheidenes Diner. Nur Ein Blondin mit intelligentem Kopfe schien eine Ahnung von Wahrheit zu haben und meinte, als wir von den letzten Kämpfen bei Metz sprachen. Die kaiserliche Mißwirthschaft verachten sie Alle gründlich und geben nur zu, daß Pfaffen- und Unterrock-Regiment Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht haben. — Ich verließ Ingolstadt mit dem letzten Zuge und legte mich in München mit einem eigenthümlichen Gefühle des Behagens in's Bett, da ich die „Helden der Civilisation" in den prachtvollen, soliden Casematten der bayerischen Festung so wohl verwahrt wußte.

Der sechste August in der Geschichte. In diesem Augenblicke ist wohl die Zusammenstellung nachstehender historischer Daten von besonderem Interesse. Am 6. August 843: Vertrag zu Verdun, Deutschland entsteht; 1648: Schluß des Westphälischen Friedens; 1762: Katharina entsagt der russischen Herrschaft; 1806: Ende des deutschen Reiches, Franz II. legt die Kaiserkrone nieder; 1833: großer Monarchen-Congreß gegen Frankreich in Teplitz; 1840: Landung Louis Napoleons in Boulogne, wird gefangen nach Ham gebracht; 1870: die Schlachten bei Wörth und Saarbrücken.

Räthsel.

Meine ersten Beiden nennen
Dir ein Beiwort, das zu trennen
Von der dritten oft nicht schwer,
Seibst wenn sie das Ganze wär'.
Doch mag es der Letzten glücken,
Mit den Ersten sich zu schmücken,
Schon sie nicht das Ganze ist,
Welches nur zu leicht vergißt,
Daß es so heißt, wie einst vor Jahren,
Seine Väter die ersten waren.

Auflösung des Räthsels in Nr. 36:
„Vorsicht — Eintrag."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 38. Sanntag den 18. September. 1870.

Mächtig erhebt sich der Schmerz, ein ungeheuerer Riese.
Kämpfe muthig, er wird bald Dir zum winzigen Zwerg. G. Keil.

Ein Erlebniß in Texas.

Von O. August.

(Fortsetzung.)

Da stand ich an der Brücke, an der ich immer zu stehen gefürchtet! Gottlob! ich hatte in meinem Fieber den Namen Cicero's geschont und nur immer das wiederholt, was ich Lulu zu sagen beabsichtigte — sollte ich nun den treuen Burschen verrathen? verrathen, um ihn einem grausamen Tode auszusetzen, ohne damit dem bethörten Mädchen gegenüber etwas zu beweisen, das ihrer Verblendung Gegengewicht gehalten hätte? denn die Aussage eines Sclaven hätte vor der demokratischen Nordamerikanerin keine Geltung gefunden.

„Sie schweigen," sagte Lulu, mir ernst in's Auge blickend, „weil Sie keinen Haltpunkt für das finden, was Sie gereizt, eifersüchtig, krank — selbst für Wahrheit hielten. Nichts mehr davon! Lernen Sie nun aber die Gesinnung des Mannes kennen, den Sie beschimpft und verleumdet haben und welcher Sie durch seine Großmuth beschämt, indem er Ihnen sein bestes Pferd und seinen treuesten Sclaven anbietet, um Sie zu rechter Zeit und Stunde, das heißt morgen Abend, an den Landungsplatz bringen zu lassen." Ich fand abermals keine Worte. Wie sollte ich dem Mädchen, das ich in den Schlingen des abgefeimtesten Bösewichts gefangen sah, auseinander setzen, daß Alles Gleißnerei und nur darauf berechnet sey, mich mit möglichster Insceneserzung versöhnlicher Großmuth von Seiten Antonia's aus dem Wege zu beugen. Auch mußte ich Don Antonio, selbst wenn er mich auch nur um seinetwegen so rasch als möglich zu entfernen suchte, doch in diesem Falle dankbar seyn, da ich ohne seine Vermittlung das Dampfboot nimmermehr erreichen konnte; ich begnügte mich also, Lulu zu beschwören, keinen entscheidenden Schritt ohne den Rath ihrer Eltern zu thun, und durfte, da sie mir dieß mit Handschlag gelobte, für ihr Schicksal ruhig seyn; denn indem ich so schnell als möglich zu reisen beabsichtigte, traf ich mit ihrem nächsten Brief zugleich in New-York ein und war sicher, dort, wo keine Rücksicht für Cicero mich mehr band, mit dem Bericht der Wahrheit durchzudringen.

Am andern Morgen, da Alles noch in tiefem Schlafe lag, erschien der versprochene Neger auf einem Maulthier, ein kräftiges, gut gesatteltes Prairiepferd am Zügel führend; er lud rasch mein Gepäck auf, schwang sich in den Bügel und erwartete ein Gleiches von mir. Als ich mich jedoch auf das Pferd schwingen wollte, vermochte ich es nicht, und Catalina, welche aus Dankbarkeit für ein gutes Geldgeschenk meine feurige Gönnerin geworden war, mußte mich förmlich in den Sattel heben. Mit einem letzten langen Blick auf Haus und Gegend zog ich fort über den wellenförmigen Boden der grünen Prairie, in welcher ich, leiblich und geistig gefangen, traurige Stunden verlebt, die in ihrer trostlosen Einförmigkeit mir den Eindruck eines einzigen, langen, qualvollen Tages machten.

Der Neger, welchen mir Don Antonio als Begleitung mitgegeben, war ganz das Gegentheil meines treuen, redlichen Cicero; sein mürrisches, unfreundliches Wesen flößte mir wenig Vertrauen ein, und dieß wurde noch weniger erweckt, als ich erfuhr, daß er Tiber heiße; das war also Tiber, der Vertraute und Liebling Don Antonio's, der seines Herrn Schlaf bewachte, und diesem mußte wahrlich mein Fortkommen sehr am Herzen liegen, wenn er, um mir sicheres Geleit zu geben, sich des treuen Hüters beraubte. Ich fühlte jedoch nur zu bald, welcher Art diese Mission seyn und daß der Schwarze den Auftrag haben mochte, mich um jeden Preis fortzuschaffen und todt oder lebendig in das Blockhaus zu liefern; denn als mir vom Schüttelu des unsanften Trabers die Sinne vergingen und ich Schritt reiten wollte, trieb Tiber fortwährend das Pferd an, bis ich ohnmächtig vom Sattel sank. Der Schwarze sprang herzu, packte mich an den Beinen und zerrte mich auf dem Boden fort bis zu seinem Maulthiere, auf welches er mich hob, und indem er mich zwischen meinen, auf dem hinten etwas erhöhten mexikanischen Sattel befestigten Reisekoffer und dem auf dem Hals des Thieres angebundenen Nachtsack einzwängte, schnürte er mich mit Stricken zwischen dieser Vor- und Rücklehne so fest, daß ich bei wiederkehrender Ohnmacht nicht mehr herabfallen konnte. In kaltem Schweiß gebadet, an allen Gliedern zitternd, nur momentan aus Ohnmachten erwachend, welche das Gefühl entsetzlicher Uebelkeit nicht überwältigen konnten, erreichte ich bei einbrechender Nacht das Blockhaus am Ufer des Colorado, dessen Rauschen Musik für meine Ohren war. Tiber hob mich vom Pferde und trug mich in einen von Bretterwänden gebildeten Raum, in dessen Ecke sich eine Streu befand, auf welche er mich legte; mir gegenüber in der Holzwand erblickte ich eine Fensteröffnung, durch welche milde Abendluft mir zuströmte. Nachdem mein Begleiter mein Gepäck nebst dem Pistolenhalfter neben mich auf die Erde gelegt, rieth er mir mit mehr Gutmüthigkeit, als ich bisher an ihm kennen gelernt, zu schlafen, da er jedenfalls wach bleiben müsse und mich zur Zeit, wenn das Boot, das sehr unregelmäßig ankomme, landen werde, sicher wecken würde.

(Schluß folgt.)

*Ein Palmenzweig,
gepflückt in den ersten Septembertagen 1870.

Als Frankreichs Imperator griff zum Schwert
Und warf herüber seine Kriegserklärung, —
Da sagten wir, aufblickend aan dem Herd:
„Der Sieg aon Gott; für Deutschland die Bewährung!"

Denn Deutschland hatte Zwietracht nicht gesucht,
Sie aber waren gierig nur nach Raube;
Sie hofften uns zu jagen in die Flucht, —
„Mit uns ist Gott!“ sprach Deutschlands frommer Glaube.

Und als ihr, Brüder, zoget nach dem Rhein,
Sah man in Bieter Aug' die Thräne rinnen;
Wir wußten nicht, was euer Loos wird seyn, —
Doch unser Ruf war: „Zieht mit Gott von hinnen!“

Und dieser Ruf, er hat begleitet euch, —
Er stieg gen Himmel in Gebetesflammen;
Er flehte: „Herr, fahr' nieder zu dem Zeug
Der Brüder, die einträchtig sind beisammen!“

Da wehten bald um Weissenburg und Wörth,
Um Metz und Sedan eure Siegespalmen;
Das Wort des Glaubens ward von ihm erhört,
Den wir nun preisen mit des Sieges Psalmen.

„Ein Halleluja Dem, der ist und war
Und der da seyn wird, wenn die Zeit entschwindet; —
Ein Halleluja jetzt und immerdar!“ —
Singt's, die ihr Banner hebt und Kränze windet.

Auch euch den Kranz, die ihr den Todesschlaf
Sanft schlafet in der fremden kühlen Erde;
Es künde jede Kugel, die euch traf,
Daß Deutschlands Volk ein Gottesvolk nun werde.

Geschirmt habt ihr uns mit des Schwertes Macht, —
Steht als Gekrönte einst in ew'gen Lenzen;
Steht vor dem Herrn in des Triumphes Pracht,
Als solche, die durch seine Wahrheit glänzen.

Und die ihr Wunden traget, voll von Ehr', —
Erduldet sie, als die mit Christo leiden;
Des edlen Kriegers Wunden leuchten hehr, —
Geblutet hat er für die fernsten Zeiten.

Ihr Andern aber bleibet fest im Herrn, —
Seyd stark, wo Sein' und Mann' zusammenfließen!
„Gott Zebaoth,“ — Freideutschlands hoher Stern, —
Nach Sieg mög' euch sein „Gottesfried'“ begrüßen!

Zweite deutsche Nordpol-Expedition.

Das Comité für die zweite deutsche Nordpolexpedition in Bremen versammelte sich am 6. Sept. in Gegenwart des Herrn Dr. A. Petermann, um die heimgekehrten Offiziere und Gelehrten der „Hansa“ zu empfangen. Die Besatzung des Schiffes hat nach einer Abwesenheit von 443 Tagen ihren Ausgangsort wieder erreicht; nur eines ihrer Mitglieder, Herr Dr. Buchholz, hatte in Hamburg zurückbleiben müssen, da sein Gemüthszustand unter den Erschütterungen der Fahrt zu sehr gelitten hatte. Nachdem die Heimgekehrten auf das Wärmste begrüßt waren, nahm das Comité zunächst die näheren Mittheilungen über den Untergang der „Hansa“ entgegen, die wir im Folgenden auszugsweise mittheilen. Der erste Versuch, in's Eis zu dringen, scheiterte. Am 10 August begann der zweite Versuch auf 74 Gr. 46 N. und 10 Gr. 28 W. Am 24. August war man der Küste bis auf ungefähr 24 Seemeilen nahe gekommen. Mit dem Boote drang die Mannschaft noch etwa 8 Seemeilen weiter vor. Das Schiffs-Journal sagt über die nächsten Tage das Folgende: „Am 7. September sahen wir im Westen viel freies Wasser mit hohem Wellenschlag, welches sich dem Anscheine nach bis zur Küste erstreckte. Wir hegten die Hoffnung, durch einen Kanal das freie Wasser zu gewinnen und die Küste noch zu erreichen. Am 9. September Morgens wehte ein voller Sturm aus Nordwesten, welcher das Eis in starke Bewegung brachte und vollständig dicht zusammenpreßte. Gegen Mittag ließ derselbe etwas nach; doch konnten wir weder nach Osten noch nach Westen steuern. Im Eise ging kaum eine Aenderung vor sich; jedoch wurde das Frostwetter strenger und anhaltender, so daß am 14. September schon mehrere Zoll dickes Eis an unser Schiff gefroren war und wir mehr und mehr befürchten mußten, aus diesem nicht mehr hinaus zu können. Den 19. September waren wir vollständig eingefroren (73 Gr. 7' N., 19 Gr. 18' W.); es hatte sich eine dicke Eisdecke um unser Schiff gebildet. In dieser Lage verbrachten wir mehrere Wochen. Den 19. Oktober Morgens fing das Eis bei dichtem Schneegestöber und hartem Nordwestwinde, welcher bald zum Sturm ausartete, in unserer unmittelbaren Nähe stark an zu schieben, riß einen Theil des uns festhaltenden und schützenden Eises auf und setzte uns in große Gefahr. Kurz nach 12 Uhr Mittags hatten die herannahenden Eismassen das junge Eis etwa 4 Fuß dick an der Steuerbord-Seite des Schiffes aufgebrochen und drängten hart an das Außenbord an. Kurz vor 1 Uhr Nachmittags sprangen die Decksnäthe mittschiffs; doch schien das Schiff noch dicht zu sein. Eine kurze Pause folgte dieser starken Pressung, die dann auf's Neue und um so stärker begann. Die „Hansa“ hob sich anfangs langsam, stieg dann aber schneller in die Höhe bis sie etwa 14 Fuß hoch über das Eis geschoben war. Dann trat abermals eine Pause im Schieben des Eises ein und das aufgeschobene Eis trat zurück, so daß nach Verlauf einer Stunde das Schiff, überliegend nach Steuerbord, vom Eise hinunter in das nunmehr freie Wasser gleiten konnte; es blieb aber auf einer Eiszunge unter Wasser in schiefer Lage liegen.

Den 20. Oktober um 6 Uhr Morgens, als wir die ganze Nacht unaufhaltsam gepumpt hatten, gaben wir das Schiff auf. Es drang das Wasser bereits von unten durch die Kajütsluke in die Kajüte hinein. Vorn war der Kabelraum von Wasser angefüllt. Das Schiff hatte allem Anschein nach den Kiel gebrochen und war in allen Nähten leck geworden. Was uns auf dem Eise zu unserem Lebensunterhalt von Nutzen seyn konnte, wurde gerettet; wir konnten jedoch nicht allen Proviant retten, geschweige denn andere Gegenstände, wie Kisten mit Sammlungen ꝛc. Am 23. Oktober 2 Uhr Morgens ist das Schiff gesunken. Das große Boot, welches frei auf Deck stand, blieb beim Sinken der „Hansa“ auf der Oberfläche des Wassers liegen; die beiden anderen Böte hatten wir schon früher auf's Eis gebracht. Der ungefähre Ort des Unterganges der „Hansa“ ist 70 Gr. 50 N. und 21 Gr. W. Am 20. Oktober 1869 standen die 14 Mann, welche die Besatzung der „Hansa“ gebildet hatten, neben den wenigen geretteten Sachen in weiter Eiswüste hilflos da. Aber sie verzagten nicht; sie rechneten darauf, daß das Eis gegen Süden treiben, sie nach etwa ¾ Jahr in Regionen bringen werde, wo Rettung möglich sey. Am 13. Juni 1870 waren die Männer in der That gerettet, 237 Tage nach ihrem Schiffbruche. Diese Eisfahrt an der Ostküste Grönlands ist ein Ereigniß, von dem noch späte Zeiten reden werden. Am 20. Oktober legten die Schiffbrüchigen ihre durch die Bergungsarbeiten ermüdeten Glieder in einem aus Steinkohlen gebauten Hause zur Ruhe, das auf einem gewaltigen Eisfelde von 7 Seemeilen Umfang bereits Ende September erreichtet war, um Bootsproviant bergen zu können. Dieser Bau, in dem sie 87 Nächte beim Schein ihrer Petroleumlampe zubringen sollten, war 20 Fuß lang, 14 Fuß breit und hatte eine Höhe von 4½ Fuß an den Wänden und von 6 Fuß in der Mitte des aus Spieren und Planken gemachten Daches. Proviant und Kleidung waren in hinreichender Menge gerettet; der Kochofen war geborgen; Brennmaterial lieferten die gekappten Masten und sonstigen Schiffstheile, die zu retten gewesen waren; verloren gingen aber fast alle wissenschaftlichen Instrumente, die angelegten Sammlungen von Thieren, Zeichnungen, Photographien ꝛc. Die Kälte betrug im Durchschnitt nur — 22 Grad R.; allein einige Male fiel die Temperatur auf 25 — Grad; die höchste, blos während kurzer Dauer bemerkte Kälte war — 26 Gr. R. Eisbären und weiße Füchse besuchten die Einsiedlee dann und wann. Ende Dezember befand man sich auf dem 68. Grad. Fast 3 Grade südlicher als der Schiffbruch stattgefunden hatte, ward das Weihnachtsfest gefeiert.

Das neue Jahr begrüßte die Eisfahrer sehr unfreundlich; der Januar 1870 brachte ihnen die schwersten Gefahren. Am 2. Januar waren sie auf 67 Gr. 47' N. Br. und 34 Gr. 1' W. L. dicht unter der Küste in einer Bai, die sie die „Schreckensbucht“ nannten. Von jenem Tage erzählt uns eins der

Tagebücher: „Ein plötzliches starkes Dröhnen unserer Scholle sagte uns alle von unsern Lagern empor; wir hatten keine Ahnung, was dieses Getöse bedeuten könne; draußen wüthete das Wetter unaufhaltsam — wäre es hell und klar gewesen, so würden wir in noch größerer Unruhe gelebt haben. Obgleich unser Eingang völlig verschneit, ja das ganze Haus mehr als einen Fuß tief im Eise begraben war, liefen Alle hinaus; aber natürlich konnte man keine zehn Schritte weit sehen und kein anderes Lärmen vernehmen, als das Wüthen des Sturmes. Wir legten uns nun im Gange platt nieder, das Ohr gegen den Boden, und vernahmen ein Geräusch, wie das Singen des Eises, wenn es stark gepreßt wird und wie das Reiben des Eises, wenn es über Klippen hinweggeht. Es war kein Zweifel: wir befanden uns in sehr gefahrvoller Lage. Angekleidet legten wir uns um zwei Uhr Nachts auf unsere Schlafsäcke, und erwarteten sehnsüchtig das Tageslicht. Das Wetter ward schlimmer und schlimmer. Etwa um 10 Uhr Morgens gingen Einige von uns, durch tiefsten Schnee nach dem Platze, neben dem die „Hansa" gelegen hatte. Etwa 200 Schritte vom Hause entfernt, sahen wir zu unserem größten Entsetzen die aufgethürmte Grenze unseres Feldes dicht vor uns. So weit wir sehen konnten, war unser Feld zertrümmert. Dunkele Gegenstände, welche hin und wieder in dem dichten Schneegestöber sich erkennen ließen, waren die Eistrümmer unserer Scholle. Sie ist in zahlreiche Stücke zerbrochen, von welchen das, auf dem wir wohnen, freilich noch das größte ist, aber auch bei dem nächsten Schieben zertrümmern kann. Wir machten unsere Brodtaschen fertig, um bei der schnellsten Flucht wenigstens noch auf kurze Zeit das Leben fristen zu können; aber in diesem Unwetter sinkt man bei jedem Schritte bis über die Hüften in den Schnee und eilt vielleicht gerade in die größte Gefahr hinein." Nach diesem Tage wiederholten sich mehrfach ähnliche Szenen; die schlimmste Nacht war die vom 11. auf den 12. Januar, als die Böte in Gefahr waren weggebrochen zu werden. Die Mannschaft theilte sich in zwei Partien und nahm von einander Abschied; jede Partie stand fertig zum Aufbruch neben einem der Böte — das Großboot war ganz aufgegeben; — bei dem furchtbaren Wetter zog sich eine Eiskruste über das Gesicht, die mit dem Messer entfernt werden mußte, wenn man etwas genießen wollte; der Schnee ging durch alle Kleider hindurch. Mehreren erfroren einzelne Gliedmaßen und einige der Tagebücher konnten für längere Zeit nicht weiter geführt werden, da die Hände erfroren waren. Am 14. Januar war das Eisfeld bereits soweit abgebrochen, daß das Haus verlassen werden mußte, fünf Tage hatte man während der Nacht in den Böten zu kampiren, die mit Verdecken versehen waren. Am 19. Januar wurde ein neues Haus fertig, das aus den Trümmern des alten in Schaes aus Möbel erbaut war. Aber es war nur 14 Fuß lang und 8 Fuß breit, nur 6 Personen konnten in ihm schlafen, die übrigen mußen in einem kleinen Kochhause und in den Böten ihre Nachtruhe halten. So verbrachten unsere Freunde 108 Tage bis zum 7. Mai. An diesem Tage verließen die unverdrossenen Männer das Eisstück, das sie 200 Tage getragen hatte. Es war auf dem 61. Gr. 12' N. und 42 W. Die Südspitze Grönlands mit ihrer schweren, der Eisschale Gefahr bringenden Dünnung, das Kap. Farewell mit seinen Stürmen konnte nicht mehr fern seyn; der Proviant war sehr zusammengeschmolzen; nach der Küste zu zeigte sich offenes Wasser. Die drei Böte, die stets segelfertig waren, lagen mit ihrem Zubehör nach Verlauf von 4 Stunden in schiffbarem Wasser; die Mannschaft vertheilte sich in die Böte: Kapitän Hagemann führte die „Hoffnung", Steuermann Hildebrandt den „Bismarck", Steuermann Bade den „König Wilhelm"; so waren die Böte getauft. Ein Hurrah und fort ging es unter Segel; aber nur 2 Tage sollte die Fahrt dauern. Bis auf circa 3 Seemeilen hatte man sich der Küste genähert, da verhinderten undurchdringliche Eisbarrieren jedes Vordringen. Man mußte sich entschließen, die Böte über das Eis zu ziehen und auf's Neue auf dem Eise zu campiren. Jene Arbeit dauerte vom 10. Mai bis 4. Juni und diese 25 Tage verlangten bei halben Rationen unerhörte Anstrengungen von der Mannschaft; kaum 500 Schritt waren die Böte in einem Tage aus der Stelle zu bringen; auf Spirituslampen mußte die Nahrung erwärmt werden; die Schneeblindheit brach aus, so daß die Blendgläser von den astronomischen Instrumenten die verlorn gegangenen Schneebrillen ersetzen mußten.

Am 4. Juni ward das Land erreicht, die öde Felseninsel Idluitik auf 61 Gr. N. Auf dem Eise ward gerastet und Pfingsten gefeiert. Vom 6. bis 13. Juni fuhren die drei Böte der „Hansa" an der Küste herunter längs der steilabfallenden Klippen, die kaum die ersten Anfänge einer Vegetation zeigten. Trotz mancher Hindernisse und heftiger Stürme gelang die Fahrt; am 13. Juni öffnete sich eine breite Bucht, es zeigte sich Grün; rothe Häuser wurden sichtbar; Menschen standen auf den Klippen und schauten erstaunt der räthselhaften Fahrt der Böte zu; ein Kajak eilte, sich ängstlich an der Küste haltend, vorüber. „Das ist ja unsere deutsche Flagge", tönt es vom Lande her über das Wasser. Die Rettung war da; die ersten Menschen, denen die Geretteten die Hand drückten, waren deutsche Landsleute. Die Missionare von Friedrichsthal Starik und Gerike nahmen sich der Schiffbrüchigen in freundlichster Weise an, speisten die Ausgehungerten und verpflegten die Ermatteten bis zum 16. Juni. Unter den Eskimos verbreitete sich schnell die Kunde von der unerhörten Eisfahrt; sie eilten herbei, die Fremden zu begrüßen und traten mit denselben in Verkehr. So ward der Jahrestag der Nordpolexpedition gefeiert. Am 22. Juni verließen wir die Böte von der „Hansa", die uns so treu gedient hatten; am 1. September landeten wir in Kopenhagen; staunend hatten wir von dem dänischen Lootsen die Kunde von dem großen Kriege, jubelnd die von den herrlichen Siegen vernommen. Die Erlebnisse der unerschrockenen Nordfahrer, die Ergebnisse der denkwürdigen Eisfahrt sind so mannigfach und reich, daß die Ausbeute der Expedition nicht gering anzuschlagen ist. Freilich ist aus ihr keine Entdeckungsfahrt geworden; aber sie wird außer mehreren geographischen Resultaten manches wissenschaftlich Werthvolle zu Tage fördern, besonders für Meteorologie und Kunde der Meeresströmungen; sie erzählt ein Stück deutschen Seemannslebens, das unserm Seemannsstande zu hoher Ehre gereicht.

Die Organisation der norddeutschen Truppen.

Dem „Wiener Wanderer" wird von Berlin geschrieben: „Vier Wochen sind dahin, und welche blutigen Wochen! seitdem die Linienregimenter aus den östlichen Provinzen in endlosen Zügen von Berlin weiter nach dem Rhein transportirt wurden. Seitdem sind ihnen auf dem Rücken die Landwehr-Bataillone gefolgt. Einen Augenblick war Berlin leer von Truppen; es fiel auf, wenn man einer Wachmannschaft begegnete; es fiel noch mehr auf, daß sie aus ernsten, kräftigen Männern bestand, meist auf der Brust das Kreuz von 1866. Nur wenige Tage diese ungewohnte Oede, dann sah man wieder Soldaten und massenhafter als in der Zeit des gewöhnlichen Garnisonsstandes. Viele Freiwillige waren eingekleidet; schmucken Jünglingen in allen Uniformen begegnete man in den Cafés. Jetzt sind sie in abermals langen Zügen inmitten von riesigen Kanonen und ungeheuern Proviant-Vorräthen nach dem Kriegsschauplatz geführt worden. Und Alles, wie von Anfang an, geht mit einer impasanten Ruhe vor sich, mit der sicheren Ordnung eines erprobten und von kundiger Hand geleiteten Mechanismus. Zwei Riesenarmeen sind fort und schon wieder bildet man eine neue, ohne Anstrengung, ohne geräuschvolles Gebahren. Es ist eine Erscheinung, die Anderen märchenhaft vorkommen muß und die uns selbst, die wir seit Kindheit auf mit der Wehrverfassung des Vaterlandes bekannt sind, ein Gefühl von Staunen, Schrecken und Stolz abnöthigt. Wir sehen Armeen wirklich aus dem Boden stampfen. Ein Befehl des einzigen Menschen, der solche Zaubermacht über Millionen hat, und im Nu wird ihm gehorsamt. Man schlägt die Bücher auf, setzt die Namen auf die Briefe und schickt sie an ihre Adressen. Ein Tag, dann stellt der Bauer den Pflug bei Seite, der Kaufmann schließt seinen Laden, der Handwerker verabschiedet sich von seinem Meister, der Beamte macht seine Bücher zu. Wer Weib und Kind hat, gibt ihnen den Scheidekuß. Noch einen Tag, dann ist der Bauer, der Kaufmann, der Handwerker, der Beamte Soldat, fix und fertig neu equipirt, einer gleich dem andern, ein Atom in dieser furchtbaren

Heeresmacht, die auf ein Wort den Arm hebt, auf ein anderes ihn muß wieder niederfallen lassen. Und nirgends Murren, Widerstand oder Trauer. Es muß eine sittliche Macht in diesem Aufgebot liegen, daß sie die Massen also zu bändigen, mit einem Geist zu erfüllen vermag, der sie mit Hurrah und mit Gesang in den Tod der Schlacht marschiren läßt! Nirgends in der Welt, wohl darf man es sagen, gibt es etwas Aehnliches an Großartigkeit der äußeren Erscheinung wie des inneren Gehaltes. Zum ersten Male entfaltet sich die preußisch-norddeutsche Armee-Organisation in ihrer ganzen Umfänglichkeit und nöthigt dem, der sie mit dieser Unfehlbarkeit arbeiten sieht, Bewunderung vor solcher bis in's Kleinste berechneten Umwandlung eines Volkes in ein Kriegsheer ab. Noch zwei, noch drei Armeen können so erstehen, ehe uns ähnliche Verzweiflung ergreift, wie in Paris, das die letzten Anstrengungen macht und für den Waffendienst nehmen muß, was sich bietet. Es ist kein Wunder, daß man in Paris den Umfang und die Bedeutung der preußischen Heeresmacht nicht gekannt hat; man wird sie nirgendwo anders besser kennen; denn wir selber haben sie nicht gekannt."

Das Verschwendungssystem des zweiten Kaiserreiches.

Es scheint angesichts der gegenwärtigen europäischen Situationen nicht uninteressant, das Verschwendungssystem des zweiten Kaiserreiches ein wenig in seinen Einzelnheiten zu verfolgen. Selbstverständlicher Weise sind gewisse Punkte dem Uneingeweihten absolut unzugänglich. Die folgenden Notizen dürften kaum ausreichen, die mißlichen Finanzzustände der Staatskasse sowohl als der Civilliste genügend zu erklären. Bedeutsame Operationen mögen im Stillen vor sich gegangen seyn, und wir dürfen beispielsweise mit Sicherheit annehmen, daß ein so schlauer Kopf wie Napoleon III., alle Eventualitäten im Auge behaltend, kolossale Summen jenseits des Kanals in's Trockene gebracht hat, um sich und den Seinen einen Nothpfennig zu sichern. So viel steht fest, daß die Civilliste dem Staate gegenwärtig mehr als 100 Millionen schuldet, abgesehen von ihren Verbindlichkeiten gegen Private. Und doch verfügte Louis Napoleon jährlich über 60 Millionen Franken, also über nahezu dreimal so viel als Louis Philipp. Nach einer ungefähren Berechnung läßt sich das Budget der kaiserlichen Civilliste in folgender Weise entwerfen: Persönliche Ausgaben 320,000, Kassette 600,000, Kabinet 60,000, Bibliothek 500,000, Mildthätigkeit 2,000,000, Aides-de-camp des Kaisers 720,000, Musik, Theaterlogen ꝛc. 600,000, Gagen 1,800,000, Kleidungen, Livreen 400,000, Wäsche 200,000, Heizung 500,000, Licht 750,000, Essen und Trinken 2,000,000, Marställe 2,000,000, Intendance generale 960,000, Kronarchive 51,000, Pensionen 3,000,000, Möbel 2,400,000, Porzellan 500,000, Gobelinsmanufaktur 576,000, Manufaktur von Beauvais 156,000, schöne Künste 900,000, Luxusgegenstände 1,000,000, Medaillen ꝛc. 812,000, Wälder, Domainen 2,200,000, Gebäude, Wohnungen 6,100,000, Gesundheitspflege 160.000, Reisekosten 2,000,000, Festlichkeiten 800,000, Geschenke 300,000, Dotationen, Apanagen 16,000,000, Reservefonds 400,000, Verschiedenes 10,000,000. Zusammen 60,205,000 Fr. Diese Liste gibt in der That zu denken. Alle Schulden mit indegriffen, verzehrt Napoleon in jeder Minute etwa 150 Franken. Die Schlachtochsen ersten Ranges, die man für den Betrag der kaiserlichen Civilliste erstehen könnte, würden, einer neben den andern gestellt, eine Kette bilden, die so lang wäre, wie die Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Berlin. In weniger als einem halben Jahrhundert würde diese Kette den Erdball umspannen. Man könnte ferner für die fragliche Summe jährlich eine Million Kinder in die Schule schicken, 200 Dörfer erbauen, 25,000 Arbeiter-Cités, wie in Mühlhausen, anlegen oder sämmtliche Departements mit allen nur wünschenswerthen Vizinalwegen versehen. Der Civilliste entsprechen die Gehälter der hohen Staatsmänner und Beamten. Der Senat allein verschlingt jährlich sieben Millionen. Die Minister des Kaiserreiches beziehen zusammen an ordentlichen Einkünften 1,200,000 Franken. Nicht in Anschlag gebracht sind hierbei die zahlreichen Extravergütungen für Repräsentation, Wohnungsreparaturen ꝛc.

Das Corps Legislatif kostet jährlich etwa 3 Mill. Frs. Die gesetzgeberischen Gewalten des Kaiserreichs absorbiren sonach, Alles in Allem, den Kaiser mit eingerechnet mehr als 71 Mill. Franken. Diese Summe muß den Franzosen um so exorbitanter vorkommen, als sie den Vergleich mit den Ausgaben der republikanischen Regierung von 1848 unmittelbar zur Hand haben. Die Nationalversammlung, der Präsident und die Minister kosteten nämlich zusammengenommen genau so viel, als unter dem Kaiserreich der Senat! Der Unterschied beläuft sich also auf mehr als 64 Millionen. Wenn das Regime Louis Phillipp's, das gewiß Niemand als musterhaft anpreisen wird, bis 1870 gedauert hätte, so würde Frankreich allein an der Zivilliste und den Gehältern der Staatsmänner etwa 900 Millionen Franken gespart haben. Die Republik wäre dagegen noch um weitere 500 Millionen billiger gewesen! — Um dem Leser von dem Unwesen der Gehälter einen klaren Begriff zu geben, lassen wir zugleich eine vergleichende Tabelle folgen, in welcher die hervorragendsten Aemter nach ihren ehemaligen und ihren jetzigen Einkünften ausgeführt sind:

	Vor 1852.	Nach 1852.
Der Gouverneur von Algier . .	48,000 Fr.	125,000
Die Marschälle	30,000 „	130,000
Generaldirektoren	12,000 „	25,000
Generalstaatsanwalt	20,000 „	35,000
Präsident des Appellhofes . . .	18,000 „	30,000
Botschafter in Rom	80,000 „	140,000
Botschafter in Madrid	50,000 „	150,000
Botschafter in London	150,000 „	275,000
Botschafter in Wien	90,000 „	200,000
Botschafter in St. Petersburg . .	120,000 „	300,000

Ein ähnliches Verhältniß waltet bei sämmtlichen hohen Besoldungen ob. Die Unterbeamten haben dagegen größtentheils keinen Sous Zulage erhalten. Sie, auf denen die eigentliche Arbeit lastet, müssen sich mit 1000, ja 800 und 600 Franken begnügen. Und wenn die Arbeiter von Audin oder Creuzot zwanzig Centimes mehr verlangen, so sendet Louis Napoleon seine Chassepots und läßt sie zusammenhageln wie wilde Thiere!

Die Führer der Armee beziehen ebenfalls horrende Summen. Mac Mahon, Herzog von Magenta, hat ein Jahrgehalt von fast 300,000 Fr., Canrobert und Bazaine jeder 163,000 Fr. Der gemeine Soldat erhält dagegen nur einen Sous täglich, in Paris, des theuren Pflasters wegen, zwei. Der hohe Klerus mästet sich nicht minder auf Kosten der armen Landpastoren. Der Erzbischof von Paris, in dessen Palast ein höchst wetttlicher Luxus herrscht, steht oben an mit fast 200,000 Fr. Die Bischöfe beziehen ungefähr so viel wie die Senatoren. Kurz, allenthalben bemerken wir eine unsinnige Bevorzugung der Wenigen zum Nachtheile der Vielen, ein wahres Aussaugungssystem, das bei den unteren Volksklassen, in so weit sie nicht gänzlich unzurechnungsfähig sind, nothwendiger Weise die größte Erbitterung erzeugen muß. Die radikale Opposition trägt daher denn auch allenthalben in erster Linie einen sozialen Charakter. Sollten die nächsten Dezennien große Revolutionen in diesem Sinne bringen, so trägt das Kaiserreich für alles Unheil, das aus gewaltsamen Umwälzungen zu entstehen pflegt, die Verantwortung!

Dreisylbiges Räthsel.

Im schaurigen Dunkel der Ersten hat schon
Manch blühendes Dasein geendet,
Die Letzten befehlen mit herrischem Ton
Und werden doch dienstbar verwendet.
Das Ganze ist bitter und wenig beliebt,
Ja, wo man's verschenkt, ist die Freundschaft getrübt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 37:
„Edelmann."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 39. Sonntag den 25. September. 1870.

Sieh', ein ewiges Recht verleiht stets Kleines den Kleinen,
Großes erlebt, wer groß, Helden erkennt nur der Held. A. Müller.

Ein Erlebniß in Texas.

Von O. August.

(Schluß.)

Allsogleich sank ich in jenen bleiernen Schlaf, den ich als ein Symptom des Prairiefiebers schon kennen gelernt hatte und welcher, ein echter Bruder des Todes, sein Opfer mit vollkommener Gefühls- und Bewußtlosigkeit umfängt. Wie lange ich da gelegen, ob eine Stunde oder eine Nacht, ich wußte es nicht und hätte es auch nie mehr erfahren, wenn ich nicht plötzlich erwacht wäre und durch die Bretterwand das leise und vorsichtig gesprochene Wort: „Duerma!“ (er schläft) in mein Ohr gedrungen wäre. Wie von einer Natter gebissen, fuhr ich auf. Zu wem wurde in dieser Einsamkeit dieß Wort gesprochen? Es war pechfinster und ich hörte ein Brausen und Zischen, das mich befremdete. — War das das Rauschen des Colorado oder träumte ich? Ich suchte mit den Augen das Fenster — es war verschwunden. — Ich griff nach dem Pistolenhalfter, das am Boden lag, es war leer. Ich stand auf und tappte nach der Thür — sie war verriegelt — — aber ich fühlte mich im Besitze meines vollen Bewußtseyns. Mit den Händen an der Wand hinsuchend, erreichte ich die Fensteröffnung, sie war von außen verrammelt. Da ahnte ich, daß ich ein Gefangener sey, und mit der Kraft der Verzweiflung mich auf den schmalen Fenstervorsprung schwingend, warf ich mich mit der Schwere meines Körpers gegen die von außen befestigten Laden; eines der Bretter gab nach und fiel polternd zur Erde. — Welch' ein Anblick bot sich mir dar! Der abnehmende Mond stand in blasser Glorie hoch am Himmel und warf sein Bild in den vorbeirauschenden Steom; in diesem aber lag dicht vor mir das heißersehnte Boot mit seiner Rauchsäule und wirbelte eine Wolke glühender Funken hinauf in die stahlblaue Nacht. Im Augenblick war ich zurück an mein Lager geeilt; das hereinfallende Licht erhellte das Innere des Raumes so, daß ich meine Habseligkeiten sogleich wahrnehmen und ergreifen konnte. Wie ich sie packte, zur offenen Lucke hinaus warf, ihnen nachsprang, in wenigen Secunden die Landungsbrücke und über dieselbe hinüber keuchend das Dampfboot erreichte — das begreift nur derjenige, welcher die Kraft kennen gelernt hat, die ein überwältigender Gedanke in kritischen Momenten selbst dem hinfälligsten Körper ertheilt. Im Augenblick, da ich das Schiff erreichte und an Bord desselben auf mein Gepäck hinsank, wurde die Kanone zur Abfahrt gelöst. „Ein Passagier!“ rief der Matrose, welcher eben, ein Faß Wasser auf den Schultern, sich auf's Schiff trollte, „warum,“ schrie er mich an, „hat der schwarze Teufel signalisirt, daß Niemand da wäre? Wenn wir nicht ein Fäßchen Trinkwasser brauchten, hätten wir gar nicht angelegt.“ Während dieser Worte hatte er das Landungsbrett weggezogen, das Schiff setzte sich in Bewegung und ich gewahrte, als ich einen Blick auf das Blockhaus warf, zu meinem Erstaunen vor demselben zwei männliche Gestalten, in deren einer ich den Neger Tiber erkannte, während die zweite, in einen weiten Mantel gehüllt, mir unbekannt war.

Der Capitän, sehr befremdet über den Vorgang bei meiner Einschiffung, empfing mich mit spöttischen Bemerkungen; da er jedoch an meiner Unfähigkeit, zusammenhängend zu sprechen, und an meiner in der kurzen Zeit durch Entbehrungen aller Art abgezehrten Gestalt meinen Zustand erkannte, änderte er sogleich sein Betragen, ließ mich in warme Wolldecken hüllen, mir in der besten Cajüte ein gutes Lager bereiten und mir heißen Thee mit Rum reichen. Dennoch konnte ich sowohl während der Berg- als der Thalfahrt mein Bett nicht verlassen und in Matagordo angelangt, nahm mich der brave Capitän in sein Haus, wa ich bis zu meiner Genesung auf's Liebreichste gepflegt wurde. Als endlich das Prairiefieber mich verließ und ich meinem gütigen Wirth ein genaues Bild meiner Erlebnisse zu geben vermochte, verschwieg ich ihm nichts von dem, was ich durch Cicero erfahren hatte, und der Capitän, Don Antonio und sein abenteuerndes Wesen kennend, fand sogleich den richtigen Zusammenhang der Dinge heraus. Don Antanio, seit wenigen Jahren verheirathet und kürzlich des Mordes seiner Gattin beschuldigt, hatte Mexiko verlassen müssen, von wo er spurlos verschwunden war, ungeachtet der englische Geschäftsträger Alles aufgeboten, seiner habhaft zu werden. Der Flüchtling hatte auf seiner Hacienda in der Prairie einen abgelegenen Schlupfwinkel gefunden und maßte sich um jeden Preis des Mannes entledigen, welcher ihn dort aufgespürt. Darum die zärtlichen Anfragen über mein Befinden durch Cicero, darum die Sendung Tiber's und die Erscheinung des Benemerito am Landungsplatze. Der Capitän zweifelte nämlich ebenso wenig, daß jene verhüllte Gestalt Don Antanio war, als an seiner Absicht, mir, sobald das Schiff sich entfernt hätte, ein stilles Plätzchen in der Tiefe des Colarado anzuweisen. Wenige Tage ehe ich Galveston verließ, um mich nach New-Orleans zu begeben, begegnete mir ein Neger, welcher stutzend stehen blieb, und da ich mich nach ihm umsah, auf mich losstürzte, meine Kleider küßte and in dem ich meinen guten, redlichen Cicero erkannte, der, wie er sagte, mich längst faulend auf dem Grunde des Colorado glaubte und nicht Worte finden konnte, seine Freude über mein Daseyn auszusprechen. Von ihm erfuhr ich, daß Dan Antanio geschworen hatte, mich mit seinem Messer an die Wand des Blockhauses zu spießen, daß man ihm (Cicero) deßhalb die Erlaubniß, mich zu begleiten, verweigert und ihn für ein paar Tage die Beine in den Block gethan habe, um ihn unschädlich zu machen. Wenige Stunden nach der Absendung Tiber's hatte Don Antonio sich ganz allein zu Pferde auf dem Weg zum Blockhause entfernt und beide

waren am Tage darauf zusammen sehr eilig wiedergekehrt, hatten mit Zurücklassung, selbst des nothwendigsten Reisegepäckes, noch in der Nacht die Hacienda verlassen und Niemand wußte, was weiter geschehen, noch wohin sie sich gewendet hatten. Er (Cleero) habe diese eilige Abreise für eine Flucht angesehen und sich überzeugt gehalten, daß ich ermordet worden sey. Allein der Capitän, welcher die Verhältnisse besser kannte, fand den Grund von Antonio's raschem Verschwinden vielmehr in dem Mißlingen jener Mordabsichten; denn der Benemerito dolla padria konnte, da ich ihm entkommen, sich selbst nicht mehr für sicher halten, und dieß war offenbar der Grund weshalb er, Alles hinter sich lassend, seinen Schlupfwinkel aufgab und das Weite suchte.

Nun der edle Caballero selbst das Ferengeld gegeben, war es vollkommen gleichgültig, ob Lulu zur Einsicht gekommen war oder nicht, und meine verspätete Rückreise hatte weiter keinen Einfluß darauf. Daß ich das thörichte Mädchen wider Willen vom Verderben gerettet, ja daß durch meine Dazwischenkunft ein Verhältniß zerrissen wurde, das Mord von der einen, Thorheit von der anderen Seite als Morgengabe zum Liebesbunde mitgebracht hätte, gewährte mir die innerste Befriedigung, ohne daß ich im Geringsten daran dachte, auf Lulu's Dank oder Gunst weitere Ansprüche zu machen. Als ich nach New-York kam, erfuhr ich, daß sie bereits zurückgekehrt und daß man mich „mit Sehnsucht" erwarte; allein ich hatte meine Begeisterung für Mädchenfreundschaften gebüßt und eine solche Abneigung gegen alle Verhältnisse, welche durch Vermittlung junger Mädchen angesponnen waren, gefaßt, daß ich mich nicht entschließen konnte, wieder in meine früheren Kreise einzutreten. Ich verließ Amerika, ohne Lulu und ihre Freundinnen mehr zu sehen, und erfuhr später, daß sie sich bald nach meiner Abreise mit einem jener Lions des Broadway, welche „ihr nicht das geringste Interesse einflößten," vermählt habe.

In Deutschland angekommen aber erschien mir die bescheidene Zurückhaltung unserer Mädchen als ein Reiz, welcher dieselben mit der Glorie des „Ewig-Weiblichen" umgab und mich unwiderstehlich anzog. Das Erröthen des ersten Mädchens, das mir in meiner Heimath begegnete, entschied über mein Schicksal: sie wurde meine Frau, und ich schlug Wurzeln, die in dem Boden meines Vaterlandes haften.

---

* Einem Flüchtling.

Habt ihr nicht ein Kind gesehen,
Zitternd, bleich und schreckverwirrt,
Das, gebeugt von Trennungswehen,
Scheu durch fremde Lande irrt?

Kennt ihr den noch, dem die Wiege
Einst im Kaiserschlosse stand,
Dem mit Ruhm und künst'gem Siege
Schmeichelnd man die Stirn umwand?

Muß er denn nicht ruhlos wandern?
Ist er denn nicht Frankreichs Sohn?
Ist er besser als die Andern,
Die gebor'n auf jenem Thron?

Wer gewiegt am Seinestrande,
Findet nimmee dort sein Grab;
Drum hinaus zum Heimathlande,
Lulu, greif' zum Wanderstab!

Deutschlands Trümmer sollten zimmern
Deinen Kaiserstuhl recht fest, —
Da Ihr selber liegt in Trümmern,
Ausgebrannt das Adlernest!

Soll'n wir Mitleid Dir versagen!
Doch Du bist des Vaters Sohn:
„Kinder Väterſünden tragen!"*)
Theile deines Vaters Lohn!

Friedrich Lamperl.

*) 2. Buch Mos. 20, 5.

Wilhelmshöhe.

Die Wilhelmshöhe bei Kassel, der dermalige Aufenthaltsort des Kaisers Napoleon, ist von einem prächtigen Hochwaldpark mit den schönsten Wasserkünsten umgeben. Durch eine Linden-Allee, an welcher viele nette Häuser sich befinden, gelangt man zu dem Schlosse, an dessen Seiten prachtvolle Blumenanlagen sind, welche vorzüglich dem Landgrafen Karl († 1730) und dem Kurfürsten Wilhelm († 1821) ihre Entstehung verdanken. In der Nähe des Marstalles führen durch den Wald bequeme, zum Theile aus Felsen gebildete Schlängelwege nach dem neuen Wasserfall, 130 Fuß hoch, 50 Fuß breit; von da links hinein zum Tempel des Merkur, dann auf Waldwegen zum Riesenschloß oder Octogon, auf dem höchsten Punkte der Anlagen, 1312 Fuß über der Fulda. Das Octogon besteht aus drei mit großer Kühnheit übereinandergestellten Tonnengewölben, von denen das oberste von 192 gekuppelten, 48 Fuß hohen Säulen getragen wird. Auf der eine herrliche Rundsicht gewährenden Plattform desselben ist eine 96 Fuß hohe Spitzsäule, von welcher die 31 Fuß hohe Nachbildung des farnesischen Herkules („der große Christoph") aus geschlagenem Kupfer herabschaut. In seiner Keule haben neun Personen Raum. In der Grotte vor dem Octogon rechts ist ein Vexirwasser. Vom Octogon ziehen sich die Cascaden den Berg hinab. Ihre Länge beträgt 900', ihre Breite 40', von 150' zu 150' werden sie durch große Wasserbecken unterbrochen. Auf schönen Waldwegen gelangt man rechts bergab etwa auf halber Berghöhe bei dem Steindäser'schen Wasserfall vorbei zur Löwenburg, einer 1793 vom Kurfürsten Wilhelm I, der auch hier beigesetzt ist, erbauten Ritterburg mit allem Zubehör, Burgcapelle, Rüstkammer und dergleichen. Unterhalb der Löwenburg ist die Fasanerie und nächst dieser das chinesische Dorf, welches aus Häuschen mit chinesischer Bauart besteht. Vor dem Schlosse ist ein Teich mit der großen Fontaine, einem 12" starken und 190' hohen Wasserstrahl, dem höchsten in Europa, dem Wunder von Wilhelmshöhe. Nicht fern von dieser liegt links die Teufelsbrücke, rechts der Aquaduct mit einem hohen, prächtigen Wasserſturz. Die Umgebungen eines anderen großen Teiches, östlich vom Schlosse, sind besonders schön.

**Weissenburg, 12. Sept. Nach der alles Recht verhöhnenden Ausweisung der Deutschen aus Frankreich, von welchen die meisten viele Jahre daselbst zugebracht hatten und durch Kenntnisse und Geschicklichkeit zum Theil zu Ansehen und Reichthum gekommen waren, drängte sich wohl gar Manchem der Gedanke auf: wie es wohl den Kriegsgefangenen ergehen werde, wenn schon friedliche, zu französischen Bürgern gewordene Deutsche in brutalster Weise behandelt und zur Auswanderung mit Zurücklassung des größten Theils ihres Vermögens gezwungen wurden. Eine Antwort darauf brachten uns verschiedene Zeitungsberichte, welche zum Theil auch auf das Jahr 1859 zurückwiesen und uns Schauerscenen vor Augen führten, wie sie sonst nur von wilden Bestien erwartet werden dürfen. Wie steht's nun mit der Behandlung der französischen Gefangenen bei uns? Dieselben haben ihre gute ausreichende Kost, Löhnung, wie der im Dienst stehende bayerische Soldat und, z. B. auf der Wülzburg, freie Bewegung innerhalb der Mauern. Wie man in Deutschland aber noch im Tode den Feind ehrt, möge Nachstehendes zeigen. Bei gedämpfter Trommel Klang und langsamen Schrittes bewegte sich am gestrigen Nachmittag ein langer Zug in feierlich-ernster Weise aus dem Thor der früheren Festung Wülzburg dem ziemlich entfernten Kirchhof zu, eröffnet von einer von einem Lieutenant befehligten Abtheilung bayerischer Landwehrmänner. Louis Huguet, Soldat im 78. französischen Linien-Infanterie-Regiment, sollte, nachdem er im Kampfe bei Wörth dem Tode entronnen und mit dem geringen Ueberreste seines Regiments gefangen auf die Wülzburg gebracht worden war, fern von seiner französischen Heimath an Spaniens Grenze hier in Folge der Pleuritis seinen Tod und sein Grab finden. Da der Verschiedene evangelisch-protestantischer Confession war, gaben der mit den kirchlichen Funktionen betraute protestantische Geistliche und der Lehrer aus Weissenburg mit einer Anzahl Singschüler

denselben das Gelette. Einem Theil seiner gefangenen Kameraden war gestattet, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und mochten etwa 100, wahrscheinlich seinem Bataillon angehörend, von der Erlaubniß Gebrauch, nach durch das besondere Vertrauen des gleichfalls den Zug begleitenden Herrn Obersten geehrt, daß ihnen, wohl mehr der Form wegen, als Bedeckung nur eine ganz geringe Anzahl der hiezu commandirten Landwehrmänner folgte.

Am Grabe angekommen, hielt der Geistliche eine dem feierlichen Act angemessene, würdige Ansprache sowohl an die Kameraden des nun zur Erde zu Bestattenden, als auch an die anwesenden Landwehrmänner, hinweisend darauf, daß denselben eine Mutter beweinen wird und daß den gleichfalls in's Feld gerückten Vater und Bruder vielleicht schon das Grab deckt, und betonend, daß hier am Grabe alle feindseligen Gedanken ferne bleiben und man in dem Verstorbenen nicht den Feind, sondern den Bruder erkennen möge. Der Gedanke an unsere nun auf französischem Boden weilenden Brüder war nahe gelegt; manches Auge, nicht nur der zum Theil deutsch redenden gefangenen Kameraden, sondern auch der vielen, zum größten Theile der Neugierde wegen von Stadt und Land Hiehergeeilten füllten Thränen und wandelte die Neugierde sich in Theilnahme um. Drei Gewehrsalven vollendeten die dem von seinen Kameraden zu Grabe Getragenen erwiesenen militärischen Ehren. Schreiber dieser Zeilen, frei von aller französischen Sympathie und die hier wie anderwärts stattgehabten Ausschreitungen durch Beschenkung der gefangenen Franzosen und durch die denselben erwiesenen Galanteien mit Hintansetzung der vaterländischen Krieger tief beklagend, war doch über diesen militärischen Act hoch erfreut, und fand seine Meinung, daß man so feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes sammeln könne, bestätigt durch den Dank, den die am Grabe zurückgekehrten Gefangenen dem Geistlichen durch den auf der Wülzburg stationirten Obermeister aussprechen ließen.

Die Vertheidigung von Paris.

Da sich die deutschen Heere Paris nähern, ist es wichtig, zu prüfen, welche Vertheidigungsmittel dieser großen Stadt zu Gebote stehen. Man findet im letzten Bande der „Revue des deux mondes" einen Artikel von Xavee Raymond, einer competenten Autorität bei den Franzosen, welcher unter dem Datum 1. September die Befestigungen von Paris und ihre Mittel, dem Angriffe der Preußen zu begegnen, in ausführlicher Weise bespricht. Die Ereignisse werden zeigen, ob und in wie weit die große Zuversicht dieses Strategen eine begründete war.

Der erste Theil des Artikels könnte als der historische bezeichnet werden; wir glauben denselben übergehen zu dürfen. Es ist noch in Erinnerung, wie der Befestigungsplan im Jahre 1840 gereift ist und welchen Widerstand Louis Philipp und Thiers bis zur Erreichung dieses Zieles zu überwinden hatten.

Der Festungsplan ist mit einigen Abänderungen nach dem Systeme Vauban's ausgeführt. Raymond schreibt hierüber Folgendes: „Die ununterbrochene Umwallung von Paris mit ihren 94 Bastionen beschreibt nahezu einen regelmäßigen Kreis von 36 Kilometern Umfang. Die Linie, welche man sich von irgend einem der 16 isolirt angelegten Forts durch deren Mittelpunkte gezogen denkt, hat eine Ausdehnung von nicht weniger als 105 bis 106 Kilometern. Diese Zahlen schon allein erweisen hinlänglich, daß die Belagerung von Paris eine ungleich schwierigere Aufgabe ist, als die Belagerung irgend einer gewöhnlichen Festung. Die Geschichte der unzähligen, in den letzten drei Jahrhunderten unternommenen Belagerungen hat gezeigt, daß sich auch eine kleine Festung unberechenbar lange halten kann, wenn sie nicht regelrecht blokirt wird und daß auch im letzteren Falle die Widerstandsdauer im geraden Verhältnisse zur Ausdehnung der Festung steht. Erste Aufgabe des Festungskrieges nun, zumal wenn er rasch geführt werden soll, ist es, den zu belagernden Platz einzuschließen. Hierzu würden bei Paris 700,000 bis 800,000 Mann erforderlich seyn, vielleicht noch mehr, weil die Einschließung wegen der vielen Windungen der Seine und Marne viel schwieriger auszuführen ist, als wenn es sich um einen à cheval eines gerade fließenden Stromes gelegenen Ort handelt. Nun wäre es aber trotz der großen Zahl, welche Preußen zu den Waffen gerufen, eigentlich lächerlich, zu glauben, daß die deutschen Heere die hiezu nöthige Stärke haben sollten, um so mehr, als sie gezwungen sind, wenigstens 200,000 Mann zur Sicherung ihrer Grenzverbindung zurückzulassen. Zieht man ferner die erlittenen und täglich noch eintretenden Verluste in Rechnung, so wird man annehmen dürfen, daß die Preußen nicht viel mehr als 200,000 Mann vor die Mauern von Paris führen können. Auch diese Ziffer ist vielleicht noch übertrieben hoch. Nun würden aber selbst 300,000 Mann, in zwei Parallellinien aufgestellt, nicht mehr als 24 Kilometer besetzen können, also nicht einmal den vierten Theil der bei einer völligen Einschließung von Paris einzunehmenden Strecke. Ein solches Unternehmen ist also unmöglich auszuführen.

Lassen wir nun einmal gelten, daß das Belagerungsheer die unmögliche Stärke von 300,000 Mann dennoch erreiche, so würde es selbst in diesem Falle jener Zahl von Männern nicht überlegen seyn, welche eine Stadt von 1,800,000 Einwohnern bewaffnen kann, wenn sie wirklich zur äußersten Vertheidigung entschlossen ist. Gewiß können die National- und Mobilgarden mit den sich anschließenden Büegern nicht in wenigen Tagen Corps bilden, welche den Belagerern in offener Feldschlacht Stand zu halten vermöchten; aber dieselben können hinter ihren Bastionen bei der Geschützbedienung, in Beschaffung der Munition, beim Transporte von Kranken und Verwundeten, bei den Schanzarbeiten hinter bedrohten Punkten und in den Zwischenräumen zwischen den Forts und der Stadt sehr nützlich seyn. Zu diesen Verrichtungen bedarf es nur guten Willen und Muth, Erfordernisse, welche um so sicherer vorausgesetzt werden dürfen, als die Büeger durch das in der Stadt gesammelte reguläre Heer von 100,000 Mann geleitet und unterstützt werden. Ueberdies würde der Dienst nicht einmal sehr anstrengend seyn, indem nach den Regeln der Kriegswissenschaft zur Sicherung der Vertheidigung einer Stadt wie Paris für jede Bastion 500 Mann genügen und also für die jederzeitige Besetzung sämmtlicher 94 Bastionen der Stadt und der 75 Fortsbastionen nur 85,000 Mann erforderlich sind. Wir nehmen nun an, der Feind werde, nachdem er Dank der numerischen Ueberlegenheit so zu sagen Herr des freien Feldes ist, alle Anstrengungen machen, um die für die Stadt bestimmten Zufuhren und Correspondenzen aufzufangen und sich aus der Umgegend zu verproviantiren, da er nicht hoffen darf, mit den von der Operationsbasis eintreffenden Vorräthen auszureichen. Alles dieses schließt eine Reihe von Aktionen in sich, welche Angesichts eines regulären Heeres von 100 000 Mann und mehr sehr schwierig auszuführen sind, da dieses, gedeckt durch die Fortifikationen stets in der Lage ist, den Kampf aufzunehmen oder abzubrechen und in seiner centralen Stellung gegenüber den zerstreuten Belagerern stets auf der kürzesten Linie operiren und überall schnell bei der Hand seyn kann, während der Feind stets einem weiten Kreisbogen zu folgen hat. Breitet sich derselbe zu sehr aus, so läuft er Gefahr, in kleinen Abtheilungen geschlagen zu werden; verharrt er in concentrirter Stellung, wie kann er sich dann verproviantiren?

Wie dem auch sei, lassen wir nun den Zeitpunkt des Angriffes eintreten. Wenn sich der Feind nicht auf die Halbinsel wirft, welche sich von Nanterre bis Genevilliers erstreckt, — was sehr unklug wäre — so würde er sich nicht blos gegen ein, sondern mindestens gegen drei Forts wenden müssen, weil die Forts so nahe an einander liegen, daß sich ihre Schußlinien kreuzen und er müßte vorerst deren drei einnehmen, bevor er gegen den Wall vorrücken darf. Hiebei treten nun complizirte Schwierigkeiten ein. Befestigte Plätze bezwingt man nicht durch Feldartillerie; hiezu gehört ein Belagerungspark. Aus wie vielen Feuerschlünden nebst Zugehör wird nun der Park bestehen, welchen der Feind hiehee zu schaffen hat? — Gegen das Ende der Belagerung von Sebastopol hatten die Alliirten 800 Geschütze in den Batterien; wird man nicht alsbald die doppelte Anzahl zur Beschießung von Paris nöthig haben? — Nehmen wir jedoch an, es genügen hiezu 600 Geschütze. Es kommt hiebei nun in Betracht, daß bei Sebastopol, wo wir die Herren des Meeres waren, unsere Kanonen sammt allem Material zu Schiffe fast bis an den Bestimmungsort gebracht werden konnten. Hier steht

die Sache anders; hier wird man das Belagerungsmaterial zu Lande, theilweise vielleicht auf Flußschiffen herbeischaffen. Man wird sich hierin in gleicher Lage befinden, wie wir im Jahre 1832 vor der Citadelle von Antwerpen, einem Platze von geringerer Stärke, als jedes unserer Forts, zu dessen Belagerung wir aber dennoch 90 Geschütze brauchten. Der Transport derselben erforderte aber 10,000 Pferde. Es ist also keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß zur Beförderung eines Artillerieparks von 600 Geschützen in Anbetracht der auf den verschiedenen Eisenbahnlinien angerichteten Zerstörungen 50,000 Zugpferde gebraucht würden, eine Pferdezahl, deren Erhaltung in diesem Jahre, wo Futtermangel fast aller Orten, in Frankreich und Preußen mehr als wo anders herrscht, sehr schwierig sein dürfte. Und welche Zeit wird ein solcher Transport in Anspruch nehmen?

Lassen wir aber auch dieses Stück Arbeit beendet sein. Die Batterien seien armirt und zur Eröffnung des Feuers bereit. Wie werden dieselben aufgestellt sein? — Gewiß unter viel ungünstigeren Verhältnissen, als bei jeder anderen Belagerung. Wir sagten früher, daß auch das kleinste unserer Forts bedeutender ist, als die Citadelle von Antwerpen und wir können beifügen bedeutender, als viele feste Plätze, welche wie z. B. Rocroy, Maubeuge, Longwy lange Belagerungen aushielten, obwohl sie förmlich und unter günstigeren Verhältnissen für den Belagernden angegriffen wurden. Eines dieser günstigen Verhältnisse bestand in der Einschließung des Platzes, welche nicht nur den Belagernden strenge auf seine Subsistenzmittel beschränkt, sondern auch beim Angriffe den Vortheil verschafft, auf die Ringmauern selbst ein convergirendes starkes Feuer richten zu können, welches durch die Zahl der Geschosse und durch die Position endlich stets das indivergirenden Linien antwortende Festungsfeuer zum Schweigen bringen muß. Im gegebenen Falle werden unsere Forts, deren Schußrichtungen sich kreuzen, und welche alle von der Rückseite durch die Stadtmauer gedeckt sind, den Feind an der Errichtung jener konzentrischen Parallelen, welche die Hauptstärke der Belagerungsarmee ausmachen, verhindern. Beide Gegner werden sich bemühen, eine gleiche Intensität des Feuers zu erreichen, wir aber werden den Vortheil haben, hinter Bastionen und in Gräben gedeckt zu kämpfen, sowie in starken Plätzen, welche weder bürgerliche Wahnhäuser noch Handelsgebäude enthalten und in denen sich außer der Garnison kein Einwohner aufhält; schließlich steht es, da wir nicht umzingelt sind, fortwährend in unserer Macht, Garnisonen, welche gelitten haben, zu wechseln aber zu verstärken, sie mit Munition zu versehen, die Verwundeten und Kranken zu entfernen u. s. w. Nicht weniger Mittel haben wir, um die Vertheidigung in beinahe unbegrenztem Verhältnisse zu verlängern. (?) Das Innere von Paris wird indessen von diesen militärischen Ereignissen gar nicht zu leiden haben; der Feind wird sich zwar wahrscheinlich Mühe geben, in die Stadt Bomben und Granaten zu schleudern, da deren Eindruck, auf die Bevölkerung, auch wenn die Wirkung gering war, immer sehr groß ist; wir können aber schwer errathen, wo der Feind in diesem ersten Stadium der Belagerung seine Mörserbatterien aufzustellen vermöchte? — Wie adee, wenn der Feind dennoch zwei aber drei nebeneinander gelegene Forts erstürmen und dann zum Angriffe auf die Stadt selbst übergehen sollte? — Dann wäre die Stunde gekommen, um mit Trochu auszurufen: „Sursum corda!“ Dann werden wir dem heroischen Beispiele folgen, das uns Straßburg und Pfalzburg gegeben. Diese leisten mit weit geringeren Mitteln, als uns übrig bleiben würden, energischen Widerstand. Während es aber an diesen Städten keinen einzigen Punkt gibt, der nicht von den feindlichen Bomben getroffen werden könnte, haben wir im Centrum der Stadt jederzeit einen weiten Raum, innerhalb dessen die Bevölkerung vor den Brandgeschossen sicher ist. Nur ausnahmsweise würden die Granaten die alte Mauthlinie überfliegen und auch in diesen Fällen würden sie auf einem verhältnißmäßig kleinen Gebiet niederfallen.

Die Ringmauer anbelangend, haben wir ebenfalls besondere günstige Verhältnisse. Während bei der Mehrzahl der Festungen die Bastei, in welche die Belagerer Bresche schießen wollen, nur von den zwei rechts und links gelegenen Nebenbastionen unterstützt werden kann, läßt der ungeheuere Umfang von Paris jeden Theil der Umfassungsmauer nahezu als gerade Linie erscheinen. Sie wendet daher dem Feinde überall eine Fronte zu, welche schwer in der Flanke gefaßt und unmöglich jenem concentrischen Feuer ausgesetzt werden kann, welches Belagerten so verderblich wird. Anstatt gegen eine numerische Ueberlegenheit der feindlichen Artillerie zurückstehen zu müssen, kann sie mit Sicherheit ein gleich starkes Feuer unterhalten, und, nachdem sich die Bastionen einander sehr nahe stehen (ihre mittlere Entfernung beträgt kaum 400 Meter), und nachdem die ausspringenden Winkel nur sehr wenig vortreten, dagegen die Flanken sehr entwickelt sind, so folgt daraus, daß jede Bastei auf die Mitwirkung ihrer nächsten vier Nachbarwerke, je zur Rechten und Linken rechnen darf, so daß sich in gewissen Fällen, entgegen der gewöhnlichen Erfahrung, eine Ueberlegenheit des Feuers auf Seite der Belagerten einstellen könnte.“

Raymond schließt mit dem Ausdrucke der sicheren Hoffnung, daß die Anstrengungen der preußischen Heere gegen Paris keinen Erfolg haben werden, eine Hoffnung, die wohl eben in der Nationalität des Autors ihren Hauptgrund hat. Indeß — es ist vierzig Tage her, daß Straßburg regelrecht belagert, dreißig, daß Metz cernirt wird. Toulon, Bitsch, Verdun befinden sich noch in der Hand der Franzosen. Günstige Vorzeichen für die Belagerung von Paris sind das eben nicht. (Frkf. Ztg.)

Anmerkung. Wir brauchen wohl nicht erst daran zu erinnern, daß wir hier lediglich eine französische Ansicht über die Vertheidigungsfähigkeit von Paris vor uns haben, der schon aus diesem Grunde nicht in allen ihren Einzelausführungen unbedingtes Vertrauen geschenkt werden darf. Die Angaben über die Stärke der deutschen Heerkörper entspricht den thatsächlichen Verhältnissen durchaus nicht. D. Red. d. Frkf. Ztg.

Die „Nat. Ztg.“ erzählt nachstehende hübsche Geschichte: „Ich bin etwas abergläubig und möchte Ihnen gern noch irgend ein Amulet umhängen, das Ihr Leben in der Schlacht bewahren soll. Wo finde ich nur gleich eine Brosche oder so etwas.“ So sprach am 20. Juli in einer schweizerischen Villeggiatur die mütterlich gesinnte deutsche Hausfrau zu dem jungen Gelehrten, den der Ruf des Vaterlandes zur nie vergessenen Fahne entführte. Doch er, auf ein Häufchen Goldes hinweisend, welches man dem treuen Gehülfen als Freundesgabe zu Kriegsbedürfnissen aufgedrängt hatte, erwiederte halb scherzend: „Suchen Sie bei Leibe nicht nach weiteren Amuletten; da liegt Ihr reiches Geschenk; jedes der Goldstücke kann ja, so Gott will, eine Kugel abhalten.“ Vier Wochen später befindet sich unser Dr. phil. mitten im Sturmlaufe wider St. Privat la Montagne. Wie Alles getroffen um ihn hinsinkt, erreicht's ihn auch. Im Fallen schreit er Hurrah und denkt: das war mein letzter Ruf. Doch nach einigen Augenblicken dünkt's ihm, als könne der Schuß nicht tödtlich sein, so wüthenden Schmerz er auch empfindet. Er springt in die Höhe. Zuerst will ihm der Athem noch nicht vorhalten, bald aber gelingt's ihm zu laufen und unter lustigem Hurrah stürmt er mit der wieder erreichten Colonne das Dorf, um welches so lange gerungen worden. Bald hernach ward es Abend. Nicht weit von einer brennenden Scheune stehend, fand er Muße, seine Wunde zu untersuchen. Der Rock, die Westentasche waren durchbohrt; aus der letzteren fiel ein vollkommen hohlgeschossenes Zwanzigfrancsstück und eine platgedrückte Kugel heraus. Plötzlich stand ihm der Abschied aus Nagaz vor der Seele. Gerade noch Ein Goldstück vom damaligen Zehegelde hatte er übrig. Die tödtlich gerichtete Kugel war daran abgeprallt.

Die Menschen zu ändern, mit denen du in Berührung stehst, ist in vielen Fällen unmöglich; aber dich selbst zur größeren Duldsamkeit zu gewöhnen, ist nicht unmöglich.

Räthsel.

Ich sitz' in mir, um mich zu pflegen,
Und bin in mir um mich verlegen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 37: „Maulschelle.“

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

Digitized by Google

№ 40. Sonntag den 2. Oktober. 1870.

Wie der Epheu fester seine Ranken
Stets um morsche Säulen klammert,
So erfaßt der Mensch mit dem Gedanken
Inniger was er bejammert.

Feuchtersleben.

Karl v. Stein.

Eine historische Skizze von Adolf Stahr.

„Des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein."

(Arndt.)

Wer das geschichtliche Leben der Völker aufmerksam beobachtet, kann sich der Bemerkung nicht entziehen, daß Völker, wie einzelne Menschen, bei einer verdeckt herannahenden Gefahr von einer Ahnung derselben ergriffen werden, daß ein geheimer Instinkt sie die Nähe derselben empfinden läßt, selbst wenn das Bedrohliche noch fern oder unter täuschender und gleißender Hülle der Sicherheit verborgen liegt.

Ein solches Gefühl, eine solche Stimmung hat seit den letzten Jahren das deutsche Volk ergriffen, und steigert sich unter uns von Tag zu Tage. Ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seit die Weltgeschichte 1815 abschloß mit der Niederlage des großen Nachbarvolks, das in den zwei vorhergegangenen Jahrzehnten die europäische Welt in ihren Grundvesten erschüttert, und dessen siegreicher Imperator seinen ehernen Fuß auf den Nacken der Fürsten und Völker Europa's gesetzt hatte. Einen solchen Abschluß aber erträgt kein großes Volk, zumal kein Volk wie das französische, dessen Seele Ehrgeiz und Herrschbegier sind. Das empfanden schon damals, als dies Volk und sein Imperator unter der Wucht des vereinten Europa's am Boden lagen, gar manche deutsche Patrioten. Sie empfanden, daß es dringend Noth sei, den ungehofften Sieg, die vollständige Niederwerfung des Feindes zu benutzen zur Neugestaltung des eigenen Vaterlandes, zur Kräftigung Deutschlands gegen die Gefahren der Zukunft. Aber ihr Warnungsruf verklang ungehört. Alles was bei uns geschah, war von der Art, daß es die Franzosen im Westen und die Russen im Osten für ihre gegen Deutschland gerichteten Absichten und Pläne nicht besser hätten wünschen können. Methodisch ward Deutschland kraft-, macht- und wehrlos gemacht. Der Aufschwung seiner für die Idee eines einigen und starken Vaterlandes begeisterten Jugend wurde gebrandmarkt, und das helle Feuer dieser Begeisterung bis auf den letzten Funken ausgelöscht. Denn Deutschland sollte sein und bleiben, was es nach Metternichs Ausspruche war und sein sollte: „ein geographischer Begriff." nichts weiter. Wozu auch ein gemeinsames Vaterland aller Deutschen, mit gleichem Recht und gleichem Gesetz für Alle? Der „Erbfeind" jenseits des Rheins war ja besiegt, der Napoleon schlief in seinem Felsengrabe mitten im Weltmeer, und sein Geschlecht war wie ein ausgerutetes Unkraut über die Gränzen Frankreichs geworfen.

Da regte sich nach fünfzehn Jahren wieder einmal der gefesselte Riese jenseits des Rheins, und von dem bloßen Schütteln seiner Glieder stürzte ein Thron in seine Trümmer. Ein Vorgefühl großer Gefahr durchzitterte Deutschland. Aber auch dieser Moment wurde versäumt. Der neue Herrscher schien so friedlicher Natur, so vollauf beschäftigt, sein eigenes Reich in Ordnung zu erhalten. Was war für Deutschland zu fürchten von diesem „Bürgerkönige", der statt des Schwertes einen Regenschirm führte? Deutschland schlief ruhig weiter, nicht ahnend, daß über seinen Schlaf hinweg der französische Bürgerkönig dem Czaren von Rußland heimlich die Hand entgegenstreckte zum Bunde für — eine Theilung Deutschlands.

Auch diese Gefahr ging vorüber an dem schlafenden Deutschland, da es der Czar verschmähte, mit dem „Bürgerkönige" eine Gemeinschaft einzugehen, die er mit einem legitimen Herrscher einzugehen sehr bereit gewesen wäre. Aber dennoch fehlte es Deutschland nicht an Vorzeichen der Gefahr. Kaum zehn Jahre saß Louis Philippe auf dem Thron, als der französische Hahn sein Lied von der Rheingränze zu krähen anhub. Da rüttelte sich Deutschland auf und — Niklas Becker dichtete sein Rheinlied:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein!"

wobei der Dichter nur das eine vergaß, daß dieser Rhein weder „frei", noch „deutsch" war, und daß es ein „Deutschland" überhaupt noch gar nicht gab, sondern eben nur einen also benannten geographischen Begriff, und daß in der einzigen deutschen Nationalhymne, die wir haben, das deutsche Volk noch immer — noch bis auf den heutigen Tag — fragte und fragt: wo sein Vaterland sei?

Auch dieser günstige nah dringende Augenblick also ward versäumt, und in Deutschland blieben die Dinge beim Alten.

Da krachte es eines Tages wieder jenseits des Rheins, und wieder lag dort ein Thron in Trümmern, wieder floh ein Königsgeschlecht in ruhmlose Verbannung. Jetzt aber griff das deutsche Volk selbst seine Sache an. Es fühlte instinktmäßig, daß es hohe Zeit sei, Deutschland zu etwas Anderm als zu einem „geographischen Begriffe" zu machen, wenn es nicht in allernächster Frist als ein solcher von den Nachbarn behandelt werden sollte. Ueber ein Menschenalter hatten seine Regenten diese Aufgabe versäumt — jetzt legte das Volk selber Hand ans Werk.

In wenigen Tagen lag das Bauwerk Metternich'scher Staatsweisheit, lagen Band und Bundestag und alle die zahllosen Hemmnisse, welche List und Gewalt über ein Menschenalter lang mit Hilfe aller erdenklichen Machtmittel gegen die Idee eines deutschen Vaterlandes aufgethürmt hatten, in Scherben, begannen rüstige Hände den Neubau des in der Proklamation von Kalisch 1813 dem deutschen Volke verheißenen neuen

„aus ureigenem Geiſte des deutſchen Volkes wiedergeborenen“ Reiches deutſcher Nation. Nie, ſo lange die Welt ſteht, war eine gleich große Revolution mit ſo geringen Mitteln und Opfern ſo vollſtändig in's Werk gerichtet worden. Was ſie an Blut gekoſtet hatte, war kaum demjenigen gleich, was in einem einzigen der Tauſende geringerer Treffen in den Fürſtenkriegen des letzten Jahrhunderts vergeſſen worden war. Aber die Hoffnung, daß Deutſchland auf verhältnißmäßig ſo unblutigem und friedlichem Wege zu ſeinem Ziele gelangen werde, erwies ſich nur zu bald als ein ſchöner Traum. Die Sache des neuen deutſchen Reiches unterlag, und die Sache des alten bundestäglichen Deutſchlands ſiegte. Und doch war es hohe Zeit, daß Deutſchland endlich ſich zuſammenraffe; denn ſchon zeigte ſich am fernen Horizonte eine drohende Wolke künftigen Unheils. In Frankreich, dem republikaniſchen, beſtieg der zweite Bonaparte den Präſidentenſtuhl. Zwar jubelte die deutſche Reaktion, als dieſer Bonaparte mit frevelndem Beginnen die von ihm beſchworene Verfaſſung Frankreichs über den Haufen warf; und es machte ſie nur wenig ſtutzig, als der Mann des 2ten Decembers ſich bald darauf die Kaiſerkrone auf ſein Haupt ſetzte. Aber die Mehrheit unſres Volkes empfand anders und richtiger. Es fühlte, daß von dieſem Tage an eine neue Epoche herannahe, daß die Erneuerung des Kampfes gegen den Erben des erſten Bonaparte, daß ein Kampf Deutſchlands für ſeine Exiſtenz unvermeidlich ſei; daß die Zeit kommen werde, wo dieſer zweite Napoleon, um ſeine Dynaſtie zu feſtigen, dem franzöſiſchen Volke, das er um ſeine Freiheit betrogen, Ruhm, Macht und Eroberung zum Entgelt, die Rheingränze zur Morgengabe werde bringen müſſen.

Von da an begann ſich ein neuer Geiſt im deutſchen Volke zu regen. Während die Großmächte den neuen Herrſcher in ihren Reigen aufnahmen und Bezeugungen der Freundſchaft mit ihm austauſchten, wandte ſich das deutſche Volk mit Vorliebe zurück zu den Erinnerungen an die Tage ſeiner glorreichen Erhebung gegen den erſten Bonaparte, der einſt Deutſchland ſo tief erniedrigt, ſo ſchmachvoll beraubt, ja Deutſche gegen Deutſche in den brudermörderiſchen Kampf geführt hatte. Es erinnerte ſich der Helden dieſer glorreichen Erhebung; es zog die Bilder der Männer, welche nicht verzagt hatten, als die Nacht der fremden Knechtſchaft ſternenlos über Deutſchland hing, aus der Vergeſſenheit hervor. Mit ihnen das Bild des Mannes, von dem das Höchſte geſagt werden muß, was von einem Bürger geſagt werden kann: daß ohne ihn das Vaterland nicht befreit worden wäre aus dem Joche der Knechtſchaft, das Bild des Freiherrn

Heinrich Friedrich Karl vom Stein,

des letzten großen deutſchen Freiherrn, der ein Herr war und ein Freier zugleich, ein Feind alles Despotismus und aller Herrſcherwillkür. Wenn wir den Namen Stein ausſprechen, ſo verbinden wir mit demſelben Alles, was uns heute erſtrebenswerth erſcheint für unſer Vaterland, alle die Wünſche und Ziele, denen unſer Volk entgegenhofft. Mit dem Namen Stein bezeichnen wir zugleich das, was heute demjenigen deutſchen Staate fehlt, auf den unſere Blicke in Hoffnung und Sorge gerichtet ſind, bezeichnen ſie den „Marſchall Vorwärts“ im Bürgerkleide, den Blücher deutſcher Politik und Geſetzgebung, den Staatsmann, deſſen Siege auf dieſen Feldern nicht minder groß und noch nachhaltig bedeutender waren, als die Thaten ſeines großen Mitarbeiters am deutſchen Befreiungswerkes auf den blutigen Schlachtfeldern. Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß gerade jetzt deutſche Männer daran ſind, das Bild dieſes großen deutſchen Staatsmannes, dieſes Helden der Staatskunſt im antiken Sinne, in Erz aufzurichten auf dem Stein bei Naſſau, der die Wiege war eines ſiebenhundert Jahre lang im deutſchen Rheinlande blühenden Adelsgeſchlechts, als deſſen letzter und herrlichſter Sproſſe dieſer Vorkämpfer eines freien Deutſchlands vor einem Menſchenalter ſeine Laufbahn beſchloß. Denn mehr wie jemals ſind bei uns die Gemüther jetzt von dem Gefühle erfüllt, daß der Augenblik herannahe, wo es ſich wiederum zeigen werde, was ein Mann wie Stein werth ſei, wenn wieder einmal, wie es bei Schiller heißt —

„Die ungeſtüme Preſſerin, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient iſt, die die That will, nicht das Zeichen,

herantreten wird an „dies Geſchlecht, das lange, bis es nimmer kann, ſich behilft mit feigen Sclavenſeelen und mit den Drahtmaſchinen ſeiner Kunſt“, und das erſt

Wenn das Aeußerſte ihm nahe teilt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut.“

zurückfällt „in die ſtarken Hände der Natur, des Rieſengeiſtes, der nur ſich gehorcht, nichts von Verträgen weiß, und nur auf ihre Bedingungen, nicht auf ſeine mit ihm handelt.“

Dieſe Worte unſers gefeierten Nationaldichters ſind gleichſam vorahnend auf Stein gedichtet. Denn ſolch' eine Zeit war es im deutſchen Vaterlande, als „die ungeſtüme Preſſerin, die Noth,“ dieſen Mann und mit ihm „den Größten und Beſten“ unter Deutſchlands und Preußens Staatsmännern an das Radee des halb zerſchmetterten preußiſchen Staatsſchiffs ſtellte. Es war im Jahre 1807. Das Königreich Friedrichs des Großen war zertrümmert, ſein Schwert zerbrochen, das Land bis auf wenige Spannen in Feindes Hand. Die Sclavenſeelen und Feigneanten, die Drahtmaſchinen des alten Schlendrians, welche das Unheil herbeigeführt hatten, ſtanden rathlos da in ihrer Blöße. Da griff man zurück zu dem einzigen Manne, deſſen ſtarke Hand allein noch retten und helfen zu können ſchien, zu dem Manne, den man wenige Monate zuvor noch im eitlem Hochmuthe von ſich geſtoßen hatte. Dieſer Mann war Stein.

Unter dem großen Friedrich hatte der freie deutſche Reichsritter ſeine Staatsdienſtlaufbahn in Preußen begonnen. Das helle Auge des greiſen Heldenkönigs hatte noch über ihm geleuchtet, und in dem jugendlichen Manne ſchon die bedeutende Kraft erkannt. Stein war noch im Anfang der dreißig, als er ſchon bedeutende Verwaltungsämter bekleidete, und noch nicht vierzig, als er bereits in der Stellung eines Oberpräſidenten von Weſtphalen ein Landgebiet verwaltete, das größer und volkreicher war als zwei oder drei deutſche Herzogthümer. Durch ernſte Studien hatte er ſeinen Geiſt gebildet, durch eigne Anſchauung die auf perſönliche Freiheit, Tüchtigkeit und Selbſtthätigkeit freier Staatsbürger beruhende Größe des engliſchen Staatslebens kennen und lieben gelernt. Solchen Geiſt in ſeinem Vaterlande zu erwecken, blieb von da an das Ziel ſeines Strebens um ſo mehr, je tiefer er von der Unhaltbarkeit und Verrottung der heimiſchen Staatszuſtände durchdrungen war, wo, wie er ſchon damals an den genialen preußiſchen Prinzen Louis Ferdinand ſchrieb, „eine despotiſche Regierungsweiſe den Charakter des Volks vernichtet hatte, indem man es von den öffentlichen Geſchäften entfernt hielt und dieſe lieber einem eingeübten, ränkevollen Beamtenheere anvertraute.“ Die franzöſiſche Revolution brach aus, und die in Deutſchland von jener ſchlechten Regierungsweiſe geſtreute Saat trug ihre Früchte. Sie hießen Schmach und Schande. Weder Volk noch Fürſten zeigten ſich dem Anprall der franzöſiſchen Eroberer gewachſen. Deutſchland verlor ſein linkes Rheinufer, und mit ihm die eine ſeiner Schwingen. Napoleon beſetzte ungehindert ein deutſches Reichsland, Hannover, weil es — eine engliſche Provinz war. Preußen ſah zu, ja es vergaß ſich ſo weit, den Raub von dem Räuber als Geſchenk anzunehmen. Stein, jetzt in das Miniſterium berufen, mußte knirſchend geſchehen laſſen, was er nicht hindern konnte. König Friedrich Wilhelm war in den Händen kleinherziger und feiger Rathgeber, die Preußens Ehre ihrer Weichlichkeit zu opfern kein Bedenken trugen, und Stein ſelbſt war dem auf das Mittelmäßigſte geſtellten Sinne des Königs zuwieder. Friedrich Wilhelm der III. nannte ihn ſpottend „eine Genie“, und eine Genie ſein war für dieſen Geiſt ein ſchwerer Makel. Und doch waren die Dinge ſo angethan, daß nur noch eine Genie dem untergrabenen Preußen hätte Rettung bringen können. Napoleon gründete den Rheinbund, an deſſen Spitze er ſelbſt als Schirmherr (Protektor) trat, und die deutſchen Fürſten, welche ſolchen Bund mit dem Feinde des Reiches eingingen, gaben bei dem deutſchen Reichstage durch ihre Geſandten die Erklärung ab: „daß die Abſichten des erhabenen Protektors ſich ſtets mit dem wahren Intereſſe Deutſchlands übereinſtimmend gezeigt hätten.“ Thaten unerhörten Frevels an Deutſchland geſchahen. Der Kaiſer des uralten deutſchen Reichs, der geſchworene Beſchützer dieſes Reichs und der deutſchen Nation, ließ beide im Stiche. Er warf die deutſche Kaiſerkrone fort, und erklärte ſeine deutſchen Provinzen aller Pflichten gegen das deutſche Reich los und ledig.

Langsam und vorsichtig hatte Napoleon dem letzten in Deutschland noch aufrecht stehenden Staate, hatte er Preußen, das selbst er noch für gesünder und kräftiger hielt als es war, die Schlinge um die Füße gelegt. Bei Jena geschah dieser Ruck, und — Preußen fiel.

Vergebens hatte Stein zuvor mit einigen wenigen Gleichgesinnten den preußischen König gewarnt und um Aenderung seiner Politik und um Entlassung seiner bisherigen Rathgeber beschworen. Die Folge solcher Treue war vielmehr seine eigene Entlassung. Der preußische König sah in dem wackern Manne nichts als „einen widerspenstigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener," dessen überspannte Genialität nicht zum Staatsdienste tauge, ja den Staat in's Verderben stürzen müsse, während sein „respektwidriges und anständiges Benehmen" nicht geduldet werden könne. Mit dem Briefe, in welchem er ihm diese Beleidigungen schrieb, stieß der unglückliche Monarch den einzigen Mann von sich, der ihm in seiner Noth hätte die stützende und rettende Hand bieten können. Nicht einmal einen regelrechten Abschied in hergebrachter Form gewährte er dem schwer Beleidigten.

Aber Stein's Charaktergröße überstieg weit selbst die Größe solchen königlichen Undanks. Auch folgte die Strafe dem letzteren auf dem Fuße nach. Schon nach wenigen Monaten lag es selbst dem blödesten Auge klar zu Tage, daß Stein der einzige Mann sei, der den zerrütteten preußischen Staat retten könne. Der König mußte sich entschließen, den Schwergekränkten um solche Hülfe anzugehen, und Stein dachte groß genug, um alle Kränkungen zu vergessen gegenüber der großen Aufgabe: den einzigen deutschen Staat aufrecht zu erhalten, von dem, wie er zuversichtlich hoffte, einst für Deutschland Errettung aus der Fremdherrschaft kommen könnte. Auf's Neue ergriff er das Steuer des am Abgrunde taumelnden Staatsschiffs. Kaum länger als ein Jahr war es ihm vergönnt, dasselbe in seiner starken Hand zu halten, aber in dieses eine Jahr drängte sein gewaltiger Geist die Thatkraft und die Thaten von Jahren zusammen. Die Aufgabe, die er sich stellte, war: das Volk zu neuem Leben, zur Theilnahme am Staate, zur Selbstthätigkeit in seinen Angelegenheiten zu erheben; denn nur ein solches Volk, welches im Innern entknechtet sei, vermöge auch die äußere Knechtschaft der fremden Zwingherrn zu brechen. In diesem Geiste begann er die Umgestaltung des preußischen Staats. Es war eine staatliche Revolution, wie sie Deutschland bisher noch nicht gesehen hatte, eine Revolution, auf deren Erfolgen noch heute die Macht und Stärke des preußischen Staates beruht. Die Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft wurden aufgehoben; der hörige Bauer ward zum freien Grundeigenthümer gemacht. Eine Städteverordnung ward gegründet, welche den Bürgern die Verwaltung ihrer Angelegenheiten in die eigene Hand gab. Dem so neu geschaffenen freien Bauern- und Bürgerstande ward eine Verwaltung verliehen, die den Begriff des freien Staatsbürgers an die Stelle des bloß lastragenden Unterthanen setzte. Das Heer, bis dahin aus geworbenen Söldnern bestehend, ward mit Hülfe des genialen Scharnhorst zu einem Volksheere umgeschaffen, und mit der neuen kriegerischen auch die friedliche Erziehung des Volkes durch Schule und Kirche zu geistiger Bildung und sittlicher Tüchtigkeit auf neue Grundlagen gestellt. Daneben ward der Grund gelegt zu einer ständischen Verfassung, welche an die Stelle der bisherigen schrankenlosen Königsgewalt treten, und deren Abschluß eine reichsständische Verfassung bilden sollte. Und alle diese großen Reformen hatten nur ein einziges nächstes Ziel. Sie sollten Mittel sein zu dem großen Zwecke der Erhebung Preußens und Deutschlands, zu einem Befreiungskampfe auf Leben und Tod gegen den fremden Unterjocher. (Schluß folgt.)

Ein Thränenthal.

Im Westen blutet eine große Wunde,
Und sterbend neigt der Tag sein müdes Haupt, —
Die Kriegstrompete schweigt im Thalesgrunde,
Der Donner, der die Höhen rings umschnaubt,
Er ist verstummt! — es ruhen Wald und Feld,
Als schlief in Frieden ein die schöne Welt.

Ja Frieden ist's im stillen Thalesbette! —
Im Gottesacker kann's nicht stiller sein,
In Asche liegt der Bürger traute Stätte,
Und seine Ernte holt der Tod herein, —
Den Blumenkelch, den sonst der Abend füllt
Mit Thau, — hat dieser Tag mit Blut gefüllt.

Wie furchtbar still! — nur einer Glocke Läuten
Vom Kirchhof drüben klagt noch himmelan, —
Zum letzten Ständchen mag ihr Lied bereiten
Wohl manchen Sterbenden auf stillem Plan,
Dieweil es seinem Kameraden klingt,
Den man da drüben schon zu Grabe bringt.

Wie furchtbar still! — nur tausendfaches Stöhnen
Durchbebt die Nacht! — ein Lied voll Weh und Schmerz.
Wohl mancher Vater sucht nach seinen Söhnen,
Wohl mancher Mutter bricht das treue Herz!
Und unter Leichen sucht die Braut ihr Glück,
Doch was ihr bleibt, — ist ein gebrochner Blick!

Wie furchtbar still! — im bleichen Mondenlichte
Der greise Held des Jünglings Leiche deckt.
O birg sie stillen, blassen Angesichte,
Kein Donner mehr aus ihrem Schlummer weckt,
Kein Hurrah, auch kein jubelnd Siegeslied,
Nach diesem Frieden ist es ewig Fried.

O Jammerthal! — den Himmel seh' ich schauen,
Von Grau umwölkt, auf all das Weh herab, —
Der Menschenfrühling seiner Friedensauen
Er ist verwandelt in ein großes Grab,
Und nieder eine Sternenthräne fällt,
Als weinte Gott um seine schöne Welt.

London. **S. Bäumler.**

Geschrieben nach den Schlachten bei Sedan.

Die Stadt Rom.

Rom wird durch den von Norden nach Süden fließenden Tiber in zwei Theile geschieden. Auf dem östlichen (linken) Tiberufer dehnt sich zwischen den Ruinen des alten Rom und zwischen den 7 Hügeln die eigentliche Stadt aus, die innerhalb ihrer weiten Ringmauer große unbebaute Flächen hat. In diese Stadttheile führt von Nordost die Porta Pia, durch welche die italienischen Truppen eingerückt sind. Ganz abgesondert von diesem alten Rom liegt die Residenz der Päpste, die città Leonina (civitas Leonina), welche von der italienischen Armee nicht eernirt ward, auch nur auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes von derselben später besetzt worden ist. Die città Leonina (auch Borgo genannt) liegt mit Trastevere auf dem rechten (westlichen) Tiberufer, wo sich auf dem vaticanischen Hügel zur Zeit der römischen Kaiser nne Gärten und Grabmäler, sowie der Circus des Caligula und Nero befanden. Zum Schutz derselben ließ Papst Leo IV. 852 diesen vatikanischen Stadttheil mit einer Mauer umziehen, daher sein Name città Leonina. (S. unten.) Seit der Rückkehr der Päpste aus Avignon (1377) ist die vatikanische Stadt die Residenz der Päpste. Den Zugang zu derselben bildet die St. Angelo-Brücke, welche über die sich hier stark krümmende Tiber in der Richtung von Süden nach Norden führt. Sie ist von Hadrian erbaut (Pons Aelius), hatte früher 7, gegegenwärtig nur 5 Bogen und ist von Clemens VII. (1523) durch die Statue des Petrus von Lorenzetto und des Paulus von Paolo Romano, unter Innocenz tV. 1688 durch 10 kolossale Engelsstatuen nach Zeichnungen von Bernini geschmückt worden. Die Brücke und damit der Zugang zur vatikanischen Stadt wird durch die unmittelbar an der Brücke gelegene Engelsburg (Castella S. Angela) beherrscht, das großartige Grabmal, welches Hadrian für sich und seine Nachfolger erbauen ließ, (mole Hadriani), und welches 140 von Antoninus Pius vollendet wurde. Bei der Belagerung Roms durch die Gothen unter Vitiges diente das Grabmal den Römern als Festung und wurde stark beschädigt. Seit 932 ist es dauernd als Castell benutzt und nach und

nach mit neuen Werken versehen worden. Von der Engelsburg führen westlich, jenseits der Piazza Pia die Borgo nuova und die Borgo vecchio auf die Piazza Rustleacci, eine Art Vorhof des Petersplatzes. Der letzte bildet ein mächtiges Viereck von 1034 Fuß Länge und 588 Fuß Breite, von den großartigen Kolonnaden des Bertini, von Alexander II. erbaut, umgeben. Auf der Mitte des Platzes erhebt sich der große, 1586 hier errichtete Obelisk, den Caligula nach Rom schaffen und in dem vatikanischen Circus aufstellen ließ. Die an den Platz grenzende Peterskirche (San Pietro in Vaticana), auf der Stelle des alten Circus, soll von dem Kaiser Konstantin erbaut sein. Nikolaus V. begann aber 1450 einen Neubau, der im Wesentlichen erst i. J. 1626 unter Urban VIII. vollendet wurde. Die Peterskirche ist bekanntlich die größte Kirche der Erde; ihr Flächeninhalt beträgt 199,926 pariser Quadratfuß, während der Dom zu Cöln nur 69,400 Quadratfuß enthält. In der Peterskirche wurde Kaiser Karl der Große und nach ihm viele Kaiser und Päpste gekrönt. Nördlich an die Peterskirche stößt der Vatican, von jeher eine Wohnung der früher auf dem Lateran residirenden Päpste, doch erst seit Nicolaus V. allmählich zum größten aller Paläste erweitert. Derselbe umfaßt gegenwärtig 20 Höfe und 11,000 Räume, Säle, Zimmer und Kapellen, die zum kleinsten Theil dem päpstlichen Haushalt, zum größten Theil zur Aufbewahrung der reichen Kunstwerke des Vaticans dienen. Es befinden sich hier unter Anderen die sixtinische Kapelle, die pauliniſche Kapelle, Rafaels Loggien und Stanzen, die Meolauskapelle, das Statuenmuseum, die Tapeten Rafaels, das Gregorianische Museum, das ägyptische Museum, die Gemäldegallerie, die Bibliothek mit 24,000 Handschriften, die päpstliche Mosaikfabrik u. s. w. Südöstlich von der Peterskirche führt unweit der Tiber die Porta di S. Spirito in die sich längs dem Fluß hinziehende Via della Longara, die mit dem linksseitigen Rom durch eine Kettenbrücke verbunden ist und durch die Porta Settiminia mit Trastevere zusammenhängt, dem südlichen der auf dem rechten Tiberufer belegenen Stadttheile. Während die Longara durch Paläste (Villa Farnesina, Palazzo Carlini), Kirchen und Klöster gebildet wird und, wie die citta Leonina, nur schwach bevölkert ist, wird Trastevere fast ausschließlich von Arbeitern bewohnt und ist dicht bevölkert. Dieser Stadttheil ist durch drei Brücken mit dem gegenüberliegenden Rom verbunden.

Ueber die **Leoninische Stadt** ist im III. Bande von Gregorovius „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (2. Auflage, Stuttgart, J. G. Cotta 1870) Folgendes zu lesen: Das ruhmvollste Unternehmen Leo's IV. war die Befestigung des vaticanischen Gebiets — ein Ereigniß in der Geschichte der Stadt, wodurch die Civitas Leonina entstand, ein neuer Theil Rom's und eine neue Festung, die in den folgenden Jahrhunderten von so großer Wichtigkeit war. Als der Kaiser Aurelian Rom ummauerte, war das Bedürfniß, den Vatican einzuschließen, nicht vorhanden. Dieses Gebiet blieb völlig offen und außerhalb der Stadt. Auch nachdem dort der Dom St. Peters entstanden war, um ihn her Klöster, Hospitäler, Wohnungen mancher Art, und an der linken Seite die Fremdencolonien sich niedergelassen hatten, dachte noch kein Papst daran, diesen Bezirk durch Mauern zu schützen. Denn die bisherigen Feinde Roms waren Christen gewesen. Erst Leo III. faßte diesen Plan: hätte er ihn vollendet, so würde die Basilika von den Saracenen nicht geplündert worden sein. Die von ihm begonnenen Werke waren durch Schuld der inneren Unruhen ins Stocken gerathen, und von den Römern, die sich des Materials bemächtigten, abgetragen worden. Nun nahm Leo IV. nach der Plünderung den Plan wieder auf, und schritt mit Energie an die Ausführung. Er legte ihn dem Kaiser Lothar vor, ohne dessen als des Oberherrn Zustimmung er ein so großes Werk zu unternehmen nicht wagte, und er fand bei ihm nicht nur Billigung, sondern Unterstützung durch Geldmittel. Hierauf wurde der kostspielige Bau so vertheilt, daß die einzelnen Städte des Kirchenstaats, alle öffentlichen Güter der Kirche oder der Stadt und die Klöster mit ihren Mitteln und durch ihre Leute einen bestimmten Theil zu erbauen übernahmen. Der Bau wurde im Jahr 848 begonnen, im Jahr 852 vollendet. Das vaticanische Gebiet, oder der Portieus des St. Peter, ward demnach so umschlossen, daß die Mauer vom Hadrianeum, an welches sie sich lehnte, die Höhe des vaticanischen Berges seitwärts anstieg, dann im Bogen den St. Peter umkreiste, und die Höhe gerade herabgehend wiederum bis zum Fluß reichte, unterhalb des heutigen Thores Santo Spirito, welches in der leoninischen Mauer später angebracht wurde. Diese Mauern, aus Lagen von Tuf und Ziegelsteinen, hatten die Höhe von beinahe 40 Fuß und eine entsprechende Dicke. Vierundvierzig starke Thürme bewehrten sie. Ihre Bauart kann man noch heute an dem dicken runden Eckthurm erkennen, der auf der höchsten Höhe des Vatikan steht. Drei Thore führten in die neue Stadt: zwei in der Mauerlinie, die vom Grabmal Hadrians anlief, nämlich ein kleineres an diesem Castell, Posterula S. Angeli genannt, ein großes nahe bei der Kirche St. Peregrino, daher Porta S. Peregrini, später Viridaria, Porta Palati und St. Petri genannt. Es war das Hauptthor der Leostadt, durch welches auch die Kaiser ihren Einzug hielten. Das dritte Thor verband die neue Stadt mit Trastevere. Es hieß Posterula Saxonum, vom Sachsenviertel, woran es lag, und stand auf der Stelle der heutigen Porta di S. Spirito. Dieser fast hufeisenförmige Mauerring Leo's IV. ist noch heute an einigen Stellen erhalten oder kenntlich, im Borgo, am Gange Alexanders VI., neben der Münze und dem päpstlichen Garten bis zu dem dicken Eckthurm, in der Linie der Porta Pertusa, und wo diese von einem andern Eckthurm zur Porta Fabrica hinbiegt. Aber die späteren Anlagen des neuen Borgo, die Bastionen der Engelsburg, das Anwachsen des Vatican, die Bastionen von S. Spirito haben die Mauern Leo's durchbrochen und hie und da vertilgt; und indem der neuere große Mauerumkreis des Vatican seit Pius IV. die alte Leostadt umschloß, erfuhr diese im kleinen das Schicksal der alten servischen Mauern in ihrem Verhältniß zu denen Aurelians. Als Leo sein Werk vollendet hatte, nannte er die neue Stadt mit Stolz Civitas Leonina. Rom, dem jetzt die Päpste den Stempel ihrer Herrschaft aufdrückten, hatte in Jahrhunderten kein größeres Fest gefeiert als die Einweihung jener Mauern am 27. Juni 852. Alle Bischöfe, Priester und Mönchsorden der Stadt umzogen, vom Papst geführt, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, die Wälle mit Gesang. Vorüberwandelnd sprengten die sieben Cardinalbischöfe Weihwasser auf die Mauern; an jedem Thor ward angehalten, und jedesmal flehte der Papst Segen auf die neue Stadt herab. Als der Umzug beendigt war, vertheilte Leo freigebig Geschenke von Gold, Silber und seidenen Pallien an Adel, Volk und Fremdencolonien.

In der neuen Stadt, welche der Papst dem Heiland dargebracht und S. Peter und Paul als Beschützern empfohlen hatte (mit ihrem Abbilde ließ er sich auf Altardecken darstellen), fuhren die Peregrinen fort zu wohnen, und es wurden wohl auch Römer oder Trasteveriner durch Vortheile bewogen, dort die schlechte Luft neben den Nordländern zu athmen. Ihre Grün dung machte Epoche sowohl in der monumentalen Geschichte des mittelalterigen Rom, als in der Geschichte der päpstlichen Herrschaft, die nun zum erstenmal Roms Pomörium erweitert hatte.

Homonyme.

Nicht blos der Herrscher, dem die Macht gegeben
Des Urtheilspruches über Tod und Leben,
Wir alle können oft auf Erden üben
Die Tugend, die der Heiland uns gebot,
Als er gelehrt: Du sollst den Feind auch lieben,
Und uns ein Beispiel gab im bittern Tod.
Doch sonderbar sind oft der Sprache Launen,
Dann — magst du drob auch noch so sehr erstaunen —
Es nennt das Wort auch eine finst're That,
Womit, von Haß und Groll das Herz umnachtet,
So mancher schon im tückischen Verrath
Des Fremden Leben meuchlings nachgetrachtet.

Auflösung des Räthsels in Nr. 39: „Rath."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 41. Sonntag den 9. Oktober. 1870.

Der Neid verfolgt als Schattenbild
Dich in des Ruhmes Sonnenschein;
Je höher diese Sonne scheint,
Je kleiner zieht das Bild sich ein.

W. Müller.

Karl v. Stein.

Eine historische Skizze von Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Groß sein heißt nicht nur: Großes wollen, sondern vor Allem auch zum großen Zwecke die rechten Mittel wollen. In der Kraft solchen auf tiefster Einsicht beruhenden Wollens lag die Größe Stein's. Er hoffte für den bevorstehenden Kampf um Deutschlands Befreiung wenig oder nichts von den deutschen Fürsten, die, wie er schon im Jahre 1804 grollend dem Fürsten von Nassau zugerufen, fast alle sich der Gefahr des Kampfes feige entzogen „und die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandlung oder Bestechung der französischen Heerführer gesucht hätten." Desto mehr hoffte er von dem neuzuweckenden Geiste des deutschen Volkes, und sein heißer Wunsch war es, dieses Volk zu einer Nation vereinigt und alle kleinen Staaten Deutschlands entweder „in den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhänge, aufgehen, oder in einem großen Reiche deutscher Nation verschwinden zu sehen!" Wohl konnte im Angesichte solcher Kühnheit sein Freund Scharnhorst von ihm sagen: „Nur zwei Männer kenne ich, welche ganz ohne Menschenfurcht sind, den Minister Stein, und den General Blücher! Beide setzten ihr einziges Vertrauen auf die Kraft und den Geist ihres Volkes, und dies Vertrauen hat sie nicht getäuscht. Diese beiden Männer wurden die Bannerträger des deutschen Volkes in seinem großen Befreiungskampfe.

Vorläufig aber hatte Stein bei seinen Bestrebungen nicht nur mit dem Argwohn der fremden Zwingherrn, sondern mehr noch mit innern Feinden zu kämpfen. Alle Freunde des Alten, zumal die ihre Privilegien durch ihn bedroht sehenden adeligen Standesgenossen, alle Feinde der freien Staatsideen, welche er zu verwirklichen strebte, alle Franzosenfreunde und Feiglinge, der ganze Hofadel, alle die Ruhe- und Genußsüchtigen, die diese ihre höchsten Güter um jeden Preis, selbst um den äußersten Erniedrigung des Vaterlandes zu erhalten strebten, dazu noch die große Zahl aller beschränkten und schwachen Köpfe, — alle diese bildeten eine festgeschlossene Partei gegen den einen Mann, dessen Wahlspruch war: lieber mit Ehren unterzugehen als mit Schande fortzuvegetieen. Seine Stellung war bereits untergraben, noch ehe der Schlag von Außen her gegen ihn erfolgte. Dieser Schlag war das Aechtungsdecret, das Napoleon aus dem fernen Spanien gegen den Mann schleuderte, in welchem er den gefährlichsten Feind seiner Plane und Absichten gegen Deutschland erkannt hatte. Denn nur eine Genie vermag das andere ganz zu erkennen. Aus seinem kaiserlichen Feldlager zu Madrid vom 16. Dezember 1808 war das Dekret datirt, das „den Mann Namens Stein, le nommé Stein, der da Unruhen in Deutschland zu erregen strebe, für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes" erklärte, seine Güter einzuziehen und sich seiner Person überall, wo französische und Rheinbundstruppen ihn greifen könnten, zu bemächtigen befahl.

Die Partei seiner Feinde in Preußen und Deutschland begrüßte mit lautem Jubel den Sturz des Mannes, während alle Patrioten sich dem tiefsten Schmerze hingaben. Aber Stein selbst bewährte gerade jetzt die ganze Größe seines Charakters. Schwer getroffen von einem Schlage, der ihm mit der Wirksamkeit für seine Ideen und sein Vaterland zugleich das Vaterland selbst und alle Güter des Lebens entzog, empfand er doch zugleich die ganze Größe und Bedeutung, welche ihm dieses Unglück verlieh, und beschloß sich derselben würdig zu zeigen. Er empfand die Ehre, welche darin lag, daß der gewaltigste Beherrscher Europa's das Genie des Weltdespotismus, thn, den einzigen Mann würdig erachtete, ihn zu seinem Feinde zu erklären. Er empfand es, daß sein Name jetzt, wo er als heimathloser Flüchtling das Vaterland verlassen mußte, größer als je zuvor; daß der Feind selbst diesen Namen dem deutschen Volke als das Panier aufpflanzte, unter dem es sich zu schaaren habe, wenn es frei werden wolle; daß das Aechtungsdekret, welches den Minister des preußischen Königs traf, das Bestallungsdekret enthielt für den Minister des deutschen Volks.

Er verließ Preußen, das ihn nicht schützen konnte, und entfloh nach Oesterreich. Doch ehe er als heimathloser Flüchtling aus dem Lande schied, dem er dreißig Jahre seines Lebens gewidmet hatte, erließ er in dem bekannten Rundschreiben an alle preußischen Verwaltungsbehörden jenen berühmten Aufruf zum Aushaeren auf der von ihm erstrittenen Bahn und zum Festhalten an seinen Grundsätzen zur Erneuerung des preußischen Staats- und Volksgeistes. Diese Grundsätze lauteten:

Unabhängigkeit des Richterstandes;
Befreiung der Staatsbürger von allen Hemmnissen ihrer Selbstständigkeit;
Reform des Adels und Aufhebung der Kluft zwischen dem Adel und Bürgerstande;
Allgemeine Wehrpflicht;
Hebung des Volks durch sittlich-religiöse Erziehung, und Entwickelung jeder Geisteskraft durch einen vernünftigen, in seiner Methode auf die innere Natur des Menschen gegründeten Volksunterricht.

Dies war das „politische Testament", welches der große Staatsmann scheidend für Preußen hinterließ. Seine Nachfolger traten die Erbschaft nicht an; sie arbeiteten nicht fort in seinem Geiste! Aber dieser bewies, daß die von ihm gestreute Aussaat dennoch nicht verloren war.

Harte Zeiten folgten. Die großartige Erhebung Oesterreichs ward zum zweitenmale von Napoleon (1809) niedergeworfen. Deutschlands Knechtschaft schien jetzt für immer befestigt. Aber während alles um ihn her verzweifelte, blieb Stein's Zuversicht ungebeugt. Er durchschaute das hohle Fundament, auf welchem Bonaparte's Machtgebäude ruhte, und je höher dasselbe emporstieg, desto sicherer rechnete er auf seinen endlichen Sturz. „Dies Gebäude," — so schrieb er damals an einen Freund, — „könne nicht von Dauer sein; es beruhe auf zu faulen Grundlagen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten; in dem Ganzen liege nirgends ein Zug von Menschlichkeit, Größe, Edelmuth; Alles sei auf den Einzelnen und auf den knechtischen Sinn seiner Umgebungen berechnet." Dieser Glaube gab ihm den Muth auszuharren drei lange Jahre des Exils hindurch, in denen sich seine Kraft in Plänen und Entwürfen gegen den Despoten verzehrte. Wohl kamen auch über den Starken zuweilen Stunden, in welchen er irre ward in seinem Glauben an die Zukunft Deutschlands und Europa's, und mehr als einmal dachte er daran, sich und den Seinen in dem freien Nordamerika eine neue Heimath zu gründen. Aber sein Geist raffte sich immer wieder empor aus solcher Verdüsterung. Denn er glaubte felsenfest an die Macht der Idee, die zuletzt doch über die rohe Gewalt der Tyrannei den Sieg davon tragen müsse. Wenn das jetzige Geschlecht aufzugeben sei, so müsse für das folgende gewirkt werden, die Jugend müsse durch Erziehung gekräftigt, und ihr in dem aushorrenden Muthe der Aelteren ein Beispiel hinterlassen werden. Sein Wahlspruch war jetzt das mannhafte Wort des Apostels: „Jeder soll bleiben in dem Beruf, in dem er berufen ist, Niemand soll suchen was sein, sondern was des Andern ist." (1. Corinth. 10, 24.)

So blieb er und harrte aus. Tiefer und tiefer sank die Nacht der Knechtschaft herab auf Deutschland. Preußen, aus dem Stein's Geist gewichen war, schwebte zagend und haltlos zwischen Sein und Nichtsein. Oesterreich blutete an den Wunden, die ihm zwei unglückliche Kriege geschlagen. Die Fürsten des übrigen Deutschlands waren ein weiches Wachs in den Händen Napoleon's, der Könige und Fürsten nach Willkür erschuf und absetzte. Die Jugend Deutschlands ward gewöhnt, dem Rufe der französischen Trommel zu folgen und ihr Blut auf allen Schlachtfeldern für die Erhöhung und Befestigung der Macht desselben Tyrannen zu vergießen, der ihr eigenes Vaterland in seinen Ketten hielt. Bald riefen diese Trommeln zu dem Kampfe gegen das letzte noch unbezwungene Reich des Festlandes, gegen Rußland. Auch Preußens und Oesterreichs Herrscher schickten sich an, diesem Rufe zu folgen. Stein sah in solchem Verhalten einen Selbstmord. Seines Bleibens war jetzt nicht länger in Oesterreich. Er dachte nach England zu gehen, um von dort aus weiter gegen Napoleon zu wirken. Aber es kam anders. Der Kaiser von Rußland, Alexander, der im Angesichte der gegen ihn heranziehenden Gefahr erkannte, was ein Mann wie Stein werth sei, berief ihn durch ein eigenhändiges Schreiben mit inständigster Bitte zu sich, damit er ihm beistehe in dem nahenden Kampfe gegen den Weltthrannen. In dem geächteten heimathlosen Manne sah der mächtige Kaiser seinen einzigen Alliirten auf dem Festlande Europa's!

Stein folgte dem Rufe. Aber er nahm keine Anstellung in Rußland, um nicht den Neid der Russen gegen den Fremdling zu erregen. Das Einzige was er forderte war: unversöhnlicher Kampf gegen Napoleon bis zur Befreiung Deutschlands; denn diese war und blieb das Ziel all seines Strebens. Und kaum in Rußland angekommen, spann er von dort aus, während Napoleon mit seinen Hunderttausenden gegen Rußland heranzog, die Netze im Rücken des Gewaltigen, welche ihn umgarnen, bereitete er die Kräfte vor, welche sich kaum ein Jahr später gegen den in Rußland Geschlagenen erheben sollten, errichtete er ein Comite für die künftige Erhebung Deutschlands und eine deutsche Legion aus deutschen Streitern. Unbeirrt durch den Widerspruch deutscher Fürsten, welche gleich ihm als Vertriebene in Rußland lebend, von einem Aufrufe deutscher Volkskraft nichts wissen wollten, beharrte er dabei, „daß einzig und allein von dieser energischen Kraft, die auf der weitesten und edelsten Grundlage ruhe, die Errettung des Vaterlandes aus der Knechtschaft und die Aufrichtung der Freiheit und des Glücks der Nation zu erwarten sei." In Rußland ward er die Seele des Widerstandes gegen den weiter und weiter siegreich vordringenden französischen Imperator. Er war es, der immer auf's Neue das Feuer seines ungebrochenen Muthes in die Seele Alexander's goß, als alles rings um ihn her, verzagte, als das russische Herr, in blutigen Schlachten geschlagen, sich weiter und weiter vor den heranandringenden Franzosen zurückzog, als selbst Moskau, die altgeheiligte Hauptstadt Rußlands in die Hände des Feindes fiel. Die Flammengluth, welche dies Palladium des Reichs verzehrte, erhöhte nur seines Muthes Zuversicht. „Es kann sein," — rief er bei der Nachricht seinem treuen Arndt zu, der ihm nach Rußland nachgefolgt war, — daß wir nach Orel oder gar nach Orendura die Fahrt antreten müssen. Ich habe schon zwei-, dreimal im Leben mein Gepäck verloren! Was thut's? Sterben müssen wir doch einmal!" Je dunkler es um ihn her wurde, desto heller erstrahlte in ihm der Stern seines Glaubens an den Sieg der Idee, an den Sieg des Guten über das Böse. Denn nur wer freudig bereit ist, für solchen Sieges Gewinnung alle Lebensgüter und das Leben selbst hinzugeben, der darf auf den endlichen Sieg des Guten im Kampfe gegen das Schlechte vertrauen. Denn solcher Opfermuth ist und gibt göttliche Kraft des Ausharrens bis an's Ende.

Und er harrte aus bis an's Ende, und seine Festigkeit und Zuspruch vermochten auch den Kaiser Alexander zum Ausharren im Kampfe, als Alles rieth den jetzt von Napoleon gebotenen Frieden anzunehmen. So ward der Geächtete der Verderber seines Rechtes. Am 18. October des Jahres 1812 begann Napoleon seinen verhängnißvollen Rückzug aus Moskau's rauchenden Trümmern. An demselben Tage des folgenden Jahres befreite die Völkerschlacht auf Leipzigs Ebenen Deutschland von dem Joche der Fremdherrschaft.

Noch aber war es nicht so weit. Zwar hatte der eisige Winter des Jahres 1812 das gewaltigste Heer vernichtet, das seit Jahrtausenden die Welt unter eines Herrschers Machtgebot vereint gesehen. Aber noch stand der Gewaltige selbst aufrecht, noch wurzelte seine Macht nicht allein im eignen Volke, sondern auch in den zagenden Herzen der deutschen Fürsten, seiner Verbündeten. Zwar in Preußen gingen die Saaten auf, welche Stein und seine Genossen ausgestreut. Der patriotische Geist des Volks und Heeres, die kühne That Yorks, der immer höher in der Nation anschwellende Drang nach Rache an dem übermüthigen Zwingherren rissen zuletzt, — wenn auch nach langem Zögern und nach dem Verschwenden kostbarer Zeit, — den wankenden König mit sich fort zu dem Entschlusse, Alles an Alles zu setzen. Der Aufruf, der das gesammte Preußenvolk zu den Waffen rief, erfolgte. Aber — kein einziger deutscher Fürst ahmte dieses Beispiel nach. Vergebens forderte die unter Stein's Einfluße abgefaßte Proclamation von Kalisch alle Deutschen auf zur Erhebung gegen den gemeinsamen Feind des Vaterlandes, dessen Neugestaltung und Wiedergeburt zu einem starken und freien Reiche deutscher Nation in dieser Proclamation als Ziel und Lohn des Kampfes hingestellt ward. Die deutschen Könige und Fürsten standen fest zu dem Zwingherrn, in welchem sie den Schützer ihrer eigenen Souveränetät und Willkürherrschaft erblickten. Stein's Zornesruf loderte auf, im Angesicht solchen Verhaltens. Er hatte keinerlei Sympathie für irgend eine der deutschen Dynastien. Selbst Preußens Erhebung war ihm nur Mittel, nicht Zweck für die Sache seines Vaterlandes; und dieses Vaterland war ihm, — er bekannte es laut, — nicht Preußen und sonst ein deutscher Staat, sondern Deutschland. „Daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides, in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland, zu behaupten: das sei, so schrieb er damals an den Grafen Münster, das Interesse der Nation und ganz Europa's und dieß könne auf dem Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen nicht erreicht werden." Das eben war es, was Stein so eigenthüm-

lich groß machte, daß er, als freier deutscher Reichsritter geboren, kein anderes Vaterland als Deutschland, und Niemand über sich erkannte, als dessen gemeinsames Oberhaupt. Aber der auf den Adel seines uralten Gelchlechts so stolze Mann war dennoch groß genug, auch selbst diesen Adel dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Er sprach es offen aus: Der deutsche Adel habe seine Ansprüche verwirkt, und ein neuer Adel müsse an seine Stelle treten, ein Adel, der nur gewonnen werden könne durch Tapferkeit und Heldenthaten im Kampfe für das zu befreiende Vaterland. Höher hat nie der Flug der Gedanken einen adligen Mann Deutschlands getragen, als Stein in diesem Momente erscheint. Selbst ein Gentz, der Diener Metternichs, fühlte sich gedrungen laut anzuerkennen: dieser Mann sei der geborne „Diktator" Deutschlands. Stein hatte mit dem siegreichen russischen Heere am 19. Januar 1813 die erste preußische Stadt, Lyk, wieder betreten. Vier Wochen später suchte er als Kaiser Alexanders Abgesandter den Preußischen König in Breslau auf, um den Zaudernden zur Entscheidung zu bewegen. Nicht Krankheit und Körperschwäche hemmten seine rastlose Thätigkeit. Als Friedrich Wilhelm III. endlich gewonnen war, eilte Stein nach Dresden, um auch den Sächsischen König für den Anschluß an die deutsche Sache zu gewinnen. Aber dieser blieb seinem Schutzherrn Napoleon treu, und Deutschland war somit bei der Eröffnung des großen Entscheidungskampfes allein durch Preußen vertreten, dessen Volk sich, ausgesogen und erschöpft durch jahrelange Drangsal und Noth, mit einer nie bis dahin in Deutschland gesehenen Begeisterung, wie ein einziger Mann in Waffen erhob, und die ersten mörderischen Schlachten von Großgörschen und Bautzen — zum Theil gegen deutsche Streitee auf Feindesseite, — glorreich und durch keine Niederlage entmuthigt, durchkämpfte. (Schluß folgt.)

Auf dem Schlachtfeld.

O breite Dich, milde Sommernacht,
Als schwarzes Leichtuch auf's Feld der Schlacht,
Und decke mit leisen Flügeln zu
Freund so als Feind zur ewigen Ruh!
Wirf deinen Thau, das himmlische Naß,
Freundlich herab aufs blutige Gras,
Freundlich herab in die Wunden all!
Laß sie gesunden, gesunden all!
O Sommernacht!

O leuchte, Du lieber Abendstern,
Als Himmelskerze herab vom Herrn,
Erhellend durch Deinen sanften Steahl
Hier unten das dunkle Todesthal!
Ein Licht der Hoffnung zum Scheiden gib
Freund so als Feind: „Von Stich und Hieb,
Von Stoß und Schuß sollt genesen ihr,
Leben ja dort und verwesen hier!
O Abendstern!

O singe vom Busch, Du Nachtigall,
Ein Lied den Helden in letzter Qual,
Das Lied vom Trost in des Todes Leid,
Das alte Lied der Unsterblichkeit!
Singe die brechenden Augen zu
Freund so als Feind zur ewigen Ruh!
Sing' auch prophetisch vom fernen Tag,
Da sich die Welt nicht mehr schlachten mag!
O Nachtigall!

Th. Reinhaet.

Das Rothschild'sche Schloß Ferrières.

Ein Correspondent der Vossischen Zeitung schildert den Sitz des früheren Hauptquartiers in folgender Weise:

Zwei thurmartige kleine Gebäude, in deren einem sich soeben der Feldtelegraph etablirt hatte, bilden den Eingang. Man tritt in einen Garten, den ein breiter Weg nach dem Schlosse zu durchschneidet. An den Seiten sind Fischbassins, eingefaßt von Beeten. In ungeheuren Kübeln stehen in weiterer Entfernung um das Schloß herum prachtvolle Orangerie-Bäume, colossale Buchsbäume, breitblätterige Myrthen und Araucarien. Eingefriedet ist das Schloß endlich von einem dichten, heckenartigen Gebüsch, aus Lorbeer, Rhododendron und Myrthe bestehend. Wundervolle Araucarien und Cedern, Thujen und Magnolien bilden die köstlichste Zierde der Pflanzenwelt, welche sich um das Schloß ausbreitet, und der gegenüber das Schloß selbst, trotz alles seines Reichthums, zurücktritt, denn es ist ein Gemisch aller möglichen Stylarten. Den schönsten Anblick gewährt die nach Süden gelegene Hauptfront. Aus dem Park, der hier durch einen See belebt ist, auf dem eine bebaumte Insel liegt, erhebt sich eine Terasse in zwei Stufen. Auf der ersten stehen zur Seite der Treppe colossale Löwen und Vasen nach antikem Muster. Auf der oberen Stufe führt eine breite Freitreppe, deren beide halbrunde Arme sich in der Mitte vereinigen, zum Schlosse, das nach dieser Seite hin im ersten Geschoß einen schönen Säulengang präsentirt. Von der Nordseite kommt man zuerst in ein Vestibul mit Marmorbüsten römischer Kaiser, und auf einer schönen Treppe gelangt man in den größten Raum des Schlosses, einen Salon mit umlaufender Galerie, die von jonischen vergoldeten Säulen getragen wird. In diesem Saale ist eine Fülle von Kostbarkeiten verschwendet, zu deren Beschreibung ein eingehendes Studium gehören würde. Für Gemälde ist in diesem Reichthume von Gold und Zierrath wenig Raum, nur ein Reiterporträt von Velasquez und eine Landschaft haben Platz gefunden; oberhalb der Galerie ist die Wand mit Gobelins bekleidet. In der Mitte des großen Saales steht ein prâle-parfum, eine unregelmäßige Marmorsäule mit einem colossalen Becken in chinesischem Geschmacke daraus; Schränke und Tische, mit Schildplatt und Silber ausgelegt, stehen überall umher; die Hinterwand wird ganz von der Bibliothek, deren Bücher sämmtlich in rothem Maroquin gebunden sind, eingenommen. Um diesen großen Salon herum liegen der kleine und große Speisesaal, ein Musiksaal u. s. w., jeder in anderer Weise decorirt. An dem einen Ende der Räume liegt die Hauskirche. Der obere Stock, zu welchem man durch ein mit schönen Jagdbildern geschmücktes Treppenhaus gelangt, besteht ganz aus Wohn- und Schlafzimmern, alle, besonders die für die Damen bestimmten, mit dem außerordentlichsten Luxus eingerichtet, zum Theil mit sehr schönen Gemälden geschmückt. Rothschild, der zwar selbst in Paris geblieben ist, hat einen Regisseur zurückgelassen, der in Bezug auf Tafel und Keller die Würde des Hauses zu wahren hat. Auch die zu den Besitzungen gehörigen Leute hatten dieselben nicht verlassen, sie waren zum Theil auf den Feldäckern mit ländlichen Arbeiten beschäftigt. Der Park des Schlosses ist prachtvoll. In abgeschlossenen Räumen weidet Hochwild, in den Wiesen springt munter der Hase umher, und zuweilen schwirrt, schweren und unsicheren Fluges, ein Fasan vorüber. Hier ist die Flora der ganzen Welt vertreten. Neben der malerischen Kiefer zittert das Laub der Silberpappel, am Bache, der sich durch die Wiese schlängelt, wachsen Tamarinden- und Tulpenbäume, die Weymuthskiefer bildet prachtvolle Gehölze, und auf jedem freien Platze breitet wieder eine Ceder, deren Zweige gewöhnlich in zwei Zinken auslaufen, ihre Haupt aus, wie wenn sie schwämme, und gleicht mit der Last ihrer Früchte im Sonnenlichte einem glitzernden Weihnachtsbaume. Weite Wege führen in immer stillere Waldeinsamkeit und aus dieser wieder zurück zu der Umgebung des Schlosses, wo neben der Ceder die Cactus-Araucaria durch ihre bizarren und musculösen Formen immer aufs neue fesselt. Das Schloß und seine nächste Umgebung mußten sich geräumiger herausgestellt haben, als anfangs erwartet worden war, denn allmählig strömte auch Alles, was ursprünglich in Lagny hatte bleiben sollen, nach Ferrieres. Schließlich nahm auch der König dort Quartier.

Versailles.

J. L. Der Kronprinz von Preußen wohnt im Schlosse zu Versailles. Es ist Leben in die sonst so stille und öde Stadt gekommen. Wer sonst von Paris nach Versailles kam, hielt es nicht für eine Stadt, trotzdem, daß er im Reisehandbuch las,

daß es 30,000 Einwohner zähle. Das Gras wuchs auf dem Schloßplatze. Versailles ist heutigen Tages so ziemlich wieder das, was es in den ersten Zeiten seines Ursprunges und nach dem Tode Ludwigs XVI. war: nämlich ein Wirthshaus und ein Mausoleum. Versailles ist ein zu langer und zu weiter Königsmantel, der weder zur Taille des Bürgerkönigthums noch des ersten und zweiten Kaiserreiches passen wollte; es ist eine Stadt, welche mit der Garderobe Ludwigs XIV. an den Nagel gehängt ist. Nichts kann mehr den absoluten Herrscherwillen dieses „großmächtigsten" Königs zeichnen, als wie Versailles entstanden ist. In Paris seine Residenz aufschlagen wollte er um keinen Preis: er haßte diese Stadt; er konnte es ihr nicht vergeben, daß er während der Unruhen der Feinde gezwungen war, aus ihr zu flüchten, er konnte freilich nicht ahnen, daß dies später seinen Nachfolgern auf dem Thron zur Gewohnheit werden würde. Und dann war er stets bemüht, das Königthum in einer geheimnißvollen Entfernung zu halten, damit es, wie das Allerheiligste, dem gemeinen Haufen unzugänglich blieb. „Ludwig XIV. besaß den Stolz eines Titanen," sagt ein Geschichtschreiber von ihm, und den Muth eines Thersites: er wäre gern mit den Beinen seines großen Feldherrn Condé in den Himmel geklettert, und wann er gekonnt, hätte er den Olymp wie die Pfalz verheert." Da er nun nicht ganz und gar Jupiter sein und den ganzen Himmel für sich mit Beschlag belegen konnte, so mußte er sich mit Versailles begnügen. Ein Architekt von einigem Rufe, Leveau, wurde beauftragt, das kleine Gartenschloß Ludwigs XIII. zu erweitern, aber er hatte strengen Befehl, das ursprüngliche Gebäude beizubehalten. Daher der häßliche, wunderliche Anblick des heutigen Versailler Schlosses gegen die Stadtseite. Der Nachfolger des ersten Baumeisters, der berühmte Mansard, konnte den König von seiner Idee nicht abbringen und war daher genöthigt, seine Genie in der glänzenden Façade gegen den Garten zu bethätigen. Sieben und zwanzig Jahre gingen hin, bis das Schloß ganz vollendet und eingerichtet war. Die berühmtesten Künstler der Zeit hatten an seiner Ausschmückung gearbeitet; 187'078,537 Franken hatte es gekostet. Nachdem das Schloß fertig war, mußte man nothwendig einen Garten haben. André Lenôtre entwarf den Plan dazu, welcher rasch ausgeführt ward. Als der Garten mit seinen langen Laubgängen, seinen zahlreichen Statuen, seinen träumerischen Bosquets, seinen Natur-Bassins fertig war, fehlte das Wasser. Versailles ist ein Sandberg, weit und breit keine Quelle in der Runde. Allein der König wollte Wasser haben; durch Menschenopfer schaffte er es. Ein Jahr lang arbeiteten 35,000 Menschen und 6000 Pferde Tag und Nacht für die Wasserwerke von Versailles; 15,000 Menschen erlagen den Beschwerden dieser Arbeit; nebenbei ging auch eine Milliard Franken drauf. Als Schloß und Garten fertig waren, mußte auch eine Stadt an Schloß und Garten herum gebaut werden; bauen hieß damals schmeicheln, und Ludwig XIV. war gewohnt, daß man ihm schmeichelte, und so ward auch die Stadt Versailles gebaut. Schloß, Garten, Stadt waren vollendet, da fehlte noch das Landhaus, das Lustschloß: so wurde Trianon gebaut. Eines Tages begleitete Louvois den König zur Besichtigung der Arbeiten. Ludwig XIV. bemerkte, daß ein Fenster des neuen Schlößchens schmäler sei, als die andern; der Minister wagte zu widersprechen, allein Lenôtre maß, und der König hatte Recht. „Ich bin verloren," rief Louvois gegen seine Collegen aus, „wenn ich einen Menschen nicht zu beschäftigen weiß, der sich über Armseligkeiten ereifert. Nun der Krieg kann ihn von seinem Bauwesen abbringen, weil er oder ich ihn brauchen." Und der Krieg begann, leichtsinnig angefangen, Europa mit Verwüstung erfüllend, Frankreich an den Rand des Verderbens bringend — der Kaiser hat sein Vorbild am „allerchristlichsten König" gehabt. In den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. verstummten die seßhlichen Feste, Turniere und Lustspiele im Schloß von Versailles. Die Maintenon wollte keine Feste mehr. Der „große König" starb, verwünscht von seinem Volke, verlassen von seinen Freunden und Verwandten, das Jauchzen und Jubeln der Menge begleitete den Leichenzug nach S. Denis. Ludwig XV. gab Versailles den Glanz des Königthums wieder, aber seine Ausschweifungen, deren Mittelpunkt und Schauplatz es war, machten es zum Sündenpfuhl. Es wurde so arg, daß man es für nöthig fand, die junge Dauphine Marie Antoinette vom Ort der Schande zu entfernen und ihre Residenz von Versailles nach Kleintrianon zu verlegen. Aber das Königthum ging seinem Ende entgegen; die Revolution kündigte ihm in Versailles das Nahen seiner letzten Stunde an. Aus Versailles wurden Ludwig XVI. und Marie Antoinette gewaltsam nach Paris gebracht. Während der Republik stand das Schloß leer und unbewohnt. Auch Napoleon I. weilte nicht gern dort, sondern war lieber in Großtrianon, ebenso hatten die folgenden Regierungen keine Lust mehr, Versailles zur bleibenden Residenz zu machen. Nur Louis Philippe hat ihm eine neue Bestimmung gegeben, er hat es zur französischen Nationalgalerie gemacht. Vielleicht kommen wir darauf in einem folgenden Artikel zu sprechen. Der Park von Versailles ist schön wie nur irgend einer; wie oft hat mir die Ruhe von dem Lärmen und Treiben der Weltstadt in ihm wohl gethan. Aber meist fand ich auch ihn still und einsam. Nun ist's anders. Deutsche Truppen füllen die grünen Plätze und hohen Laubgänge, unter denen sich sonst Sonntags der Pariser Bourgeois behäbig erging oder noch früher die graziösen, aber leichtfertigen Gestalten des Hofes Ludwigs XIV. ihr Spiel trieben. Zum letzten Male erschimmerten Schloß und Garten in märchenhaftem Lichtglanze, als der Kaiser seinen fürstlichen Besuch von der Newa, glaube ich, gelegentlich der Weltausstellung in Versailles ein üppiges Fest gab. Nun erleuchten die Fenster die einfachen Lichter des kronprinzlichen Hauptquartiers. „Non in alis re damnosior, quam in aedificando," sagt Sueton von Nero. Es ist eigenthümlich, daß von dem Palaste aus, bei dessen Erbauung und in welchem durch so viel Sünde und Frevel mehr als Ein Nagel am Sarge der alten Monarchie geschlagen wurde, der letzte Vorstoß zum neuen, gerechten Gerichte über Frankreich geschieht.

Prinz Salm. Unter den vielen Opfern, die der Sieg von Gravelotte am 18. August forderte, befand sich bekanntlich auch der Prinz Felix Salm-Salm, der treueste Freund des unglücklichen Kaisers von Mexiko. Ueber seinen Tod sind jetzt durch F. Gerstäcker die nachfolgenden Einzelnheiten bekannt geworden. Im Anstürmen gegen die hinter festen Mauern stehenden Feinde, unter einem furchtbaren Gewehrfeuer bekam er zuerst eine Kugel in den rechten Oberarm, die ihm den Knochen zerschmetterte. Er hob den zu Boden gefallenen Degen auf und stürmte weiter. Wieder traf eine Kugel denselben Arm — er achtete es nicht, bis ihn ein tödtlicher Schuß in den Leib traf. „Haben wir gesiegt?" fragte er vor seinem Tode den Geistlichen, der an seinem Lager stand. „Ja!" — „Dann ist alles gut! Trösten Sie meine Frau!" waren seine letzten Worte. —

Der Divisionsprediger Moldenhauer vom pommer'schen Armeekorps ist durch die Verleihung des eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden. Derselbe befand sich, wie ein Stettiner Blatt mittheilt, am 18. August, dem Tage von Gravelotte, selbst mitten im heftigsten Gefechte und setzte sich unerschrocken dem feindlichen Kugelregen aus. Er war an dem gedachten Tage 18 Stunden zu Pferde und ging bei dem Sturm auf Gravelotte an der Spitze der 8. Infanteriebrigade, die Krieger durch eine Ansprache begeisternd, zum Kampfe mit vor. Obgleich bei dem einen Regimente, dem pommer'schen (Bromberger) Infanterie-Regimente Nr. 21, 187 Verwundete zu beklagen waren, blieb er selbst doch unversehrt.

Räthsel. (Dreisilbig.)

Die Erste, unfaßbar und höchst veränderlich,
Höchst flüchtig nützt der Mensch doch klüglich aus für sich.
Des Knaben erster Stolz, herrschsücht'ger Frauen Spott,
Entbehrt die Letzten ganz der wilde Hottentot.
Daß einer Hexe Kunst das Ganze könne machen,
Wie finstrer Wahn geglaubt, ist heutzutag zum Lachen.

Auflösung der Homonyme in Nr. 40: „Vergeben."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 42. Sonntag den 16. Oktober. 1870.

Schmerz und Lust, ihr bezeichnet die Grenzen des menschlichen Zustand's;
Zwischen euch beiden die Fahrt mag wohl die glücklichste seyn. von Knebel.

*Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes
von Edmund Hahn.

Im Rathskeller zu Waldau — so soll die Stadt heißen — saßen einige Herren in lebhafter Unterhaltung begriffen um einen runden Tisch. Jeder hatte seinen Schoppen vor sich stehen. Keiner hatte mehr getrunken, als eben nöthig ist, die Lebensgeister zu erhöhen und das Gespräch interessanter zu machen.

Doctor Wallberger, der beliebteste Arzt der Stadt, nahm jetzt das Wort und sagte: Gerade, liebe Freunde, Gerade! Habe ich mich schon jemals Euch gegenüber inconsequent gezeigt, daß Ihr mir gleich zutraut, ich würde Euch verlassen?"

„Liebes Gerg," rief lebhaft der Justizrath Wolf, „Du bist uns Allen ein lieber treuer Freund und den Bewohnern Waldau's unzählige Male ein rettender Engel gewesen, aber ein Ruf als ordentlicher Professor an die Universität zu Würzburg ist doch ein seltener Glücksfall und der Brief aus Wien vom Fürsten Liechtenstein wäre für jeden Anderen ein triftiger Grund, das Städtchen zu verlassen, wo Du im Verborgenen lebst."

„Füge hinzu, Ernst, „und glücklich bist." Nein, nein, hätte ich Kinder, lebte meine gute Frau noch, hielte ich es für meine Pflicht, um ihretwillen so große pecuniäre Vortheile nicht von mir zu weisen, aber für mich einzeln stehendrn Mann erwerbe ich hier genug. Hier habe ich mein Häuschen, meinen Garten, dessen Bäume ich vor fünfzehn Jahren selbst gepflanzt habe und die mich jetzt im Sommer freundlich beschatten, im Herbst mit Früchte erfreuen; hier ruht meine Anna, hier kennt und achtet mich jeder Mensch, und wie könnte ich denn Euch, Ihr lieben Freunde, entbehren?"

„Du hättest aber als Professor in Würzburg doch Deine Nachtruhe, auf welche Du hier fünf Tage in der Woche, oder richtiger gesagt, fünf Nächte verzichten mußt," bemerkte Moritz Blume, ein höchst talentvoller Landschaftsmaler, den Liebe für die schöne Gegend und für ein reizendes Mädchen in Waldau festhielten. „Wohl wahr, allein ich weiß auch, daß ich dann in den Morgenstunden köstlich schlafe, wenn ich des Nachts ein Menschenleben erhielt oder das selige Lächeln einer Mutter sah, welche zum ersten Male ihr Kind betrachtete. Wenn Ihr aber noch lange so forteredet, daß ich fast glauben muß, Ihr wollt mich nicht mehr hier haben, so muß ich wünschen, das Buch „Ueber die Wirkung der Wärme und des Lichtes auf die Nerven" niemals geschrieben zu haben; denn nur ihm verdanke ich den Ruf an die berühmte Universität, was immerhin eine Ehre ist."

„Dummes Zeug, Dich fort haben wollen," brummte der Polizeidirektor; ich sage Dir Georg, wenn Du fortgegangen wärest, so — aber freuen wir uns lieber, daß dem nicht so ist. Kellner, Champagner! Wir müssen auf Dein Wohl trinken. Banner ist ein Dichter und weiß auch aus dem Stegreif hübsch zu sprechen; er soll uns eine Rede halten, in welcher er unsern Dank für Deinen Entschluß, bei uns zu bleiben, ausdrückt; hörst Du, Banner, unsern tief und lebhaft empfundenen Dank!"

Die Gläser wurden mit ächtem Cliquot gefüllt. „Unser lieber Doctor Georg Wallberger!" riefen herzlich die vier Freunde dem Arzte zu und ließen die Gläser klingen, sogar der schmucke Kellner machte dem berühmten Heilkünstler eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Währenddem der Name des Doctors hell und heiter von den Herren genannt wurde, trat noch ein Gast in das Gemach, der flüchtig grüßte und sich in eine entfernte Ecke des Zimmers setzte. In französischer Sprache bestellte er sich bei dem Kellner eine Flasche Johannisberger und die neuesten Zeitungen, zündete sich eine Cigarre an und vertiefte sich in das Journal des Débats. Der Doctor blickte mehrmals scharf, aber verstohlen auf diesen ernsten Gast, in dessen kaltem vornehmen Wesen etwas sehr Abweisendes lag. Der Fremde, eine hohe, stattliche, etwas hagere Gestalt, mochte dem vierzigsten Jahre nicht fern stehen; er trug einen feinen, mit dem kostbarsten Pelz besetzten Rock, übrigens war Alles an seinem Anzuge geschmackvoll und von bester Sorte. Auch seine Cigarre, welche er aus einem auffallend eleganten Futteral nahm, schien den Herren am andern Tische dem Duft nach, den sie verbreitete, als ächt.

„Felix," sagte der Maler, „es fängt an kühl zu werden, lassen Sie doch noch einiges Holz in den Ofen legen, und wenn es lustig brennt, machen Sie die Thüre auf, sonst thue ich es selbst. Gibt es etwas Häßlicheres, als einen von den neuen schwarzen deutschen Oefen, wo man nicht einmal die Flamme durchschimmern sieht, wie sonst bei den älteren Erwärmungsmaschinen? Ein gemüthliches Volk wollen wir sein, wir guten Deutschen, und haben keine Camine, um deren lustige Flamme sich gemüthvolle Menschen so gern versammeln. Sobald ich Geld genug haben werde, um mir hier in unserem Waldau ein Haus nach meinem Geschmacke bauen zu können, bekommt mein großer Speisesaal auch ein tüchtiges Camin und desgleichen mein kleines Cabinet; dann müßt Ihr jeden Sonntag bei mir zubringen, bewirthet sollt Ihr werden, daß Ihr mich loben müßt, — o Himmel, wäre das Geld nur erst da!" — „Dazu beauchtest Du doch ein ganz anständiges Sümmchen und, allen Respect vor Deinem Gemälde, aber bei Deinem gänzlichen Mangel an Talent, Dich geltend machen zu können, wirst Du wohl nicht so bald das gewünschte Capital erhalten." — „Vielleicht, vielleicht auch nicht. Meine Großtante ist neunundsiebzig Jahre alt und sehr hinfällig; macht sie kein Testament, — und sie selbst sagte mir vor Kurzem ganz er abrupto, daß sie keines niedergelegt habe, — so erhalte ich ihren Nachlaß, der ansehnlich sein wird; beschwatzt sie aber der Herr Oberpfarrer, ihr guter Freund, so ist es möglich, daß die St. Johanniskirche und deren Clerisei Alles bekommt. Meinetwegen, ich bin auch mit dem zufrieden, was ich habe, und lebt sie hundert Jahre, die alte Tante Kunigunde, wie ist es auch recht. Auf ihr Wohl!"

Der luſtige Moler leerte dos Kelchglas bis auf Nogelprobe. „Ich muß geſtehen, Blume," äußerte dee Juſtizroth, daß ich mit unſeren Geſetzen in Bezug ouf Erbſchaftsſachen durchaus nicht zufrieden bin. Es tſt ollerdings recht ſchön in gewiſſee Beziehung, wenn Jeder über ſein Geld nach Belieben oerfügen darf, und ich habe mich früher mit dem Hamburger Geſetz nicht befreunden können, noch welchem das nicht ſelbſt erwordene, ſondern ererbte Vermögen in der Fomilie bleiben muß; aber das erſtere Geſetz hat doch auch ſeine Schaltenſeite, denn es öffnet der Erbſchleicherei Thüren und Thore. Dein Urgroßvater, lieber Blume, hat ois kluger und thätiger Kouſmonn das große Vermögen erworben, von welchem die Hälfte Deiner Großtante zufiel. Ihr Bruder, Dein Großoater, hatie es nach ſeinem Ableben unter zehn Kindee vertheilen laſſen, Dein Vater, ein tüchtiger Beamter, konnte zu ſeinem Zehntheil wenig hinzuthun, Du mußteſt ſeinen Nochlaß mit drei Geſchwiſtern theilen, Deine kinderloſe, einſoch erzogene Großtante legte Zinſen zu Zinſen, und am Ende fällt das, was Dein Ahnherr erworben, in fremde Hände." Der Polizeidirektor warf dem Juſtizrath einen vielſogenden Blick zu und murmelte: „Wie der Baron Roſenhaog." „Leider läßt ſich jedoch Nichts daran ändern, hötte dem Edmund Roſenhoog wenigſtens dos Stammſchloß gegönnt." — „Schickſal!" ſogte der Maler. Möge er es ſo leicht tragen, wie ich es tragen werde, ſollte Tante Kunigunde die Kirche lieber haben, als ihren wohlgerathenen Großneffen."

(Fortſetzung folgt.)

* Der Rhein.

Am Golthardt ſprudelt ein Silberquell
Und ſtürzt ſich hinab in die Lande, —
Es blitzel von Demant ſein Rieſengefäll
Auf ſonnenroth eiſiger Kante.
Er ſchleudert wohl Felſen hinab in den Grund,
Zu finden den Weg nach Schaffhauſen, —
Und ſtürmet entgegen dem Erdenrund
Mit donnermelodiſchem Brauſen,
Als wogte in Sehnſucht ſein großes Herz
Nach einem viel größeren Lande, —
Und wieder ſtürzt er ſich niederwärts,
Zerbrechend die felſigen Bande.
Doch ſiehe! kaum blickt er das Blumengefild
Germaniſcher Auen, ſo rauſchet mild
Die Woge im ſanfteren Bette —
Und ſinket zur ſpiegelnden Glätte.

Und Märchen hinmurmelnd drängt er ſich durch,
Durch lauſchende Matten und Thäler,
Vorüber an mancher zerfollenen Burg,
Der eisgraue Sagen-Erzähler.
Und rühmt, wie der tapfern Germonen Geſchlecht
An ſeinen Ufern blühet, —
Und daß im Arm wie im Herzen das Recht
Dem Jünglinge flammet und glühet,
Und wie ſich ſchmücket die deutſche Maid:
Die Wange voll Roſen der Jugend,
Ein einfaches Kreuz ſei ihr koſtbar Geſchmeid,
Ihr Diadem ſei die Tugend.
So rinnet der Wellen berauſchendes Wort;
Echotiſch tragen's die Lüfte fort
Auf Wogen der blühenden Felder,
Und weiter rauſchen's die Wälder.

Und immer ſeliger träumt ſein Gemüth
Im Anblick der friedlichen Gauen,
Und wo eine Blume am Ufer blüht,
Sie darf ſich im Spiegel beſchauen.
Und wo eine Mühle, da dreht er das Rad,
Daß überlaufen die Wannen,
Und wo ein Gewitter voll Unheil ſich naht,
Da lockt er es ſchmeichelnd von dannen.
Die Saaten erfriſcht er mit perlendem Thau;
Denn nieberzieht er mil Sehnen
An's brauſende Herze vom Himmelsblau
Die ſegnende Wolke der Thränen.

Und füllet — ſo — gütig uns Scheune und Faß
Mit duftigem Heu und mit köſtlichem Naß —
Und Schiffe trägt er und Kähne
Wie flügeldlähende Schwäne.

Er iſt der beſte Bürger im Staat!
Ein Mann voll deutſcher Geſinnung,
Ein Mann voll ſegenbringender Thal,
Der Meiſter der Friedensinnung,
Und darum kann auch vom deutſchen Rhein
Der Deutſche wohl nimmermehr loſſen!
Die Hond griff in's tiefſte Herz uns hinein,
Die räuberiſch nach ihm wollt' faſſen.
Und darum zogen herbei aus den Gau'n
Die Söhne, zu Dank ihm verpflichtet,
Wie eine ſchützende Mouer zu ſchoun,
Aus Felſen der Treue geſchichtet —
So ſteht nun auf ewig die Mouer am Rhein
Und riß ouch herous manchen Edelſtein
Die Kugel, ſo ſtürzl doch nimmer
Die Mouer ſelber in Trümmer.

London im Auguſt 1870. Siegfried Bäumler.

Karl v. Stein.

Eine hiſtoriſche Skizze von Adolf Stahr.

(Schluß.)

Stein war es vor Allem geweſen, der in dieſem Kampfe auf Tod und Leben die Volkskraft in Landwehr und Londſturm gegen den Tyrannen aufzubieten getrieben holte. Das war ſelbſt deutſchen Fürſten unheimlich, um wie viel mehr dem Napoleon. Sein Monitenr wüthete gegen den „berüchtigten Stein," der „den Pöbel gegen die Beſitzenden aufrühre," und bedouerte den König von Preußen, „der ſich zur Stütze ſolcher verbrecheriſchen und obſcheulichen Umtriebe hergebe!"

Zögernd und zaubernd war endlich ouch das von Metternich geleitete Oeſterreich dem Bunde gegen Napoleon beigetreten, und wenn auch dieſer Beitritt den Sieg über Napoleon erleichtern half, ſo wor doch Stein der Erſte, der es ſchon damals erkannte und ousſprach: „daß Metternich dadurch ein Uebergewicht in den deutſchen Dingen erholte, welches dieſer Mann gewiß auf keine Deutſchland beglückende Art ausüben werde." Die Schlocht von Leipzig ward geſchlagen, und wieder wor es Stein, der jetzt unabläſſig dorouf drang, den Sieg bis zur letzten Entſcheidung zu verfolgen. Er war es, der die Abſichten eines voreiligen Friedensſchluſſes unerſchütterlich bekämpfte, und feſt on dem Worte hielt, das er ſchon in Rußlond ausgeſprochen: erſt in der eroberten Hauptſtadt Frankreichs dürfe man Frieden ſchließen. Sein ſtarker Muth wor es, der mit Blücher vereint die Heere der Verbündeten über den Rhein führte und nicht eher ruhen ließ, bis dos große Ziel erreicht ſey.

Es ward erreicht, und der von Nopoleon geächtete deutſche Mann zog am 9. April 1814 in die Hauptſtadt ſeines Feindes ein, in welcher wenige Tage zuvor der eigene Senat des Kaiſers deſſen Abſetzung hatte verkünden müſſen. Es war der glorreichſte Tag im Leben Stein's, als er aus dem eroberten Paris ſeiner Gattin in die Heimath ſchreiben konnte: „Der Tyrann hat geendet wie ein Feigling. — Derſelbe Mangel an Geiſteserhebung, der ihm die Flucht aus Rußland einzab, indem er ſein Heer allen Gräuein des Hungers und der Kälte überließ, mocht ihm jetzt ein ſchomvolles Daſein erträglich. Die Erzherzogin (Marie Louiſe) kehrt zu ihrem Vater zurück, Jerome geht nach Stuttgart, Joſeph nach der Schweiz: und ſo iſt nun alles dieſes Geſindel zu Boden!"

Um zu wiſſen was Stein in dieſem Kampfe geleiſtet, muß man die Briefe und Zeugniſſe der Edelſten und Beſten der damaligen Zeit leſen. Sie ſtimmen alle überein in dem Geſtändniß, daß ohne dieſen einen Mann das Ziel der Befreiung Deutſchlands nicht erreicht ſein würde. Hier ein Zeugniß ſtatt unzähliger. Ein deutſcher Fürſt, der Herzog Franz von Anhalt-Deſſau ſchrieb an Stein in jenen Tagen: „Was wäre Deutſchland, was Europa, wenn Sie nicht wären?! Der herrliche

Freundschaftsbund der hohen Verbündeten, die Organisation der ganzen Gesammtkraft gegen den Störer der Ruhe Europa's, die unerschütterliche feste Verfolgung der vorgesteckten Ziele, alles das ist Ihr Werk!"

Es war sein Werk, aber nicht sein letztes Ziel. Und dieses letzte Ziel, das sein Werk krönen sollte, zu dem alles bisher Geleistete und Geschehene nur Mittel sein sollte: den Wiederaufbau, die Erneuerung Deutschlands, seines Vaterlandes, hatte er den Schmerz nicht erreicht, alle dafür gebrachten Opfer vergebens gebracht zu sehen. Er hätte Diktator sein müssen, um das Widerstreben der Einflüsse niederzuwerfen, die sich überall in den Weg stellten. Es gab Zeitgenossen, die dies empfanden. Deutsche Offiziere waren es, die den Gedanken hegten: den deutschen Freiherrn zum deutschen Kaiser auszurufen, und er selbst mochte in manchen Stunden das Gefühl haben, daß eine Diktatur in seiner Hand allein Deutschland zum Genuß der Früchte des blutigen Kampfes verheifen könne. Aber — hier lag die Schranke seiner Natur, die Gränze seiner Kraft. „Deutschland ist durch Gottes Gnade in den Händen der Fürsten" (schrieb ihm in diesen Tagen ein Freund, der ihn beschwor, nach Wien zu gehen, um dort das Gute zu wirken); „was werden sie daraus machen?"

Die Geschichte der seitdem verflossenen sechsundvierzig Jahre gibt eine niederschlagende Antwort auf diese Frage. Das Geschlecht, das diese Zeit in Deutschland durchlebt hat, und das heute mit düsterem Blicke in die nächste Zukunft des Vaterlandes schaut, hat für diese Zukunft nur eine Hoffnung. Es ist die Hoffnung auf eine ähnliche Entwicklung deutscher Volkskraft, wie Stein sie in den Tagen tiefsten Elendes und äußerster Erniedrigung des Vaterlandes heraufzubeschwören verstand, und auf das Erstehen eines Mannes, der diesem Manne gleich und glücklicher sein möge, als er gewesen ist.

Stein's großes öffentliches Leben ist mit dem Anfange des Jahres 1815 zu Ende. Er schied von dem Wiener Kongresse mit dem traurigen Bekenntnisse: „daß die Vorsehung das Ziel der Leiden Deutschlands noch nicht gesteckt habe, und daß das jetzige Geschlecht noch mehr zu dulden bestimmt sey." Zwar erlebte er noch das zweite Auftreten Napoleon's, und schöpfte aus demselben neue Hoffnung für Deutschland. Denn des Sieges über Napoleon war er gewiß, und diesmal hoffte er, werde man den Sieg besser benutzen. Aber auch diese Hoffnung erwies sich als eine Täuschung. Nicht einmal die von Frankreich geraubten deutschen Reichslande, auf deren Wiederherstellung er unablässig drang, wurden von den Siegern zurückgenommen. Ihre Uneinigkeit übte Großmuth an dem besiegten Frankreich. Die großen europäischen Mächte entschieden dafür, daß der stete übermüthige Angreifer die Ausfallspforten gegen Deutschland in seiner Hand behalte! Deutschland duldete und schwieg.

Dulden und Schweigen — das war fortan auch Stein's Schicksal. Zwar sprühete noch von Zeit zu Zeit das Zornesfeuer auf in dem Frühalternden, zwar sprach und wirkte er noch Manches im kleinen Kreise der ihm fortan beschiedenen Thätigkeit. Aber seine eigentliche Kraft war aufgebraucht; die Mission, welche er zu erfüllen hatte, war vollendet. König Friedrich Wilhelm III. verlieh dem Manne, der ihm seinen Thron retten helfen, die Auszeichnung des schwarzen Adlerordens. Aber die ihm von den verbündeten Herrschern bestimmte Ehrengabe, den Johannisberg am Rhein, erhielt — Metternich. Es war ein Symbol des Ausgangs, den die deutschen Dinge genommen hatten. Am 29. Juni des Jahres 1831, ein siebenundsiebzigjähriger Greis, entschlief er, der letzte des über sieben Jahrhunderte zählenden deutschen Rittergeschlechts, der letzte deutsche Ritter von der Art der Sickingen und Hutten, den Deutschland gesehen. Und der Mann, von dem mit vollem Rechte gesagt werden kann, daß er der wirkliche Befreier Deutschlands gewesen, dieser Mann hat noch heute kein Ehrendenkmal in den zahlreichen Hauptstädten Deutschlands. Aber die Inschrift auf seinem bescheidenen Grabsteine in der Familiengruft zu Frücht durfte mit Recht ihn nennen: „der Lüge und des Unrechts Feind, unerschütterlich in Acht und Bann, — des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier;" und sein treuer Arndt durfte an seinem Grabe das Wort ausrufen, dessen auch wir uns getrösten:

„Der Löwe schläft, — nicht Er, nur sein Gebein,
Denn wenn es ruft im Vaterlande: Wer da?
Dann ist er wach, dann ruft der Löwe Stein,
Dann ist Sein Geist, ist Er da!"

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!"

(Auszug aus einem Artikel der „N. Fr. Pr.")

Es war ein wundervoller September-Sonntag, der mich vom Schreibtische hinweggelockt zu dem gesegneten Thale von Baden. Durch Sonnenschein und Waldesgrün stieg ich aufwärts, die Glocken aus den nahen Schwarzwald-Dörfern klangen leise herüber, und oben von der Spitze des Thurmes lohnte der weite Blick in das üppige Rheinthal und auf die Rebengelände zu Füßen. Dort, wo der helle Streifen des Rheinstromes sich wand, dämmerte durch den Nebel die dunkle Masse des Straßburger Münsters. Man hatte die Nächte vorher vom Merkur aus die Beschießung und den Brand der unglücklichen Stadt deutlich wahrnehmen können", jetzt schien auch dort Frieden zu herrschen. Reisende brachten zuerst die dunkle Kunde von der Uebergabe der Stadt. Mit Blitzeseile hatte die freudige Nachricht das Oberland durchlaufen und damit Jedem die Sorge wegen des gefürchteten Sturmes abgenommen. Kaum war der Weg frei, so begann von Nah und Fern eine wahre Völkerwanderung nach der Stätte des Jammers und des Sieges. Der Zug war so überfüllt, daß wir von Appenweier bis Kehl unseren Sitz sehr lustig oben auf dem Wagen aufschlagen mußten, wodurch uns der Ueberblick des herrlichen Ländchens, das wir durchfuhren, ermöglicht wurde. Schon von weitem erschien uns der schlanke Thurm des Münsters, mit Freuden begrüßt, als sprechender Zeuge seines Daseins, dessen Verlust uns schwarzsichtige Kriegscorrespondenten schon längst vorher hatten betrauern lassen wollen. Kehl bot ganz das erwartete Bild: die breite Straße, die uns an den Rhein führte, und zahlreiche Gebäude rechts und links von ihr sind Trümmer. Auf den Ruinen flatterten die badischen Fahnen, nur ein Exemplar der schwarzroth-goldenen Farbe hatte sich eingeschmuggelt. Die Sporen-Insel mit dem Desaix-Denkmal zeigt uns die Stelle jenes Kampfes, der in Folge eines Ausfalles stattfand; der Kirchhof auf der linken Seite des Weges bildet das Bild der Zerstörung. Durch das Austerlitzer Thor betreten wir die Stadt und sehen das bewegteste Leben auf den schmutzigen, mit Schutt bedeckten Straßen; Bauern, die ihre Habe, auf schweren Wagen hoch aufgeschichtet, zurückholen, deutsche Soldaten in lebhaften Gruppen, Schlachtenbummler aus aller Herren Ländern, Dauaniers, verwundete Franzosen. Ein Trupp von Baiern wird vorbei geführt, welche in Straßburg gefangen gehalten waren und erst jetzt entdeckt wurden. Der Zudrang zu den Wirthshäusern und Tavernen war so stark und der Lärm der schreienden Kellner und Gäste so verwirrend, wie etwa in Friedenszeiten auf den Boulevards von Paris. Daß unser erster Besuch dem Münster galt, ist selbstverständlich. Als wir das Innere betraten, tönten uns die Klänge der Orgel entgegen. Es war der erste sonntägliche Gottesdienst, der wieder im Frieden gehalten wurde, und die Rührung der zahlreichen Andächtigen, unter denen viele Frauen in Trauer, war so sichtbar wie erklärlich. Mein Blick fiel auf zwei Sammelbüchsen an den Pfeilern einer Seitenkapelle. Die eine trug die Aufschrift: „Trone pour l'armée", die andere: Trone pour le denier de St. Pierre". Diese Armee und diese Unterstützung dessen, der sich St. Peters Nachfolger nennt, schienen dem Rentier auf Wilhelmshöhe die Herrschaft zu sichern, und fast in demselben Augenblicke hat die Geschichte an Beiden ihr Urtheil vollzogen. Aus einer anderen Capelle tönten Kinderstimmen. Hier war denen, welche durch den Brand der Steinvorstadt Obdach und Habe verloren hatten, eine Zuflucht eröffnet. Armseliger Hausrath stand umher auf den feuchten Steinplatten, zerbrochene Stühle, niedrige Betten, sogar ein Bauer mit einem zwitschernden Vögelchen. Andere dieser Unglücklichen trafen wir in der Thomaskirche. Hier lagen auch noch hinter dem Altar Säcke mit Mehl und Reis aufgeschichtet, der Stadt gehörig, als Reserve für den Nothfall aufbewahrt. Wichtiger als der Blick auf das Kleinleben schien für den Historiker das Studium der zahlreichen Placate an der Außenseite des Münsterschiffes. In der That ließ sich aus dieser Sammlung die Geschichte der letzten zwei Monate, soweit sie Straßburg betraf, reconstruiren.

Digitized by Google

Wie eigenthümlich nimmt sich jetzt die pomphafte Ansprache Eugeniens aus mit dem Satze, der auf eine neue Anklage der Jungfrau von Orleans vorbereitete: „Ja viens au milieu de vous!“ Und daneben zeigt Pron an (12. September), daß er aus Schlettstadt die Proclamirung der Republik erfahre, in Folge dessen er seine Stelle niederlegt. Ein anderes Placat benachrichtigt die Bürger von der sich bietenden Gelegenheit, sich in die Schweiz zu retten. Valentin, der neuernannte republikanische „Préfet du Bas-Rhin“, welcher auf sehr abenteuerlich gefährliche Weise in die Mauern der Stadt gelangt sein soll, erläßt eine Ansprache an die Brüder; sein Reich war nur von kurzer Dauer. Einige Schritte weiter ist die Abschiedserklärung Uhrich's (vom 27. September) zu lesen, würdig in der Form. Und zum Schlusse theilen die einrückenden deutschen Generale v. Mertens und v. Werder ihre Befehle in knappen Worten mit. Erst in den Vorstädten erhielt man einen richtigen Einblick in die schreckliche Wirksamkeit der deutschen Brandgeschosse. Uns bot sich dieses Bild zuerst in dem Faubourg National; je näher man dem Thore kam, desto riesigere Dimensionen nahmen die Schutthaufen zu beiden Seiten, die Masse der verkohlten Balken an. Wenn solche Eindrücke der Steigerung fähig sind, so stellte sich diese her beim Durchschreiten der Steinvorstadt. Hier hat der Brand am ärgsten gewüthet, dieser Stadttheil liegt gerade der Bresche gegenüber, der Angeiff war systematisch auf diese Stelle berechnet. Das Steinthor selbst verdient kaum noch diesen Namen, zwei ehrliche Landwehrmänner aus Halberstadt wehrten den Durchgang, da fortwährend noch Trümmer herabfielen und man mit der Wegschaffung der Schutthaufen beschäftigt war. Wir waren Zeugen einer spannenden Scene. Zwischen den Ruinen eines Hauses standen zwei Frauen in Schwarz gekleidet, den Blick ängstlich nach oben auf die Seitenwand gerichtet. Hier lehnte auf schwacher Leiter ein junger Mann, beschäftigt, eine eingemauerte eiserne Thür zu öffnen. Offenbar waren hier an sicherer Stelle vor der Wuth der Flammen Kostbarkeiten des Familienbesitzes geborgen. Endlich fällt die Thür, silberne Leuchter, Löffel, Papiere kamen zum Vorschein, jene etwas geschwärzt, diese etwas versengt, aber der ganze Schatz, vielleicht der einzige Rest der Habe, doch gerettet als Grundstock eines neuen Lebens. Wie wir zurückwandern, sehen wir auf dem Quai de Paris und dem Quai Finckmatt elende Bretterbuden und Zelte, einen ganzen Hausrath darin und darum angehäuft, schmutzige kleine Kinder dazwischen spielend. Auch diese, deren Wohnungen ein Raub des verzehrenden Elementes geworden sind, haben hier ein kaltes Obdach gefunden; den Kindern wird wohl ihr Lebenlang der Eindruck jener Nacht unvergeßlich bleiben, da die rings lohenden Flammen unter dem Donner der Kanonen sie ins Freie trieben hinaus aus dem zusammenkrachenden Gebälk. Wir erfuhren, daß man auf der Commandantur Karten lösen könne, deren Ertrag für die Verwundeten bestimmt ist, und daß so die Möglichkeit des Besuches der Citadelle gegeben sei. Es versteht sich von selbst, daß wir diese Gelegenheit nicht von der Hand wiesen. Man weiß, daß die Citadelle vornehmlich von Kehl aus durch die badische Artillerie bearbeitet worden ist, und zwar in einer Weise, daß es nur schwer noch möglich gewesen sein muß darin zu existiren. Was von Wohngebäuden in dem großen Raume gestanden haben mag, ist vollständig zu Trümmern, ja oft zu Staub geworden. Die Insassen scheinen ihr Mobiliement hinaus ins Freie unter den Schutz der Mauern gerettet zu haben. Ein rothes Plüschsofa, dem eine Granade jämmerlich den sprungfedernen Leib aufgerissen hatte, stand unter freiem Himmel; auf Stühlen von gleicher Farbe, nicht weit davon, machte es sich jetzt preußische Landwehr bequem; hinter einem Berge von Brettern, Kleidern, Koch-Utensilien aller Art endeckten wir sogar ein Harmonium, welches indeß alle Töne verloren hatte. Ich könnte nicht sagen, daß die Festungswerke der Citadelle selbst mir in gleichem Maße gelitten zu haben schienen, verzichte aber auf ein erschöpfendes Urtheil. Hie und da war wohl eine bedeutende Steinmasse von der Mauer abgerissen, hatte ein Geschoß in den Wall eine tiefe Grube gebohrt, aber jede Lücke war sorgsam durch Sandsäcke ausgefüllt, von denen noch eine ungeheure Anzahl sich aufgehäuft vorfand. Aus den Wellen ragte hie und da das Rohr eines Schornsteines hervor, oft mit deutlichen Kugelspuren. Hart an den Erdwerken waren aus umgestürzten Kisten kleine Hüttchen improvisirt, in denen die ermüdete Mannschaft manche bittere Nacht mag verbracht haben. Noch lag militärische Lectüre, Lehrbücher der Artillerie u. s. w., auf dem Boden. Die Vögel hatten sich, wenn auch spärlich, auf ihren alten Sitzen wieder eingefunden; wie man uns erzählte, sind in Schiltigheim die Tauben von den Dachsparren und Giebeln der zerschossenen Häuser während der ganzen Kanonade nicht gewichen. Dieses eben genannte Dorf rückte immer mehr in unseren Gesichtskreis, je mehr wir uns der nordwestlichen Front der Festung näherten. Wir waren in die Nähe des Steinthores gekommen und hatten von einem erhöhten Werke aus den günstigsten Umblick, Königshofen, von wo das vortreffliche Bier so oft unter Lebensgefahr erbeutet wurde, Oberhausbergen, Bischheim, alle jene oft genannten Dörfer, die der Belagerungs-Armee zu Stützpunkten gedient hatten, lagen im Halbkreis vor uns. Deutlich ließen sich die Linien der drei Parallelen hinter einander unterscheiden, unter uns, linker Hand, hatten wir den Einblick in die Werke 52 und 53, deren Einahme die letzte Phase der Belagerung bezeichnete. Die unter so großer Gefahr glücklich hergestellte Tonnenbrücke wurde jetzt von einem zahlreichen friedlichen Publikum beschritten. Das Laienauge glaubte in der That zu erkennen, daß diese Stelle nur noch kurze Zeit zu halten gewesen wäre. Allerdings wäre noch ein gewaltiges Hinderniß zu besiegen gewesen: der Graben, dessen Tiefe sehr bedeutend sein soll. Ich weiß nicht, wie leicht es gelungen wäre, diesen durch die Erdmassen des Walles auszufüllen, deren Herabsturz man durch Geschütz hätte erreichen können, und ob ein Nachhelfen mit Schanzkörben, Faschinen und Material anderer Art genügt hätte; vermuthlich wären aber doch die Opfer, die der Sturm, der Kampf auf und in den Trümmern gekostet hätte, ungeheuer gewesen, und wir wollen Uhrich dankbar sein, daß er die Vernunft über die auf die Spitze getriebene militärische Ehre gestellt hat. Nachdem ich Mauern und Wälle von den vergangenen Tagen habe sprechen lassen, wird man begierig sein, zu hören, wie die Rede der Menschen war. Gewiß ist, daß die Stimmen, die ich gehört habe, von Sympathie für Deutschland keine Spur verriethen. Viele vermieden sichtlich, sich auszusprechen. Einige machten ihrem Groll energisch Luft, Alle stimmten in zwei Punkten überein — in der Verwünschung Napoleon's und in dem Lobe der Schweizer. In beiden haben sie Recht; was die wackeren Männer der Eidgenossenschaft an der bedrängten Stadt gethan haben, dies Werk des Friedens im Kriege, der thätigen Liebe unter dem Brüllen der Kanonen, wird unvergessen bleiben. Die schon des Oefteren gehörte Mähr vom Verrath Uhrich's kam mir nur von Einer Seite zu Ohren. Um so häufiger hörte ich bittere Worte gegen „den Vandalismus der Deutschen“ u. s. w. Ich halte es nicht für passend, sich mit solchen in Debatten einzulassen, deren Hab und Gut vielleicht verbrannt, deren nächste Angehörige möglicherweise eben erst feindlichen Kugeln erlegen, deren Herzen bei dem Blicke auf die Vergangenheit schwer und noch schwerer sind bei dem Blicke auf die Zukunft. Frische Wunden soll man nicht muthwillig berühren, wenigstens nur, um sie zu verbinden. Wichtiger als die bestgemeinte Debatte ist jetzt rasche und thätige Hilfe. Das Mitleid und die Humanität mögen in ihre Rechte treten, da die Eisenschlünde verstummt sind. Schon bilden sich in Nord und Süd Kassen zu Nutz und Frommen der geprüften Stadt. Berlin ist den übrigen deutschen Städten würdig vorangegangen, und Gemeinden wie Privatpersonen schicken sich an, diesem glänzenden Beispiele zu folgen.

Karlsruhe, 7. October. Alfred Stern.

Charade.

Mein Erstes, Feind des frischen Lebens,
Vernichtet kalt der Letzten Mai,
Doch in der Fülle seines Strebens
Erschafft er sie im Ganzen neu.

Auflösung des Räthsels in Nr. 41: „Windhose.“

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 43. Sonntag den 23. Oktober. 1870.

Erzfeind von allem Heuchelschein
Sey jedem Auge, was Du bist;
Man muß in Aller Augen seyn,
Was man in Gottes Augen ist. Gleim.

Der Räthselhafte

(Fortsetzung.)

Der Gast in der Ecke hatte indessen seine Flasche zur Hälfte geleert, legte jetzt die Zeitungen hin, zog seine goldene Taschenuhr, welche ebenfalls sehr schön war, heraus und sprang, nachdem er einen Blick auf sie geworfen, rasch auf. Er schien geglaubt zu haben, daß es noch nicht so spät sey. Wieder grüßte er kurz und finster die Herren am runden Tische und verließ das Zimmer. „Wer mag wohl dieser ernste, um nicht zu sagen, unheimliche Gast seyn?" fragte Banner. „Der Mann sieht aus wie ein Band Novellenstoff." „Er ist der neue Herr auf Rosenhaag, Herr oder, um ihn richtig zu nennen, Monsieur le Baron de Duresnelle," entgegnete der Polizeidirektor. „Wie? ist denn nicht Edmund Rosenhaag der Erbe der schönen Rosenhaag'schen Besitzungen?" fragte Banner. „Weißt Du denn nichts von der Geschichte? Himmel, welch' ein in seine Poesieen versunkener Mensch, nichts von dem gehört zu haben, was die ganze Stadt sich erzählt," dachte der Maler. „Erzählt hat, Moritz, Du darfst unserm Dichter nicht Unrecht thun. Als die Geschichte brühwarm beim Publikum die Runde machte, befand sich unser Poet auf Reisen, und was soll er, der erst drei Tage in der Heimath ist, von der acht Wochen alten Begebenheit gehört haben, über welche man sich bereits müde geredet hat?" sprach Räthen. „Wir wollen Dir diesen Vorfall, welcher so tief in unseres Edmunds Leben eingreift, nachträglich erzählen," sagte der Justizrath. „Doch vorher laßt mich unsern Georg fragen, was ihm fehlt, er scheint in trübe Gedanken versunken."

„Hm, es ist Nichts, oder vielmehr ein wunderliches Spiel der Phantasie. Jener Baron Duresnelle hat mich lebhaft an einen Studenten erinnert, mit welchem ich in Würzburg und später in Wien viel zusammen war, als ich in diesen Städten studirte." „Wirklich?" rief der Polizeidirektor. „in wiefern, warum? Wenn dieser Mann nicht Derjenige wäre, für den er sich ausgibt —"

„Das wäre köstlich, ein dreibändiger Roman!" jubelte der Dichter; „die nöthige Liebesgeschichte dazu erfinden, ist Spoß." „Würde nicht einmal nöthig sein, da er sich um Fräulein von Hohenburg öffentlich bewirbt," sagte der Justizrath.

Der Doctor begann: „Lieber Polizeidirektor, ich kann bei dem besten Willen Dir nicht den Gefallen thun und Deinen Gegenstand, auf den Du vigilirst, für meinen alten Bekannten Ferdinand Bachmüller erklären; im Gegentheil, Jener hatte ein rundliches Antlitz, das des Baron v. Duresnelle ist brünet, dazu hat der Letztere auf der linken Wange ein braunes Muttermaal, was Jenem fehlte, nur Gang und Organ erinnerten mich lebhaft an jenen Mann und — lacht, wenn es Euch gefällt, — die Art und Weise, wie er seine Cigarre herausnahm, anzündete, den Rauch in blauen Ringen vor sich hin blies, wie er den Wein einschenkte und sein Glas anfaßte."

„Er ist ja kürztich krank gewesen, hast Du ihn damals nicht näher besehen, Wallberger?" fragte Räthen. „Ich bin nicht bei ihm gewesen, Doctor Sigismund ist gerufen worden," sagte Wallberger. „Hahaha, ich meinte, der Baron habe die Brustentzündung gehabt!" Der Maler schütteite sich vor Lachen. „Allerdings hat sich das später herausgestellt und Doctor Pilseck hat den Kranken richtig behandelt; doch ob auch Sigismund kein großer Patholog ist, so muß man ihn doch einen tüchtigen Chirurgen nennen, der in seinem speziellen Fache nicht zu belachen ist, sagte Wallberger verdrießlich. „Nicht böse, Freund, mir ist nur eine Geschichte eingefallen, worüber ich noch in meiner letzten Stunde lachen werde. Uebrigens müssen die Diener des Barons hier noch sehr fremd oder schlecht berichtet gewesen sein, sonst wären sie zu Dir gekommen."

„Erzähle uns Alles, was Du von jenem Bachmüller weißt," bat der Polizeidirektor, „ich werde Dir mit großem Interesse zuhören, und gewiß wir Alle." „Gewiß, gewiß," stimmte der Dichter bei. „Was ich Euch zu sagen habe, ist wenig," sagte der Arzt. „Wie ich Euch wohl schon erzählte, studirte ich drei Semester hindurch in Würzburg. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich in die alte Bischofsstadt kam, und sehr unerfahren, ein Büchermensch, welcher vom Leben blutwenig wußte. Ich ließ mich für das Corps Bavaria keilen und hatte die Ehre — so sah man damals die barbarischen Schlägereien an — mehrere Duelle bei Höchberg auf der Waldspitze glücklich und ruhmvoll auszuführen. Einer der stattlichsten Burschen bei unserm Corps war ein gewisser Ferdinand Bachmüller; jedenfalls übertraf ihn kein Student im Reiten, Fechten, Schlagen, Schießen, Schwimmen, Kegeln und Billardspieten, und die Würzburger Damen, welche die Harmoniebälle zierten, sagten von ihm: Bachmüller tanzt wie ein Gott, obgleich ich Jupiter für zu steif, Apollo für zu geistreich und Saturnus für zu mürrisch halte, als daß ich glauben möchte, diese hätten jemals gut getanzt. Bachmüller sprach ein ganz dialektfreies Deutsch; er behauptete, an der ungarischen Grenze geboren zu seyn, und machte so versteckte Andeutungen, als stamme er von einem Prinzen ab und sey der Sprößling eines geheimen Ehebundes, werde auch in wenigen Jahren als reicher, vornehmer Herr auftreten können. Seine Zeugnisse besagten, daß er auf einem Gymnasium in Sachsen studirt habe, und ein Sachse erzählte einmal, Bachmüller sey der Sohn eines Tagelöhners vom Lande, seine Mutter sey Waschfrau in einem angesehenen Kaufmannshause in Leipzig gewesen und nach ihrem Tode hätte die gutmüthige Kaufmannsfrau sich des lehrbegierigen, gescheidten Jungen angenommen und ihn erziehen lassen.

Doch theilte uns der Sachse diese Geschichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit. Niemand von uns redete davon; denn Keiner hatte Lust, sich mit Bachmüller zu duelliren. Jedenfalls waren seine Manieren die eines jungen Mannes, welcher stets in guter Gesellschaft gelebt hat; auch fehlte es ihm niemals an Geld und Heer Bachmüller hatte die Gewohnheiten eines Millionärs. Einige sagten, er gewönne im Spiel — ob er Hazardspiele liebte, wußte jedoch Niemand; — im Billard- und Kegelspiel gewann er stets; von keinem Schießen ging er ohne Preise heim, und wenn er auf irgend Etwas wettete, verlor er nie. Durch seine Reitkünste war er mit den etwas stolzen fränkischen Edelleuten und Offizieren bekannt geworden und in den ersten Häusern ein gern gesehener Gast. Ich wohnte in einem Hause mit ihm, also kam ich, ohne es zu suchen, oft mit ihm zusammen; seine Unterhaltung gefiel mir; aber Herzensfreunde wurden wir damals noch nicht. Bevor ich Würzburg verließ, um nach Berlin zu reisen, sagten wir einander freundlich Lebewohl. Bachmüller sprach davon, nach Tübingen zu gehen; wir versprachen einander zu schreiben, er wollte es zuerst thun, um mir seinen Aufenthaltsort anzuzeigen, aber ich erhielt keine Zeile von ihm. Zwei Jahre später ging ich, eben in Wien als Studiosus immatrikulirt, über den Graben, da —"

Der rasch eintretende Kellner unterbrach die Rede des Doctors. „Herr Doctor, der Hausknecht aus dem deutschen Hofe ist da; Herr Koch läßt sie dringend bitten, sich sogleich in sein Hotel zu verfügen; es ist soeben ein Fremder angekommen, der sehr krank scheint." Der Doctor erhob sich sofort. „Auf Wiedersehen, Ihr sitzt doch bis um Elf und es ist eben erst Acht; der deutsche Hof ist nahe und hoffentlich wird der Gast minder bedeutend krank seyn, als der Herr Koch glaubt."

(Fortsetzung folgt.)

* An Elsaß-Lothringen.

O wüßtest du, wie oft wir dein gedacht
Bei Morgenglüh'n und in der stillen Nacht,
Wie oft dein Bild vor unserm Geist geschwebet,
Wie treu die Lieb zu Dir in uns gelebet!

Wenn Schlachtendonner durch die Luft gerauscht,
Wie oft wir seinem mächt'gen Ton gelauscht,
Ob nicht von Lieb und Treue du bezwungen,
Von welschem Zauberbann dich losgerungen!

Die Väter ruh'n, die in der heil'gen Zeit
Vom fremden Joch das deutsche Land befreit,
Sie ruhen nun in ihrem Gott, in Frieden,
Und nur mit Schmerz um dich sind sie geschieden.

Wenn über Schwarzwalds Höh'n der erste Strahl
Des Tags dich grüßt, du Wasgau ernst und kahl,
Wenn fröhlich sich der Ost ums Haupt dir leget,
In Busch und Fels sich junges Leben reget,

Und wenn du schaust das herrliche Gefild'
Zu deinen Füßen, deutschen Fleißes Bild,
Und siehst viel hohe deutsche Krieger schreiten —
Kommt dir Erinnrung nicht der alten Zeiten?

Du schönes Straßburg, dringe nur ein Hauch
Von alter Lieb in deine Seele auch!
Erwin und Guttenberg, edle Gestalten
Des deutschen Geists, ihr könnt doch nicht veralten!

Du alter Rhein, du hast dich nie geirrt,
Der Zeitenwechsel hat dich nie verwirrt,
Du hast in guten wie in bösen Tagen
Des deutschen Volkes Lust und Schmerz getragen.

Gedenkst du noch der Zeit, da Minnesang
Und Saitenspiel an deinen Ufern klang,
Da in der grünen Fluth, wie Sagen melden,
Erfrischt den Leib der Nibelungen Helden?

Gesegnet sei mit Herz und Mund und Hand,
Des Reiches Zier, du Rhein- und Moselland:
Und wenn der Frühling wieder Grün erwecket,
Vergiß Die nicht, die deine Erde decket.

O wüßtest du, wie in der heißen Schlacht
Voll gläub'gen Todesmuths sie dein gedacht!
O daß der Gott, der wunderbar gewaltet,
Beweg' dein Herz, das fremde Lust erkaltet!

Ansbach. Gottfried v. B.

„A la guerre comme á la guerre!"

Aus „der „N. Fr. Pr."

Man hat in den Zeitungen Scenen der Vergeltung, der Rache, kalte Blutgerichte, kalten Blutes nacherzählt. Es ist nicht unsere Absicht, auf dieselben hier zurückzukommen. Aber es sei uns erlaubt, ein paar Aeußerungen über Kriegssitte, Kriegsmoral, wenn wir es so nennen wollen, hier zu wiederholen und sie gerade in diesen Tagen unseren tapferen Kämpfern im Felde ans Herz zu legen. Dieselben sind von einem Manne ausgegangen, der ein Kriegee war, wie die Neuzeit wenige gesehen, der aus schlichten Bürgern und Bauern Heere geschaffen hat, welche die größte Macht der Zeit besiegten, der aus jeder Niederlage, welche die Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte ihm zuzog, stets wieder siegreich hervorgegangen ist, und der in einem siebenjährigen Krieg das Glück hatte, dreimal seine Gegner an der Spitze ihrer Armee zur Uebergabe zu zwingen, bis er endlich die größte Macht der Zeit in die Nothwendigkeit versetzte, sich für besiegt zu erklären und Alles zuzugestehen, was sie in einem siebenjährigen Kriege bekämpft hatte. Wir meinen Washington. Das Hauptmittel, durch welches ee seinem Heere, an und für sich stets schwächer und nie so gut mit allen Kriegsbedürfnissen versehen, wie seine Gegnee, die Engländer, die Macht gab, dem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten, lag darin, daß er die Moralität des Heeres, den Ernst, die Würde, die sittliche Unantastbarkeit seiner Krieger überaus als seine höchste Aufgabe und die höchste Aufgabe aller seiner Officiere betrachtete, daß er Sittlichkeit, Ehre, Recht und Gerechtigkeit überaus zur Regel des Kriegs- und Lagerlebens machte. „Unser Beruf," heißt es in einem Tagesbefehle an seine Officiere, „ist der keuscheste von allen; selbst der Schatten eines Fehlees dämpft den Glanz unserer ruhmreichsten Thaten. Das geringste Versehen und Vergehen kann uns das schwer zu erwerbende Vertrauen des Volkes und des Heeres kosten." In einem Rundschreiben an seine Brigade-Generale sagt er diesen: „Entmuthigen Sie das Laster und die Immoralität jeder Art in Ihrer Brigade so sehr als möglich. Haben Sie Sorge, daß die Mannschaft regelmäßig dem Gottesdienste beiwohnt. Hazardspiele jeder Art sind ausdrücklich verboten, denn sie sind stets grundsätzlich vom Bösen und waren die Ursache des Verderbens so manches tapferen Officiers." Die Dauer des Krieges schuf endlich einen förmlichen Nothstand für das Heer. Das Papiergeld, und anderes gab es kaum, wurde fast werthlos. Die Soldaten litten Mangel an Allem; so sah sich endlich der Congreß, der selbst kein Geld mehr aufzutreiben wußte, in die Nothwendigkeit versetzt, dem Oberbefehlshaber des amerikanischen Heeres anzudeuten, daß er im Falle der Noth durch „Requisitionen" nehmen dürfe, was er sonst nicht zu erlangen im Stande sei. Washington antwortete: „Ein solches Verfahren muß, wenn es auch eine augenblickliche Erleichterung herbeiführte, auf die Dauer die verderblichsten Folgen haben. Es verbreitet Unzufriedenheit, Haß und Furcht unter dem Volke. Dann aber verfehlt es auch nie, selbst bei den bestdisciplinirten Truppen, die Lust an Ausartungen, Plünderung, Raub aufzustacheln, die später schwer wieder zu unterdrücken sind, und die dann nicht nur für die Einwohner, sondern vor Allem für das Heer sehr verderblich werden. Ich würde es als das größte Unglück betrachten, wenn wir in die Nothwendigkeit versetzt würden, zu solchen Mitteln greifen zu müssen." Auch in Bezug auf „Repressalien" hat Washington sich klar ausgesprochen. Die Engländer behandelten die amerikanischen Gefangenen meist wie Verbrecher. Ganz

Amerika forderte Wiedervergeltung dafür an den englischen Gefangenen. Washington sah sich endlich auch gezwungen, dieser Forderung nachzugeben. Er ließ den englischen Befehlshaber wissen, daß für die Zukunft den englischen Gefangenen genau dieselbe Behandlung bevorstehe, welche die Engländer den amerikanischen Gefangenen zu Theil werden ließen. Die Drohung aber blieb ohne Erfolg: die amerikanischen Gefangenen wurden vor wie nach als Verbrecher behandelt und in gemeine Gefängnisse gesteckt. So ließ endlich Washington auch die englischen Gefangenen ins Gefängniß werfen. Aber er konnte es nur eine kurze Zeit über sich gewinnen, dieses System der Repressalien walten zu lassen. Sehr bald empörte sich sein höheres Menschengefühl, sein Gerechtigkeitsbewußtsein gegen diese ihm gewissermaßen durch die öffentliche Meinung aufgezwungene Barbarei. „Handeln die Engländer ehrlos, so sollen Sie uns nicht ebenfalls zu ehrlosen Handlungen zwingen." So dachte er. Die Gefangenen wurden aus den Gefängnissen wieder entlassen, und die Engländer fühlten dann auch ihrerseits bald genug, daß die höhere Großmuth der Amerikaner ein neuer Sieg über England sei, und folgten endlich gezwungen dem Beispiele, das sie beschämte. Der Congreß selbst rieth Washington wegen der Mißhandlung des gefangenen amerikaanischen Generals Lee, Repressalien an englischen höheren Officieren, die in Gefangenschaft gerathen, zu nehmen. Aber Washington erwiderte: „Repressalien mögen allerdings gerecht und mitunter nothwendig sein. Wenn aber das Uebel, das daraus hervorgehen kann und muß, größer ist als das, welches man zu beseitigen hofft, so erfordert Klugheit und Vorsicht, daß es vermieden werde. Warum soll ein verunglückter Versuch, die Noth eines Unglücklichen zu lindern, uns ein Recht geben, andere Unglückliche zu mißhandeln? Von allen Gesetzen ist das der Wiedervergeltung am Schwierigsten auszuführen; die Menschlichkeit wird immer Verwahrung einlegen gegen die Aufopferung eines Unschuldigen zur Sühne für die Schuld eines Dritten." Washington blieb dieser höheren menschlichen Auffassung treu, als die scheinbare Nothwendigkeit der Wiedervergeltung sehr ernst an ihn herantrat. Ein amerikanischer Tory, der für England in Virginien mit einer Zahl gleichgesinnter oder erkaufter Kämpfer auftrat, übte an der Spitze seiner Flibustier allerlei Gräuel, bis er endlich gefangen und erschossen wurde. Die Tories in New-York, das damals von den Engländern besetzt war, holten an der Spitze eines wilden Volkshaufens dafür einen gefangenen amerikanischen Officier mit Gewalt aus dem Gefängniß und henkten ihn auf. „Hier hängt Huddy für Philipp White" — so hat der erschossene Anführer der Tories Freischaar in Virginien geheißen — war über dem Galgen, an dem der amerikanische Officier hing, zu lesen. Washington, aufs höchste empört, forderte die Auslieferung dessen, der die Hinrichtung Huddy's befohlen hatte, und zwar unter der Drohung, daß er, im Falle die Auslieferung versagt werde, die gefangenen englischen Officiere losen und er den, welchen das Loos treffe, henken lassen werde. Die Auslieferung wurde verweigert. Die Losung fand statt. Das Unglücksloos fiel auf einen ganz jungen englischen Officier, Sir Charles Asgil. Er wurde zum Tode bestimmt, aber nicht hingerichtet. Washington ließ ihn nach einer Weile auf Ehrenwort frei. Später beantragte er selbst beim Kriegsminister die Erlaubniß für ihn, seine Verwandten in England zu besuchen. Und die Amerikaner — blieben deßwegen nicht weniger, sondern um so sicherer Sieger in dem großen Kampfe, den sie unternommen und in dem ihre höhere Sittlichkeit, ihre höhere Menschenwürde und Menschenachtung ihnen half, das Ziel zu erreichen, das sie erstrebten. In einem anderen Falle aber ließ Washington die Strenge des Kriegsgesetzes walten. Ein amerikanischer General, Arnold, den Washington's Moral im Kriege nicht gewonnen hatte, der ein an Luxus und Genuß gewohnter Spieler und Verschwender war, wurde verleitet, das ihm anvertraute Fort West-Point für eine große Summe den Engländern zu überliefern. Ein englischer Officier, Major Andre, der, verkleidet, den Vermittler zwischen Arnold und dem englischen Hauptquartier machte, wurde im Besitze der Aktenstücke des Verrathes gefangen genommen, als Spion vor ein Kriegsgericht gestellt und von diesem nach Kriegsrecht und Gesetz zum Tode verurtheilt. Der Verurtheilte hatte sich in seinem Processe so mannhaft benommen und war überhaupt ein so tüchtiger Officier und vollkommener Gentlemen, daß er selbst die Richter des Kriegsgerichtes für sich einnahm, so daß diese und mit ihnen die einflußreichsten Fürsprecher von allen Seiten Washington bestürmten, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Ob und wie schwer es Washington — dem übrigens nach seinem Wesen Verrath, Hinterlist, Spionerie als das schlechteste aller Verbrechen erscheinen mußte — wurde, hier stark zu bleiben, weiß sicher nur Gott. Washington selbst hat über diesen Fall nur selten ein Wort gesprochen. Aber er hat es für Pflicht gehalten, stark zu bleiben. Das Urtheil wurde vollstreckt, Major Andre wurde gehenkt. Es liegt in diesen paar Zügen ein ganzes System der Kriegspolitik, der Kriegsmoral zu Tage. Die Weltgeschichte stellt Washington so hoch, wie kaum einen Dritten aller Zeiten und aller Nationen. Möge sein Beispiel den tapferen Kämpfern des deutschen Volkes in dieser schweren Zeit des harten Krieges vorschweben und sie verhindern, zu helfen, den Samen, den der Krieg sonst fast überall in die Furchen des Siegeswagens hineinsäet, den Samen der sittlichen Verwilderung auch in Deutschland zur unheilvollen Saat der Zukunft auszustreuen.

Jacob Venedey.

---

* Es ist nicht uninteressant, in unsern Tagen hie und da einen Blick in Zeitungsblätter früherer Jahre zu werfen. Wir begegnen da so Manchem, was uns den gewaltigen Umschwung in den politischen Verhältnissen recht augenscheinlich darlegt. Der folgende Artikel ist Straßburger Blättern entnommen und befindet sich in einer Nummer des Korrespondenten d. u. f. Deutschland vom 3. November 1836: „Straßburg, 29. Okt. Diesen Morgen wurden die Bürger unserer Stadt durch den Ruf: „Es lebe Napoleon II." aus dem Schlummer geweckt. Es war ein lächerlicher und toller militärischer Insurrectionsversuch, der nicht gelingen konnte, denn in Frankreich will das Volk nichts mehr vom Kaiserreich noch von seinen Erinnerungen wissen. Der Insurrektionsversuch wurde gleich im Keime erstickt. Die ganze Garnison blieb ihrem Schwur getreu, und die Soldaten vom 4. Artillerie-Regiment, die sich einen Augenblick hatten verleiten lassen, sind schnell wieder zu ihrer Pflicht zurückgekehrt. Nachstehendes sind die Thatsachen: Heute Morgen um 2 Uhr begab sich der Oberst Vaudrey vom 4. Artillerie-Regiment nach dem Quartier Austerlitz, ließ das Regiment zusammentreten, und erklärte demselben, daß man Napoleon II. proklamiren müßte. Die im ersten Augenblick verführten Soldaten antworteten auf diesen Aufruf und zogen um 6 Uhr Morgens durch die Stadt, den Obersten Vaudrey an ihrer Spitze, an dessen rechter Seite ein junger Mann einherzog, der sich für den Soha Lucian Buonaparte's ausgab. Die Kolonne durchzog die Straßen unter dem Ruf: es lebe Napoleon II.! ohne die geringste Betstimmung von Seiten unserer Bevölkerung zu erhalten, welche durch die vollkommenste Gleichgiltigkeit auf diese tollen Versuche antwortete. Am Quartier des 46sten Linienregiments, in der Finckmatt, angelangt, suchte der Oberst Vaudrey das Regiment im Namen Napoleons II. für seine Sache zu gewinnen. Das 46ste antwortete ihm, wie es sollte, indem es den Obersten Vaudrey und das Individuum verhaftete, das die Rolle des Sohnes Lucian's spielte. Man muß gestehen, daß man die Personen wohl gewählt hatte; denn man weiß, daß der Sohn Lucian's sich von Rom geflüchtet hat, um einer gerichtlichen Untersuchung wegen eines Mordes zu entgehen. Das war also ein herrliches Panier für Frankreich, das Ordnung und Frieden will. — Das 3te Artillerie-Regiment zögerte nicht, auf den Ruf: es lebe der König! herbeizukommen, und eine Stunde nachher war Alles wieder in Ordnung. Gegen 6 Uhr Morgens zogen ungefähr 20 Artilleristen unter dem Befehle eines Menschen von jenseits des Rheins, der eine Generallieutenants-Uniform trug, nach der Wohnung des Hrn. Präfekten, um ihn im Namen Napoleons II. zu verhaften. Der Hr. Präfekt antwortete auf diese Frechheit wie es sich gebührte, und wich nur der Gewalt; er wurde nach dem Quartier Austerlitz gebracht. Nach einer halben Stunde wurde der Hr. Präfekt von den Soldaten selbst, denen er das Unsinnige ihres Unternehmens vorstellte, wieder in Freiheit ge-

setzt. Außer dem Obersten Baudrey hat kein Offizier vom 4ten Artillerie-Regiment an dieser lächerlichen Insurrektion Theil genommen. Die Garnison hat ihre Pflicht gethan, und dieser Versuch hob nur aufs Neue die Ergebenheit und die Treue der französischen Armee und die Entrüstung der Bevölkerung über dergleichen Thorheiten hervor. Um 8 Uhr war Alles wieder zur Ordnung zurückgekehrt. Der Hr. General Voirol, der verhaftet worden war, wurde, so wie der Hr. Präfekt, schleunigst wieder in Freiheit gesetzt. Die Garnison versammelt sich in diesem Augenblick auf dem Paradeplatz. Der General Voirol wird Musterung über sie halten. — (Nachschrift: Die Person, welche verhaftet wurde, ist nicht ein Sohn Luzian's, sondern der Sohn des ehemaligen Königs von Holland und der Königin Hortense. — Halb 10 Uhr. So eben ist der Prinz Ludwig Bonaparte, nebst dem Obristen Baudrey, und den mit ihnen im Quartier der Finckmatt verhafteten Personen, nach dem Civilgefängniß gebracht worden. Straßb. Bl.)"

König Wilhelm in Versailles.

Versailles, 7. Okt. „Par ordre de l'autorité allemande les grandes eaux joueront aujourd'hui à une heure et demie," so lautete die kurze Botschaft, welche gestern Vormittags der öffentliche Ausrufer in der alten Königsstadt verkündete. Ich folgte durch mehrere Straßen dem braven Ausrufer, welcher in so wirksamer Weise die Kunst Guttenberg's vergessen machte. Er trug eine Art städtische Uniform und hatte einen alten, schon etwas gebrechlichen Tambour zur Seite, eine Figur, unter der man sich etwa dasjenige vorstellen kann, was man daheim einen „Knickstiefel" nennt. Sein Kalbfell bearbeitete der Alte indeß mit einer Energie, die über alles Lob erhaben war. Er hatte vor den Preußen vielleicht schon bei Leipzig und Waterloo getrommelt und war in der Uebung. An allen Straßenecken machte die wandelnde Zeitung Halt, und sobald der Trommelwirbel eine genügende Anzahl wißbegieriger Einwohner um den Ausrufer geschaart hatte, erhob dieser seine Stimme, ein Organ, mit dem man bei der Oper sein Glück machen könnte, und rief: „Auf Befehl der deutschen Obrigkeit werden heute um halb 2 Uhr die großen Wasser springen!" Die Hörer machten ganz zufriedene Gesichter; die Botschaft klang immer noch besser, als etwa die Ankündigung neuer Truppenzuzüge. Seit Beginn des Krieges waren die Wasser nicht gesprungen. Viele lachten und scherzten. „C'est pour le roi de Prusse," hieß es, „das müssen wir sehen." In der That war um die festgesetzte Zeit eine ansehnliche Menge vor der Terrasse des Schlosses versammelt. Ein starker Nebel hatte Vormittags über die Luft verfinstert, um Mittag brach das schönste Sonnenlicht durch, und die springenden Wasser konnten sich in vollster Glorie präsentiren. Der König war von sämmtlichen im Hauptquartier anwesenden Fürstlichkeiten, dem Kronprinzen, den Prinzen Karl und Adalbert, dem Prinzen Luitpold von Bayern, dem Herzog von Coburg u. A., vom Grafen Bismarck, dem General v. Moltke, allen Generalen, Adjutanten und Beamten des Hauptquartiers begleitet. Offiziere aller Grade und Soldaten schlossen sich der Suite an. Auch den Franzosen war es unbenommen, das Geleite zu geben, und sie thaten das im reichen Maaße. Der Zug bewegte sich zu Fuß durch den ganzen Park; die Führung hatte ein Herr im Civil, welcher neben dem Könige einherschritt, wahrscheinlich der Gouverneur der Schlösser. Die leutselige und ungezwungene Weise, in welcher sich der König unter der Menge bewegte, ohne Unterschied zwischen Freund und Feind, zwischen Deutschen und Franzosen, imponirte den letzteren in hohem Grade. „Merkwürdig, man sieht keine Polizei," hörte man hie und da sagen. In der That, wenn Napoleon den Wasserkünsten die Ehre seines Besuches gewährte, so ging es anders her. Ich erinnere mich eines solchen Besuches; es war im Jahre 1855, an einem Tage des Glanzes, die das Kaiserthum gehabt hat. Die Königin Victoria war damals der Gast Louis Napoleon's. Ihr zu Ehren sprangen in Versailles die Wasser, und der Kaiser machte die Honneurs. Das Publikum wurde in ehrerbietiger Entfernung gehalten, und die Fontainen sah man vor schwarzen Polizeidienern nicht. Der Besieger Frankreichs trat einfacher auf. Er trug seinen dunkelgrauen Interimsrock, seine Feldmütze und kein Ordenszeichen. „C'est lui!" „Le voici!" „Voilà Guillaume!" „Quelle bonne mine!" „Quelle stature!" „Quel beau vieillard!" „Il est encore vert," so schwirrte es unablässig bei den Franzosen durcheinander. Einige trieb die Neugierde bis auf die Baumäste, Frauen hoben ihre Kinder in die Höhe, um ihnen Guillaume zu zeigen. Auf die Person des Königs scheint sich die Feindschaft der Franzosen nicht zu erstrecken, und ebensowenig auf die des Kronprinzen, den Jedermann in Versailles kennt. Den König bezeichnen die Franzosen meist kurzweg mit „il". Er ist heute Abend angekommen, er wohnt auf der Präfectur, haben Sie ihn schon gesehen? u. s. w. Nächst „il" kommt „Guillaume", dann „le roi", und am seltensten „le roi de Prusse". Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß man hier schon viel häufiger das Wort „Allemand" anstatt den in Lothringen und der Champagne üblichen, den ganzen Franzosenhaß in sich schließenden Ausdruck „Prussien" anwendet. Daß Bismarck und Moltke nächst dem Könige die am meisten Angestaunten waren, brauche ich nicht zu sagen. Der König eudete seinen Gang an dem Bassin de Neptune, dem prächtigsten von allen, und bestieg mit dem Prinzen wieder den Wagen. Die Haltung der Bewohner von Versailles muß man im Allgemeinen rühmend anerkennen. Sie fügen sich mit Würde in das Unvermeidliche, hegen die aufrichtigsten Wünsche für die baldige Niederlage der Deutschen, suchen aber an dem Einzelnen weder durch boshafte Kleinlichkeiten ihr Müthchen zu kühlen, wie die Landleute Lothringens und der Champagne, noch tragen sie, wie die Bewohner von Rheims und Nancy, jene ausgesuchte Höflichkeit zur Schau, welche darauf berechnet ist, zu verletzen. (Elb. Z.)

Als Beitrag zur Geschichte der Mitrailleuse, schreibt der Sch. M., möge es dienen, darauf aufmerksam zu machen, daß sich in dem Heilbronner Archiv eine Beschreibung der am 26. April — 6. Mai 1622 gelieferten Schlacht bei Wimpfen befindet, nach welcher Markgraf Friedrich von Baden bei seiner Artillerie auch ein „Orgelwerk", d. h. einen Geschützwagen mit mehreren mit einander verbundenen Büchsen hatte. Damals bediente man sich der Feuersteine noch nicht, sondern Schwefelkieses. Uebrigens ist schon einer in Bilderhandschrift auf der Münchener Bibliothek aus dem 14. Jahrhundert (etwa 1245 bis 1350) nicht allein von Büchsen und Mörsern, sondern auch von „Orgeln" die Rede.

Charade.

Die Ersten sind gar hübsch und zierlich,
Anmuthig, lustig, flink, manierlich,
Doch weil das siebente Gebot
Sie oftmals brechen in der Noth,
Wird man sie stets Verbrecher heißen,
Sie tödten so mit Gift wie Eisen.

Hoch und erhaben ragt die Dritte,
Sie einet sich mit keiner Hütte,
Doch Geistliches ist ihr Revier,
Sie wacht und mahnt, ist Schutz und Zier,
Doch die Geschichte uns erzählet,
Daß viele Greuel sie verhehlet.

Vom Rhein umschlungen tritt das Ganze
Vor dich im düstern Sagenglanze,
Zeigt Tyrannei im grauf'gen Licht,
Sie zeiget Gottes Strafgericht,
Daß Mächtige sich daran spiegeln,
Den frevlen Uebermuth zu zügeln.

Auflösung des Räthsels in Nr. 41: „Eisblumen."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 44. Sonntag den 30. Oktober. 1870.

Willst Du klug durch's Leben wandern,
Prüfe Andre, doch auch Dich!

Jeder täuscht gar gern den Andern,
Doch am liebsten Jeder sich. Fr. Bodenstedt.

*Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Als die Thüre hinter dem Doctor zugefallen war, sagte Banner: „So ein Arzt kann doch nicht einmal sein Glas Wein in Ruhe trinken! Jetzt, Justizrath, könntest Du, da wir Georgs interessante Mittheilung entbehren müssen, mir die Geschichte von Rosenhaag erzählen, Du erzählst so lebendig, daß die anderen Freunde je schon noch einmal anhören."

„Wir wissen ohnehin nicht Alles so genau wie Du", fügte der Maler hinzu, „also laß hören." Der Justizrath verbeugte sich geschmeichelt und begann:

Das Testament.

Seit Jahrhunderten haben die Dörfer Wittgendorf, Kleingrünau und Rosenhaag nebst dem großen Forste und dem, wenn auch nicht geschmackvollen, doch imposanten und merkwürdigen Schlosse den Freiherren von Rosenhaag gehört. Ich stamme, wie Ihr wißt, von einer der ältesten Familien der Stadt ab, und immer ist der älteste Wolf in meiner Sippschaft der Chronikschreiber gewesen. Nun, in der Chronik unserer Stadt kommt der Name Rosenhaag oft vor. Einen Rosenhaag hat man im Bauernkriege verschont, weil er als gerecht und mildthätig bekannt war, ein anderer hat die Stadt gegen Wallensteins wildeste Truppen erfolgreich vertheidigt. Dessen Sohn hat unser Marienhospital erbauen lassen, ganz aus eigenen Mitteln, und ein anderer viel dazu beigetragen, daß unser Waldau schöne Promenaden besitzt. Zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts lebte ein Baron Rosenhaag, welcher zwei Söhne hatte, früher war mehrere Generationen hintereinander nur ein Sohn dagewesen. Dieser Schloßherr wollte die Güter nicht theilen, er testirte so, daß der älteste sie erhielt und der zweite ein ansehnliches Capital, denn Frau von Rosenhaag war sehr reich gewesen. Der zweite nahm sein Geld und ließ sich im Auslande nieder. Mit dem Sohne der Gräfin Bernheim, mit Walter von Rosenhaag, war ich sehr befreundet, er war ein durch und durch liebenswürdiger Mann. Wir saßen im Gymnasium nebeneinander, besuchten zusammen Leipzig und Berlin, auch er studirte die Rechte und ich hätte mich, wie man sagt, für ihn todtschießen lassen."

„Ich erinnere mich Walter Rosenhaags noch sehr wohl," schaltete der Polizeidirektor ein; „er muß aber älter gewesen sein, als Du." „Nur zwei Jahre; er war schwächlich und kam spät auf das Gymnasium. Ich kehrte, nachdem ich meine Examina bestanden hatte, nach Waldau zurück, Walter reiste nach Wien. Seine Eltern waren gestorben und er mit fünfundzwanzig Jahren der Erbe der schönen Güter. Zu dieser Zeit nun kehrte der jüngere Bruder seines Vaters, Baron Anselm, aus der Fremde zurück. Er sah krank und niedergeschlagen aus, seine Gattin war gestorben, unglückliche Speculationen hatten sein Vermögen bis auf ein kleines Kapital verschlungen, er kam, um, wie er selbst sagte, seinen Neffen Walter aufzusuchen und demselben seinen zehnjährigen Sohn, unsern lieben Bekannten Edmund von Rosenhaag, vorzustellen und ihn für den Fall seines Todes dem reichen Vetter zu empfehlen." „Anselm von Rosenhaag besuchte meine Eltern zuweilen," sprach der Maler, „er hatte ein höchst ausdrucksvolles Gesicht, mein guter Vater hat ein Porträt von ihm gemacht; wenn Ihr mich besucht, will ich es Euch zeigen."

„Schön, Moritz, wir werden Dich daran erinnern," sagte der Justizrath. „Ich war damals ein junger Advokat, dennoch vertraute mir Walter die Regulirung seiner Geldangelegenheiten. Ich hatte die Erträgnisse seiner Güter während seiner Abwesenheit einzucassiren und ihm seine Gelder zuzusenden. In Bezug auf seines Vaters Bruder schrieb er mir, sein Oheim möge Schloß Rosenhaag, worin er geboren, bewohnen, so lange es ihm gefiele, auch erhielt ich Auftrag, dem Baron Anselm jährlich 2000 Thaler auszuzahlen. Mein Freund Walter war, wie er sagte, kränklich und wollte von Wien aus auf Rath seines Arztes nach Italien gehen, vielleicht sogar nach Aegypten; er war lungenleidend. Baron Anselm lebte zufrieden auf Rosenhaag, er beaufsichtigte Schloß und Garten, sorgte dafür, daß Alles gut im Stande gehalten wurde und bekam ein frisches, kräftiges Aussehen. Auch Edmund wuchs zum schönen Jüngling auf, er studirte fleißig und war in Wahrheit die Freude seines Vaters. Sechs Jahre hatte Anselm in Rosenhaag, mein Freund Walter in Italien zugebracht, da endete der Erstere in Folge eines Sturzes vom Pferde sein Leben. Edmund war damals bis in das Innerste erschüttert. Walter verfügte von Rom aus, daß sein junger Vetter die zweitausend Thaler fort erhalten solle, er selbst, Walter, fühle sich kräftiger als jemals und gedenke im nächsten Frühling heimzukehren. Mich ernannte er einstweilen zum Vormund des jungen Edmund, den er, so äußerte er sich, als Bruder betrachte, sey er doch seines Großvaters Enkel. Ein höchst liebevoller Brief an Edmund lag bei. Ich, damals eben verheirathet, brachte Edmund in das Haus meiner Aeltern. Er besuchte unser vortreffliches Gymnasium, studirte, wie Ihr Alle wißt, Philologie und ist ein Mann geworden, den jeder achtet, der ihn kennt." Der Justizrath machte eine Pause, dann nahm er sein Glas und sprach: „Auch die Todten sollen leben! Der Frühling kam, aber mein Freund Walter erschien nicht. Im März desselben Jahres, in dem er wieder bei uns seyn wollte, ist er in Rom gestorben. Wenige Tage später,

als ich durch unsern Gesandten in Rom von dem Ableben meines Jugendfreundes in Kenntniß gesetzt wurde, traf auch sein Testament ein." „Darauf besinne ich mich," sagte Räthen, „es ist wunderlich genug." „Novellenstoff!" murmelte der Poet. „Wie lautet es denn?" „Es enthält einige Legate für die Armen, Kirchen, Schulen; ich, als Testamentsvollstrecker, bekam einige werthvolle Andenken und tausend Ducaten für meine Mühe. Die Güter sollten nebst allem im Schlosse beweglichen Eigenthume Walter's Vetter, meinem Mündel Anselm Constantin Edmund Freiherrn von Rosenhaag, zufallen, falls sich nicht bis zum ersten September 1850 ein Anderer als Erbe melde, nämlich Alphons François Baron von Duresnelle." „Also die Rosenhoag'schen Güter sind nicht Majorat?"

„Nein, lieber Banner, die früheren Herren von Rosenhaag waren immer nur mit einem Sohne gesegnet und haben wohl deßhalb nicht den Gedanken gefaßt, ein Majorat zu stiften. Im Testamente meines Freundes heißt es: Dieser Herr von Duresnelle habe dem Testotor große Dienste geleistet und sey bei Abfassung dieses letzten Willens nicht zugegen gewesen, sondern in Paris. Sollte Herr von Duresnelle kinderlos sterben, falle die Herrschaft Rosenhaag on Edmund zurück, Duresnelle dürfe sie nur, falls er Kinder habe, verkaufen, und zwar nicht eher, als bis am Ende seines Lebens. Also so gut wie gar nicht, seine Kinder jedoch mögen damit machen, was sie wollen. Ihr könnt denken, meine Freunde, daß mich dieses Testament wie ein Donnerschlag traf. Ich traute meinen Augen kaum. Endlich faßte ich mich und ging damit zu einem der berühmtesten Rechtsgelehrten, die wir haben, zum Doctor Schmidt. Er las das Testament, die Unterschriften wurden geprüft, Walter's Handschrift. Ich mußte selbst zugestehen, daß das Testament von Walter geschrieben sey. Als Zeugen hatten unter Anderen der Gesandte, der Attaché, der protestantische Geistliche in Rom dieses Schriftstück unterzeichnet. Ich erhielt den ärgerlichen Bescheid vom Doctor Schmidt, daß dieses Testament nicht anzufechten sey. Hatte ich als Jurist mir doch schon selbst dieß gesagt. Ich sprach mit dem Präses des Waisenamtes, vergebens. Endlich sagte dieser, ein würdiger Mann: Wir müssen Geduld haben, Ihr Mündel ist erst sechzehn Jahre alt, das große Besitzthum könnte er doch nicht schon selbst verwalten. Vielleicht erscheint dieser französische Baron gar nicht oder es ist ein alter Mann. Es ist möglicher Weise ein Glück, wenn Baron Edmund sich nicht für reich hält, desto fleißiger wird er studiren. Ich machte Edmund mit dem Inhalte des Testamentes bekannt. Er nahm diese Mittheilung sehr gefaßt auf, doch gestand er, es schmerze ihn, daß seiner Familie Stammschloß wahrscheinlich in fremde Hände kommen würde. Aber Kummer machte ihm diese Wendung seines Geschickes nicht. Sein väterliches Erbtheil setzte ihn in den Stand, einige Universitäten zu besuchen, und er hat genug gelernt, um bald seine einfache Stellung als jüngster Lehrer an unserem Gymnasium mit einem ehrenvollen Amte an einer Hochschule vertauschen zu können. Er schreibt jetzt ein Werk über Juvenal." „Nun, und wie benahm sich denn Herr von Duresnelle gegen Edmund Rosenhoag, und was für Ursachen hatten diesen ungerufenen Gast so lange abgehalten, sein Erbe in Besitz zu nehmen?" fragte der Dichter.

„Gegen Edmund benahm er sich gar nicht, er, Herr Baron von Duresnelle nämlich, fand sich zur rechten Zeit in der Hauptstadt ein, stellte sich bei seinem Gesandten vor und ließ sich, alle Formalitäten beobachtend, von dem zuständigen Gerichtshofe mit der Standesherrschaft Rosenhaag als rechtmäßiger Erbe belehnen. Die Staatszeitung machte es ja zur Zeit bekannt. Herr Baron von Duresnelle traf mit Gefolge und Dienerschaft im September vierspännig in Rosenhaag ein. Wie Ihr gesehen habt, ist dieser Herr noch in seinen besten Jahren und, wie seine Einrichtung zeigt, nicht geneigt, zu sterben, sondern so angenehm als möglich zu leben. Er hat überall Besuche gemacht und ward von den Gutsbesitzern, welche heirathsfähige Töchter haben, sehr zuvorkommend aufgenommen. Edmund ist ganz von ihm übersehen worden. Ich schrieb dem Baron wegen der Familienporträts der Rosenhaog, die ich für meinen ehemaligen Mündel erbat, und diese wurden mir auch wohl verpackt nebst einem kurzen, aber höflichen Billet des Barons zugesandt. Er hat erzählt, daß ihm seine Schwester, welche Walter Rosenhaags Verlobte gewesen seyn soll, gestorben ist, später auch seine Braut, und deßhalb habe er jahrelang kummervoll, zweck- und ziellos auf Reisen im Orient zugebracht. Endlich habe die Zeit seinen Schmerz gelindert und die Sehnsucht nach Europo sey erwacht. Er wolle sich jetzt in den Räumen, wo sein verklärter Freund als glückliches Kind gelebt habe, niederlassen und im Sinne der Rosenhaog handeln. Er hat schon angefangen, deutsch zu lernen und spricht es, wie man mir sagte, ziemlich verständlich. Beim Präsidenten soll er bereits Hausfreund seyn und ich wünsche, daß seine Huldigungen der blonden Marie und nicht der stillen, braunen Florentine gelten mögen."

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Schmiede.

Ich will mir lassen schmieden
Ein Ringlein roth von Gold,
Das sey als Pfand beschieden
Dem Mädchen, das mir hold;
Es sey ein heilig Zeichen
Von Gluthen heiß und frei,
Von Liebe sonder gleichen
Und schlockenreiner Treu'.

Ich will mir lassen schmieden
Ein blankes Eisenschwert,
Auf daß, wenn Gott den Frieden
Entläßt, ich steh' bewehrt;
Donn stürz' ich mich im Grimme
Wohl in der Welschen Reih'n,
Mein Schwert mit heller Stimme
Singt Todesgänge d'rein.

Der mich zu Lieb' und Friede,
Der mich zu Haß entflammt,
Ihr Schmiede, wackre Schmiede,
Ich lieb' euch beidesammt!
O schüret eure Feuer,
Werft frische Kohlen drauf,
Daß Haß und Liebe freier
Und heißer lodern auf.

M. Schneckenburger.

Wie ging uns Straßburg verloren.

Eine rührende, nur zu wenig bekonnte Geschichte.

Hören wir, wos Johannes Friese, der treffliche Geschichtschreiber Straßburgs, im 3. Bande seines schönen, in Deutschland nur wenig bekannt gewordenen Werks über den Muth der Straßburger Bürger, über die lange Ausdauer, mit der sie Franzosen zu werden verschmähten, geschrieben hat. „Die Bürgerschaft arbeitete wechselsweise beständig fort an den Wällen. Einige Thore hielt man verschlossen; an den ondern war eine doppelte Wache und eine Magistratsperson, welche die Aufsicht hatte. Und ob man wohl beständig eine starke Garnison Soldaten unterhielt, so mußten doch die Bürger jeden dritten Tag auf die Wache ziehen. Eifersüchtig auf ihre Freiheit und überzeugt von der großen Gefahr, welche sie bedrohte, strengte der Magistrat und die Bürgerschaft, welche damals in gutem Einverständniß mit einander lebten, alle Kräfte an, ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Aber dieser Zustond der äußersten Anstrengung dauerte schon über sechzig Jahre; die beständige Kriegsrüstung verschlaug ungeheure Summen; Handel und Wandel lag darnieder: das Vermögen der Bürger hatte abgenommen; viele Quellen der öffentlichen Einkünfte woren verstopft; eine ungeheure Schuldenlast, von welcher man die Zinsen nicht bezahlen konnte, raubte unserer sonst so reichen und blühenden Vaterstadt vollends alle innere Kroft, und ihre Nachbarn fingen schon an, verachtende Blicke auf sie zu werfen, welche unsere

Väter um so weniger verdienten, da eben die, welche uns jetzt verächtlich behandelten, selbst zu unserem Verfall mit beigetragen hatten.

Der Bischof von Speier ließ die Straßburgischen Schiffe, welche auf die Frankfurter Messe fahren wollten, zu Lauterburg und Philippsburg anhalten; begegnete den Schiffern hart, und über die schuldigen Zinsen mußte man für jedes Schiff wegen gerichtlichen Kosten noch hundert Gulden bezahlen. Gerade so machte es auch der Kurfürst von Mainz; andere Schuldner verklagten die Stadt bei dem Kammergericht zu Speier.

Die fürchterlich erhöhten Abgaben drückten den Muth und die Kraft der Bürgerschaft vollends darnieder. Frankreich, welches nun einen beständigen Residenten in Straßburg unterhielt, gleichwie auch wir bei Hof einen unterhalten mußten, sah unsere Schwachheit und den sinkenden Kredit Straßburgs mit schalkhafter Freude. Lange schon lauerte das herrschsüchtige Frankreich auf eine Gelegenheit, uns unter sein Joch zu bringen, und unter diesen Umständen sahe es das Ziel seiner Wünsche sich täglich nähern; Ludwig XIV. versäumte keine Gelegenheit, wo er mit einigem Schein des Rechts die Straßburger drängen und drücken konnte.

Gerade so ging es auch den übrigen unmittelbaren Reichsstädten und Städten im Elsaß. Ludwig machte ihnen ihre Reichsfreiheit so sauer, that solche Eingriffe in ihre Rechte, daß ihnen zuletzt nichts mehr übrig blieb, als sich sammt und sonders gänzlich an Frankreich zu ergeben und dessen Oberherrschaft anzuerkennen, welches auch in dem Jahr 1680 wirklich geschehen ist."

In Straßburg, auf dessen Besitz es dem König hauptsächlich ankam, zetteite er Verrätherei an. Der Stadtrath, welcher bisher immer gegen Kaiser und Reich seine Pflicht redlich erfüllt hatte, sollte der gemeinen Bürgerschaft verdächtig werden. Ein Dr. Georg Obrecht gab sich dazu her, den edeln Ammeister (Bürgermeister) Dominikus Dietrich in anonymen Schriften zu verleumden, als sey er ein Verräther und unterhandle heimlich mit Frankreich, um ihm die Stadt auszuliefern. Diese Bosheit wurde ersonnen, um Zwietracht in der Stadt zu stiften und um die Häupter der Stadt, welche den Kern der deutschen Partei darstellten, alles Vertrauens zu berauben und zu beseitigen. Allein es kam anders. Obrecht wurde durch einen französischen Brief, den er geschrieben und zufällig verloren hatte, seines schändlichen Verfahrens überwiesen, vor Gericht gezogen und enthauptet.

Zum Beweise, wie sehr das die Franzosen geärgert haben muß, kam noch in demselben Jahr (1672) ein Haufen von ihnen von Breisach den Rhein herabgefahren. „Sie hielten mitten unter der Rheinbrücke, und befestigten einige Brandschiffe, welche mit dürrem Holz, Stroh und Wellen, Pech und Harz angefüllt waren, und zündeten also die Brücke an, wodurch acht Joche abbrannten. Die Soldaten fuhren den Rhein hinunter bis in die Wanzenau, hier stiegen sie an das Land mit lautem Trommelschlag; zechten ruhig, rühmten sich ihrer Heldenthat und gingen zu Fuß auf Breisach zurück." Die Straßburger mußten sich diesen Frevel gefallen lassen, denn sie durften dem mächtigen König keine Veranlassung zu einer offenen Kriegserklärung geben und fanden im ganzen deutschen Reiche keine Hülfe. Man kann die Geduld, die Klugheit, das treue Aushalten dieser wackern deutschen Männer nicht genug bewundern.

Der König aber fuhr in seinem Uebermuthe fort und ließ im folgenden Jahre 1673 die Reichsstadt Colmar, deren Privilegien er bis jetzt noch geschont hatte, plötzlich mit 5000 Mann überfallen. „Nun wurden alle Bürger entwaffnet, die Posten an den Thoren und auf den Wällen mit Franzosen besetzt; alles Geschütz, Kriegsmunition und Mundvorrath der Stadt inventirt und nach Breisach gebracht. Die Bürger aber mußten ihre Räuber beherbergen; sechs bis zehn Mann über Tisch in Allem freihalten und sich glücklich schätzen, daß sie nur einer allgemeinen Plünderung entgingen. Neunzig Kanonen, eine Menge kleiner Gewehre, viele tausend Fürtel Früchte und sehr viel Wein führte man aus der Stadt. Nachdem dieses geschehen, fingen die Franzosen an, die Thore und Thüren zu sprengen, die Wälle niederzureißen und die Gräben auszufüllen; kaum zwei Wochen waren vorbei, so war das blühende Colmar ein offener, wehrloser Ort — war in ein Dorf verwandelt! Gerade so ging es auch den Städten Schlettstadt, Kaisersberg, Oberehnheim, Hagenau, Weissenburg, Landau, überhaupt allen zehn Reichsstädten im Elsaß. Straßburg würde ein ähnliches Schicksal erfahren haben, wenn es weniger fest und nicht so mächtig und wachsam gewesen wäre.

Die allgemeine Noth des ganzen Landes und das traurige Beispiel der zehn Reichsstädte öffnete nun den Bürgern Straßburgs die Augen und vermehrte ihren Eifer zur Vertheidigung ihrer Freiheit. Es war nun nicht mehr zweideutig, was auch ihnen bevorstünde, wenn sie durch List oder Gewalt den Franzosen in die Hände fielen; Obrigkeit und Bürgerschaft strengten daher alle Kräfte an, die Stadt in die bestmöglichste Verfassung zu setzen. Das Bollwerk neben dem Weißenthurmthor, Lug in's Land genannt, war sehr beschädigt und die Stadt auf dieser Seite fast offen. Einige Kaufleute bemerkten dieses, gingen zu dem regierenden Ammeister und baten um Erlaubniß, mit ihren Leuten und anderen Bürgern, welche sich etwa freiwillig einfinden würden, an diesem Bollwerk arbeiten zu dürfen, damit es noch vor Winter in wehrhaften Stand gesetzt würde. Ein so edles Begehren wurde nun sehr gerne bewilligt und den 24. August wirklich der Anfang gemacht. Die Bürger drängten sich in so großer Anzahl zu dieser Arbeit, daß man sich gleich anfangs genöthiget sahe, eine gewisse Ordnung einzuführen, und man fand für gut, jeden Tag eine ganze Zunft zur Arbeit aufzufordern. Es war eine Freude, zu sehen, wie willig und freudig die Bürger arbeiteten, und man staunte über den glücklichen Fortgang des Werkes. Wie es aber gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß bei großen Gesellschaften auch große Unordnungen entstehen, so ging es auch bei dieser freiwilligen Frohn. Weiber, Töchter und Kinder fanden sich zu Tausenden bei den Arbeitenden ein; da waren Marquetender, Musikanten; man zechte, tanzte, schrie und lärmte, daß es mehr einem Jahrmarkte als einem Arbeitsplatze gleich sah, und dieses geschahe in einer so trübseligen und gefahrvollen Zeit. — Den 23. September näherten sich die französischen Völker der Stadt und plünderten die Dörfer bis auf Eckbolsheim. Auf dem Lande war ein großer Jammer allenthalben; die armen Landleute flohen, wo sie konnten, und flüchteten ihre Habe und Güter in das feste Straßburg; unsere Stadt war daher mit Menschen, Vieh, Früchten und Wein so vollgestopft, daß man nicht Alles unter Dach bringen konnte. Und da die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, erging den 30. September der Befehl von dem Magistrat, daß alle Gärten, Häuser, Bäume und Reben auf 60 rheinländische Ruthen von den Festungswerken der Stadt weggeschafft werden sollten, damit man eine freie Aussicht haben möchte; es wurden alle Wachen verdoppelt, und dieses dauerte den ganzen Winter über, weil ein großer Theil der Armee unter dem Marschall von Türenne in unserem Elsaß die Winterquartiere bezog.

Die Franzosen gaben Deutschland keine Ruhe. Der schwächliche Versuch des Kaisers, im Bunde mit Spanien und Holland ihren Räubereien zu trotzen, half nichts. Im Jahre 1677 schreibt unser guter Friese schon wieder, wie die französischen Mordbrenner unter einem gewissen Labrosse in Weissenburg gehaust haben, in derselben Stadt, die im Jahre 1870 Zeugin unserer Siege wurde. Der Unmensch ließ damals Alles hier ausplündern und unter erbärmlichem Geschrei der Einwohner die Stadt an allen Ecken zugleich anzünden. Den folgenden Tag erschien er in Hagenau, die Mordfackel in der Hand, und wies den Soldaten die Plätze an, wo sie das Feuer anlegen sollten, und Hagenau war noch denselben Tag ein Aschenhaufen; doch verschonte er sorgfältig die Häuser etlicher Juden und Christen, welche den Brand von ihm abgekauft hatten. Eben dieser Wütherich hat auch auf dem Selzer-Wörth den armen Bauersleuten ihre wenige noch gerettete Habe vollends geraubt, viele derselben niedergehauen und ihre elenden Hütten in Rauch aufgehen lassen, auch nicht einmal zulassen wollen, daß sie ihre unschuldigen Kinder aus dem Feuer retteten. Aus dem Munde dieses Ungeheuers selbst hat man es gehört, daß er sagte: es könnte ihm nichts so großes Vergnügen machen, als das Prasseln der Flammen und das Gerassel einstürzender Häuser und Gebäude. Zum Glück für die Menschheit wurde dieser Unmensch im Junius dieses Jahres bei St. Leonhard mit fünf Schüssen getödtet. (Schluß folgt.)

Zur Farben- und Titelfrage.

Unter dieser Ueberschrift brachte die „Allg. Ztg." jüngst einen Artikel von D. F. Strauß, dem wir Folgendes entnehmen: „Wenn man an einem der Siegesfesttage, deren ein wunderbares Geschick uns in diesem Jahre so viele beschert, durch die beflaggten Straßen einer süddeutschen Stadt wandelt, so freut man sich, neben und über den Landesfarben, dem Blau-Weiß in München, dem Schwarz-Roth in Stuttgart, dem Roth-Gelb in Mannheim und dem Roth-Weiß in Darmstadt, immer häufiger, immer herrschender die deutschen Farben flattern zu sehen. Endlich, endlich muß nicht blos das Volk es begreifen, müssen auch die Fürsten, und zwar in einer so gar nicht revolutionären Zeit, wie die jetzige, dulden, daß es begriffen und ausgesprochen wird, wie wir nur durch die Einheit etwas sind, wie diese herrlichen Siege über den Erbfeind nicht von den Bayern, Hessen u. s. f. als solchen, sondern von ihnen als Gliedern des gesammtdeutschen Heeres erfochten worden sind. Oder genauer: im Anschluß an das Heer des Norddeutschen Bundes, dessen Kern das preußische Heer ist. Auch diese letztere Einsicht und ihre allmählige Ausbreitung können wir in den ausgehängten Fahnen lesen. Wir können beobachten, wie mit jeder neuen Siegesfeier die Zahl der schwarz-roth-goldnen Fahnen im Verhältniß zu der Zahl der schwarz-weiß-rothen abnimmt. Aber sind denn die einen nicht ebensa gewiß die neuen großpreußischen Farben wie die andern die altehrwürdigen deutschen Farben sind? Eines so gewiß wie das andere, d. h. eines so wenig wie das andere. Schwarz-roth-gold sind niemals deutsche Reichsfarben gewesen. Die Farben des deutschen Reichs waren Schwarz und Gold, wie sein Wappen der schwarze Adler im goldenen Felde war. Die Burschenschaft war es, die während der Jahre 1815 bis 1819, nach allerlei Wandlungen, zuletzt Schwarz-Roth-Gold zu ihren Bundesfarben erkor. Als im Jahre 1848 die deutsche Idee zu triumphiren schien, kamen auch die vermeintlich deutschen Farben eine Zeit lang zu officieller Geltung. Sie sollten die Farben des neuen deutschen Reiches werden, wie sie, der Voraussetzung gemäß, die des alten gewesen waren. Aber indem man für diese Voraussetzung den historischen Grund suchte, fand sich, daß sie keinen hatte. Der alte Arndt, über die Sache befragt, gestand ehrlich: er habe die drei Farben mit tausend andern guten Deutschen ebenso hingenommen, eine Aufklärung über ihre Herkunft wisse er nicht zu geben. Die richtige Erklärung war ohne Zweifel, daß im Kreise der ältesten Burschenschaft Schwarz-Roth als Hohenstaufen-Farbe gegolten hatte. Ihre drei rothen Löwen, die später im Wappen des Herzogthums Schwaben, wie noch jetzt in dem des Königreichs Württemberg, schwarz mit rother Tatze erschienen, gaben mit dem goldenen Felde, worin sie standen, die romantischen Reichsfarben Schwarz-Roth-Gold. Diese mußten sich während der Reactionsjahre, die auf 1848 und 1849 folgten, wieder verstecken, bis sie 1866 von denselben süddeutschen Höfen hervorgeholt und ihren gegen Preußen ausziehenden Kriegern als Binden um den Arm geschlungen wurden. Schwarz-Roth-Gold sollte jetzt gegen Schwarz-Weiß helfen, d. h. das ungefährliche Nebelbild einer blaß geträumten deutschen Einheit sollte die Bevölkerungen begeistern zum Kampfe gegen die gefährliche wirkliche Einheit, die, weil es ja nicht anders gehen wollte, Preußen auf der Spitze seiner Schwerter ihnen entgegen trug. Ich habe vergessen, wie der sinnreiche Junker an der Spree sich schreibt, der vor einigen Monaten in preußischen Blättern mit so feurigem Eifer seine Lanze gegen Schwarz-Roth-Gold, als die Revolutionsfarben von 1848, einlegte. In der That ist es ihre Rolle von 1866, als des von den Fürsten ausgeworfenen Narrenseils, woran das süddeutsche Volk gegen sein eigenes Bestes sich hing, wodurch sie sich für immer des Anspruchs verlustig gemacht haben, als die Farben des neuen deutschen Reichs zu gelten.

Welche Farben sollen wir nun wählen? Wir brauchen nicht erst zu wählen; sie sind schon da. Wenn das deutsche Reich, das wir zu begründen im Begriff sind, von demjenigen, wie es den ehrenwerthen Männern der zwanziger Jahre vorschwebte, sich dar Allem dadurch unterscheiden soll, daß es an das Gegebene, an die realen Machtverhältnisse anknüpft, so bildet ja den Kern des neuen Deutschlands der preußische Staat. Dieser hat, da er die übrigen rechts-mainischen Staaten als Norddeutschen Bund um sich gruppirte, seinem Schwarz-Weiß das Roth hinzugefügt, und daran können auch wir Süddeutsche uns genügen lassen. Roth ist ja — daß ich kindisch rede — eine der Farben sämmtlicher drei kleinern süddeutschen Staaten, während der größte derselben sein Weiß schon in den altpreußischen Farben wieder finden kann. Sa weisest du, wird man mich hier fragen, mit den deutschen Kaiserfarben — die du freilich als solche nicht anerkennst — wohl auch den Kaisertitel für dein neues deutsches Reich zurück? Ich wollt', ich könnt' es, das ist wahr. Der Kaisertitel, so glorreich er lautet, hat unserm deutschen Vaterlande kein Heil gebracht. Der hellste, nüchternste Kopf unter unsern Königen, Heinrich der Vogler, wurde sicher nicht blos durch äußere Verhältnisse gehindert, ihn zu suchen. Seinen Sohn riß der Ehrgeiz über die Alpen fort, und so eröffnete sich der Unglücksweg, der zuletzt Konradin auf's Schaffot und Deutschland in's Verderben führte. Auch für Frankreich hat das Kaiserreich den Eroberungskrieg bedeutet; die Versicherung seines letzten Kaisers, daß das Kaiserthum der Friede sey, haben wir von jeher für eine Lüge gehalten. Es war freilich ein Napoleon und ein Herrscher über Franzosen, dem wir es nicht glaubten; doch auch unsere deutsche Friedensliebe würde willigern Glauben finden, wenn wir uns für unser künftiges Oberhaupt mit dem Königstitel begnügen könnten. Aber wer trägt denn die Schuld, daß wir es nicht können? Hätte euer erster Napoleon, ihr Franzosen, in unserm Süd- und Mitteldeutschland keine Könige gemacht, um unser deutsches Reich für immer zu sprengen, so brauchten wir jetzt keinen Kaiser, es wieder herzustellen. Freilich, wenn die Träger dieser neuen Königskronen so deutlich wie wir die Flecken sehen könnten, die denselben von falschem Ursprung her anhaften, so würden sie sich beeilen, sie wieder mit den alten Herzogshüten zu vertauschen. Wie die Sachen jetzt liegen, halte ich's damit, wie ich's halten würde, wenn ich im norddeutschen Reichstage über die Diätenfrage meine Stimme abgeben sollte. Haben wir das Gift, nämlich das unbeschränkte allgemeine Stimmrecht, würde ich sagen, so können wir das Gegengift, die Diätenlosigkeit, nicht entbehren. So sage ich hier: da wir die Könige haben und behalten sollen, ja werden wir auch den Kaiser haben müssen. König der Könige heißt zwar Gott der Herr, und er weiß diesen sterblichen Collegen trotz des gleichen Titels doch, wenn's noth thut, den Meister zu zeigen. Aber den Menschen, der dazu im Stande seyn soll, müssen wir menschlicherweise auch durch Titel und Rang über sie erheben. Der Bau des aufzurichtenden deutschen Reichs, bis auf seine Farben hinaus, mag dann zeigen, daß auch sein Kaiser kein mittelalterlicher, sondern ein Fürst der Neuzeit ist, und die Haltung dieses Reichs wird bewähren, daß es nur auf die Volksart und die Staatseinrichtung ankommt, ob der Spruch: „das Kaiserreich ist der Friede" — Lüge oder Wahrheit seyn soll.

Räthsel.

Kennst du das Ding? Es dienet zur Bekleidung
Und zur Bewegung und zum schönsten Schmuck;
Selbst Bilder gibt's in künstlicher Bereitung,
Doch einzeln weicht es dem geringsten Druck.
Es dient, ein tödtliches Geräth zu tragen,
Es ist der Leiter einer eignen Kraft,
Es hebt, was wir als Kinder jauchzend schlogen,
Es malt am besten jede Leidenschaft.
Es wächst, gedeiht sehr oft auf dummem Grunde,
Doch was es schafft, das geht von Mund zu Munde.

Auflösung der Charade in Nr. 43:
„Mänsethurm."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 45. Sonntag den 6. November. 1870.

Sorge nicht für den Morgen, ein jeglicher Tag der trage
Seine eigene Last; häuf' ihm nicht mehr als er hat.
von Knebel.

*Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes
von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Begegnungen.

Während die vier Freunde gemüthlich schwatzend im warmen Zimmer zurückblieben, schritt der Doctor, in seinen Mantel vermummt, rasch auf das Hôtel zu. Herr Koch erwartete ihn auf dem Flur und erzählte, daß der fremde Herr, welcher eben eingetroffen, auf der letzten Station kurz vor der Stadt umgeworfen worden sey und eine Verletzung am Kopfe erhalten habe, die nicht unbedeutend scheine. „Das kommt davon, Herr Doctor," schloß er seine Rede, „daß wir noch immer keine Eisenbahn haben, was unverantwortlich von der Regierung ist. Man spricht und schreibt von Eisenbahnunglücken, als ob mit Pferden niemals Unheil passirt wäre. Hier, Nro. 6, Heer Doctor; es ist das ruhigste und wärmste Zimmer im ganzen Hause."

Doctor Wallberger trat, wie es seine Weise war, leise und langsam bei dem Fremden ein, welcher bereits zu Bett lag und heftig fieberte. Doctor Wallberger fühlte nach seinem Puls, machte ein ernstes Gesicht und trat zurück, um ein Recept zu schreiben. Als er Herrn Koch, der am Eingang des Zimmers stand, die nöthigen Verhaltungsregeln mitgetheilt hatte, warf der Arzt noch einen Blick auf den Kranken, dessen Züge ihm bekannt vorkamen. Er mußte diesem Herrn schon einmal im Leben begegnet seyn; er wußte aber nicht, wo. Jetzt sagte der Fremde einige Worte in einer dem Doctor unverständlichen Sprache, doch hörte er heraus, daß es Ungarisch war. Als der Arzt die Treppe hinab ging, fingen Herr und Frau Koch ihn auf. „Es hat doch keine Gefahr, Herr Doctor?" fragte die Hausfrau; „Johann soll bei dem Herrn bleiben; er ist zuverlässig und weiß mit Kranken umzugehen." „Der Fremde wird doch nicht sterben? das wäre mir ein großer Schreck. Sie kommen doch morgen mit dem Frühesten, verehrter Heer Doctor?" „Natürlich, lieber Herr Koch, seyen Sie nur ruhig; wenn meine Vorschriften pünktlich befolgt werden, wird der Herr bald wieder genesen." „Er hat das Aussehen eines vornehmen Mannes, aber gar keine Dienerschaft bei sich und auf seinen großen Koffern ist kein Name zu sehen." „Werden es schon erfahren; die Hauptsache ist jetzt, daß wir den Herrn wieder gesund haben. Der Himmel gebe Ihnen eine ruhige Nacht."

Doctor Wallberger erinnerte sich, daß, da er doch einmal auf der Straße sey, es Frau Bernfeld trösten würde, wenn er noch einmal nach ihrem einzigen Töchterchen sähe, das am Scharlachfieber darniederlag. Er ging über den Marktplatz durch einige Straßen auf den Theresienplatz zu und stand jetzt vor dem stattlichen Hause, welches die Amtswohnung des Präsidenten von Hohendorf war. Die Fenster des ersten Stockwerkes waren ungewöhnlich hell erleuchtet, Musik tönte herab durch die Stille der Nacht. Auf dem Platze, unweit des alten schönen Brunnens, stand eine hohe, schlanke Gestalt in einen Mantel gehüllt und schaute nach den Fenstern des Palais. Doctor Wallbergers scharfes Auge glaubte in der Gestalt Edmund von Rosenhaag zu erkennen. „Also Edmund, früher beim Präsidenten wie das Kind im Hause, nicht einmal mehr eingeladen, wenn große Gesellschaft da ist?" sagte der Doctor zu sich selbst. „Das Leben ist eine wahre Komödie, eine Scene heiter, die andere trübselig, oft gar hochtragisch."

Als der Doctor von Frau Bernfeld zurück kam, stand der Mann im Mantel nicht mehr beim Brunnen, sondern unter dem Hausthore, das jetzt von Innen geöffnet ward. Eine kleinere, ebenfalls verhüllte Gestalt erschien; des Doctors feines Ohr vernahm, wie die sanfte Stimme Florentinens sprach: „Verzeihung, liebster Edmund, ich konnte mich nicht eher fortstehlen."

Der Arzt ging weiter, das Paar blieb unbelauscht Edmund Rosenhaag flüsterte: „Sie haben heute große Gesellschaft, Florentine, wohl dem Franzosen zu Ehren?"

„Fast muß ich dieß bejahen, obgleich Papa es seiner Stellung schuldig zu seyn glaubt, oft Gesellschaften zu geben. Sie wissen es ja. Otto wollte durchaus, daß auch Sie eingeladen würden, aber Papa schlug seine Bitte ab. Bei alledem weiß ich, daß Papa Ihnen durchaus nicht zürnt, sondern Ihnen im Herzen noch ebensowohl will, als früher, aber —"

„Warum sollte er mir zürnen? habe ich ihn doch nicht beleidigt; die Geschichte ist mit wenigen Worten erzählt; der Besitzer von Rosenhaag war ihm ein willkommener Eidam, aber den wenig bemittelten Gymnasiallehrer hält er seiner schönen Tochter nicht würdig. Ihr Vater hat Recht, Florentine: ein Edelstein, wie Sie, kann auf eine glänzende Fassung Anspruch machen, und ich bin ein Egoist, daß ich Ihnen noch immer nicht das Wort zurückgab, von dessen Erfüllung ich das Glück meines Lebens erwarte." „O Edmund, halten Sie mich für fähig, daß ich es Ihnen freiwillig zurückgeben könnte? Sie, theurer Edmund, dürfen an mir nicht zweifeln!"

Jetzt wurden auf dem Corridor Schritte hörbar; „ich fürchte, man sucht mich!" flüsterte das Mädchen und trat in die Hausflur zurück. Der junge Mann drückte den Hut tiefer in das Gesicht und schlug den Weg nach seiner Wohnung ein. — Heitere Gedanken waren es nicht, die ihm das Geleite gaben. Er seufzte tief, als er in sein einsames Zimmer trat. Mechanisch legte er Hut und Mantel ab, zündete seine Studirlampe an und nahm ein Buch zur Hand; aber sein Geist verweilte

nicht bei dem Buche, immer wieder kehrte er zu Florentinen zurück, dem Wesen, das ihm theurer war, als Alles auf Erden.

„Wie mächtig ist doch das Herz der Vernunft gegenüber," dachte er endlich, als er Papier und Feder nahm, um an einer angefangenen Arbeit fortzufahren. Es war ein trockenes Werk, was vor ihm lag, er hatte es auf Anrathen des Justizrathes begonnen, weil dieser glaubte, daß eine Thätigkeit solcher Art Edmunden von seinen quälenden Gedanken abziehen könnte, aber die Menschen sind verschieden geartet. Deßhalb läßt sich auch niemals feststellen, was das größte Leid ist, worin der herbste Schmerz besteht; es kommt darauf an, wie tief ihn Einer fühlt, wie lange! Den Verlust der Familiengüter empfand Edmund einige Zeit schwer, aber seit derselbe möglicher Weise auch den der Geliebten nach sich zog, ging der Gram über den Verlust von Rosenhaag und der mit diesem Besitz verbundenen Güter in dem größeren Leide unter. Wie theuer war ihm Florentine, wie fest hatte er auf ihre Liebe gebaut, welche von ihrem Vater selbst gebilligt worden war! Daß der Präsident, den er bisher wie einen Vater verehrt hatte, ihm jetzt die Tochter versagen, daß er das Glück seines Kindes nur im äußern Glanz sehen konnte, hätte er früher nimmer für möglich gehalten.

Er kannte den Baron von Duresnelle nicht, aber jeder Unparteiische, so war Edmunds Ansicht, konnte in dem viel älteren, ernsten Manne, der obendrein ein Ausländer war, nicht den für das junge, lebensfrohe Mädchen geeigneten Gatten finden. Ein edler Charakter konnte Duresnelle auch nicht seyn: würde er sonst eine Erbschaft angetreten haben, durch die der nächste Verwandte des Erblassers um sein Stammschloß kam? Ohne diesen Besitz mußte Duresnelle reich seyn, da er fast neun Jahre gar nicht nach diesen Gütern gefragt hatte.

Unfähig, sich ferner mit geistiger Arbeit zu beschäftigen, löschte Edmund die Lampe und suchte sein Lager, das ihm ebenfalls wenig Ruhe bot. (Fortsetzung folgt.)

* Der alte Kaiser.

Tief unten im Kyffhäuser
Da spricht der alte Kaiser,
Noch halb umfaßt vom Traum:
„Mir ist, als hört' ich rufen:
„„Steig auf die Marmorstufen!
Verlaß den dunkeln Raum.""

Ja! hör' ich recht, so schallt es,
Und um den Berg her wallt es,
Als wie zum großen Fest.
Fort sind die alten Raben,
Die sonst umschwirret haben
Ihr unheilbringend Nest.

Es glänzt im Sonnenstrahle
Ohn' Flecken und ohn' Male
Des deutschen Volkes Schild:
Hoch von der Alpen Zonen
Bis wo die Schiffer wohnen,
Leuchtet der Eintracht Bild.

Geschlagen hat die Stunde. —
Vom wunderbaren Bunde
Drang Kunde her zu mir.
Nun laß, mein Volk, dein Bangen,
Dein Retter kommt gegangen,
Dein Kaiser nahet dir!

Der auf der Zollern Throne
Den Scepter trägt und Krone,
Der hat gelöst den Bann:
Der hat das Wort gesprochen,
Das heilet, was zerbrochen.
Das ist, was helfen kann.

Vor Gott mit heißem Beten
Hieß er die Völker treten,
Den er im Staub verehrt. —
Nun ist die Stunde kommen,
In der zu Aller Frommen
Der Kaiser wiederkehrt.

Der Kaiser, fromm und mächtig.
Das deutsche Volk einträchtig,
Gesühnt durch theures Blut. —
Du edles Volk, erlesen,
Treu bist du mir gewesen:
Nun wird es alles gut.

—r—

Wie ging uns Straßburg verloren.

Eine rührende, nur zu wenig bekannte Geschichte.

(Schluß.)

Nun endlich kam auch Straßburg an die Reihe. Man erstaunt, wenn man liest, wie viele Vorsicht der übermüthige König der Franzosen doch gebrauchte, ehe er diese, vom deutschen Reich nicht im geringsten unterstützte, einzige Stadt angriff. Sie war eben sehr fest und hatte tapfere und deutsch gesinnte Bürger. Der König mußte Verrätherei zur Hülfe nehmen. Ulrich Obrecht wollte seinen Vater rächen und nahm Geld von Frankreich, um seine Vaterstadt mit List dem König zu überliefern. Ihm half der Stadtschreiber Günzer, und mit dreimalhunderttausend Thalern, die ihnen der König gab, warben sie eine Anzahl schlechter Bürger, um die Franzosen heimlich herbeikommen zu lassen. Man wählte die Zeit des September 1680, in welchem viele Straßburger Bürger die Frankfurter Messe besuchten. Die Franzosen rückten heran und zwangen unter fürchterlichen Drohungen die Stadt zu kapituliren. Ludwig XIV. gelobte, die Stadt bei allen ihren alten Rechten und namentlich auch bei ihrer Religionsfreiheit zu schützen, und hielt einen prächtigen Einzug in Straßburg, legte aber sogleich eine starke Besatzung hinein und ließ die Festungswerke noch sehr verstärken, um ein Hauptbollwerk auf deutschem Boden selbst zu gründen. Trotz seines Gelöbnisses, die Religionsfreiheit zu achten, ließ er sogleich den Protestanten die berühmte Münsterkirche wegnehmen, sie dem Bischof übergeben und Messe darin lesen. „Hierauf ließ er (so schreibt das Theatrum Europaeum XII. 272) einen Befehl ergehen, „daß kein Straßburger Burger oder Einwohner, bei fünff Francken Straff, sich hiefüro sollte gelüsten lassen, in's Münster zu gehen. Ingleichen ward ihnen auch alle Correspondentz mit anderen Orten, und kein Paquet oder Brief zu verschicken, ernstlich und bey Straff hundert Reichsthaler verbotten: demjenigen aber, welcher die angesetzte 100 Rthlr. nicht würde erlegen können, sollte eine Lilie auf die Stirn gebrannt und der Stadt verwiesen werden."

In des Latomi Frankfurter Relationen zum Jahr 1685 Seite 49 lesen wir noch Folgendes: „Den 4ten Juni wurde im ganzen Elsaß vom Königl. Staatsrath ein Mandat publicirt, vermög dessen der König allen von der Augspurgischen Confession und Reformirten zu der Katholischen Religion Tretenden, eine Frist in 3 Jahren keine Schulden oder Capitale zu bezahlen, und daß sie nirgends deßwegen belanget werden können, vergönnet. Obwolen zu Straßburg die alte Kleidertracht, bei dem Weibsvolck, ohnerachtet fast gantz Teutschland den Frantzosen mit schweren Kosten nachäffen, durch fleissige Aufsicht der Obrigkeit, bißhero noch immer erhalten, so musten anjetzo auff Befehl des Königs alle junge Weibs-Personen nach Frantzös. modo gekleidet werden, weßhalben auch der Rath daselbsten den 23. Junii eine Kleider-Ordnung publiciren lassen, und solche Tracht oder Frantzös. modo bey Straf anbefohlen, auch denen Manns-Personen die hohe und spitze Hüt unter gleicher Straf zu tragen verbotten."

Der Verräther Ulrich Obrecht wurde vom König von Frankreich mit Gnade überhäuft und zum königlichen Prätor ernannt, und der edle Ammeister Dominikus Dietrich plötzlich auf Befehl des Königs nach Paris berufen, damit die protestantischen Bürger der Stadt ihren hochgeachteten Führer verlören. Unterdeß sollte Obrecht sich bemühen, den ganzen Magistrat von Straßburg katholisch zu machen. Offene Gewalt wollte man nicht brauchen, um die protestantischen Mächte nicht zu sehr aufzureizen. Der arme Dietrich kam nun nach Paris und man begegnete ihm mit vieler Höflichkeit und Achtung. Täglich mußte er bei Hof aufwarten und zwar allemal in seinen Amtskleidern, in denen er sonst im Rath zu sitzen pflegte, aber nie sagte man ihm ein Wort, warum man ihn eigentlich nach Paris berufen hätte. Einmal wagte er es, sich Erläuterung hierüber auszubitten, erhielt aber von dem Minister die Antwort: Man würde es ihm sagen, wenn es Zeit wäre. Endlich, als er wie gewöhnlich bei einer Audienz des ersten Ministers, Louvois, erschien, kam dieser, von andern vornehmen Herrn begleitet, auf ihn zu, hatte eine geöffnete Bibel in der Hand und sagte zu Dominikus Dietrich: Leset hier den Willen eures Königs! Es war die Stelle 1. Makk. 2, 17, da es heißt: „Die Hauptleute Antiochi sprachen zu Mattathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viele Söhne und eine große Freundschaft, darum tritt zuerst dahin und thue, was der König geboten hat, wie viele Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jerusalem sind: So wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und

großen Gaben." Dominikus Dietrich, der schon lange eine solche Zumuthung erwartet hatte und außerordentlich bibelfest war, kehrte die Bibel herum und sagte: „Die Fortsetzung enthält meine Antwort V. 19, 20, 21. Da sprach Mattathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam wären, und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz, und willigten in des Königs Gebot: so wollen doch ich, meine Söhne, und meine Brüder nicht vom Gesetz unsrer Väter abfallen. Da sey Gott für! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gesetz abfielen."

Gleich den andern Tag erhielt Dominikus Dietrich seinen Verweisungsbrief (Lettre d'Exil); er wurde in allen Gnaden von seinem Vaterlande verbannt, und nach Gueret, im mittern Frankreich (Départ. de la Cruse) verwiesen. In Straßburg wußte man inzwischen von allem was vorgegangen war, keine Silbe, ohne daß den 20. Juli ein Königlicher Befehl ankam, daß man die Aemter, welche Dominikus Dietrich bekleidet hätte, besetzen sollte, indem der König gesonnen wäre, ihn bei sich zu behalten; die wahre Ursache seiner Verweisung hingegen wußte niemand als der, der sie im Finstern selbst bewirkt hatte.

Aus den Briefen, welche von Herrn Tarade, durch dessen Hand alle Briefe und Befehle vom Hof an den Dominikus Dietrich abgefertigt wurden, wie auch aus denen, die von einigen Jesuiten und anderen Personen an ihn geschrieben worden sind, erhellet, daß man dem Dominikus Dietrich in seinem Exilio von allen Seiten her hart zusetzte, seinen Glauben zu verändern. Der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, wurde selbst vom Hof beordert an seiner Bekehrung zu arbeiten, nach ihm bekam ein anderer Pfarrer in der Nähe den nämlichen Auftrag; Jesuiten und Mönche bestürmten seine Standhaftigkeit fast täglich: aber Dietrich blieb unbewegt.

Auf Fürbitte der Gemahlin des Dauphin, welche einige Jahre vorher in dem Hause des Dominikus Dietrich beherbergt wurde, erhielt er im Jahr 1687 den 19. Dezember seine Freiheit wieder, doch unter der Bedingung, vorher bei Hof zu erscheinen, ehe er nach Straßburg abreise; dieses that aber unser Dietrich nicht. Darüber fiel er neuerdings in Ungnade, und mußte nach Vesoul in's Exilium wandern. Hier blieb er bis den 30. April 1690, da er wegen überhandnehmender Altersgebrechen abermals Erlaubniß erhielt, in den Schoaß seiner Familie zu kehren, doch daß er nicht aus seinem Hause gehen und mit Niemand, als mit seinen Verwandten, reden sollte. Während seinem hiesigen Aufenthalt ließ er sich in einer Sänfte, welche er sein Haus nannte, öfters in die St. Nikolaus-Kirche tragen und vor den Altar hinstellen, um in derselben die Predigt anzuhören. Dieser Ursache wegen wurde er von den Vornehmsten der Stadt, die alle seine Schritte und Tritte beobachteten, abermals vor Hof verklagt, und man fürchtete eine nochmalige Verweisung. Es scheint aber, der König wollte die Straßburger, bei denen Dietrich nun alles galt, nicht zu sehr entrüsten, da ohnehin sein Ende nicht mehr ferne schien. Im Jahr 1692 erhielt er die Erlaubniß auszugehen, auch wenn es seine Gesundheit erfordere, außerhalb der Stadt; nur solle er sich der Regierungsgeschäfte nicht mehr annehmen, und das Rathhaus nicht betreten.

Seine volle Freiheit erhielt er erst im Jahr 1694 den 9. März, da er diese Welt verließ, um in eine bessere überzugehen. Er starb in den Armen seiner Gattin und Kinder, seines Alters 74 Jahre 11 Tage; seine Hülle liegt auf der St. Urbans-Aue begraben."

Man pflegt in Straßburg das berühmte Denkmal des Marschall aan Sachsen den Fremden als die größte Merkwürdigkeit zu zeigen, so daß man über dieser plastischen Arbeit im echt französischen Geschmack der Renaissance das Meisterwerk der deutschen Baukunst, das Münster, die Schöpfung unseres Erwin, vergessen sollte. Der Marschall von Sachsen, ein Bastard des grenzenlos liederlichen August II. von Polen-Sachsen, führte ehrvergessen als Deutscher die französischen Heere gegen Deutschland an. Wäre es nicht schicklicher, wenn man das Denkmal dieses Marschalls auf Wagen verpackte und nach Paris versetzte, in Straßburg aber dem unvergeßlichen Patrioten Dominikus Dietrich ein Denkmal setzte?

Metz, die deutsche Reichsstadt.

I. Mediomatrica, die Hauptstadt der Mediomatricer, durch Abkürzung Metis, ward im 6. Jahrhundert Haupt- und Residenzstadt der Könige von Austrasien. Nach Karl des Großen Zeiten kam Metz, bei der Theilung der Länder Lothars des Jüngern, an Ludwig den Deutschen und blieb fortan eine Immunität des deutschen Reichs. Die Grafen von Metz, welche mit Albert, Folcmars IV. Sohn, Ende des 12. Jahrhunderts, erloschen, übten die Gerichtsbarkeit an Stelle des Reichsoberhauptes. Die deutschen Könige und römischen Kaiser hielten zu Metz öfters Hoftage und nahmen ihr Hoflager daselbst. 993 den 15. Mai, stellte Kaiser Otto III. eine Urkunde für Kloster Echternach zu Metz aus; 1084 den 16. Oktober bestätigte Heinrich IV. daselbst einen Gütertausch zwischen dem Stift St. Cunibert zu Cöln und St. Arnulf zu Metz; erst im Januar des folgenden Jahres ist er wieder zu Mainz. Kaiser Heinrich IV. wählte Metz zum zweiten Male zum längeren Aufenthalt mit seinen Großen, als er 1086 den 1. Juni, den 17. Juli und 5. Oktober dem Bisthum Verden (Verdun) die der Gräfin Mathilde wegen Hochverraths durch Urtel des Reichstags abgesprochenen Güter schenkte. Drei Jahre später bestätigte derselbe zu Metz das durch den Bischof Dietrich gestiftete Kloster des heiligen Agericus zu Verden sub datis den 5. April und 17. Juli 1089. — Kaiser Heinrich der V. wurde nach Metz geführt, als er den 25. Mai 1107 der Abtei Sanct Maximin die ihr ungerechter Weise entzogenen Besitzungen bei Metz restituirte und deren Uebergabe vollzog. Der römische König Philipp feierte daselbst 1207 das Weihnachtsfest mit seinem Hofe. Nach dieser Zeit tritt eine lange Pause in der Reihe der Besuchstage des Reichsoberhauptes zu Metz ein.

II. Während Kaiser Ludwigs des Bayern Regierungszeit war Metz wiederholt Gegenstand der Angriffe, später des Aufenthalts König Johanns von Böhmen aus dem Hause Luxemburg, welchen seine Hausinteressen und Erbgüter dorthin zogen. Er schloß am 25. August 1324 mit dem Erzbischof Balduin von Trier, dem Herzog von Lothringen und Grafen Eduard von Bar ein Bündniß gegen die Reichsstadt Metz und belagerte sie mehrere Wochen. Wir finden ihn den 20. September bis 21. Oktober vor Metz; erst am 3. März 1326 kam ein Waffenstillstand mit Metz zu Stande. Als aber die Stadt denselben gebrochen und die adeligen Bürger verjagt hatte, schloß König Johann ein zweites Bündniß mit dem Grafen von Bar, und unternahm im Oktober 1326 eine zweite Belagerung der Stadt. Erst den 27. Juni 1327 schloß die Stadt Frieden mit dem König, welcher von den vertriebenen Edeln der Stadt für seine Unkosten entschädigt wurde. Eine für Preußen wichtige Handlung nahm König Johann am 16. März 1330 zu Metz vor, als er dem deutschen Ordenshochmeister Werner von Urseln das durch ihn und sein Heer an beiden Ufern der Weichsel eroberte Land Dobrin um 4860 Schock prager Groschen verkaufte. Im August 1344 verlängerte der König den mit Isabella von Oesterreich, Raoul von von Lothringen, H. von Bar und der Stadt und dem Lande Metz abgeschlossenen Landfrieden bis zum Jahre 1348.

III. König Johann von Böhmen fiel bei Crecy am 6. August 1346 und sein Sohn Karl, Markgraf von Mähren, Graf von Lützelburg, bestieg nicht nur den böhmischen Thron, sondern wurde auch zum Reichsoberhaupt gewählt. Kaiser Karl IV., so nannte man ihn, gab dem deutschen Reiche ein neues Grundgesetz, genannt die goldene Bulle, von welchem er die ersten dreiundzwanzig Titel am 10. Januar 1356 auf dem Reichstage zu Nürnberg feierlich verkündete, zur Berathung der übrigen Titel aber einen Reichstag nach Metz auf den Dezember desselben Jahres einberief. Man zählte vierzig Fürsten, neben hundert Grafen und Herren mit über 8000 Pferden, in deren Gegenwart wichtige Reichslehen und auch Lehen der Krone Böhmen verliehen und viele Gnaden ertheilt wurden. Am 22. Dezember hielt Kaiser Karl seinen feierlichen Einzug in die Stadt, deren ganze Bürgerschaft ihm bis an die Brücke über die Orne entgegenkam, wo sie ihm, als gekröntem römischen Kaiser, die Schlüssel ihrer Stadtthore überreichte. Der Bischof Ademar von Metz empfing ihn mit der gesammten Geistlichkeit auf dem Wege, um ihn in

die Stadt zu geleiten. Zweihundert reich geschmückte und mit Wachsfackeln versehene Knaben führten den Zug. Kaiser Karl und die Kaiserin Anna ritten auf köstlich gezierten weißen Rossen unter zwei Baldachinen von Goldstücken mit Franzen, deren jeder von sechs Säulen gestützt war. Sie waren auf beiden Seiten von sämmtlichen Kurfürsten umgeben. Ihnen folgten der Dauphin-Regent von Frankreich, der Kardinal-Legat Talleyrand, die Erzbischöfe von Rouen und Sens, viele Bischöfe, Herzöge, Grafen, Herren, Ritter und Edle. Der Zug ging in die Kathedrale, wo der Kaiser seine Andacht verrichtete, und dann in den Bischofshof, wo das Kaiserliche Paar seinen Aufenthalt nahm. In der Weihnachtsnacht zog der Kaiser mit der Kaiserin und zahlreichem Gefolge zu St. Stephan; die Kirche war mit reichen Tapeten behängt und hell erleuchtet; es ward die Messe gefeiert. Der Bischof von Metz hielt das Amt; Karl sang in kaiserlichem Schmuck, das entblößte Reichsschwert in der Rechten, die siebente Lektion: das Evangelium Exiit edictum a Caesare Augusto. Bei der Rückkunft in seine Wohnung fand der Kaiser alle Kurfürsten, Fürsten und Grafen versammelt, um ihn in die Kathedrale zu geleiten. Der Dauphin erschien in einem reich besetzten Gewande mit einem Gürtel über 20,000 Goldgulden an Werth. Hierauf ritten der Kaiser und die Kaiserin in weißen Kleidern, letztere mit fliegendem Haare, die Krone auf dem Haupte, auf prächtig geschmückten Rennern mit dem ganzen Gefolge in die Kathedrale, wo der Kardinal-Legat die erste Messe las und dem kaiserlichen Paar das Abendmahl reichte. Der Kurfürst-Erzbischof zu Köln hielt das Hochamt. Nach dem Gottesdienst ging der Zug auf den Markt. Dort stand ein hohes Gerüst und auf diesem waren Zelte für den Kaiser, die Kaiserin und für jeden Kurfürsten und Reichsstand mit gedeckten Tafeln aufgeschlagen. Der Kaiser nahm den für ihn aufgeschlagenen Thron ein und es erfolgte in Gegenwart und Beistand der Kurfürsten, des Kardinal-Legaten und des Dauphin die Verlesung der sieben letzten in Metz berathenen Titel des neuen Reichsgrundgesetzes, welches nun aus dreißig Satzungen bestand und welchem demnächst in drei Exemplaren das goldene Münzsiegel, die goldene Bulle, angelegt wurde, wovon das Reichsgrundgesetz den Namen erhielt. Nach zwölfwöchentlichem Aufenthalt verließ der Kaiser mit seinem Hofe die Reichsstadt Metz. Dies war der Glanzpunkt in der Geschichte der Stadt. Wir begegnen in der nächsten Zeit keinem Reichsoberhaupt mehr daselbst. Metz gehörte zu denen, welche von Karls Sohn, König Wenzel, abfielen; am 18. September 1401 huldigte die Stadt dem König Ruprecht, welcher dazu den Grafen Friedrich von Leiningen und Johann v. Dalberg bevollmächtigt hatte, gegen die Königliche Bestätigung ihrer Privilegien. Metz forderte diese Bestätigung jedoch noch einmal, welche der König auch am 26. November 1404 versprach, sobald er die Kaiserkrone erlangt haben würde.

IV. Eine weitere bemerkenswerthe Episode in der Geschichte der Stadt Metz bildete die Gegenwart Kaiser Friedrichs IV. im Jahre 1473, als ihn Herzog Karl von Burgund dorthin zu einer Zusammenkunft, angeblich wegen der Belehnung des Herzogs mit Geldern und Verabredung der Heirath von Karls (einziger) Erbtochter Maria mit Friedrichs Sohne, dem Erzherzog Maximilian, in der That aber zur Erlangung der Königswürde für sich, mehrfach eingeladen hatte. Am 18. September genannten Jahres zog der Kaiser in Metz ein, in feierlicher Weise empfangen. Man trug ihm die Schlüssel der Stadt bis St. Agnes entgegen, und gab ihm mit 200 Fackelträgern, der ganzen Geistlichkeit in vollem Ornat und dem ganzen Stadtadel durch das deutsche Thor bis zum großen Münster das Geleit. Er stieg im Palast des Bischofs ab und erhielt 30 Ochsen, 30 Faß Wein, 300 Hammel, 800 Viertel Haber und ein goldenes Gefäß (Schener, Koppe), 300 Gulden werth, worin 1700 Gulden Metzer Gepräges lagen, zum Geschenk. Der Erzherzog Maximilian erhielt die Hälfte on Werth und Jeder der Erzbischöfe, Bischöfe und weltlichen Fürsten in der Begleitung des Kaisers wurde reichlich bedacht. Der Kaiser blieb über 9 Tage in Metz und empfing die Gesandten des Herzogs Karl von Burgund. Der Herzog wünschte, die Zusammenkunft mit dem Kaiser in Metz halten zu können, hoffte vielleicht auch, sich bei dieser Gelegenheit in den Besitz der Reichsstadt selbst zu setzen, die Stadt schlug aber seine Forderung, daß ihm ein Thor der Stadt zum Einzug und Auszug mit seinen Bewaffneten geöffnet bleibe, in der Weise ab, daß sie ihm nur den Zutritt mit 600 Mann gestatten wollte. Hierüber aufgebracht, deutete Herzog Karl auf sein zahlreiches Heer und lud den Kaiser nach Trier. Dieser reiste am 27. September dahin ab und verließ Metz durch das Todtenthor. Den Zorn des Herzogs aber suchte die Stadt durch eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken, welche sie nach Luxemburg schickte, zu versöhnen. Neun und siebenzig Jahre später, am 10. April 1552, setzte sich König Heinrich II. von Frankreich durch die Hinterlist des Connetable v. Montmorenci in den Besitz der deutschen Reichsstadt Metz. Unter dem Vorwande des Durchzugs mit wenigen Fähnlein quartierte sich dieser mit dem ganzen Heer in der Stadt ein und ließ unter Vorschützung von Krankheit die Häupter der Stadt zu sich berufen und dann tödten. Dreihundert und achtzehn Jahre hat sich die alte deutsche Reichsstadt im Besitz Frankreichs befunden und als Hauptbollwerk gegen Deutschland gedient, bis sie am 27. Oktober 1870 von den deutschen Heeren wieder zurückerobert ist.

---

*Der einz'ge Trost.

Ich möcht' wohl auch ein Lied ersinnen, —
Ein Lied in stolzem Siegesschritt, —
Doch seh' ich zu viel Thränen rinnen
Und meine Leier weinet mit.

O! weinet nur, ihr stillen Saiten
Der Seele, weine nur mein Lied!
Und klinge wie ein Abendläuten
Durch jedes trauernde Gemüth!

Und siehst du eine Mutter weinen,
Die in dem Schooß das stille Haupt
Des lieben Sohnes birgt, — des einen, —
Den ihr der finstre Tod geraubt,

So ziehe wie ein himmlisch Wehen
Durch ihr zerrissenes Gemüth!
Als spräche der von Wiedersehen,
Der schon auf sie herunterfleht.

Und trifft du Wittwen an und Waisen,
Verbleichter Wang', verweinten Blick's,
Und siehst du Thränenströme fleußen
Still über Trümmer Menschenglück's,

So weise wieder noch den Sternen,
Denn welket hier des Glückes Kelm,
So bleibt uns nur, in jenen Fernen
Zu bauen auf ein schön'res Heim.

Doch ehre auch die Lorbeerkränze,
Die unsre Helden frisch umblüh'n.
Die Saat war Frieden und im Lenze
Mög' so ein Kranz die Welt umzieh'n!

Siegfried Bäumler.

Räthsel.

Setzt du die zweite auf die erste,
So dient die erste als zweite dir;
Hast du die zweite aber verlaren,
So gibt man dir das Ganze dafür.

Auflösung des Räthsels in Nr. 44:
„Feder."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 46. Sonntag den 13. November. 1870.

Noch vollem Glück vergebens Strebst Du im Erdenthale; Schmerz ist der Kern des Lebens Und Lust nur seine Schale. von Bodenstedt.

*Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes
von Edmund Hohn.

(Fortsetzung.)

Doktor Wallenberger war schon längst wieder bei seinen Freunden, ein frischer Schoppen Klingenberger stand vor ihm, und die Fragen nach dem Fremden waren von dem Arzte ausführlich beantwortet worden. Dann versank derselbe wieder in Schweigen.

„Du bist uns noch schuldig, von Deinem ehemaligen Commilitonen Bachmüller zu erzählen," mahnte der Dichter; „ich lasse Dich nicht eher fort, bis Du Dein Wort erfüllt hast."

„Es soll geschehen; ohnehin kann ich jenen Bachmüller und diesen Duresnelle nicht aus den Gedanken bringen, obgleich es mir selbst als Unsinn erscheint, sie für identisch zu halten. Nun also, lieben Freunde, ich schlenderte in Wien über den Graben, da sah ich eine auffallend schöne Dame, welche, ihrem gewählten Anzuge nach, entweder eine Dame aus der Aristokratie, oder von einem der ersten Theater war, in den Trattner Hof schlüpfen. Ich, damals sehr geneigt, mir um eines schönen Gesichtes willen Wege zu machen, ging ebenfalls in dieses Gebäude, da stand meine reizende Dame und sprach mit keinem Andern, als mit meinem alten Bekannten Ferdinand Bachmüller. Sie redeten Französisch; da ich doch nicht bei ihnen stehen bleiben konnte, vernahm ich nur die Worte: „Diesen Abend, und Leopoldstadt", genug für mich, um anzunehmen, daß sich das Paar im Leopoldstädter Theater treffen wolle. Ich kannte noch keinen Menschen in Wien, wußte nicht, was ich mit dem Abend anfangen sollte, also ging ich in das Leopoldstädter Theater und sah mir zum ersten Male den Verschwender an, worin Raimund, wenige Monate vor seinem unglückseligen Ende, den Valentin darstellte. Die ganze Vorstellung war vollkommen — ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir in einigen Scenen die Thränen in die Augen kamen, und bekenne, daß ich das Publikum höher achte, welches sich den Verschwender mit Vergnügen und Rührung ansieht, als dasjenige, welches über Nestroy'sche Unanständigkeiten lacht und sich schämt, zu gestehen, daß es von Raimund'schen Dichtungen bewegt werden könne. In einer kleinen, etwas dunklen Loge sah ich Bachmüller mit der Dame. Das Leopoldstädter Schauspielhaus war damals weder hell noch elegant und man konnte sich dort ungestört und ziemlich unbemerkt zusammenfinden. Später erfuhr ich, daß diese Dame die Gemahlin eines steinalten, widerwärtigen österreichischen Cavaliers sei, der große Güter unweit Lemberg besitze. Das junge Geschöpf war ihm mit sechzehn Jahren angetraut worden und mußte dem Greisgram in seinem alten Schlosse Gesellschaft leisten. Ich hörte auch, daß ein interessanter österreichischer Offizier, der unweit ihres Schlosses, in Lemberg, sich in Garnison befand, sie einmal im Walde, als sie mit ihrer alten Duenna promenirte, entdeckt und einen Roman mit ihr gespielt habe. Der Officier wurde untreu; er vermählte sich mit einer enorm reichen Bankierstochter, und die schöne Gräfin wurde das, was die Italiener liebeskrank nennen. Ihr alter Mann, sei es nun, daß er wirklich besorgt um sie war, oder an ihrer trübseligen Gesellschaft wenig Gefallen fand, schickte sie wohlbewacht nach Wien zu seiner Schwester, von welcher er glaubte, daß sie wie ein Drache seinen Schatz hüten würde, aber die junge Dame war doch, nachdem sie wieder genesen, schlauer als die alte."

„Sie wandte wahrscheinlich das erprobte Heilmittel an, die Schmerzen der ersten Wunde, welche ihr die Liebe versagte, durch eine neue, glücklichere Liebe zu verbannen," lachte der Maler.

„Freilich, und Du, mein lieber Poet, zeigst wenig Kenntniß des menschlichen Herzens, indem Du Deine Frauen fast immer treu bis zum Tode sein oder an gebrochenem Herzen sterben läßt. Wir Männer sind in der Liebe mindestens eben so beständig wie die Frauen, und nur wenige lieben nur einmal," sagte der Doktor. „Genug, die schöne Gräfin und Bachmüller sahen sich oft, bald da, bald dort, versteht sich hinter dem Rücken der alten Schwägerin. Ich traf meinen alten Bekannten im Colleg und auf der Anatomie, er schien sehr entzückt, mich zu sehen, wir hatten dasselbe Speisehaus, und obgleich mein Herz nicht immer für ihn sprach, so fühlte sich doch mein Geist stets von ihm angezogen. Bachmüller war ein hochbegabter Mensch, aber ich hatte schon in Würzburg einige Male bemerkt, daß er der vollendetste Egoist war, und ich habe Widerwillen gegen solche eingefleischte Egoisten. Deshalb erlaubte ich mir auch keine Bemerkung über sein Verhältniß zu der Gräfin; wäre er mein Freund gewesen, so würde ich ihm vorgestellt haben, daß derartige Verhältnisse in der Regel einen traurigen Ausgang haben, und nicht immer ist es die Frau, welche am wenigsten leidet. Eines Tages jedoch erlaubte ich mir eine Warnung: ich hatte nämlich in einer größeren Gesellschaft in einem Bankierhause von dem Verhältnisse der Gräfin mit einem norddeutschen Studenten, einem Baron von Bach, sprechen hören, womit kein Anderer als mein Bekannter gemeint sein konnte. Hatte er selbst sich für Baron Bach ausgegeben, oder war er durch die Gräfin zu diesem Titel gekommen, das weiß ich nicht. Gewiß jedoch war, daß er bei der alten Gräfin Wenfierska durch den Professor R., welchen die Damen zum Arzt hatten, als Baron Bach vorgestellt worden war, Bachmüller es gelungen, den grundgelehrten Professor total für sich einzunehmen. Auch hörte ich sagen, Ferdinand sei ein Herr von Bach, habe von einem Pathen Geld geerbt und müsse sich wegen dessen im Testamente ausgesprochenen Wunsche

auch Müller nennen, wodurch der Name Bachmüller entſtanden ſei. Ich muß geſtehen, daß ich mich damals um dieſes Gerede wenig gekümmert habe. In einer kleinen Stadt wie Jena, Roſtock, Tübingen würden die Studenten unter ſich der Wahrheit auf die Spur gekommen ſein, — in Wien, Berlin, Prag, wo ſich der einzelne Student unter der Einwohnerſchaft verliert, — und zumal in Wien, wo zu meiner Zeit die Corps verboten waren, — nahm man von Bachmüllers Erzählungen keine Notiz; jedenfalls war er ſchlau genug, wenn er ſelbſt Gerüchte über ſich verbreitet hatte, dies auf die feinſte und klügſte Weiſe gethan zu haben. Endlich war ich wirklich ein fleißiger Student, der ſich mehr um lehrreiche Bücher, als um Stadtgeſchwätz kümmerte, und allerendlichſt trug ich ſchon damals das liebenswürdige Mädchen, welches ſpätere meine Frau wurde, innigſt im Herzen.

Zwei Jahre waren mir in Wien entſchwunden, die ſchöne Gräfin hatte nach dem erſten, glücklich verlebten Winter in der Kaiſerſtadt wieder nach Gallizien zu dem alten Gatten reiſen müſſen; aber zur Herbſtzeit, in welcher die Virtuoſen einziehen und der Adel von ſeinen Gütern nach Wien kommt, erſchien auch wieder die reizende Dame, um ſich einer Nacheur zu unterziehen.

Ihr Gemahl und ihre Hüterin hatten allen Grund, zufrieden mit ihr zu ſein; ſie beſuchte keine Bälle, ſelten das Theater und brauchte wenig Geld. Sie ſchien Bachmüllee wahrhaft zu lieben, denn ſonſt würde ſie nicht in ſolcher Beſchränktheit glücklich geweſen ſein. Bachmüller war bereits Doktor geworden und begleitete den Profeſſor R. oft als Aſſiſtenzarzt zu den Damen, wo ſich das Paar heimlich zuſammenfand. Wie die Gräfin es anſtellte, weiß ich nicht, aber das iſt ſichee, die Liebenden ſahen ſich heimlich.

Eines Abends, als ich krank zu Bett lag, trat Bachmüller bei mir ein.

„Ich vermißte Dich heute beim Speiſen“, ſagte er, „wollte doch nach Dir ſehen! Hoffentlich nichts Typhöſes, Freund? Wohl nur leichte Grippe.“

„So glaube ich, und Dein Beſuch iſt ein Glück für mich, denn ich könnte doch Einiges bedürfen.“

„Verſteht ſich. Ich werde Die Thee machen, bei Dir bleiben, habe Zeit für Dich, ſo viel Du willſt.“

Bachmüllee benahm ſich während meiner Krankheit, die drei Wochen dauerte, ſo liebenswürdig, daß ich es meiner Ueberzeugung nach für Pflicht hielt, mit ihm über ſein Verhältniß zu der Gräfin zu ſprechen. „Was wird das Ende ſein?“ fragte ich. „Liebt Dich dieſe Frau wahrhaft, und ich bin geneigt, das zu glauben, ſo wird ſie durch die Trennung von Dir, welche endlich doch erfolgen muß, ſehr leiden. Ich will nicht Steine auf ſie werfen, denn es iſt widernatürlich, wenn ein junges ſchönes Mädchen mit einem mürriſchen Manne vermählt wird, der ſo alt wie ihe Vater iſt, aber bei alledem nehmen alle Verbindungen, die nicht zum Altar führen können, einen Ausgang, der mindeſtens für einen Theil traurig iſt.“

„Du ſprichſt als Freund, Wallberger,“ entgegnete Bachmüllee, „deshalb vertraue ich Dir, daß ich die Geäfin aufrichtig liebe. Ich bleibe ihr treu, ihr Gemahl iſt ein Sechziger, kränklich; ſobald ſie feei iſt, biete ich ihr voe der Welt mrine Hand.“ „Lieber Freund, ich verlange nicht, daß Du für das Leben des alten Grafen beteſt, aber — warte nicht auf ſeinen Tod. Er kann länger auf Erden wandeln, als wir jungen Menſchen; es iſt nicht recht, auf den Tod eines Anderen ſeine Hoffnung zu bauen; thue das nicht!“ „Moraliſt!“ ſprach er und verſuchte zu lächeln. Ich fuhr fort: „Beſitzt die Gräfin Vermögen? Wird ſie ihren Gemahl beerben?“ „Die Güter fallen nach des Grafen Tode an deſſen Neffen, falls Melanie kinderlos bleibt; ſie bekommt dann nicht viel für ihren Stand, aber ich bin ein Mann, welcher ſchon ſeinen Weg machen wird.“ Er ſagte das in einem Tone, daß ich nicht Luſt hatte, noch eine Bemerkung zu machen; es iſt wider meine Grundſätze, Rath ertheilen zu wollen, wo man meine Worte nicht gern hört.

(Fortſetzung folgt.)

*Den deutſchen Truppen.

Mit ſchwerem Herzen zog't Ihr hinaus,
Für Weib und Kinder zu ſchützen das Haus;
Was Unerem Fleiße der Himmel verlieh,
Was unter ſeinen Augen gedieh,
Das kränkte den Neid, — in der Brüder Reih'n
Stand leidee Frankreich als Feinder Knin.
Doch droben im Himmel ein Vater wacht,
Vor ſeinem Auge reſſitiert die Nacht,
Sein Herz iſt der Liebe ewigee Born,
Sein Arm iſt die Güte, ſein Arm iſt der Zorn,
Und der hat's geſehen, — Ihe zog't nur hinaus,
Mit ſchwerem Herzen zu ſchützen das Haus;
Er aber hat eure Gebete erhört, —
Da fuhr es wie Feuer durch Arm und durch Schwert,
Da übertönte die Donner dumpf
Der Donner vom Geisberg: Triumph! Triumph!

Und über die blutigen Ströme hinweg
Sich thürmte die Brudereiche zum Steg,
Und über dem Jüngling, dem Frühlingstag,
Der bleichende Abend des Lebens lag,
Der graue, der ſilberlockige Greis,
Die maoſige Eiche auf blühendem Reis,
Wohl Mancher dem fallenden Bruder noch winkt,
Da ſelber getroffen er niederſinkt,
Und Gott emplohlen im letzten Laut
Der Eine die Gattin, der Andre die Braut,
Der Nichts beſaß außer ſein deutſches Land,
Der ihrte es ſterbend in Gottes Hand,
Und legte es gut, und der Vater erhört
Den Braven, das war uns ein Zeichen bei Wörth:
Dort überlönte die Donner dumpf
Von Neuem der Drunner: Triumph! Triumph!

Das war ein glühender Sommertag!
Geſchnitten die Ernte des Todes lag,
Die Blüthe gebrochen von Sturmeswucht
Vom Völkerbaume — verheißend Frucht, —
In glühenden Herzen das kalte Blei,
Geſchlagen der Liebe Gefäße entzwei,
Ein wellender Untergang, ein brechender Blick,
Im Sande verrinnendes Menſchenglück;
Doch drüber hin ſchwebte in Zoenesgluth
Jehova's Engel, zu ſammeln die Fluth,
Und jeder Tropfen ward zum Gericht
Dem Spieler um Menſchen für irdiſches Licht,
Und bei der brennenden Städte Schein
Fuhr es berniever und beach es heerin
Und übertönte die Drnner dumpf
Bei Gravelmt, Sedan: Triumph! Triumph!

Und weiter wiegte das Völkergericht
Durch Menſchenarme, geführet vom Licht,
Und aus dee Kanone ehernem Mund
Erdröhnte das Urtheil; auf Sternengrund
Schrieb's flammend die glühende Bombe hin:
Die Wahrheit muß ſiegen, die Lüge muß ſtieh'n!
Wenn nber der richtende Donner ſchwieg,
Dann war es vollzogen, das Urtheil im Sieg.
Sn ſtürmte weiter der Siegeslauf,
Die Gott anführet, die hält man nicht auf,
Mit ſolchem Feldherrn erkämpft man die Welt,
Dn ſank ein Straßburg, da ſtürzte gefällt
Der trotzigen Städte gewappneir Zahl,
Dn ſtieg ein Feldheer zum Feinde in's Thal
Und legt' mit dem Schwertr beim Donner dumpf
Ein Dieh Euch zu Füßen, Triumph! Triumph!

D'rum hülte nur aus, Du tapfere Schaar,
Laſſ' flattern die Fahne, laſſ' fliegen den Aar,
Du ſtreiteſt jn nicht nilein um den Preis
Des Loebeers, nein, mehe um das grünende Reis
Des Friedens, damit es am heimiſchen Herd
Sich möge ranken nm's blutige Schwert,
Und endlich, was deutſchem Fleiße erblüht,
Was Wiſſenſchaft, Knuſt und deutſches Gemüth
An Blumen ſpendet zum ewigen Kranz
Der Bildungen, ſtrahle im Sonnenglanz.
Jn darum kämpfſt Du, d'rum fechte mir uns
Im neidiſchen Welſchland den heiligen Strauß
Und kehrſt Dn zur Heimath, o reiche erſt hin
Dem Feind Deine Rechte, es ſey ihm verzieh'n!
Die Menſchheit aber ſage faetan
Von Deutſchland: ein Volk und ein Herz und ein Mann.

Siegfried Bänniger.

Die deutschen Genossenschaften und der Krieg.

Mehr als eine Million deutscher Männer steht noch unter den Waffen; daheim ruht der Hammer neben dem Amboß, das Schiffchen fliegt nicht mehr über den Webstuhl, die Spindel dreht sich nicht, das Kleingewerbe ist verwaist. Die sonst rüstig schufen, arbeiteten, ersparten, sie lagern vor den Mauern von Metz, vor den Forts von Paris und leiden alles Ungemach, welches die Kriegsfurie mit sich bringt. Daß eine so lange dauernde Stockung aller wirthschaftlichen Thätigkeit auch einen traurigen Rückschlag für diejenigen Institutionen zur Folge haben wird, die unter dem Namen der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften allbekannt sind, ist selbstverständlich. Nicht nur wissen wir, daß schon Hunderte von Mitgliedern dieser vortrefflichen Vereine auf den französischen Schlachtfeldern ihren Tod fanden, daß andere Tausende ihre Arbeitskraft durch schwere Wunden einbüßten, daß eine noch größere Zahl derselben bis zur Stunde ihrem Lebensberufe entrückt ist, sondern auch die Kapitalsbildung ist durch die Folgen des Krieges auf lange Zeit vereitelt; die Creditverhältnisse sind auf allen deutschen Plätzen selbst für das große Bank- und Börsengeschäft, um so mehr für den kleinen Gewerbsmann sehr erschwert. Wir haben also in diesem Jahre nur wenig von der Entwicklung der erwähnten Anstalten zu erwarten. Schulze-Delitzsch, der Gründer derselben, hat in seinem mitten im Kriegslärm kürzlich veröffentlichten 1889er Jahresberichte schon constatirt, daß die Genossenschaften theils empfindlich betroffen, theils bedroht sind, und dies gilt besonders von den jungen Vereinen, welche in der Nähe der feindlichen Grenzen, vor Allem in den preußischen Rheinlanden gerade in der letzten Zeit so zahlreich emporkeimten. So bedauerlich dieser Blick in die Zukunft, so erfreulich ist die Uebersicht der von den Genossenschaften im Jahre 1869 erzielten Resultate. Freilich wird man auch bei deren Betrachtung an die traurigsten Gegensätze dieser ökonomischen Ameisenthätigkeit gegenüber den barbarischen Kapitalszerstörungen der letzten Monate gemahnt. Hier haben wir beispielsweise die Vorschußvereine, bei denen es zehnjährigen Sparens bedurfte, damit eine Zahl von mehr als 300,000 Mitgliedern mühselig den Fonds von circa 13¹/₄ Millionen Thaler, d. i. 50 Millionen Francs zu kapitalisiren vermochte; dort wird während zehn Wochen in Straßburg allein ein Kapitalswerth von angeblich 180 Millionen Francs vernichtet! Doch lassen wir diese leider nutzlosen Reflexionen, um uns des schon Geleisteten zu erfreuen.

Während des verflossenen Jahres war die Verbreitung der Vereine, die Vermehrung ihrer Zahl eine sehr erhebliche; namentlich Oesterreich, dessen Vereine Schulze-Delitzsch zu den deutschen rechnet, dann das östliche Bayern und die preußischen Rheinlande treten thätig hervor, um früher Versäumtes mit raschen Schritten nachzuholen. Die Zahl der im Jahre 1868 nachgewiesenen Vereine, d. i. solcher, welche der Anwaltschaft Berichte vorlegen, betrug 2349, und man schätzte die Gesammtheit auf mindestens 2600. Im Jahre 1869 sind dagegen 2644 Vereine speziell angeführt (darunter 1750 Vorschuß- und Creditvereine, 267 Genossenschaften in einzelnen Gewerben und 627 Consumvereine). Die Gesammtzahl der gegenwärtig existirenden aber nimmt Schulze-Delitzsch mit 3000 an. Gleich der nummerischen Zunahme stieg der Verkehr dieser Anstalten nach dem Umfange und der inneren Kräftigung. Die eingelangten und controlirten Rechnungsabschlüsse bieten sichere Anhaltspunkte dafür, daß die Gesammtsumme der von sämmtlichen Vereinen im Jahre 1869 gemachten Geschäfte auf mindestens 300 Millionen Thaler (darunter über 290 Millionen gewährte Baarcredite), der Kassenumsatz auf das Dreifache, die angesammelten eigenen Kapitalien auf 22 bis 23 Millionen Thaler, die denselben als verzinstliche Depositen anvertrauten fremden Gelder auf 55 bis 58 Millionen Thaler angeschlagen werden dürfen. Die Mitgliederzahl der Genossenschaften aller Art übersteigt jedenfalls eine Million. Wenn wir auf die einzelnen Kategorien und deren Wirken noch einen Blick werfen, so stehen in erster Linie die Vorschuß- und Creditvereine, sogenannte Volks- oder Gewerbebanken u. dgl. Von 735 derselben liegen der Anwaltschaft genaue Ausweise vor; von den übrigen ungefähr 1000 Vereinen dieser Art sind dagegen nur unvollkommene Daten bekannt. Die ersteren nun zählten im abgelaufenen Jahre 304,672 Mitglieder, welchen 181'602,109 Thaler an Vorschüssen und Prolongationen gewährt wurden; dieselben besitzen an Geschäftsantheilen der Mitglieder 12'078,484 Thaler, an Reservefonds 1'175,138 Thaler, also ein eigenes Vermögen von 13'253,602 Thaler. Da diese Vereine ein Kapital von 42'702,383 Thaler auf Credit entlehnten, so beträgt deren eigenes Vermögen 31 Percent des fremden Kapitals; ein glänzendes Zeichen für ihre hohe Creditfähigkeit. Die nächst wichtigen Institutionen, Consumvereine, sind der Anwaltschaft in der Zahl von 727 bekannt; von diesen hat aber nur der sechste Theil Rechnungsabschlüsse vorgelegt, welche immerhin 42,286 Mitglieder mit einem Geldumsatz von 2'375,417 Thalern ausweisen. Es ist sehr erfreulich, daß von der oben angegebenen Zahl mehr als ein Drittheil, nämlich 278 auf die im Reichsrath vertretenen Länder Oesterreichs entfallen. Die Rohstoff-Genossenschaften selbstständiger Gewerbetreibender, meist Handwerksmeister, die Vereine zur Anschaffung von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen, die Magazins-Genossenschaften und endlich die Productiv-Associationen nehmen ebenfalls ihren regelmäßigen Aufschwung; unter den letzteren, welche man mit Recht als den Gipfel des ganzen Systems bezeichnen kann, stehen Weber, Schneider, Schuhmacher und Tischler stets voran. Insbesondere wird aber in diesem Berichte die Aufmerksamkeit auf die Erfolge einer in Königsberg vortrefflich funktionirenden Maurer-Erwerbs-Genossenschaft gelenkt, welche für die Bauhandwerker von hohem Interesse sein dürfte.

— **Europa's Nationalschulden** rühren, wie Mr. Dudley Baxter in einem vor der British Association in Liverpool gehaltenen Vortrage dargelegt hat, fast ausschließlich von Kriegen her. Keine Ziffern zeigen dies deutlicher, als die, welche Großbritanniens Nationalschuld darstellen. Zum Beweise dessen führte Mr. Baxter Folgendes an: Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg fand uns mit einer Schuld von 127,000,000 L. und hinterließ uns nach Ablauf von zehn Jahren Verpflichtungen zum Belaufe von 243,000,000 L. Der französische Krieg vermehrte dieselben um 621,000,000 L. und der Krimkrieg in nur zwei Jahren um nicht weniger als 39,000,000 L., welche Summe jedoch nur einen Theil der Kosten unseres Conflicts mit Rußland repräsentirt. Unsere ganze Schuld beläuft sich momentan auf 749,000,000 L., woraus man ersehen kann, daß wir bis jetzt kaum unseren Krieg mit America bezahlt haben. Die Vergrößerung durch die französischen und russischen Kriege zum Belaufe von 660,000,000 L. beträgt nur 89,000,000 L. weniger als unsere ganze jetzige Nationalschuld. Jenseits des Canals haben ähnliche Ursachen ähnliche Resultate gehabt. Das zweite Kaiserthum fand Frankreich mit einer Nationalschuld, welche die Republik auf 245,000,000 L. reducirt hatte; es hinterläßt demselben eine Schuld von 518,000,000 L. Das heißt sehr anständig wirthschaften in achtzehn Jahren, jedoch läßt sich dies leicht erklären. Cherbourg kostet nicht wenig, und die verschiedenen Kriege in der Krim, in Italien, China, Cochinchina, Mexico, der jetzige deutsche gehören zu den kostspieligsten „Divertissements" des Kaiserthums. Dies ist aber noch nichts im Vergleich mit dem, was in den Vereinigten Staaten Statt fand, wo ein vierjähriger Bürgerkrieg die öffentliche Schuld von 18,000,000 L. auf 551,000,000 L. brachte, also auf mehr als das Dreißigfache der ursprünglichen Schuld. Man kann sich eine Belehrung verschaffen, indem man die Schulden der verschiedenen europäischen Nationen mit einander vergleicht. Innerhalb der letzten 55 Jahre hat England seine Schuld um 112,000,000 L. reducirt. Holland und Belgien zeigen uns eine Reduction von 3,000,000 L. Deutschland hat einen Zuwachs von 50,000,000 L., Frankreich einen solchen von 418,000,000 L., während der Zuwachs der Schulden Frankreichs, Oestreichs, Rußlands, Spaniens und Italiens zusammen sich ungefähr auf 1,201,000,000 L. beläuft. Eine Nationalschuld ist eine Verschreibung auf zukünftige Einnahmen der Nation. Die Summe der Steuern, die erforderlich sind, diese Schulden über Wasser zu halten, ist eine sehr drückende für die Industrie und hindert eine Nation sehr in

ihrer commerciellen Concurrenz mit der anderen. Die englische Nationalschuldensteuer beträgt gegenwärtig 17 Shill. 5 Pence per Kopf; Belgien zahlt nur 8½ Pence per Kopf und die Vereinigten Staaten, welche ihre Schuld um 15,000,000 L. per Jahr (im Vergleich mit nur 2,000,000 L. bei uns) vermindern, besteuern ihre Bürger nur mit 12 Shill. 6 Pence per Kopf oder ungefähr um ein Drittel weniger als England. Englands Nationalschuld ist die größte in der Welt, und doch steht England besser da, als Frankreich, Oesterreich, Rußland, Spanien und Italien, welche im Contrahiren neuer Schulden um circa 11,000,000 L. per Jahr fortschreiten. America kann mit Recht darauf stolz seyn, daß es, wenn es so fortfährt, mit Beginn des nächsten Jahrhunderts 500,000,000 L. abgetragen haben wird. Es drängt sich uns unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, daß wir uns unsere Nationalschuld ernsthaft betrachten müssen; wie sie abzutragen, ist schwer zu ersehen.

Aktr. Wottmann schreibt der Berliner Nat.-Z. aus Straßburg: „Der Wunsch, zu erfahren, ob von Kunstschätzen der Sammlungen und der Bibliothek denn gar nichts gerettet sey, trieb mich in den letzten Tagen nach Straßburg. Auch die sehr schöne Gemäldesammlung, die dem größeren Publikum der Reisenden leider fast ganz unbekannt geblieben, ist vollständig verbrannt. Noch immer hatte ich nicht daran glauben wollen; ich hatte sie noch in den drei prachtvollen Sälen des Erdgeschosses im Stadthause gesehen und wußte nicht, daß auch sie seitdem in das neu eingerichtete Sammlungsgebäude am Kleberplatze verlegt worden war. In ihrem früheren Lokal wäre sie verschont geblieben; denn hier hatte man mehrere Brände mit Umsicht und Entschiedenheit getöscht. Das Hauptwerk der kleinen Gallerie war eine Verlobung der h. Katharina mit dem Christuskinde von Memling. Hätte man nicht wenigstens eine Perle wie diese bei Zeiten in Sicherheit bringen können? Auch ein Frauenbildniß von Miereveld, eine Madonna von Pietra Perugino, mehrere große Kirchenbilder von Philipp de Champagne waren hoher Beachtung werth. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man in Straßburg zahlreiche Dekorationen gerettet neben dem ausgebrannten Theater liegen sieht, während alle Gemälde verbrannt sind. Nur eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Verwaltung konnte es dahin kommen lassen. Sie, und nicht die Belagerer, trifft der Vorwurf, und es gehörte sich, daß die Beamten, die zu rechter Zeit ihre Pflicht versäumt, noch nachträglich von den jetzigen Behörden zur Verantwortung gezogen würden, wäre es auch nur, um die öffentliche Meinung über den Sachverhalt aufzuklären. Bei Ausbruch des Krieges wurden in Karlsruhe die werthvollsten Gemälde und Kupferstiche der großherzoglichen Sammlungen in Sicherheit gebracht. Das Gleiche geschah in Bayern; in Augsburg wurde der größte Theil der Gallerie, in München zunächst manches besonders Werthvolle geborgen. Nur der Leichtsinn französischer Beamten richtete sich nicht auf solche Fälle ein. Die Straßburger freilich sind anderer Ansicht: „Es war Alles Verrath," rief der Kastellan des Stadthauses aus, als ich fragte, warum keine Bergung versucht worden sey. Das badische Ministerium sandte bald nach der Uebergabe Straßburgs den Karlsruher Hofbibliothekar Holder dorthin, der den Schutt der Bibliothek durchsuchen sollte. Es fanden sich nur noch verkohlte Blätter. Einer der Straßburger Bibliothekare, Piton, erzählte, während die Thränen ihm in den Augen standen, daß er bei Beginn der Belagerung den Antrag gestellt, wenigstens die werthvollsten Handschriften und seltenen Drucke in feuerfeste Räume zu bringen. Der Vorgesetzte antwortete ihm: „lassen Sie mich mit den verfluchten Handschriften in Ruh'; ich habe andere Dinge im Kopfe." Daß im Gegensatze hiezu das Münster ziemlich geschont und erhalten dasteht, hat das deutsche Publikum schon durch verschiedene Berichte erfahren. Die jetzigen Beschädigungen des Baues reichen weit nicht an die Verwüstungen heran, welche er während der französischen Revolution erfuhr, als eine so große Anzahl der Reliefs und Statuen an den Portalen zertrümmert wurde.

Ein Fähndrichsstreich bei Metz.

Am 24. Oktober zogen wir auf Vorposten. Mir kam der Gedanke, einmal in eine französische Feldwacht zu blicken. Ich fragte unsern Compagniechef, ob ich in's Vorterrain gehen dürfte, und erlangte die Erlaubniß. Ich ging also tuftig die Anhöhe hinab, kletterte über verschiedene Verhaue und gelangte auf den Eisenbahndamm, der an dieser Stelle die Grenze zwischen unserer und der feindlichen Stellung bildet. Von da kam ich zu der äußersten Feldwache des 84. Regiments, Lessy gegenüber. Dort meldete ich mich beim Offizier, der die Feldwache kommandirte. Er fragte mich, wo ich hinwollte. „Nach Lessy." „Nach Lessy?" sagte er und fing an zu lachen. „Das Dorf ist ja voll Franzosen. Sehen Sie denn nicht den Verhau dort? dahinter liegen sie schon." „Nun, ich werde es riskiren, und wenn Sie es erlauben, statte ich Ihnen nachher Rapport ab." „Nun, wie Sie wollen; ich werde beobachten, wie weit Sie heran kommen. Ich kletterte alsbald über unseren letzten Verhau hinweg und stand nun auf der freien Chaussee, welche in gerader Richtung nach Lessy führt. Bald konnte ich die Schießscharten in der Barrikade sehen, welche zwischen den Eingängen nach Lessy errichtet ist. Ich ging rasch vor und im nächsten Augenblicke schon stand ich auf der Barrikade und rief: „Bon jour, Messieurs!" Nun wünschte ich nur, Du hättest die Gesichter gesehen; halb lachten sie, halb waren sie erstaunt und keiner sprach ein Wort. „Wie geht es Ihnen hier, meine Herren?" „O!" antwortete ein Elsässer, sehr gut, aber haben Sie eine Cigarre? „Ja, aber ich habe deren nur drei." Ich vertheilte die drei Stück und fragte, ob nicht einer da wäre, der deutsch spräche. Da meldete sich denn der Elsässer. Sein Nachbar stieß ihn an und sagte: „Frag' ihn doch, ob die Preußen noch Gefangene annehmen?" „Nein," antwortete ich, „was sollen wir mit Euch machen? „Na, wir nehmen auch keine," sagte er mit ganz ernstem Gesicht; dann fügte er noch hinzu: „Naus schießen nicht, wenn Ihr nicht schießen." Plötzlich zerstob der Haufen, der sich um mich gesammelt hatte, mit dem Ruf: Voilà le Capitain! Aus der halbzerfallenen Thür eines einigermaßen bewohnbaren Hauses trat ein Mann in eleganter Uniform von ungefähr vierzig Jahren. Ich grüßte als Offizier und auch er nahm die Mütze so tief ab, wie man seinesgleichen zu grüßen pflegt. Seine Stimmung war aus seinen Zügen nicht zu errathen. Er fragte mich zuerst, was ich hier wolle, und ich entgegnete ihm: „Ich denke, daß der jetzige Stand der beiderseitigen Verhältnisse es wohl gestattet, einen Besuch sich zu erlauben." „Sa, mein Herr," antwortete er, „wir sind Feinde, so lange wir den Soldatenrock tragen; wenn wir ihn später ausziehen, kann es seyn, daß wir vielleicht Freunde werden." „Und Sie, mein Capitän," entgegnete ich, „werden wissen, daß die Preußen die Feindseligkeiten der Franzosen zu beantworten verstanden." „Im Uebrigen," sagte er, müssen Sie wissen, daß von heute ab die Feindseligkeiten wieder begonnen haben." Ich entgegnete, daß ich überhaupt keine Ahnung hätte, daß ein Waffenstillstand existirt hätte, jedoch erfuhr ich nachträglich von dem Vorposten-Kommandeur, daß während der vergangenen drei Tage die Franzosen keinen Schuß gethan hätten. Ich unterhielt mich noch ein paar Augenblicke mit dem Capitän über die Gefechte vom 18. und 1. September, empfahl mich dann und trat meinen Rückweg an.

Räthsel.

Pflegst Du in Nummer Eins der Ruh',
Spricht Zwei und Drei Dir oftmals zu
Und wagt's, Dich in dem Schlaf zu stören.
Es ist ein lust'ges Tänzercorps, —
Auf, fasse Muth, es zu beschwören!
Es flieht vor einem leichten Rohr,
Trägt's Waffen gleich vom Elephanten.
Das Ganze sind gar liebe Musikanten,
Gern leiht man ihrem Sang das Ohr.

Auflösung des Räthsels in Nr. 45: „Stelzfuß."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 47. Sonntag den 20. November. 1870.

Nur die erworbene Ruh' des Gemüths, sie — Tochter der Weisheit —
Wagt mit dem wilden Gefühl muthig zu kämpfen, und siegt. von Brinkmann.

*Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes
von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Ich war wieder genesen und sah Bachmüller seitdem weniger. Eines Tages, zu der Zeit, wo er mich zu Hause wußte, trat er rasch bei mir ein. Er sah ruhig, aber etwas blässer als gewöhnlich aus. „Willst Du mir einen Freundschaftsdienst leisten?" „Gern, wenn ich es vermag," antwortete ich. „So secundire mich, ich habe ein Pistolenduell morgen Früh um sechs Uhr im Prater." „Ich würde mich wenig wundern, wenn Du mir sagtest, daß Dein Gegner Graf Stanislaus Bichovski wäre." „Er ist es!" „Wegen der Gräfin?" „Lies dies Billet."

Der Neffe des alten Grafen mußte von dem Verhältniß seiner jungen Tante gehört haben, und da er diese nicht compromittiren wollte, suchte er auf andere Weise Streit mit Bachmüller, den er offenbar für einen Baron von Bach hielt; denn im Adelsstolze leistete der junge Graf etwas, das war bekannt. Bachmüller besprach das Nöthige mit mir. Auf meine Bemerkung, ob er, falls er verwundet würde, Aufträge für die Gräfin habe, sagte er: „Ich danke Dir; ich will Dich nicht tiefer in die Geschichte verwickeln, als nöthig. Graf Bichovski und ich werden a tempo feuern. Ich weiß nicht, ob er ein guter Schütze ist; aber ich schieße ihn nieder, vielleicht also fallen wir Beide. Ließe ich ihn am Leben, würde er die arme Melanie entsetzlich quälen, wohl gar Schimpf und Schande über sie heraufbeschwören. Und meinst Du etwa, daß dieser Pole mich aus moralischer Entrüstung gefordert hat, oder um die Ehre seines Oheims zu retten? Haad nau, er fürchtet, Melanie könnte den alten Grafen mit einem Erben beglücken, den dieser anerkennen würde; denn ich weiß von ihr, daß der Oheim den Neffen haßt; er bewies sich stets undankbar für große Summen, welche der Majoratsherr dem Neffen schenkte. Er würde einen ächten Sprößling vergiften, wenn einer da wäre."

„Wie, glaubst Du, daß Melanie Mutter werden könnte?" „Nein, gewiß nicht! Laß uns nicht mehr darüber sprechen, und reuet Dich Deine Zusage — denn ich sage Dir — es wird blutig hergehen — so gebe ich Dir Dein Wort zurück."

„Wort bleibt Wort; ich kann nicht sagen, daß ich nicht im Innersten erschüttert wäre, aber ich secundire Dich!"

Am andern Morgen waren wir zuerst auf dem Platze, im Prater am Ufer der Donau. Auch der Graf und sein Secundant ließen nicht auf sich warten. Alles ging ehrlich zu, soweit man überhaupt ein Duell ehrlich nennen kann. Beide feuerten zugleich. Bachmüller stand fest; nur aus dem linken Ohr tröpfelte Blut. Der Graf hatte ihm das Läppchen dieses Ohres abgeschossen. Der Pole fiel rückwärts in das Gras, — in der Regel fallen die in die Brust Getroffenen auf das Gesicht. Er rührte sich nicht mehr. Der Secundant blickte sich zu ihm nieder und sagte: „Hier ist Hilfe vergebens. Lassen Sie uns fortgehen, Bichovski würde, hätten Sie ihn nicht getödtet, sich in den nächsten Tagen diesen Dienst selbst gethan haben. Er hatte Gründe. Schweigen wir alle Drei; dieser Tod wird für Selbstmord gelten." Der Doctor machte eine Pause und blickte düster vor sich nieder. „Es war ein schöner Mann, dieser Graf," fuhr er nach einer Pause fort." Bachmüller war furchtbar erschüttert, seine That reute ihn; er sagte mir Dank für den geleisteten Dienst und reiste noch denselben Tag von Wien ab. Die Zeitungen redeten von dem Selbstmorde des jungen Grafen und von einer furchtbaren Schuldenmasse, welche er hinterlassen hatte." „Und die Gräfin?" fragte der Dichter; Deine Geschichte wird doch einen Schluß haben?" „Ich sah sie bald nachher in der Messe. Sie sah blaß aus, aber nicht unglücklich. Es war ihr bekannt, daß ich Bachmüllers Freund war, deßhalb blickte sie mich lange sinnend an. Zufällig erfuhr ich, daß sie kurze Zeit nach dieser Begegnung zu ihrem Gemahl beschieden wurde. Der Mann lebte noch sieben Jahre und ist von ihr musterhaft gepflegt worden. Jenes Duell muß einen tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht haben. Ich habe, so oft ich Gelegenheit hatte, nach dieser Frau gefragt. Bald nachdem sie Wittwe geworden, starb sie. Von Bachmüller habe ich nie wieder gehört und nach und nach seltener seiner gedacht als früher, wie wir Menschen nun eben sind. Heute aber als ich den Baron Duresnelle sah, ist mir wieder Bachmüller lebhaft vor die Seele getreten, obgleich es eben nur des Barons Gestalt, Haltung und eine gewisse Klangfarbe in seiner Stimme ist, welche mich an ihn erinnert. Doch es wird spät, Freunde, auf Wiedersehen nächstens.

Der nächste Morgen.

In kleineren deutschen Städten gibt es nur wenige Langschläfer und vereinzelte Flaneurs. Höchstens liegt eine nervöse Dame bis neun Uhr im Bett, oder ein junges Mädchen, welches den ersten Ball erlebt hat, allenfalls auch ein Greis; das Pflaster treten nur Gymnasiasten und Studenten zur Ferienzeit, ein junger Arzt, welcher noch keine Praxis hat, ein Fremder, der die alterthümliche Stadt bewundert, und die aller Orten gangbaren Schusterbuben. Auch in Waldau pflegten die Leute früh aufzustehen. Als die Glocke acht schlug, saß der Justizrath bereits beim Frühstück und überdachte die Arbeit des Tages, der Maler Moritz Blume stellte seine Staffelei in das richtige Licht, der Schriftsteller legte sich sein Papier zurecht und murmelte schmunzelnd: aus der Geschichte des Doctors läßt sich schon etwas machen, und der Polizeidirektor Räthen sagte zu

dem Pfiffikus, wie er nämlich unter vier Augen seinen einäugigen, schlauen Spürhund Thamos zu nennen beliebte: „Ich weiß, Sie sind fein wie Märzenstaub und bringen allenthalben hin; suchen Sie doch Etwas über Vergangenheit und Charakter des Herrn Baron von Duresnelle zu erfahren, etwas Gründliches." „Zu Befehl, Heer Direktor, ich weiß schon Einiges." „Nun?" „Dieser Herr liebt den Luxus außerordentlich, ist gütig gegen seine Dienerschaft und großmüthig." „Weiter." „Er besucht das Haus des Herrn Präsidenten oft und bewirbt sich um das jüngste Fräulein. Uebrigens muß er Wittwer seyn; denn er trägt einen goldenen Ehering und in seinem Schlafkabinet hängt das Porträt einer jungen Frau, fast immer verschleiert," setzte Thomas hinzu, „das ist Alles, was ich weiß." „Gut, rapportiren Sie mir, sobald Sie mehr wissen." „Zu Befehl, Herr Direktor." Der Doctor war in den frühen Morgenstunden nie müssig; er liebte es, schon um sechs Uhr aufzustehen. Nachdem er rasch gefrühstückt hatte, gab er seinem großen Hunde die Morgensuppe, dann pflegte er seine Blumen, brach die schönste, um sie auf den verlassenen Nähtisch seiner verstorbenen Frau zu legen, und trat dann seine Runde bei den Kranken an. Zuerst begab er sich heute in den deutschen Hof und freute sich, zu hören, daß der Fremde die Nacht hindurch leidlich geschlafen hatte. Sein Bewußtsein war wiedergekehrt; er fühlte weniger Schmerzen und streckte dem Doctor freundlich die Hand entgegen. Als dieser die nöthigen Fragen gethan hatte, sagte der Kranke lachend: „Es ist drollig, daß ich mich Ihnen im Bett vorstellen muß, mein Name ist Maitath, ich bin ein Ungar." „Ah, Graf Mailoth; doch wahrscheinlich der berühmte Schriftsteller?"

„Schriftsteller und Graf," entgegnete derselbe humoristisch, „und wie ich aus ihrer Bemerkung höre, Herr Doctor, doch bekannter, als ich mir schmeichelte."

„Es kommt oft vor, daß junge Schriftsteller, welche nur ein Werk herausgegeben haben, in dem Glauben leben, daß die ganze Welt sie kennt, während bekannte, so berühmte, oft gar nicht wissen, wie weit verbreitet ihr Name ist und wie viele Menschen ihre Bücher haben. Erlauben Sie mir, Heer Graf, daß ich mich Ihnen jetzt vorstelle: Doctor Wallberger."

„Wahrscheinlich der berühmteste Heilkünstler der Gegend; denn der Fall war nicht schlimm; aber ich muß außerdem krank seyn, ich bin müde, wie zerschlagen."

„Ein gastrisches Fieber." „Wird es mich lange hier festhalten?" „Ich hoffe, die günstige Witterung wird mir beistehen, Sie bald herzustellen." „Ich werde Alles pünktlich einnehmen, was Sie mir verschreiben. Darf ich lesen?" „Wenn ich es Ihnen heute erlaube, werden Sie es morgen nicht können, und wenn Sie es heute unterlassen, wird es Ihnen morgen möglich seyn." „Theures Hôtel, Herr Doctor?" „Keineswegs und sehr gut." „Es ist eine unerquickliche Aussicht, einige Wochen im Hôtel krank zu liegen." „Gewiß, Heer Graf, aber in einigen Tagen werden Sie so weit hergestellt seyn, daß Sie lesen, vielleicht auch ein wenig schreiben können, und sobald ich Ihnen erlauben kann, Besuche zu empfangen, werden mehrere interessante Männer unserer Stadt es sich zum Vergnügen machen, Ihnen die Zeit zu verkürzen." „Die Deutschen sind sehr liebenswürdig; doch klingt das fast wie Selbsttadel, indem ich ja gewissermaßen ein Deutscher bin; denn die deutsche Sprache ist die Sprache meiner Bildung." „Natürlich, Herr Graf, aber jetzt muß ich Sie verlassen, Sie müssen ruhen und Diät halten. Ihr Wärter war gut, nicht wahr? Guten Morgen."

(Fortsetzung folgt.)

---

*Den Todten.

Gott sey gelobt! Das große Werk gelang!
Zerschmettert liegt der Erbfeind nun am Boden;
Doch klingt an unser Ohr auch Grabgesang,
Dort in der Ferne tönend unsern Todten.

Sie fielen in des Schlachtfelds blut'gen Staub;
Ihr Blutstrom färbet roth die fremde Erde;
Ihr Grab bekränzt des Herbstes fallend Laub;
So ruh'n sie fern vom heimathlichen Herde.

So ruhen sie im stillen Kämmerlein
Bei Wörth, bei Sedan und bei Gravelotte.
Die Gräber zeigt kein stolzer Leichenstein;
Doch sind sie unverloren ihrem Gotte.

Der wird sie aus der Erbe rufen auf,
Auch die bei Weißenburg und sonst gefallen,
Wenn einst vollendet ist der Erde Lauf,
Wenn neues Leben kommt den Todten allen.

So schlummre sanft, du treue Heldenschaar,
Die für das Vaterland ihr Blut gegeben!
Von Deinem Grab schwingt sich der deutsche Aar,
Verkündend neuen Frieden, neues Leben!

Mkt. Erlbach. K. Stürzenbaum.

Das Münster in Straßburg.

F. L. — Ich stand wieder vor dem Münster, dem gewaltigsten, unwiderleglich sprechenden Zeugen, daß Straßburg eine deutsche Stadt war und ist trotz der Jahre der Fremde, in denen sie uns entrissen war und ihre Heimathzugehörigkeit zu uns fast vergessen hat. Denn nur deutsche Kunst und deutscher Geist können solch ein Wunderwerk geschaffen, solch einen fast gigantischen und doch wieder so harmonisch gegliederten Tempel gebaut, solch einen kühnen Thurm den lichten Höhen des Himmels zugeführt haben. Nur zwei deutsche Dome können neben dem Straßburger zur Sprache kommen: der zu Köln und Freiburg. Allein ersterer ist unvollendet von der alten Zeit überkommen; erst die jüngste Gegenwart hat nun das verlassene Bauerbe angetreten; letzterer ist zwar der einzig ganz vollendete, allein er ist ein kleines, ganz bescheidenes Kirchlein neben den riesigen Verhältnissen des Straßburger Münsters. Erdrückend steht dieses in und gegenüber seinen Umgebungen; man möchte diese weg aber doch in weiterem Kreise um es gezogen wünschen. Es steht freier, auf viel größerem Platze, als fast alle mir bekannten großen Kirchen, allein doch findet man diesen klein und beengt. Welche Erinnerungen, welchen Aufwand an Mühe und Arbeit, an Menschenkunst und Kraft schließt solch ein Bau ein! Zwei Jahrhunderte haben an diesem gearbeitet, immer wieder andere Meister, andere Hände und doch ein einheitliches Gepräge, Ein Werk, Ein Sinn und Eine Treue in der Ausführung des Grundplanes, wie ihn „Erwin von Steinbachs" genialer Geist festgestellt. Finden wir es an jedem der großen Dome schwer, so ist es uns hier fast unmöglich gemacht, so in den ersten Stunden des Eindrucks des ganzen, geschweige der unzählbaren Menge köstlicher Einzelheiten Herr zu werden. Tage müßte man eigentlich zubringen, um die reiche und schöne tiefsinnige Bilderwelt, die wie tausend Steinblumen hervorschießend, die drei großen Portale schmückt, zu verstehen, nicht nur im Einzelnen, sondern schon nur in ihrem Zusammenhange zu fassen. An diesem Wunderbau ist nichts Gewöhnliches, Unbedeutendes. In plastischer, vollendeter Schönheit tritt einem jeder Gedanke, jede Ausführung entgegen. Am südlichen Portale namentlich finden wir das in höchster Vollendung. Sein ganzer Bilderschmuck ist von Sabinen's, Meister Erwin's genialer Tochter, kunstgerechter Hand. Die Bilder aus dem Leben der heiligen Jungfrau, ihr Tod, Begräbniß, Auferstehung und Krönung, in ihrer tiefen, ausdrucksvollen Symbolik, die beiden erhebenden allegorischen Figuren das den eigenen gebrochenen Blitz in den Händen tragenden Gesetzes und das das Kreuz haltenden Evangeliums, und was diesen sonst noch zur Seite steht, wie sie lebensvoller nach gleichen Vorbildern Italiens Pinsel an Farbe nicht geschaffen haben. Es muß ein wunderbar begabtes Wesen gewesen sein, diese Sabine Erwin, würdig, fortzuführen, was der Vater großartig angelegt hatte und unvollendet zurücklassen mußte. Ihr Bild, das spätere Kunst in die Nähe ihrer Meisterwerke gestellt hat, hat, glaube ich, richtig ihr Wesen wiedergegeben: eine edle, ernste Gestalt, den Hauch des Genius, der auch das Widerstrebende sich unterzwingt, auf der hohen Stirne. Der Hammer ruht in ihrer Hand; ob sie ihn in nächtiger Stunde drauend geschwungen, als der Brand die Umgebungen ihres Münsters röthete, die glühenden Kugeln ihre geliebten Bilder umflogen? Sie dürfen nicht zürnen, die Geister

Erwin's und Sabinen's: im deutschen Lager draußen vor der umschanzten Stadt war genug Trauer um den hohen Bau, der wir mahnend an das Ende der grimmen Fehde, wie bittend um Schonung Tag für Tag, Nacht für Nacht zum Heimathlande an dessen Söhnen, die gegen Straßburg gezogen waren, hinüberschaute. Und wenn nach mehr der Ruinen um ihn her hätten hingelegt werden müssen, das Münster wäre bewahrt geblieben, soweit es in der Macht der Belagerer stand. Aber freilich alle Kugeln halten diese auch nicht in der Gewalt, und so sind leider doch der Beschädigungen mehr, als ich sachte anfänglich geglaubt. Wie die Kreuzblume oben auf dem Thurme gewankt hat, so ist manch schönes Steinstück, manche kunstvolle Figur von Thurm und Kirche herabgestürzt; das Dach ist ausgebrannt und in die alten Glasmalereien der hohen Fenster sind manche, ja viele Lücken geschlagen. Aber doch geben diese noch ihr mystisches Halbdunkel dem weiten Innern, das in seiner großartigen, wunderbaren Einfachheit auch so überwältigend an's Herz greift und es für die Gedanken des Ewigen weitet. Keine eitle Gold- und Silberpracht, nur der reiche Schmuck der steinernen Blätter und Blüthen an den hohen Säulen, die schlank und stark emporstreben. Selbst die Altäre sind nicht allzureich aerziert, auch dir Kanzel trägt nur ihr kastbares Steingewand. Außer der ziemlich beschädigten Orgel ist da alles unaerfehrt; auch die berühmte astronomische Uhr geht ungestört ihren Gang und zeigt die Tage und der Sterne Lauf. Der Aufgang zur Plattform und zur Spitze des Thurmes, wo in den vier an den Hauptstamm desselben wie angeflogenen Thürmchen die lüftigen Wendeltreppen zur durchsichtigen Laterne führen, ist zur Zeit untersagt. Der Blick von dort jetzt auf Straßburg, auf dir Stadt der Ruinen, mußte wunderbar ergreifend sein. Ich mußte, wie Andere, darauf verzichten. Die Dämmerung wad schon ihre Schleier durch die hohen Hallen, als ich vom Münster schied. Die Vesper ging gerade zu Ende; die weißgekleideten Chorheeren verließen ihre Stühle im Chor, die Lichter verlöschten am Hochaltar, die Thüren schlossen sich für heute. Auf den Stufen draußen, gerade zu den Füssen Sabinen's, saßen Weiber und Kinder, bettelnd, obdachlas; drüben auf dem „kaiserlichen Palast" wehte die rothweißr Lazarethfahne. Das Münster von Straßburg schaut noch auf viel Elend nieder.

Die Befestigungen von Paris.

Der gemeinsame Berichterstatter der Berliner Zeitungen, Dr. Kayßler, hat seine unfreiwillige Muße in Versailles dazu benutzt, in der reichen Stadtbibliothek Studien über Thiers und seine politische Vergangenheit zu machen. Von besonderem Interessr ist jetzt die Agitation des berühmten Staatsmannes für Paris. Es war am 13. April 1841, wo Herr Thiers zuerst in der Deputirtenkammer Bericht über den vorgelegten Gesetzentwurf über die Befestigungen aan Paris erstattete. Die Commission hatte sich einstimmig für das Prinzip des Gesetzentwurfs, d. h. dir permanrnte Fartifikation, erklärt. Thiers erinnerte daran, daß der Gedanke zuerst var andrthalb Jahrhunderten dan Vauban, dann var einem Viertrljahrhundert von Napaleon, und zwar aan diesem auf der Höhe seines Glücks im Jahre 1806, als die Vertheidigungslosigkrit Wiens den Krieg gegen Oesterreich entschieden hatte, gefaßt worden war. Herr Thiers gehl dann die Gefahren durch, denen Frankreich zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt war, und sieht auch für die Zukunft eine saiche Gefahr immer nur in einer Caalition. Daß die Deutschen allein — es gad damals freilich noch kein Deutschland, uno Thiers hal, was in seinen Kräften stand, gethan, um kein salches werden zu lassen — einst vor Paris stehen würden, daran hat er nicht gedacht. Er zeichnete dann das Bild der französischen Centralisatian: Preußen, Oesterreich, Spanien, Engtand seldst sind nicht eins wir Frankreich. „Unser schönes Land hat einen ungeheueren Vartheil. Es ist eins. Niemals, zu kriner Zeit, hal ein so graßes Königreich in allen Beziehungen eine so campaete Einheit dargestellt. 34 Millianen Menschen, auf einem Baden von mäßiger Ausdrhnung, leben ein Leben, fühlen, denken, sprechen dasselbe fast in demselben Augenblick. Dank besonders den Einrichtungen, welche in einigen Stunden das Wort aon einem Ende Frankreichs zum andern, Dank den Mitteln der Verwaltung, welche in wenigen Minulen einen Befehl zu den äußersten Grenzen tragen, denkt dieses große Ganze und bewegt sich wie ein einziger Mensch. Es verdankt diesen Zusammenhall riner Kraft, welche größere Reiche, denen eben diese wunderbare Gleichzeitigkeit der Action fehit, nicht haben. Aber es besitzt diese Vortheile nur unter der Bedingung eines einzigen Mittelpunktes, von welchem der gemeinsame Anstoß ausgeht der dieses Ganze bewegt. Das ist Paris, welches durch die Presse spricht, welches durch den Telegraphen befiehlt. Treffen sie diesen Mittelpunkt, und Sie treffen Frankreich gleichsam auf den Kapf." Hr. Thiers suchte dann wieder die Furchtsamen zu beruhigen: „Wenn es Ihnen gelingt, die Hauplstadt stark und fähig zu machen einen regelmäßigen Angriff auszuhalten, so befreien sie sich zugleich für immer von allen Gefahren einer Belagerung, denn wenn Paris sich vertheidigen kann wie Metz, Straßbnrg und Lille, so wird Paris nie angegriffen werden." (Senfation.) Umständlich erörtert der Berichterstatter dann die Verproviantirungsfrage. Er erklärt, daß eine graße Stadl eben so gut den Krieg ertragen kann; er beweist, daß eine Verproviantirung für 60 Tage verhältnißmäßig leicht sei, und meint daß auch die Armee mit einer Unterstützung van 6 bis 7 Millionen 60 Tage erhalten werden könnte; aber 60 Tage werde kein Feind vor Paris liegen (!), denn eine Armee, weiche diese Stadt zu belagern unternimml, müsse mindestens 200—250,000 Mann stark sein und werde eher verhungert sein, als Paris. Endlich wird ausgeführt, daß man die Vertheidigungsmittel des Landes nicht blaß an den Gränzen anhäufen müsse „auf der Operationsbasis, von welcher unsere Armeen ausgehen, um den Krieg nach Außen zu tragea," sondern auch im Innern: in Paris und Lyon. Wenn man im gegenwärtigen Augenblick diesen Vericht wieder liest, der fast alles enthält, was seildem hinsichtlich der Befestigungsfrage van Paris zu Gemeinplätzen gewarden ist, so ist man auf der einen Seite erstaunl, wie viel richtiges er enthält, wie vieie seiner Voraussetzungen sich durch die Thatsachen bestätigen, und wie dach andererseits alle Varaussetzungen nicht zutreffend sind. Weil entfernl die Belagerung abzuhalten, hal die Befestigung sie herbeigezagen, die ja viel gelobte Centralisatian und Einheit zeigt alle ihre Nachtheile, und srit Jahrhunderten zum erstrnmale tauchen in Frankreich ligistische Ideen und Bestrebungen anf. Und während es unlängbar ist, daß die Fortifikalionen unsere Armee seit Wachen aufhalten, ist der darans für Frankreich erwachsende Nachtheil so ungeheuer, daß es wirklich nicht ganz paradox ist, wenn Jemand zu den Ursachen der Niederlage Frankreichs in erster Linie die Befestigung van Paris zählt.

Metz und Luxemburg.

(Aus der „N. Fr. Pr.")

Metz gill bei den Meisten für gänzlich französirt; auch nichl eine Spur mehr von dem ehemaligen Deutschthum sall dort übrig sein. Ich glaubte es selbst, bis der eigene Augenschein mich eines Anderen belehrte. Bei der Wanderung durch die Straßen war ich überrascht, noch ziemlich viele deutsche Inschriften neben den französischen an den Häusern zu finden. „N. N., Gasthalter — N. N. verkauft zu Essen und zu trinken und logirt zu Fuß — Gasthof zum Bären — Bier und Branntwein — Allhier hält man Kostgänger" ꝛc. Da ich die hier wiedergegebenen Inschriften an Ort und Stelle in meine Schreibtasel eintrug, so kann ich dafür einsteden, daß sie buchstäblich copirt sind. Ich muß hinzusetzen, daß dies im Jahre 1849 geschah; seither sind einundzwanzig Jahre aerflossen, aber 21 Jahre sind kein langer Zeitraum in der Geschichte eines Valksthums. Blickt man auf die Schicksale der Stadt Metz zurück, so ist es bemerkenswerth, daß sie wenigstens nach so viel deutsches Element daselbst übrig ließen. Ursprünglich war die Bürgerschaft ethnographisch deutsch; nach einer Notiz in Karl Julius Weber's „Briefen eines reisenden Deutschen" war noch vor hundert Jahren die deutsche Sprache vorherrschend bei ihr. Mit dem officiellen Metz hingegen stand es anders; der Officiers- und Beamtenstand brauchte das Deutsche nicht erst zu verlernen, weil er schon van Hause aus französisch war. Man legte eine starke Besatzung in die Stadt, schickte lauter französische Beamte hin, die Beamten brachten ihre Familien und französische Dienstboten mit; es siedelten sich fran-

zösische Wirthe, Kaufleute und Handwerker an; dieß Alles war nicht eine Umwandlung der Einwohnerschaft, die man in Metz vorgefunden hatte, sondern ein neuer Zusatz, welcher aber im Laufe der Zeit natürlich mancherlei Assimilirung zur Folge hatte. Ein flüchtig Reisender kann sich leicht über ethnographische Verhältnisse täuschen, wenn er nicht näher zusieht; es kommt eben darauf an, mit wem ihm sein Durchflug zufällig in Berührung bringt. Als vor Kurzem das Großherzogthum Luxemburg an Frankreich verhandelt werden sollte, war die Pariser Presse ihren Aeußerungen nach fest überzeugt, daß die Luxemburger ein Französisch redendes Volk seien, dessen Nationalität man schmählich unterdrücke. Eine ähnliche Anschauung traf ich vor Jahren bei einem Franzosen aus Bayonne, der im Eilwagen von Metz nach Luxemburg herüber (es war noch keine Eisenbahn da) mein Nachbar im Coupe war. Nahe bei Luxemburg fuhren wir an einem Exercirplatze vorüber, wo ein Major sein Bataillon manövriren ließ; das geschlossene Viereck bewegte sich so geradlinig stramm, wie wenn er ein Lineal hin und her schöbe. „Sind es Preußen?" fragte mein Nachbar. Ich bejahte. Er schaute hinaus, so lange das Bataillon in Sicht war; dann lehnte er sich zurück und sagte: „Mais, ils manoeuvrent diablement bien." Im Uebrigen faßte er die deutsche Bundesbesatzung beharrlich als eine „fremde" Garnison auf; daß dieselbe ebenso wie die Bevölkerung aus D e u t s c h e n bestehe, schien er einfach nicht zu glauben. Als wir nachher in einen Gasthof einkraten, sah er mich triumphirend an: alle Leute im Zimmer sprachen französisch. Es waren zum Theil Fremde, meist aber, wie man aus den Gesprächen entnahm, einheimische Gäste; Letztere von dem Schlage jener kleinstädtischen Philisterei, die das französische für vornehmer hält als das Deutsche. Kam doch der König-Großherzog selbst, er, dessen Hauptland Niederdeutsch redet (nederduitsch ist die eigene Benennung der holländischen Sprache), dieser Marotte seinerseits auf halbem Wege entgegen, indem er den Landtag der deutschen Luxemburger regelmäßig mit französisch abgefaßten Thronreden empfing.

Daß die Ethnographie eine noch junge Wissenschaft ist, ersieht man auch an der eigenthümlichen Art und Weise, in welcher die deutsche Diplomatie 1839 das Land Luxemburg zwischen Niederland und Belgien theilen half. Es war der Deutsch redende Theil, der bei Niederland und dem deutschen Bunde bleiben, der Wallonisch redende, der an Belgien überlassen werden sollte; als aber Alles fertig war, stellte sich heraus, daß man die richtige Sprachgrenze nicht getroffen hatte und daß selbst der Hauptort des neuen belgischen Antheils (Arlan), nebst einem Bezirke von 25,000 Einwohnern, noch der deutschen Nationalität angehörte. Das wahre Verhältniß wäre wohl auch damals schon zu eruiren gewesen; denn wenige Jahre darauf, aus Anlaß des Erscheinens der Bernhardi'schen Karte (1843), brachte die Allgemeine Preußische Zeitung (früher Preußische Staatszeitung genannt) einen aus Luxemburg datirten Artikel, dessen Verfassee sich unter Anderem aussprach wie folgt: „In Dr. Bernhardi's übrigens sehr schätzenswerther Sprachkarte von Deutschland ist die Sprachgrenze gegen Westen an einigen Stellen nicht weit genug vorgerückt. Bernhardi nimmt z. B. Thianville (Diedenhofen) als die französische Sprache einschließend an, indem er dabei bemerkt, daß diese Stadt wohl auch ursprünglich deutsch war. Sie ist es noch; ja noch mehr, die Sprachgrenze fällt sogar noch zwei geographische Meilen jenseits dieser Stadt gegen Westen, denn Lommeringen gehört noch der germanischen Mundart an. In Diedenhofen wird zwar viel Französisch gesprochen, allein dadurch darf man sich nicht täuschen lassen, weil eben die Städte am wenigsten geeignet sind, in dieser Beziehung zum Maßstab zu dienen, indem sich in ihnen die Fremden zahlreich ansiedelten und aus diesem Grunde allmählig die Ursprache zurückdrängten, was jedoch mit Diedenhofen, wo ich, wie in der ganzen dortigen Gegend, sehr bekannt bin, nicht einmal der Fall ist, da die Eingeborenen unter sich größtentheils Deutsch sprechen. Arlan nimmt Bernhardi zwar richtig als der deutschen Sprache angehörig an; sie fällt aber auch hier viel weiter, und zwar bis Heinsch, welcher Ort 2½ Stunden westlich von jener Stadt liegt. Ebenso dürfen die Orte Marteilingen (Martelange), Fallenberg (Fauquemont), Biendorf (Bionville, Lothringen), Moringen (L range), Aberschweiler (Aberchviller) ꝛc. nicht in die französi sondern in die deutsche Sprachgrenze südlich bis Silaingen (S vange). 1½ geographische Meile nördlich von Metz und ¾ g graphische Meilen westlich des linken Mosel-Ufers, über welches dann nach Bettendorf (Bettlanville) springt und weiter nach Aldorf z Die Ortschaften in der Umgegend von Diedenhofen haben sämmtlich deutsche Namen, wiewohl diese von den Franzosen französ worden sind — ein Beispiel, das die guten Deutschen sehr reitwillig nachgeahmt haben, sei es in Lehrbüchern oder bei a derweitigen Bezeichnungen. So haben die Behörden der Luxe burger Garnison, gegen den Gebrauch der eingebornen Luxe burger, die Diedenhofener Straße und deren Thor thionvillisi In gleicher Weise hat man andere Orte in dieser Gegend zw schen Luxemburg und Metz, in denen Deutsch gesprochen wir nach französischem Muster zugeschnitten. Dahin gehören: Ru (Röthchen), Lamerange (Lomeringen), Talange (Talingen), Be lanville (Bettendorf), Chateau-la-grange (Scheuerschloß, wie der gemeine Mann ebenfalls noch nennt). In Munaaen kenn ich einen Mann, der als Eingedorner kein Wort Französisch spricht und der mir erzählte, daß in seiner Jugendzeit kein Mensch im ganzen Orte ein Wort Französisch verstand, daß in der Schul nur deutsche Katechismen im Gebrauch waren und daß man al gemein eine große Abneigung gegen das Französische hatte, we nach einer Volkssage alle ursprünglich deutschen Lande in Folg eines großen Krieges dem Mutterlande wieder sollten einverleibt werden. In dem Kriege von 1813, 1814 und 1815 habe man diese Katastrophe erkennen zu müssen geglaubt; nachdem sie nich in jenem Sinne beendigt worden, schien auch dieser Glaub wankend geworden und möchte daher wohl nun allmählig erlö schen. So weit mein Gewährsmann. Ziehen wir nun di Schlußergebnisse, so finden wir als solche: 1. Das gesammt Luxemburger Land, das in Folge der Ereignisse von 1866 für Deutschland verloren ging, ist nach Stamm und Sprache deutsch, die ethnographische Grenze läuft weiter westlich, wüden im bel gischen Antheile, den die Diplomatie 1839 für gänzlich wallonisch hielt. 2. Die deutsche Sprachgrenze reicht von Norden her bis auf anderthalb geographische Meilen von Metz. 3. Daß in Metz selbst gar kein deutsches Element mehr übrig sei, stellt sich als Uebertreibung heraus. Wohl zu unterscheiden, das sind ethnographische Punkte; was die politisch-militärischen Motive betrifft, so haben sie wieder ihre eigenen Lesarten. In ethnographischer Hinsicht aber, meinen die Vertheidiger dieser Ansicht, habe man ja ein sprechendes Beispiel vor sich; denn wenn durch französische Besatzung, französische Beamte und was dran und drum hängt, Frankreich die deutsche Natur der Metzer künstlich umgewandelt habe, so müßte es ja doppelt wunderbar zugehen, wenn durch deutsche Besatzung und deutsche Beamte mit allem Zubehör, also durch einen gleichmäßigen Einfluß, aus den künstlichen Zuständen heraus nicht wieder die ursprüngliche Natur herzustellen wäre. Es sei dies ebenfalls, sagen sie, ein ethnographischer Standpunkt. Friedrich Giehne.

Die Ursache, warum dir ein Mensch zu zürnen scheint, suche, wenn du darüber nachsinnst, nicht in dem, was du ihm gethan, sondern in dem, was du ihm zu thun unterließest.

K. Gutzkow.

Räthsel.

Die erste hat die zweite geschaffen,
Und gibt ihr täglich neuen Glanz;
Hätlest du sie aber so oft als die Affen,
So fehlte dir die zweite ganz.
Das Ganze du in der ersten siehst,
Wenn die erste nicht in dem Ganzen ist.

Auflösung des Räthsels in Nr. 46:
„Grasmücke."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 48. Sonntag den 27. November. 1870.

Breuni Deine Awpel noch so klein, Bis sie verlischt; so treu und rein
Sie breitet rings doch um sich Helle, Ausfülle Du auch deine Stelle. Fr. W. v. Ditfurth.

Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes
von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Der Doctor ging; Herr Koch hatte ihn wieder erwartet und freute sich jetzt, zu hören, daß sein Gast nicht bedenklich krank und obendrein der berühmte Graf Mailath sey, von dem er zwar noch nichts gehört hatte; aber es wor ihm genug, daß der verehrte Doctor Wallberger es sagte. —

Im Frühstückssalon im Hause des Präsidenten flog zu derselben Zeit das Gespräch lustig auf und ab. War der Hausherr schweigsam, so waren Frau und Kinder auch still; hatte derselbe gute Laune, so theilte sich dessen Stimmung den Andern theils mit, theils kam sie bei den immer fröhlichen Kindern zum Vorschein. Mehrere Monate hatte die Familie des Präsidenten ihn zerstreut oder verdrießlich gesehen, heute war er wieder wie in früheren Tagen. Die Präsidentin, eine sanfte, dem Gemahle sehr ergebene Frau, lächelte mild; Marie, ein hübsches, blondes Mädchen, und ihr Zwillingsbruder, ein neugebackener Lieutenant, neckten einander; muntere Knaben zwischen zwölf und acht Jahren oerlangten lauter, als sie seit longer Zeit gewogt hatten, noch mehr Kuchen; es fand heute ein Doppelgeburtstagsfest in der Familie statt, — nur die zweite Tochter des Hauses, Florentine, sah nachdenklich aus und schien wenig von dem zu hören, was um sie her oorging.

„Eine Nachricht habe ich noch für Euch, ihr Mädchen," sagte der Präsident: „Ein gewisser junger Hauptmann wird heute bei uns speisen und der Baron von Duresnelle."

Marie erröthete, ihr Gesicht strohlte oor Freude; Florentine wurde bleich und preßte die Lippen fest aufeinander. Otto, ein großer Liebling des Vaters und als ältester Sohn sich fühlend, sagte: „Lieber Papa, ich will durchaus Nichts gegen Deine Gäste sagen, oder warum Du diesen Baron Duresnelle einladest, das ist wir ein Räthsel. Dieser Fronzose —"

„Lieber Sohn, Franzosenfresserei ist nicht mehr an der Zeit; ich liebe mein Vaterland so worm wie Du, wenn ich auch weder Säbel noch Epauletten trage, oder in Friedenszeiten ist kein Ausländer mein Feind, er sey von welcher Nation er wolle."

„Gewiß, Papa," entgegnete Otto ehrerbietig, setzte jedoch mit fester Stimme hinzu: „Der Baron oon Duresnelle kommt mir wie ein Erbschleicher oor; war der letztoerstorbene Baron von Rosenhaag thöricht oder gewissenlos genug, Familiengüter einem Fremden zu oermachen, so mußte dieser Feemde Ehrgefühl genug besitzen, ein solches Vermächtniß nicht anzunehmen. Ich will zugeben, daß Noth kein Gebot kennt, allein wenn Baron Duresnelle arm ist, so hätte er sich eine anständige Rente ausbedingen können auf Lebenszeit; die Rosenhaag'schen Güter oertragen das, aber dieser Duresnelle hat weder Frau noch Kinder, da ist es doch unoerzeihlich, Alles zu nehmen."

„Du bist Edmund Rosenhaags Freund, es ist also begreiflich, daß Du gegen den Baron Duresnelle eingenommen bist." „Sie schätzen Edmund ebenfalls und ich leide in seiner Seele, das gestehe ich: es muß hart seyn, durch einen Fremdling aus dem Erde vertrieben zu werden; aber wenn ich Edmund niemals gesehen hätte, so würde ich dennoch Duresnelle's Benehmen tadeln. Abgesehen davon gefällt mir dieser Mann nicht; er hat Geist, Kenntnisse, gute Monieren, das Alles bestreite ich nicht; allein aus seinem Gesicht spricht eine finstere Vergangenheit und er kommt mir oor, wie Einer, der keinen rechten Frieden mit sich selbst hat." „Ei, Du bist ja ein außerordentlicher Menschenkenner, junger Herr Lieutenant; indeß denke über den Baron wie Du willst; als Vater befehle ich Dir, allen meinen Gästen mit gleicher Artigkeit zu begegnen." Der Sohn verbeugte sich schweigend. Die milde Hausseau sagte: „Den Hauptmann hätte ich nicht erwartet, oder ich gestehe, daß mich sein Kommen freut, bester Mann, und ich glaube, es sitzen noch andere am Tische, welche sich ebenfalls freuen, vielleicht noch mehr." Der Präsident zupfte Marien, welche neben ihm saß, bei den Locken und sagte: „Wenn Euch Germar's Besuch freut, so könnt Ihr Euch dafür bei Duresnelle bedanken, den ich als einen sehr großmüthigen Mann kennen gelernt habe. Doch davon später. Thut bis zur Mittagszeit, wo wir uns doch zusammen finden, was Ihr wollt, nur Du folge mir, Florentine, ich habe mit Dir zu sprechen." Hierauf trat er, Florentinen bei der Hand fassend, in das Nebenzimmer; Otto flüsterte Marien zu: „Begreifst Du den Papa? Er, der liebeoollste Vater, scheint Florchen von Edmund trennen zu wollen; Gott verhüte, daß sie dieses Franzosen Feau werden soll. Auf mrinen Beistond konn sie zählen." „Sei ohne Furcht, Otto," entgegnete Marie, „die Mutter ist auf Edmunds Seite und wir haben schon oft gesehen, obgleich Mama wenig spricht, trägt ihre Sanftwuth doch schließlich immer den Sieg über des Papas Strenge davon. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß der Baron Duresnelle sich um eine junge Dame bewerben wird, die sich so kalt und obweisend gegen ihn zeigt, wie Florentine."

Die jüngeren Kinder hatten sich nach der Küche begeben; sie hatten Ferien, und bei einem Festmahle fanden sie immer Gelegenheit, sich in der Speisekammer unnütz zu machen, nämlich zu naschen; denn in dem Hause des Präsidenten war es wie bei oielen deutschen Adeligen: der äußere Glanz wurde ausrecht erhalten; in der Regel lebte man oder sehr einfach; die Fron von Hohenburg verstond sich auf das Sparen. (Forts. folgt.)

*Babel.

Weh', gezählt sind deine Tage —
Sink o Babel in den Staub!
Wogst zu leicht auf Gottes Wage,
Wirst dem Feind zu blut'gem Raub.

Tanzest frech und immer frecher
Um das goldne Kalb; wie toll
Leertest du den Taumelbecher,
Der dir heiß zu Munde schwoll.

Eine Geber ragtest mächtig
Du zum fernsten Wolkenkranz;
Wie der Stern des Morgens prächtig
Strahltest du in hellstem Glanz.

Weh', von seiner Haltzen Höhe
Fällt der schöne Morgenstern!
Die gewalt'ge Geber, wehe,
Wird zerspellt vom Blitz des HErrn.

Ausgeschüttet mit dem Weine
Wird der schimmernde Pokal,
Hingestürzt auf Schutt und Steine
Liegt das gold'ne Kalb zumal!

Wogst zu leicht auf Gottes Wage,
Wirst dem Feind zu blut'gem Raub,
Weh', gezählt sind deine Tage —
Sink, o Babel, in den Staub!

Heinrich Stadelmann.

Unser Vormarsch.

(Von Hans Wachenhusen.)

Epernon, 16. November. Einen Bogen in launenhafter Linie haben wir seit unserem Abmarsche von Paris nach Süden hin beschrieben und stehen jetzt wieder eine gute Tagereise von Versailles entfernt. Der Feind ist rührig, macht Geschwindmärsche, reist sogar auf Eisenbahnen, um uns einen Vorsprung abzugewinnen; und dennoch ist ihm der Weg dermaßen verlegt worden, daß es unfehlbar morgen oder übermorgen zu dem blutigen Zusammenstoße kommen muß, den die Unsrigen seit der Affaire bei Orleans vergeblich gesucht haben. Neue Spannung ist in Alle gekommen, seit die Formation der französischen Südarmee wieder zu energischen Operationen im Felde Veranlassung gegeben. Das Lagern vor Metz und Paris brachte endlich über Alle eine unerträgliche Langeweile, ganz abgesehen von den Krankheiten, die das Stillliegen verursacht. Das große Schachbrett ist wieder aufgelegt, und seit acht Tagen ist also die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg mit unruhigen Zügen beschäftigt, um dem Gegner seine Plane zu vereiteln. Gelang es nun auch nicht, ihn zu stellen, ihn in die Mausefalle zu treiben, so ist ihm doch der Weg nach Versailles vollkommen verlegt; Geschwindmärsche, Eisenbahnzüge reichten nicht aus zu einem Vorstoße auf Versailles; wir sehen das Gras mit der Front in der Linie Chartres, Epernon, Versailles: und selbst wenn eine vereinte Operation vom Mont Valérien und Dreux nach so gut klappte, sie würde den Feind auf beiden Flanken mit blutigen Köpfen zurück schicken, da auch der Prinz Friedrich Karl bereits heran und unsere Armee im Felde stark genug ist, um die Franzosen zu werfen. Vor einigen Tagen, namentlich gleich nach der unglücklichen Orleans-Affaire, kannte uns allerdings zuweilen eine mehr oder minder gerechtfertigte Besürchtung beschleichen, die dem Feinde zunächst stehende 17. und 22. Division mit dem Corps v. d. Tann werde der Loire-Armee gegenüber einen harten Stand haben, wenn dieselbe mit Energie ihren Angriff fortsetze, ihren ersten Erfolg ausbeute. Ich weiß nicht zu sagen, welche Nachrichten man im General-Commando hatte; die forcirten winkeligen Märsche aber, welche wir machten, ließen auf die größte Rührigkeit des Feindes und auf entschiedene aggressive Plane desselben schließen. Vorgestern Abend z. B.. als der Großherzog mit seinem Hauptquartier sich in das schon stark mit Bayern besetzte Dorf Allonne legte, befand sich das General-Commando dem Feinde fast unmittelbar vis-à-vis. Eine Staffette brachte auf dem Marsche die Meldung, französische Cuirassiere hätten unsere Feldwachen angegriffen und zurückgedrängt, der Feind stehe auf anderthalb Stunden vor uns. Auch die Bewohner des Dorfes waren fest überzeugt, daß am Morgen das Dorf der Schauplatz des Gefechtes werde, und wollten die französischen Patrouillen überall vor uns gesehen haben. Aber auch der Morgen verstrich ohne etwas Neues; der Feind hatte sich unter einigen Demonstrationen weiter nördlich gezogen, wie ich schon mittheilte, und auch wir gingen gegen Norden nach Auneau, von da endlich heute, immer den Bewegungen des Feindes folgend, nordwestlich nach Epernon. Die Nachricht, die Deutschen seyen bei Orleans vernichtend auf's Haupt geschlagen worden, war überall unter den Eingebarenen verbreitet. Da wir uns gegen Paris zurückbewegten, war ihnen nichts klarer, als daß wir auf der Flucht vor der Loire-Armee seyen. Schon am Abend in Auneau, als die Truppentheile sich wieder zurück durch die Stadt zogen, kam mein Wirth mit der alarmirenden Nachricht, es müsse etwas Wichtiges geschehen seyn, unsere Truppen zögen sich zurück, es sprenge eine Staffette nach der anderen durch die Straße zum Grand-Due Mißtrauisch schielte er mich an, als ich ihm gleichgiltig antwortete, es sey diese Bewegung ganz in der Ordnung. Ihm war es unerklärlich, daß man so ruhig sey, während doch Alles für uns verloren. Der Faden der Unterhaltung stockte durch seine Schuld. Der gute Mann, ein „Cultivateur", gestand mir, es falle ihm doch recht leid thun, wenn gerade dem Grand-Due de Mecklenburg etwas Böses hier widerfahre; er sey Orleanist und hege deßhalb große Sympathieen gerade für diesen deutschen Fürsten. Ganz dieselbe Theilnahme für den Großherzog fand ich in all den Orten, in welchen das General-Commando sich etablirte. Das Andenken an den Herzog von Orleans hat sich bei allen Parteien dieses unglücklichen Landes gleich lebhaft und treu erhalten — natürlich vorzugsweise in den Provinzen, in welchen überhaupt nur noch Pietät heerscht; denn dem Pariser ist ein Cancan, ein Calembourg viel lieber und wichtiger, als jede Erinnerung aus seiner Geschichte, in die er ja überhaupt nur wie in ein Kaleidoskop hineindtickt, und der Tod des Herzogs von Orleans wird nach heute als ein Nationalunglück betrachtet, das auf Frankreich alles Elend herabgerufen hat Es ist eine Schmach, meinte der gute, biedere Cultivateur, daß eine so große Nation wie wir so tief sinken konnte. Wir wünschen natürlich das Ende des Krieges; wir hassen die Preußen; aber — setzte er mit einem Seufzer hinzu — ich fürchte, wir werden ihrer noch sehr bedürfen, werden sie noch einmal wieder in's Land rufen müssen, um uns vor uns selber zu schützen; denn das Ende dieses Krieges wird erst der Anfang unseres Elendes seyn. Dieu nous garde! seufzte er, drückte mir die Hand zur Guten Nacht und entschuldigte sich, wenn er schon so früh die Ruhe suchen müsse. Welch' eine Perspective für die Besannenen und Ruhigen in diesem unruhigen Lande hat dieser Krieg eröffnet! Alle schlimmen Elemente sind aufgewühlt, die guten eingeschüchtert, der Besitzstand, der etwas zu verlieren hatte, auf den Rest seines Vermögens reducirt, auf den er ängstlich die Hand legt, jede Betheiligung an den kommenden Dingen vermeidend, an denen er doch nichts bessern, nichts ändern kann, — die nächste Zukunft muß das Alles bringen. Das Ende des Krieges ist durch die Evacuation des Feindes um einige Zeit hinaus gezogen; aber geändert kann in dem Ausgange desselben schwerlich etwas werden. Unser Marsch führte heute Morgen von Auneau direkt nach Epernon. Die Thürme von Chartres schauten über die Ebene zu uns herüber. Drüben standen die feindlichen Truppen einander nahe gegenüber. Die Dörfer der Straße waren sämmtlich mit Bayern belegt, die hier unsere steten Gefährten sind. Bayern überall. Erst nach Beendigung des Krieges wird es an der Zeit seyn, über diese in dem Feldzuge eine so bedeutsame Rolle spielende Truppe eingehend zu sprechen. Wie ich schon von Bar le Duc aus neulich von der Sage der Eingebarenen erzählte, laut welcher die Sachsen mit dem Könige von Preußen nur einen Kriegspact auf drei Monate gemacht, nach dessen Ablauf sie jetzt nach Hause gehen würden, so geht auch über die Bayern eine ähnliche Mär. Auch sie haben sich nur auf drei Monate verpflichtet. Da nun diese Zeit abgelaufen, so hat König Wilhelm den König von Bayern eingeladen, ihn in Versailles zu besuchen. König Ludwig ist dieser Einladung auch gefolgt und vom König von Preußen in Versailles in's Gefängniß gebracht worden als Geißel für die fernere Mitwirkung seiner Armee. Es gibt nichts so Albernes, das hier nicht erzählt würde. In einer Kinderstube findet man reifere Einsicht, als in der großen Nation, die, in ihrer Jahrranz zu Grunde gegangen, das Examen nicht bestehen kannte, als man ihr einmal ernstlich auf den Zahn fühlte. Möchten die Franzosen nur eine Ahnung von dem engen kameradschaftlichen Verband haben, der zwischen der bayerischen und der preußischen Truppe besteht! Der bayerische Soldat ist bereits im Kampfe so an den preußischen gewöhnt, daß dieser ihm fehlt, wenn er ihn nicht sieht. Es liegt ein auf Ergänzung beruhendes Bedürfniß in diesen Truppen. Bei Sedan, als die Bayern

von Morgens 4 Uhr bis Abends 4 Uhr den Kampf auf der Seite von Bazeilles allein auszutragen hatten, war ihnen gesagt, daß die Preußen hinter ihnen ständen und auf der anderen Seite der Kronprinz von Preußen in den Kampf eingreifen werde. General von Schöler aber blieb den ganzen Tag beobachtend mit seiner 8. Division hinter den Bayern, weil er die Ordre hatte, eventuel nur zu halten, nicht zu drücken, und der Kronprinz besorgte das Kesseltreiben, das den wichtigen Tag entschied. Die Bayern fluchten über die Sacramentspreußen, die nur am Abend mit eingriffen und sahen erst am anderen Tage ein, daß dies seine guten Gründe gehabt. Bei Orleans war's am 9. ebenso. Als die Bayern der französischen Uebermacht, namentlich als die französische Verstärkung am Nachmittage kam, nicht mehr das Gegengewicht halten konnten, genügte nur der Ruf: Die Preußen kommen! um ihnen neuen Muth einzuflößen. Und als die Preußen nicht kamen, hieß es am Ende der siebenstündigen oergeblichen Arbeit: wenn wir nur ein paar Bataillone Preußen gehabt hätten. Groß war die Freude selbst nach dem Rückzuge, als die 17. Division mit den Bayern in Angerville zusammentraf, und mit ungeschwächtem Vertrauen gingen die bayerischen Truppen mit den preußischen wieder gegen Tourp vor, um den Franzosen die Schuld oom 9. wieder zurückzuzahlen. Es steckt in der bayerischen Truppe ein vorzügliches Material, eine widerstandsfähige Ruhe, die nur das Gewehr über die Schulter legt, wenn's gar nicht mehr anders möglich ist; die soldatischen Tugenden der bayerischen und preußischen Truppen ergänzen sich deßhalb sehr oortheilhaft, und niemals habe ich in dem ganzen Feldzuge von dem geringsten Mißverständniß zwischen beiden Truppen gehört. Ein hervorstechender Zug im bayerischen Militär ist das Bedürfniß nach guter Verpflegung, dem ein ebenso hervorragendes Talent, sich diese zu verschaffen, zur Seite steht. Die materielle Seite des Lebens ist diesem Soldaten die Sonnenseite, in die er sich gern legt. Für die Menage wird immer gesorgt, und dem französischen Bauer ist der Bayer deßhalb ein Schrecken. Im Dorfe liegt vielleicht schon ein Bataillon norddeutscher Truppen. In den Bauerhöfen ist alles ruhig und still. Die Soldaten putzen an den Fenstern ihr Lederzeug, stehen in den offenen Küchen und waschen ihre Hemden oder schälen ihre Kartoffeln. Da zieht eine bayerische Colonne duech die Dorfstraße. Und plötzlich entsteht ein großer Lärm im Dorf. Die Hähne schreien, die Hühner gackern, die Enten und Gänse rufen um Hilfe. Wenige Minuten darauf ist alles wieder still, aber kein Huhn gackert, keine Ente schnattert mehr. Die Dorfbewohner stehen häuderingend vor den abgeschnittenen Köpfen ihres Federviehes, welche die Colonne zurückgelassen. Lasciate ogni speranza! rufe ich jedesmal, wenu ich durch ein Dorf gehe, in welchem ich die Bayern cantonniren sehe. Aber ihre Philosophie ist die richtige, und ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Verdacht, ich habe meine Aeußerung böse gemeint. Die Bayern sind die wahren Kriegsphilosophen. A la guerre comme à la guerre! Man soll keinen Krieg anfangen, wenn man die Nachtheile des Krieges nicht will.

Jetzt, seit die Kälte uns überfallen, muß man die Baoern in ihrem Winter-Costume marschiren sehen. Jedes Kleidungsstück, das Wärme gibt, ist ihnen willkommen; namentlich haben sie in den grau-blauen Capoten der Zuaven und Jäger eine vortreffliche Capuze entdeckt und die Gefallenen beerbt. Man glaubt ein französisches Bataillon vor sich zu sehen, wenn die grauen Capuzen heranziehen. Daneben sind die französischen wollenen Pferdedecken, Shawls, gestreift und carrirt, Reisedecken und Plaids, wie und wo man sie gefunden, sehr kostbare Umhüllungen, und eben so ist ein Tuch um den Kopf oder um die Ohren gebunden, für unsere Leute das Kennzeichen, daß die bayerischen Kameroden wohl viel an Zahn- und Ohrenschmerzen zu leiden haben. Honny soit qui mal y pense! Der Soldat, der in bitterer Kälte, in Sturm und Regen angestrengte Märsche zu machen, dann plötzlich im Rendez-oous Stunden lang auf der Landstraße zu stehen hat; der Soldat, der in jedem Wetter, in jeder Verfassung dem Feinde die Stirn bieten soll, mag auf dem Marsche für seine Selbsterhaltung sorgeu, und Gott weiß, daß so Mancher daran glauben mußte. (Köln. Ztg.)

Kleine Erfahrungen.

(Von Moritz Hartmann.)

Nicht sehr lange nach der Februar-Revolution — wir befanden uns nicht mehe in der Republik — wurden im Salon eines republikanischen Ex-Ministers, eines sehr braven Mannes, die höchsten politischen und socialen Fragen discutirt. Ein bekannter, in Paris sehr geschätzter Mann in den besten Jahren spaach mit großer Beredtsamkeit gegen den Krieg, und wie es die Aufgabe dieses Jahrhunderts sey, Krieg, Eroberung und was damit zusammenhängt, abzuschaffen. „Ich bin glücklich," sagte ich, „Sie, den ich einmal an der Regierung zu sehen hoffe, so sprechen zu hören. Bei diesen Ansichten werden sich Deutschland und Frankreich immer leicht oerständigen, und bei neuen Freiheitsbestrebungen wird nicht wieder die Rheingrenze als Zankapfel zwischen uns geworfen werden, um uns zu entzweien und uns Beide um die Früchte der Freiheit zu bringen." — „O, der Rhein!" rief der Redner zurück, „der Rhein, das ist was Anderes! den Rhein, den müssen wir haben!" Der Republikaner, welcher so sprach, nimmt eine der wichtigsten Stellungen in der heutigen Pariser Regierung ein. Ein anderes Mal hörte ich einen der foetgescheittensten socialistischeu Partei angehörigen Franzosen, ebenfalls einen trefflichen Mann, der sich, weil er die Wirthschaft nicht mit ansehen konnte, nach dem Staatsstreiche freiwillig aus Frankreich verbannte, über dasselbe Thema sprechen, über Krieg und Eroberung, über Nationolität und die dummen Grenzen, welche die Völker scheiden, und zwar ging der Socioliſt dabei von den höchsten und menschlichsten Standpunkten aus. „Es ist traurig," sagte ich daeauf, „daß wie in Deutschland so lanae warteu müssen, bis die Anschauungen Ihree so weit fortgeschrittenen Partei zur Herrschaft gelangen; denn alle anderen Parteien, die in oorderer Reihe stehen, werden immer wieder den Rhein auf's Tapet bringen." — „Dieser Krieg um den Rhein," fuhr der Socialist mit Aplomb fort, als hätte er nur diese Worte seiner Rede hinzuzufügen oergessen, „dieser Krieg um den Rhein wird der letzte seyn, aber er ist nothwendig. Ich büege Ihnen dafür, er wird der letzte seyn!"

So viel oan ihren fixen Ideen. Erzählen wir auch einige Beispiele von ihrer Veränderlichkeit. Ich könnte deren Zahl geradezu in's Unendliche ausdehnen; aber ich will bei zwei kleinen Erlebnissen stehen bleiben. Ich hatte die Gewohnheit, mir jeden Abend bei meiner Heimkehr in einem benachbarten Tabakladen der Rue St. Lazare meinen Cigarerenbedarf für den nächsten Tag zu holen. Der Tabacrajo war ein Manu oon ungefähr fünfunddreißig Jahren und gehörte zum respektablen Corps der Nationolgarde, die sich die Vertheidigung der Republik in mehreren großen Demonstrationen zur Pflicht gemacht hatte. Als ich am 2 Dezember des Jahres 1851, also am ersten Tage des Staatsstreiches, in den Laden trat. empfing mich der Ehrenmann mit einem Ausbruche seiner Entrüstung über den infamen Verrath des Peäsidenten. Ein solcher Eidbruch, eine solche Ungeheuerlichkeit sey noch nicht da gewesen; Frankreich wäee der tiefsten Verachtung würdig, wenn es eine solche Schmach duldete. „Aber es wird dem Elenden nicht gelingen; die Nation, die so große Opfer für die Freiheit gebracht, wird sich oon einem solchen Schwindler und Abenteneer nicht um ihre höchsten Güter bestehlen lassen. Hängen muß er, hängen an einem Fenster oder einer Laterne der Tuilerien." — Am Abend des dritten September lautete die Rede meines Tabakhändlers schon etwas anders: „Nun, waa sagen Sie? Man muß zugeben, daß der Spitzbube die Sache ganz oerdammt gescheit eingefädelt hat. Wer hätte das gedacht? Mau hielt ihn für einen Cretin, und er entlarot sich als einen ganz durchtriebenen Kerl, als einen großen Politiker. Er hat die Armee für sich — und am Ende ist's doch immer ein Bonaparte. Die Sache steht curioa." — Am Abende des dritten Tages nach dem Staatsstreiche hing übee den Cigarrenkisten, hoch oben, groß und breit, mit dem Gesichte der Straße zugekehrt, das Porträt Louis Napoleons." Ich wußte damals noch nicht, daß ich in der Person des Tabakhändiers ganz Frankreich oar mir hatte oder wenigstens die ungeheuere Majorität des Volkes.

Ungefähr ein Jahr später erlebte ich etwas Aehnliches.

Ich speiste gewöhnlich an der Table d'hôte meines Hôtels, und es war Gewohnheit, mich bei Tische nach den Neuigkeiten des Tages zu fragen. Unter den Stammgästen befand sich ein Gutsbesitzer aus Burgund, der mit Frau und Tochter alljährlich nach Paris kam, um sich daselbst einige Wintermonate für die Langweile des französischen Provinzlebens zu entschädigen, wie so viele Tausende von Franzosen thun, die da glauben, daß man sich auf der weiten Erde nur auf dem einzigen Punkte, der Paris heißt, unterhalten könne. Eines Abends antwortete ich auf die Frage nach Neuigkeiten, daß morgen ein Manifest Louis Napoleon's erscheinen werde, mit der Ankündigung, daß er wirklich und wahrhaftig die Montijo heirathe. Darauf erhebt sich der burgundische Gutsbesitzer und mit rothem, vor Zorn erglühtem Gesichte wirft er mir das Wort zu: „Das ist eine Verleumdung! Nie wird das Staatsoberhaupt Frankreichs sich und das Land so weit erniedrigen, sich mit einer Hergelaufenen zu verbinden, von der man so viel Nachtheiliges erzählt." Dies seien Gerüchte, die der Neid erfindet und unsinnig seyen sie, da Louis Napoleon so viele Beweise großartiger Denkungsweise und tiefer Weisheit gegeben. Nie werde er einen Schritt thun, den die ganze Nation verdammen müßte. Er, der burgundische Grundbesitzer, halte es für seine Pflicht, der Colportage solcher ehrenrührigen abscheulichen Gerüchte auf's Entschiedenste entgegenzutreten. — „Bon!" sagte ich, „Sie haben ihre Pflicht gethan; lassen wir die Sache ruhen; morgen werden Sie mich um Verzeihung bitten." — Der Burgunder lächelte höhnisch, bemerkte noch, ich sey kein Franzose, und nur das erkläre es, daß ich dergleichen glauben und wiederholen könne, setzte sich, hörte aber während der ganzen Mahlzeit nicht auf, zu brummen. Am folgenden Tage war das angekündigte Manifest an allen Straßenecken von Paris angeklebt. Als sich die Gesellschaft wieder bei Tische versammelt hatte, rief ich dem Burgunder nur ein „Eh bien?" entgegen. — „Eh bien" antwortete er mit einer pathetischen Handbewegung. „Eh bien, c'est grand! Es ist groß!" Und darauf folgte eine lange begeisterte Rede über die Großartigkeit, über das Erhabene dieses Entschlusses Louis Napoleon's. Diese Heirath war dem Burgunder nur ein Beweis, daß Louis Napoleon der ungewöhnlichste, vorurtheilsfreieste Mensch der Welt sey, stolz genug, um auf alle Fürstenhäuser Europa's mit Verachtung hinabzusehen, — ein Herz, das nur dem Drange seiner edlen Gefühle folge — ein Held, der sich über alle kleinliche Rücksicht hinwegsetzt, so recht ein Mann, wie ihn das egalitäre Frankreich brauche. Und die Gräfin Montijo könne nur eine ebenso ausgezeichnete Dame seyn, da sie die Gunst eines solchen Mannes gewonnen. Mit dieser Heirath beginne für Frankreich, wie für Europa gewiß eine neue Aera, da ein solches Beispiel, von so erhabenem Standpunkte gegeben, nicht ohne Erfolg bleiben könne. Er, der Burgunder betrachte diese Heirath als eines der größten Ereignisse unserer Zeiten.

Pauvre France! Sind die Franzosen von heute anders als jener Tabakhändler von Paris und als dieser Gutsbesitzer aus der Provinz? Ich begegnete Beiden in allen Schichten der Gesellschaft, sie trugen nur andere Titel. War der hochbegabte Billault, am 1. Dezember 1851 socialistischer Republikaner, am 4. Dezember Dezembrist, ein Anderer als der elende Tabakhändler aus der Rue St. Lazare? Und Baroche? und Dupin? und die Millionen hinter ihnen, denen schon im Jahre 1852 nur der ein anständiger Mensch war, der alle seine Grundsätze zu verleugnen und sich an den „Erfolg" anzuschließen verstanden? Die achtzehn Jahre des Kaiserreiches waren nicht geeignet, an dieser Veränderlichkeit der Franzosen etwas zu ändern und ihren Seelen mehr Stahl zu geben. Als Bazaine aus Mexico zurückkehrte, beladen mit Verbrechen und freilich auch geschlagen, durfte er sich in Paris nicht sehen lassen; er wagte es nicht, die Oper zu besuchen, und verkroch sich auf dem Lande. Bürger und Soldat hatten nicht Ausdrücke genug, um ihn zu brandmarken, und ohne die Polizei wäre sein Name in Frankreich wie in Mexico zu einem Hundenamen geworden. Während er in Metz stand, war er der Held, der Frankreich retten sollte, und im Stillen gaben ihm schon Zehntausende ihre Stimmen, um ihn an die Spitze der Nation zu stellen. Jetzt, da Metz gefallen, proclamirt ihn selbst Gambetta ohne Prüfung, ohne sich um die Verhältnisse zu kümmern, officiell als Verräther und das ganze Land schreit es ihm nach. Wer kann bei solchem Volkscharakter prophezeien, was und wer in der nächsten Woche regieren wird?"

Die Ballon-Post. Bis jetzt haben Luftballons außer für Zwecke der Wissenschaft wenig Verwendung gefunden. Die erste Luftfahrt machten die Brüder Joseph und Stephan Montgolfier, Papierfabrikanten in Annonay in Frankreich, im Jahre 1782 in einem Ballon mit erwärmter Luft; nach ihnen wurden Ballons dieser Construktion Montgolfieren genannt. Später in demselben Jahre stiegen die Franzosen Charles und Robert mit einem mit Gas (Wasserstoff) gefüllten Ballon in die Luft; Ballon dieser Art heißen nach ihnen Charlieren. Für militärische Beobachtungen wurde der erste Ballon im Jahre 1794 von Guyton Morveaux bei Fleurus in Belgien benützt. Später fanden sie Verwendung während der Schlacht bei Solferino 1859, und während des nordamerikanischen Krieges 1861. Für meteorologische und wissenschaftliche Zwecke überhaupt wurden Ballons vielfach benützt (1804 von Gay Lussac in Paris, Biyio und Barral u. a., in neuerer Zeit mehrfach von James Glaischer); ihnen eine Beförderung von Briefen, Depeschen ꝛc. aus eernirten Städten anzuvertrauen, kam erst im gegenwärtigen Kriege in Frankreich zur praktischen Ausführung und war die Entsendung mehrerer Ballons aus Metz und namentlich aus Paris bekanntlich mit Erfolg begleitet.

Der stille Posten.*)

Ein Leichenfeld — ein stiller Hain —
Hereingebrochte Nacht;
Doch dort am Wald im Mondenschein
Hält noch ein Posten Wacht.

Gelehnt an einen Eichenbaum,
Im Arme das Gewehr,
Hält er die Wacht am Waldessaum,
Es schläft ja rings das Heer.

Sein Bruder liegt wohl auch dabei,
Manch tapferer Soldat,
Drum wacht der Posten auch so treu
Für Feraud und Kamerad.

Doch keiner kommt und löst ihn ab,
Sie schlafen gar zu süß;
Wie sanken sie nach wildem Trab
Als die Drometen blies,

Wie sanken sie beim Schlafgesang
So schnell in ew'ge Nah! —
Dies Liedchen heißt Kanonenklang
Und schließt die Augen zu.

Das ist das wahre Schlummerlied,
Wenn donnert rings die Schlacht,
Und über treue Augen zieht
Die lange kühle Nacht.

Vor solchem Schlaf das Nachtgebet
Ist nur ein Blick nach dort,
Und leise von der Lippe weht
Das letzte deutsche Wort.

Als Schlummerzelt ist ausgespannt
Das lichte Sternenzelt,
Und mit dem Bruder Hand in Hand
Schläft ruhig Held an Held.

Gefochten brav, geschlagen gut,
Ein treuer Wächter noch!
Sie schlafen ja in Gottes Hut,
Was will der Wächter doch?

Doch der an seiner Eiche steht
So still und regt sich nicht,
Und als der Mond die Runde geht,
Bescheint er sein Gesicht.

Und das ist kalt und bleich und todt,
Doch hält er das Gewehr,
Bis einst das große Morgenroth
Im Thal erweckt das Heer.

Ja einst, wenn die Posaune bläst
Und rings die Erde kracht,
Dann wird der Posten abgelöst
Von Cherubinen Wacht.

Dann kommt aus seinem Grab heraus
So Freund wie Kamerad;
Das ganze große Heer bricht aus,
Wenn jener Feldherr naht.

London. S. Bäumler.

*) Nach einem deutschen Vorkommniß bei Sedan.

Räthsel.

Versuch' es, vom Worte die Hälfte zu trennen,
So wird einen stattlichen Fluß es Dir nennen.
Die andere Hälfte mahnt zu schweigen,
Sich nicht zur Unzeit laut zu zeigen.
Das Ganze läuft bei Tag und Nacht,
Ein fürstlicher Ahn' hat in Gang es gebracht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 47: „Handschuh."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 49. Sonntag den 4. Dezember. 1870.

Soll ungetrübte Lust die Gegenwart Dir schenken,
So meid', an Zukunft und Vergangenheit zu denken. Seuffert.

Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes
von Edmund Hohn.

(Fortsetzung.)

Im Arbeitszimmer des Präsidenten saßen Vater und Tochter einander gegenüber, Beide offenbar innerlich sehr bewegt, aber bemüht, äußerlich ruhig zu scheinen. Endlich nahm der Präsident das Wort: „Meine liebe Tochter, ich habe mit Dir zu sprechen, ich habe Dir Glück zu verkünden; Du wirst eine mit Reichthum gesegnete Frau werden. Baron Duresnelle hat um Deine Hand geworben und ich habe Dich ihm zugesagt; denn ich wünsche Dir das beste Loos."

„Lieber Vater," entgegnete Florentine fest, obgleich ihr Herz ungestüm schlug, „ich bedauere, Du wirst Dein Wort zurücknehmen müssen; ich habe mich bereits verlobt, Papa, und wie Du Dich erinnern wirst, nicht ohne Deine Zustimmung."

„Meine gute Florentine, Verhältnisse ändern sich; ich gestehe gern, daß Edmund Rosenhaag ein sehr liebenswürdiger junger Mann ist, auch wäre er mir, obgleich er nicht der Erbe der Güter ist, noch vor einigen Wochen ein willkommener Schwiegersohn gewesen; allein seitdem hat sich Vieles geändert und ich begünge ein Unrecht gegen Dich und ihn, wollte ich eure Verbindung nicht als gänzlich aufgelöst betrachten. Ich habe das gestern an den Baron Rosenhaag geschrieben und er wird meine Beweggründe würdigen. Was Dich betrifft, mein Kind, so thust Du mir weh, indem Du an mir, Deinem zärtlichen Vater, zweifelst; denn ich werde niemals etwas Anderes wollen, als Dein wahres dauerndes Wohl."

„Das glaube ich, bester Vater, bei Gott! das glaube ich; aber was Du mein Glück nennst, betrachte ich nicht als solches. Ich liebe Edmund von ganzem Herzen und bin fest überzeugt, daß er mich als den geübten Theil seines Lebensglückes betrachtet. Unsere Verbindung ist auf die innigste Sympathie gegründet. Reichthum kann mich nicht beglücken; ich habe ihn niemals für mich gewünscht —"

„Halt, meine Tochter! Ich lese in Deiner Seele, ich weiß es, daß Dir ein bescheidenes Loos genügt; aber hast Du Dir niemals gedacht, wie schön es ist, theuere Menschen mit den edelsten Genüssen des Lebens zu erfreuen, welche selige Empfindung die seyn muß, geliebten Geschwistern den häuslichen Herd zu gründen, von dem theueren Haupte der Mutter drückende Sorgen fern zu halten?" „Du sagst das so bedeutungsvoll, bester Papa," sprach Florentine und schaute den Präsidenten fest an. „Sprich offen, ich bitte Dich!"

„Es fällt mir schwer, meine Tochter, aber es muß geschehen. Ich bin vom Hause aus nicht reich, Ihr habt das stets gehört, Kinder, Ihr könnt mir nicht den Vorwurf machen, daß ich Euch in Bezug auf Eure Aussichten getäuscht habe. Auch Deine gute Mutter brachte mir kein Vermögen zu und ohne ihre Sparsamkeit würden wir eine traurige Rolle gespielt haben. Du weißt, ich bin noch nicht lange Präsident, selbst jetzt reicht mein Gehalt nicht hin, Dich und Deine Schwestee auszustatten, Deinen Brüdern eine Erziehung zu geben, wie es ihr Stand verlangt und ihre Fähigkeiten verdienen. Ein Freund beredete mich, eine Speculation mit ihm zu unternehmen — sie ist mißglückt. Ich verlor nicht viel, aber doch genug, um dadurch in große Verlegenheit zu kommen."

„Guter, lieber Papa, weiß Onkel Karl keinen Rath?" fragte zärtlich Florentine.

„Es gibt für mich keinen, als — zahlen. Ich kann Dir nicht Alles erzählen, ohne Andere dabei zu nennen. Das Unternehmen muß zu Ende geführt werden; dazu gehört ein Kapital von zehntausend Thalern. Muß ich mich jetzt aus Mangel an Fond zurückziehen, ist das verloren, was bereits in dem Unternehmen steckt. Gestern Morgen erhielt ich die Abschrift vom Testament der Tante Radewitz, Du hast gehört, es wurde erst sechs Monate nach ihrem Tode geöffnet: sie hat neunzehntel ihres großen Vermögens dem Ursulinerkloster und dem Waisenhause vermacht und in das übrige Zehntel haben sich sechzehn Neffen und Nichten zu theilen, und zwar so, daß Jeder nur die Zinsen eines Kapitals von viertausend Gulden erhält."

„Weiß es Mama schon?" „Nein, liebes Kind; die gute Mama ist seit einiger Zeit leidend, deßhalb verschone ich sie. Wollte ich nun meine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit Rosenhaag geben, so gründete ich durchaus nicht Euer Glück. Seine Einnahme ist noch zu unbedeutend, als daß er einer Familie einen Herd gründen könnte, an welchem nicht die graue Gestalt der Sorge verweilt, und ich kann Dir nicht die kleinste Ausstattung geben!"

Der Präsident wandte das Gesicht gegen das Fenster; Florentine verstand, was in ihm vorging. Er fuhr nach einer Pause fort: „Gestern Abend fragte mich Baron Duresnelle, ob ich ihm erlauben wolle, sich um Dich bewerben zu dürfen. Ich sagte ihm offen, daß ich Die keine Aussteuer geben könne, daß ich nicht einmal im Stande sey, für meine älteste Tochter die Summe zu zahlen, welche die Braut eines Officiers dem Gesetze nach haben muß, obgleich ich sie ihr früher versprochen gehabt hätte. Duresnelle lächelte, drückte mir die Hand und —" Der Präsident seufzte; es wurde ihm offenbar sehr schwer, weiter zu sprechen, aber die Nothwendigkeit ist eine strenge Herrin, also beendete er sein Bekenntniß mit den Worten: „Duresnelle versicherte, daß er sich glücklich schätzen würde, Dich zu erhalten,

Dich, ohne die geringste Aussteuer, und daß bei seinem Vermögen fünfzehntausend Gulden kein großes Hochzeitgeschenk seyen, welches er seiner Schwägerin mit Freuden gebe. Ich theilte ihm auch Einiges über mein Unternehmen mit, und hilft er mir mit einem mäßigen Capital, so kann ich zu einem Vermögen kommen, welches mich in den Stand setzt, für Deiner Brüder Erziehung zu sorgen. Liebe Florentine, ich bin im nächsten Monat sechzig Jahre alt; die wenigen Jahre, welche ich noch zu leben habe, werden mir schnell vergehen; für mich bedarf ich Nichts, aber Deine Mutter, — sie ist zehn Jahre jünger als ich, — Deine Geschwister! Ich will Dich nicht bestürmen, nicht bitten, ich habe Dir nur klar meine Verhältnisse dargelegt; Du selbst magst Dein eigenes Herz fragen, ob Du jetzt, nachdem Du unsere Lage kennst, Dich an Edmunds Seite glücklich denken kannst. Alles, was ich von Dir als Vater fordere, ist: Sage dem Baron Duresnelle nicht zu rasch Nein, sondern lerne ihn näher kennen, prüfe Dich selbst."

Nach dieser Rede entfernte sich der Präsident und ließ das tieferschütterte Mädchen allein. Lange saß sie regungslos auf dem Sopha, die sorgenvolle Lage ihres von ihr innigst geliebten Vaters ging ihr sehr zu Herzen; aber sie dachte auch daran, daß sie, wenn sie Duresnelle die Hand reichte, nicht nur ihr eigenes Lebensglück zum Opfer brächte, sondern auch das ihres Geliebten. Wohl haben nur wenige Mädchen den Segen, mit dem Manne ihrer ersten Liebe ehelich verbunden zu werden; Achtung, Freundschaft, Rücksichten, Eigennutz schließen die meisten Ehen; aber man schaue sich um, wie viel wahrhaft glückliche gibt es in allen Ländern? Nicht eine flüchtige Neigung sollte Florentine aufgeben, sondern eine tiefe, wahre Liebe, durch welche sie sich veredelt und gehoben fühlte

Endlich, nach langem Erwägen, kam sie zu dem Entschlusse, Edmund so bald als möglich zu sprechen und ihm anheim zu stellen, zu bestimmen, wie sie zu handeln habe; denn sie fühlte lebhaft, daß sie selbst niemals glücklich seyn würde, wenn sie ihren Vater niedergedrückt von Sorgen sähe, und nicht die Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, sie stütze. Indeß schon der Entschluß, Edmund entscheiden zu lassen, machte sie ruhiger und so ging sie denn in ihr kleines Gemach, badete ihre Augen mit frischem Wasser und machte zum Diner eine einfache, aber gewählte Toilette. (Forts. folgt.)

General Moltke.

Lied der deutschen Soldaten.

Melodie: Prinz Eugenius.

General Moltke, der edle Strategе,
Der kennt alle Weg' und Stege,
Die das Kriegsheer gehen muß,
Um den Feind mit Macht zu fassen,
Daß er stets das Feld muß lassen
Bis zum sichern Friedensschluß.

Mit seinem Plan, den er ersonnen,
Hat er den Feldzug schon gewonnen
Vor dem ersten Schwertesbieb.
Soll er aber wirklich kommen,
Müssen doch die Hiebe kommen —
Hiebe, die dem Feind nicht lieb.

General Moltke, großer Denker,
Planeefinder, Heercolenker,
Wir bedanken uns bei Dir.
Weil auf Deinen Kopf wir bauen,
Wankt uns niemals das Vertrauen,
Zuversichtlich streiten wir.

Aber Du mußt auch gestehen,
Daß wir auf die Feinde gehen,
Wie's Dein Herze wünschen mag.
Feldherrn, Offizier', Soldaten,
Alle thun sie Heldenthaten,
Bis er unser ist, der Tag.

Deine Heldenaugen konnten schauen,
Daß uns nicht entmannt das Grauen
In dem schlimmsten Augenblick.
Stürmend über Leichenhaufen
Sind wir auf den Feind gelaufen,
Und der Feind er wich zurück.

Anders wollten wir's einmal nicht haben,
Preußen, Sachsen, Bayern, Schwaben,
Darum konnt's nicht anders geh'n.
Wer nur nach dem Siege trachtet
Und Gefahr und Tod nicht achtet,
Dem kann Niemand widerstehn.

Und so haben wie denn gewonnen,
Wie Du's uns hast angesonnen,
Todesmuthig Schlacht um Schlacht.
Saßst Du uns die Feinde jagen,
Hast Du selber müssen sagen:
Kinder, ihr habt's brav gemacht!

Theure Brüder sind geblieben;
Reich an Ehren ruh'n die Lieben
In den Landen über'm Rhein.
Ihre Seelen von der Erde,
Nach der rühmlichen Beschwerde,
Treten in den Himmel ein.

Freundlich sind sie aufgenommen,
Helden bieten den Willkommen,
Allen Guten sind sie gleich.
Wer für's Vaterland gestorben,
Der hat einen Platz erworben
In des ew'gen Gottes Reich.

Die der Tod im Streit gemieden,
Helfen im erkämpften Frieden
Wohlthun schaffen nach dem Harm.
Wieder wird man Wunder sehen,
Wenn sie treu zusammengehen,
Deutscher Kopf und deutsche Arm.

Melchior Meyr.

In Lyon

Ein Korrespondent der „N. F. Pr." brachte kürzlich in diesem Blatte eine von Genf, 20. Nov. datirte Schilderung dessen, was er in Lyon erlebte; wir entnehmen derselben Folgendes: „Ich kam vorgestern Vormittags von Culoz in Lyon an, wurde gleich auf dem Bahnhofe, als der Spionage verdächtig, arretirt und vom Pöbel derart insultirt und bedroht, daß ich schließlich noch froh seyn mußte, als man mich in ein finsteres Loch im Stadtgefängnisse steckte, wo ich wenigstens vorerst vor dem Arbeiterproletariate geschützt war. Dort ließ man mich achtundvierzig Stunden mit den Ratten allein, während welcher Zeit ich viermal Brodsuppe bekam und dreimal verhört wurde. Heute Morgens wurde mir nach einem kurzen Schlußverhör mitgetheilt, daß ich wieder frei sey, daß ich meine Effekten, welche mir bei der Arretirung sämmtlich abgenommen worden waren, sofort wieder zurückerhalten werde, daß ich aber binnen zwei Stunden Lyon verlassen und mit dem nächsten Zuge nach der Grenze abreisen müsse. Ich kam vor zwei Stunden hier in Genf an. Ich kann nur wiederholen, daß die Lyoner Zustände aller Beschreibung spotten; das ist ein Bild der Anarchie, wie man es sich nicht vorzustellen vermag. Die Tausende und Tausende von Männern, die sonst friedlich in den Fabriken arbeiteten, lungern jetzt auf den Straßen und Plätzen umher; ein Theil arbeitet an Befestigungswerken, welche außerhalb der Stadt errichtet werden; ein anderer Theil liegt in den Cafés und Restaurationen — alle miteinander scheinen jetzt nur die Eine reguläre Beschäftigung zu haben, jeden anständig Gekleideten, Jeden, der Handschuhe trägt oder gar im Miethwagen fährt, zu insultiren. Auf den Bahnhöfen lauern ganze Horden Proletarier den ankommenden Fremden förmlich auf, mit welchen sie aus irgend einer bei den Haaren hergezogenen Ursache Streit vom Zaune brechen und deren Arretirung sie schließlich veranlassen, bei welcher Gelegenheit es vorkommen soll, daß sie sich des Gepäckes des betreffenden Fremden bemächtigen, angeblich um dieses zur Präfektur zu tragen, in Wahrheit aber, um es auf dem Wege dahin spurlos verschwinden zu lassen. Die Spionnirecherei hat gegenwärtig in Südfrankreich einen wahrhaft beispiellosen Höhegrad erreicht. Es genügt vollkommen, daß der nächstbeste zerlumpte Kerl mit dem Finger auf Sie zeigt und „Espian" schreit, um Sie in die gefährlichsten Situationen zu bringen. Außer der Paßrevision hoch oben auf dem Mont-Cenis und gleich darauf wieder in St. Michel wurde ich in Lyon sofort beim Aussteigen aus dem Waggon befragt, woher ich käme und wohin ich wolle. „Von Turin nach Tours," antwortete ich. Als ich endlich auf die Straße trete, fällt eine Schaar Gesellen über mich her und beginnt mit einer Rücksichtslosigkeit, wie man sie in Italien nicht erlebt, sich um mein Gepäck zu balgen. Ein halbes Dutzend Männer wetteifert darum, wenn es gelänge, mir meinen kleinen Handkoffer zu entwinden; ebenso viele junge Bursche zerren an meinem Regenmantel und ein Dutzend Buben attaquirt mich von vier Seiten, um mir meinen Plaid zu entreißen. Alle Mühe, diese Zudringlichen mit dankenden und beschwichtigenden Worten und abwehrenden Bewegungen von der Zwecklosigkeit ihrer Anstrengungen zu überzeugen, war vergeblich; das Gebalge wurde immer ärger, und da ich den unfreiwilligen Mittelpunkt desselben bildete, so wurde ich unter verschiedentlichen Rippenstößen derart hin- und hergezerrt, daß mir endlich die Geduld riß. Da ich weder mein Gepäck in Stücke reißen lassen, noch zum Transport von einem kleinen Handkoffer, einem Plaid und einem Regenmantel zwanzig Menschen engagiren wollte, so schüttelte ich mit einigen kräftigen Bewegungen die Zudringlichen von mir ab und riß mich aus dem Knäuel los. Das war der Funke in's Pulverfaß. Als die zerlumpte Bande sah, daß sie sich umsonst gebalgt hatte, vereinigten sie sich sofort, die sich soeben um die Aussicht auf ein paar Sous gegenseitig beschimpft und geschlagen, und begannen mich im Chorus zu insultiren. „Ob ich vielleicht nach Lyon gekommen sey, um die freien Bürger der Republik zu beleidigen?" fragte mich Einer. „Der Kerl sieht ganz so aus wie ein Preuße!" rief ein Zweiter. „'s ist wahrscheinlich ein Spion!" schrie ein Dritter. „Gewiß!" hieß es im Chorus. „Laßt ihn nicht aus!" Ich hatte mich inzwischen vor

dem Bahnhofe nach einem Wagen umgesehen, wobei mir die schimpfende, drohende Schaar, die sich jeden Augenblick durch neu hinzukommende „Bürger" vergrößerte, auf Schritt und Tritt nachfolgte. „Einen Wagen?" hieß es, als ich einen bisher ganz unbetheiligten Gaffer fragte, wo ich da einen Wagen fände. „Einen Wagen? Er ist ein Aristokrat, ein preußischer Aristokrat!" schrie der herandrängende Haufe. Mein gänzliches Schweigen und Nichtbeachten ihrer Beschimpfungen und Drohungen reizte die Menge nur noch mehr; meine Lage wurde schließlich eine höchst bedenkliche, und als sich die drohenden Rufe bis auf „Nieder mit dem Preußen! an die Laterne mit dem Spion!" steigerten, hielt ich es für gerathen, mich in den Bahnhof zurückzuziehen, wo ich bei dem Policisten, welcher meinen Paß revidirt hatte, Schutz zu finden hoffte. Leider wußte aber dieser, der sich offenbar selber vor dem Pöbel fürchtete, nur den Einen Ausweg, mich, als der Spionage verdächtig, zu verretiren. Ihnen zu beschreiben, wie ich neben dem Policisten vom Bahnhofe durch die Straßen marschirte, hinter uns der lärmende Pöbel, der es Jedermann zuschrie, welch' köstlichen Fang er gemacht habe, vor und neben uns die gaffenden Gesichter der Vorübergehenden, Schaaren von Praletaciern, welche nicht üble Lust zeigten, den aufreizenden Rufen zu folgen und dem „Aristocrate prussien" die langweilige Procedur zu ersparen — das zu beschreiben, können Sie von mir nicht verlangen. Gewiß ist, daß ich glücklich war und freier athmete, als sich die Thür des großen Gebäudes hinter mir schloß, in welchem ich achtundvierzig Stunden verbringen sollte, welche ich, wenn gleich zu den interessantesten, doch gewiß nicht zu den schönsten und ruhigsten meines bewegten journalistischen Daseyns zählen darf. Man brachte mich erst in eine Art Wartzimmer, von wo aus ich nach Verlauf einer halben Stunde in ein kleines Bureau und dort einem Untersuchungsbeamten vorgeführt wurde, welcher eine Art Protokoll mit mir aufnahm und auf's Angelegentlichste meine Effecten untersuchte. Der Mann glaubte anfänglich die Spionegeschichte gar nicht; es mochten ihm derlei Fälle von ungerechten Verdächtigungen wohl schon mehrfach vorgekommen seyn, und ich wäre vielleicht schon nach einigen Stunden wieder entlassen worden, hätten sich nicht unter meinen Papieren mehrere deutschgeschriebene und darunter unglücklicherweise auch mein Passierschein vom Hauptquartier des Königs von Preußen vorgefunden.

Das war nun freilich sehr fatal und änderte die Sachlage gar gewaltig. Der Beamte, welcher früher ganz höflich gewesen, wurde jetzt rauh und barsch. Er berief sofort zwei Diener, welche mich bis auf die Haut durchsuchten, mir Alles, was ich in den Kleidersäcken hatte, Revolver, Federmesser, Brieftasche, Geld und Uhr, abnahmen, (sogar die Photographie einer Dame wollte man mir nicht lassen) und mich nach einer finsteren, dumpfen aber großen Zelle brachten, in welcher ich nur ein höchst primitives Bett, einen Tisch und einen Stuhl vorfand. Weder zu telegraphiren, noch an irgend Jemanden zu schreiben, wurde mir gestattet. Facit: Nach zwei schlaflosen Nächten und zwei finsteren endlosen Tagen, welche nur von den Verhören und der Brodsuppe unterbrochen wurden, begab ich mich heute um 10 Uhr Vormittags, von Hunger gequält, aus diesem gefährlichen Hotel in eine Restauration, wo ich meinen Magen, der in der letzten Nacht schon die Kraft, zu knurren verloren hatte, für die erlittenen Entbehrungen entschädigte. Sodann ging's — immer begleitet von einem Civilpolicisten — eiligst nach dem Bahnhofe in den Waggon, und als sich endlich der Zug in Bewegung setzte, fiel mir's wie ein Stein vom Herzen.

— Darstellung der Vorkommnisse, unter denen in der Zeit vom 9. bis 16. d. Mts. die **Entlassung der bayerischen Aufnahms-Feldspitäler IX. und X. aus Orleans** stattfand: Als in der Nacht vom 8. auf den 9. Nov. das bayerische erste Armeecorps von der Tann die Stadt Orleans verließ, befanden sich daselbst nach die zu diesem Armeecorps gehörigen Aufnahms-Feldspitäler IX. und X., welche im Verein mit mehreren Aerzten der Aufnahmsfeldspitäler II. und VI. noch eine Anzahl Internisten zu behandeln hatten. Auch einige verwundete und erkrankte Officiere, welche meist in Privatquartieren in der Stadt zerstreut lagen, wurden von verschiedenen Aerzten der genannten Spitäler verhandelt. Als am 9. Nov. Nachmittags die Nachricht von dem Rückzuge des Corps bekannt wurde, begaben sich die Aerzte ꝛc. in ihre betreffenden Spitäler. An einen Abmarsch derselben konnte nicht mehr gedacht werden, da die drohende Haltung des sich mehr und mehr anhäufenden Volkes einem solchen sich entgegen gesetzt haben würde. Was zunächst die nun folgenden Vorgänge betrifft, so erschienen noch an demselben Abend und in der Nacht zahlreich bewaffnete Haufen Nationalgarden, Mobilgarden und Franctireurs, sowie einzelne Officiere dieser Körper; sie nahmen eine Untersuchung der Wägen der Spitäler vor, legten die gefundenen, zur Ausrüstung des Spitales gehörenden Waffen ꝛc. unter Beschlag und nahmen aus den zum Transporte des ärztlichen ꝛc. Personals dienenden Chaisen Gegenstände, meist Privateigenthum der Aerzte, hinweg. Am nächsten Morgen wurden von den genannten Truppenheiten die Pferde der Spitäler weggeführt. Ebenso wurden den Officieren, Aerzten und Beamten der Spitäler die Säbel abgefordert mit der Bemerkung, daß dieses Vorgehen auch von deutscher Seite stattgefunden habe. Die gegen die Wegnahme der Pferde und Säbel eingelegten Proteste wurden nicht berücksichtigt. Eine vollständige Abschließung war für die Aerzte nicht möglich, da die verwundeten Officiere deren zum Verbande ꝛc. bedurften. Bei derartigen Besuchen waren die Betreffenden häufig Insulten, Verhöhnungen, Verspottungen ꝛc. des Volkes ausgesetzt, die sich sogar bis zum Angriff mit der Schießwaffe steigerten. Als in der nächsten Zeit die reguläre Militärmacht Orleans in Besitz genommen hatte und eine Platz-Commandantschaft eingerichtet worden war, wurden vor Allem die Reconvalescenten, ferner die Leichtverwundeten und die Erkrankten — kurz alle nur irgend Transportablen mit den Gefangenen nach Pau in Südfrankreich mittelst Eisenbahn abgeführt. Man hielt streng an dem Prinzipe fest, Verwundete und Erkrankte als Gefangene zu betrachten, und zwar nicht nur bei der Mannschaft, sondern auch bei den Officieren, von welchen ebenfalls die zu transportirenden nach Pau gebracht wurden. Nächstdem wurden die Spitäler, welche bis jetzt von den bayerischen Aerzten besorgt wurden, von französischen Aerzten besucht und die Ordination von denselben übernommen; die verwundeten und kranken Officiere wurden von dem französischen Chefarzt genau notirt und die fernere Behandlung durch französische Aerzte eingeleitet. Nachdem auf diese Weise für die Uebernahme der bayerischen Kranken und Verwundeten durch französische Aerzte Sorge getroffen war, wurde den bayerischen Militärärzten von Seite des Platz-Commandos durch den Platzoberst mitgetheilt, daß das weitere Verweilen des ärztlichen Personals der bayerischen Feldspitäler in Orleans unstatthaft sey und unter keiner Bedingung mehr zugegeben werden könne. Zugleich wurde angekündet, daß sich sämmtliche Aerzte ebenfalls nach Pau zu begeben und hier zur Behandlung der Kranken zu verbleiben hätten. Die Officiere, Beamten und das übrige Personal sollten einstweilen in Orleans bis zur weiteren Entschließung zurückbehalten werden. Es wurde zwar erklärt, daß die Aerzte in Pau nicht als Gefangene zu betrachten seyen, für das Weiterkommen derselben von Pau aber nur geringe Hoffnung gemacht. Da gegen diese Weisung sich von verschiedenen Seiten, namentlich auch von Seite des Erzbischofs von Orleans Gegenspruche erhob, so erfolgte unmittelbar vor Ausführung dieses Befehles, nach Pau zu gehen, Gegenordre, und es wurde der Befehl in der Weise modificirt, daß nur zwei bayerische Militärärzte sich mit dem Transporte von Verwundeten und Kranken nach Pau zu begeben hätten. Zur Begleitung des Transportes wurden die Landwehrassistenzärzte Dr. Wilhelm Fischer und Dr. Max Buchner bestimmt. Zugleich wurde die Weisung ertheilt, Nachmittags — 15. Nov. — sich behufs Empfanges einer weiteren Ordre auf dem Bureau der Kommandantschaft einzufinden. Dort wurde die Eröffnung gemacht, daß von Seite des französischen kommandirenden Generals die Absicht bestehe, die Feldspitäler mit ihrem gesammten Personale und ihrem Materiale am nächsten Tage zu den deutschen Vorposten zu entlassen, und zwar mit der entsprechenden Sauvegarde, vorausgesetzt, daß an die Stelle der genommenen und nicht mehr zum Vorschein gekommenen Pferde der Spitäler andere von Seite der Mairie oder französischen Militärverwaltung zur Stelle ge-

schafft werden könnten und mit dem Vorbehalte, daß diese Pferde lediglich bis zu den äußersten deutschen Vorposten gebraucht werden dürften und hier andere von der deutschen Armee gestellt werden müßten. Während der Berathung, die über diese Proposition gepflogen wurde, erschien ein Offizier des französischen Platzcommandos mit der Mittheilung, daß sich trotz aller Mühe nicht die erforderliche Zahl von Pferden für eine, geschweige denn für beide Ambulancen finden ließe und daß die vom General gemachte Proposition zurückgezogen werden müsse. Abgesehen auch davon, daß die Pferde in hinreichender Menge vorhanden gewesen wären, so würde doch der Marsch zu den deutschen Vorposten aus dem Grunde nicht wohl möglich gewesen seyn, weil der kommandirende General der betreffenden Theile der Loire-Armee die Erklärung abgegeben hatte, unter keiner Bedingung ein Passiren der Vorposten von irgend Jemand zugeben zu wollen, und daß in dieser Richtung die Bestimmungen des Generals in Orleans für ihn nicht maßgebend seyen. Noch an demselben Abend erfolgte von Seite des Kommandirenden in Orleans ein anderer Vorschlag zur Rückkehr zur Armee in der Weise, daß der Weg zu derselben mittelst Eisenbahn über Genf zurückgelegt werden sollte. Nachdem die Annahme dieser Proposition mittelst einer schriftlichen Erklärung von Seite der Feldspitäler effektuirt war, so wurde noch das gleichzeitige Fortbringen des Materiales erörtert. Die Möglichkeit, dieses Material mitzunehmen, mußte wegen des absoluten Mangels an Eisenbahnwägen für einen derartigen Transport aufgegeben werden und konnte nur ein Theil des Instrumentariums, als des werthvollsten Bestandtheiles, mitgenommen werden. Zugleich gelang es auch noch, und zwar beim Feldspital Nr. IX., unter den größten Schwierigkeiten den in 3155 fl. bestehenden Baarvorrath der betreffenden Kassen zu retten. Für das zurückgebliebene Material wurde jede mögliche Schonung und Garantie von der Militärbehörde versprochen. Das Privateigenthum vollständig mitzunehmen, wurde keinem Anstande unterzogen, ebenso gestattete man, die Säbel wieder anzulegen, jedoch fanden sich dieselben auf der Mairie, woselbst sie deponirt seyn sollten, bis auf zwei nicht mehr vor. Am 16. November um 1 Uhr wurde der Zug, mit welchem das Personal der Ambulancen von Orleans abging, expedirt, und zwar im Beiseyn des Platzobersten. Der Weg wurde über Tour, Bordeaux, Toulouse, Carcassone, Cette, Montpellier, Volence, Grenoble, Chambery, Genf, Romonshorn und Lindau genommen, woselbst man am 20. Nachts 11 Uhr anlangte. Die Reise durch Frankreich war eine sehr unerquickliche, weil es dort an den verschiedenen Stationen in zahlreicher Menge versammelte Volk an Insulten und Verhöhnungen nicht fehlen ließ. Thätlichkeiten fielen jedoch nicht vor, was vorzüglich dem äußerst maßvollen, zurückhaltenden Benehmen unserer Soldaten zu verdanken ist.

Frankreichs Angriffskriege gegen Deutschland.

Die deutsche Geschichte der letzten vier Jahrhunderte weist nicht weniger als fünfundzwanzig Kriege des deutschen Reiches, namentlich Brandenburg-Preußens und Oesterreichs, mit dem westlichen Nachbar auf, in welchen der Angriff auf Seiten der Franzosen und bei Deutschland stets Nothwehr und Vertheidigung lagen. Von diesen 25 Kriegen mit mehr als fünfzig einzelnen Feldzügen sind die vorwiegende Mehrzahl mit dem gesammten deutschen Reiche oder mit dem Königreich Preußen und zwei (1809 und 1859) mit dem österreichischen Kaiserstaate allein geführt worden. Die chronologische Reihenfolge dieser fünfundzwanzig Kriege ist folgende gewesen: 1) 1470—1482. Kampf des Erzherzogs Maximilian gegen Ludwig XI. um die burgundische Erbschaft. Friede zu Arras. 2—5) 1521—28. 1527—29. 1536—38. 1542—44. Die vier Kriege Franz I. gegen Kaiser Karl V. zur Gewinnung deutscher Reichslehen und zur Erhebung Frankreichs über die deutsche Reichsgewalt. Friedensschlüsse zu Madrid, Combeoi, Nizza und Crespy. 6) 1552. Eroberung der freien deutschen Reichsstädte Metz, Toul und Verdun durch den Herzog von Montmorency, Grand-Connetable von Frankreich. 7) 1645—48. Französischer Eroberungskrieg, Züge Conde's und Turenne's. Westphälischer Friede mit Frankreich unterzeichnet zu Münster. 8) 1672—73. Ludwig XIV. gegen die Niederlande und Brandenburg. Friede zu Vassem. 9) 1673—79. Ludwig XIV. gegen das deutsche Reich. Die Franche-Comite fällt an Frankreich. Friede zu Nymwegen mit Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg; Friede zu St. Germain. 10) 1681. Straßburg mitten im Frieden von Ludwig XIV. besetzt. 11) 1688. Krieg Ludwig XIV. Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen (Heidelberg, Speier, Worms). Lothringen wird hergestellt; Straßburg bleibt bei Frankreich. Friede zu Ryswick 1697. 12) 1701—14. Deutschlands Theilnahme am spanischen Erbfolgekriege. Friede zu Rastadt und Baden. 13) 1733—38. Krieg um die polnische Königswahl. Frankreich erhält Lothringen und Bar. Friede zu Wien. 14) 1745—48. Einmischung Frankreichs in den österreichischen Erbfolgestreit. Friede zu Aachen. 15) 1756—63. In sieben Jahren sechs Feldzüge Frankreichs gegen König Friedrich II. Friede zu Fontainebleau. 16) 1791. Feldzug in der Champagne in Folge der französischen Kriegserklärung vom 20. April 1792. 17) 1793—95 bezüglich 1797. Krieg der ersten Coalition. Friede zu Basel 1795, zu Campo Formio 1797. 18) 1798—1801. Krieg der zweiten Coalition gegen die französische Republik. Die Rheingrenze, die Säkularisation. Friede zu Lüneville. 19) 1805. Krieg der dritten Coalition gegen Frankreich. (Bayern und Württemberg Königreiche.) Friede zu Preßburg. 20) 1806—1807. Krieg Frankreichs gegen Preußen. Friede zu Tilsit. 21) 1809. Krieg Napoleons I. gegen Oesterreich; Kämpfe in Tyrol. Friede zu Wien. 22) 1813 bis 14. Der deutsche Befreiungskrieg. Die Grenzen von 1792. Erster Friede zu Paris. 23) 1815. Die 100 Tage. Napoleon's Rückkehr von Elba, Grenzen von 1790. Zweiter Friede zu Paris. 24) 1859. Krieg Napoleon's III. gegen Oesterreich. Friede von Villafranca. 25) 1870. Der deutsche Krieg, der erste Krieg, in welchem Frankreich und ein ungetheiltes Deutschland, beide ohne Bundesgenossen, einander gegenüberstehen. — Die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Spicheren; von Metz: Courcelles, Vionoille, Gravelotte; Kämpfe um Sedan; Schlacht bei Noisseville. — Die Kapitulationen von Sedan, Straßburg und Metz u. s. w.

Der „Calcutta Englishman" berichtet, daß während der ersten Hälfte dieses Jahres die Zahl der in den mittleren Provinzen **Indiens getödteten wilden Thiere**, für welche von Seite der Regierung ein Schußgeld bezahlt wurde, sich auf 2117 und die bezahlte Summe auf 15878 Rupien (1 R. cureant = 1 fl. 12 kr.) belief. Im Ganzen wurden erlegt 194 Tiger (darunter 12 sogenannte „Man-eator" Menschenfresser), 439 Panther und Leoparden, 232 Bären, 989 Wölfe und 520 Hyänen.

Rechnungsaufgabe.

Ein Weizenfeld von 19 Morgen soll in 1½ Tagen von 21 Arbeitern geschnitten werden; aber nach der Arbeit eines Tages fand es sich, daß nur 7 Morgen geschnitten waren. Wie viel Schnitter waren außer den obigen nöthig, um die Arbeit in der gegebenen Zeit zu vollenden?

Räthsel.

(Viersylbig.)

Meine ersten Sylben schließen
Meine letzten in sich ein,
Und mein Ganzes muß der Schöpfer
Dieser beiden letzten seyn.
Meine ersten Sylben finden
Durch das Ganze Ruh' und Rast,
Bis es selbst als diese ersten
Von der letzten wird umfaßt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 48: „Post."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 50. Sonntag den 11. Dezember. 1870.

Jeder erste Schritt ist Alles.
Ist erst dieser fehl gethan,
Ach, so nimmt des ersten Falles
Sich Dein Schutzgeist nicht mehr an. v. Spiegel.

*Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arzies
von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Das Diner.

Die Gesellschaft war klein, aber gut gewählt. Außer den Familiengliedern hatte der Präsident nur Duresnelle, den Hauptmann von Germae, eine Freundin des Hauses, welche ein bedeutendes Talent zur Malerei besaß, und den Doctor Wallberger eingeladen. Der Speisesalon war geräumig und kühl, höchst geschmackvoll mit Pflanzen und schönen Statuen dekorirt; denn, um die Wahrheit zu sagen, bei aller Sparsamkeit gab der Präsident in früheren Zeiten für Kunstwerke mehr aus, als sich mit seinem Einkommen vertrug. Die Speisen und Weine verstand er ebenfalls zu wählen, und wem es nicht im Hohenburg'schen Hause gefiel, der mußte ein sehr langweiliger Mensch oder ein vollendeter Misanthrop seyn.

Doctor Wallberger sagte Jedem, der ihn einlud, daß er die Pünktlichkeit selbst sey, und so war es auch; solle er also nicht zur bestimmten Stunde einer Einladung Folge leisten, habe er höchst wichtige Abhaltungen und komme ungenirt, sobald er Zeit habe. Man war gewohnt, ihn nach dem ersten Gericht still fort gehen oder erst bei dem Dessert kommen zu sehen, und lange wurde er damit geneckt, daß er vom Freischützen immer nur den ersten Act gesehen und Jahre lang die Agathe nicht erblickt habe. Auch heute ließ die Hausfrau zur bestimmten Stunde auftragen; sie saß neben Duresnelle, nahm aber weniger Theil an der Unterhaltung, als die Malerin Fräulein Helmodt, welche ausgezeichnet französisch sprach und ihm zur linken Seite saß. Das Gespräch wurde nach der Suppe sehr lebendig; auch Florentine besaß Selbstbeherrschung genug, sich heiter zu geben und auf einen Scherz Otto's in ähnlicher Weise zu antworten. Man war schon bei der zweiten Schüssel, als leise, wie es seine Art war, der Arzt in den Salon trat und neben Florentinen Platz nahm. Der Präsident flüsterte dem Baron Duresnelle zu: „Ich glaube, die Herren kennen sich schon," und rief dem Doctor, nachdem der Baron bejaht hatte, heiter zu: „Bon jour, lieber Doctor! Wieder abgehalten? Doch nicht ein Freund erkrankt?" „Nein, Herr Präsident, ein Fremder bedurfte meiner Hilfe; ich mußte nochmals zu ihm." „Wahrscheinlich der Herr, welcher im deutschen Hofe logirt, den der Postillon umgeworfen hat," sagte Fräulein Helmodt. „Zu dienen, mein Fräulein, Graf Mailath, dessen Name Ihnen wohl bekannt ist; ich spreche nämlich von dem Schriftsteller." „Ah, das ist mir sehr interessant; natürlich bedauere ich, daß der Graf Mailath in unserer Stadt krank liegen muß, allein ich hoffe, er wird bald genesen. Vielleicht erinnert er sich meiner noch; ich lernte ihn vor Jahren in Wien kennen, zur Zeit meiner diplomatischen Laufbahn, welche eben nicht lange dauerte. Ich war ein Jahr als Gesandtschaftssekretäe in Wien und sah Mailath mehrmals in Gesellschaft, hatte auch Gelegenheit, mich ihm gefällig erweisen zu können. Ein ganz eigenthümlicher Mann das." „Wie so? Findest Du ihn als Schriftsteller so außerordentlich?" fragte die Präsidentin. „Ich halte ihn für einen geistreichen Mann, für eine poetische Natur, aber nicht für einen Schriftsteller, welcher in der allerersten Reihe steht; aber der Graf besitzt eine Gabe, welche ich niemals wieder bei irgend einem Menschen angetroffen habe, ein colossales Gedächtniß."

„Dann wird ihm das Erlernen von Sprachen sehr leicht geworden seyn," bemerkte der Hauptmann. „Wahrscheinlich; besonders stark war sein Augengedächtniß; Alles, was er einmal gesehen hatte, vergaß er nie. Jede Handschrift, jedes Bild oder Siegel behielt er im Gedächtniß. Ich befand mich einst bei der Baronin Pereira, als er eintrat. „Warum haben Sie denn die hübsche Statuette dort im Eck mit einer anderen vertauscht?" fragte er. „Es ist dieselbe, lieber Graf." „Bitte um Verzeihung, meine Gnädige, die neue hat ein kleines, gelbliches Fleckchen; überhaupt ist es eine andere." Die Baronin lachte: „Ich habe schon oft Ihren Scharfblick bewundert, aber dießmal irren Sie doch, bester Mailath." In diesem Moment trat die Gouvernante der Baronesse ein; sie hörte den Streit und sagte: „Das ist ja fabelhaft, Herr Graf, Ihnen entgeht doch Nichts. Baron August war so unglücklich, die Statuette herabzuwerfen, als er gestern Abend Ball spielte, wie die Frau Baronin sich in der Oper befand; er hat diesen Morgen eine andere von seinem Spargelde gekauft."

Der Präsident hatte aus Rücksicht für seinen Gast französisch gesprochen; dieser rief: „Merkwürdig! Doch ist es fraglich, ob solches Gedächtniß ein Glück ist." „Ich muß gestehen," äußerte der Präsident, „ich behalte Vorgänge und Zahlen, dagegen sehr schwer Gesichter, und es ist mir schon oft begegnet, daß ich das Gesicht eines alten, mir lieben Bekannten, an den ich oft und freundschaftlich gedacht hatte, nicht sogleich erkannte."

„Ich behalte jedes Gesicht ungeachtet aller Veränderungen, welche mit ihm vorgegangen seyn mögen," sagte Fräulein Helmodt deutsch. Der Doctor erwiederte ebenfalls in seiner Muttersprache: „Dafür sind Sie Malerin. Ich behalte Gesichter auch nicht lange im Gedächtniß; es geht mir darin wie dem Herrn Präsidenten." „Weil Sie so viele Menschen sehen, Herr Doctor," sagte der Hauptmann, sich in verbindlicher Weise gegen den Doctor neigend; „denn nicht nur die Waldauer rufen Ihre Hilfe an; auch die Bewohner der Umgegend kommen hoffnungs-

voll zu Ihrem Hause, endlich auch Freunde aus weiter Ferne, um Ihren Rath zu holen." „Ich habe Glück in meinem Berufe," entgegnete der Doctor bescheiden; „mancher College, der ebenso viele Kenntnisse und Gewissenhaftigkeit besitzt, bleibt unbemerkt. So ist es in jedem Stande." „Sind Sie nicht der Ansicht, lieber Doctor, daß Jeder seines Glückes Schmied ist?" frug der Präsident in französischer Sprache.

Duresnelle wandte unwillkürlich sein Gesicht dem Arzte zu, welcher hierauf erwiederte: „Ich glaube, es ist gut, wenn Jeder so denkt; denn fast immer wird der Fleißige mehr erreichen als der Träge, und wenn man Alles, was man thut und was Einem geschieht, dem Schicksal in die Schuhe schieben will, so gibt es endlich Entschuldigung für Alles; ob aber nicht neben dem, was wir aus sogenanntem freien Willen thun, unsichtbar und unerbittlich das Schicksal waltet, wer kann es wissen? Wider Wissen und Wollen betreten wir die Welt; die größte Zahl der Menschen muß sie auch wider Willen verlassen; wenige wissen etwas von sich, indem sie den letzten Athemzug thun, und Keiner kehrt zurück, um zu sagen, wohin wir kommen. Das menschliche Leben ist ein Räthsel und wir thun klug, nicht zu oft und zu lange über die Auflösung nachzudenken. Man muß mit Göthe sagen:

Liegt Dir Gestern klar und offen,
Wirkst Du heute kräftig, frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sey.

Seine Pflicht thun, das ist am Ende das Klügste; dabei bleibt man gesund an Leib und Seele." „Wenn aber zwei entgegengesetzte Pflichten auf uns Anspruch machen," nahm schüchtern Florentine das Wort, „wie dann, Herr Doctor?" „Eine davon wird doch wohl die höhere seyn, Fräulein Florentine," antwortete der Doctor. „Wir haben auch Pflichten gegen uns selbst," sprach Otto; selbstlose Gemüther vergessen das oft und stürzen mit offenen Augen in ihr Unglück." „Welch' ernstes Gespräch beim frohen Mahl und noch dazu an einem Geburtsfest!" sagte sanft die Hausfrau. „Wir sind ja keine Aegyptier, daß wir die Mumie bei unserem Gastmahle haben müssen." „Sehr wahr, liebe Therese," erwiederte der Präsident; „ich habe den ersten Ton angeschlagen, lassen wir ihn erklingen und freuen wir uns des Guten und Schönen, dessen uns Allen im Leben doch viel geboten wird." „Wir Menschenkinder haben schon in der Kunst eine unversiegbare Quelle des Glückes," sprach die Malerin. „Und in der Liebe," fügte der Hauptmann hinzu und blickte mit innigem Ausdruck auf Marie hin. „Zu der Wissenschaft," ergänzte der Doctor. „Und in der Natur, welche um Waldau und Rosenhaag reizend ist. Ich denke nächstens meinen neuen Bekannten ein kleines Fest in Rosenhaag zu geben; bei trockenem Wetter ist es auch im Spätherbst schön, und in meinem Wintergarten sollen die Damen den Frühling nicht vermissen," sagte Duresnelle. „Wir werden uns Alle freuen, das herrliche Schloß Rosenhaag wiederzusehen, welches so lange den Waldauern und den Gutsbesitzern der Umgegend verschlossen war. Walter Rosenhaag lebte lange im Auslande, doch das wissen Sie ja, Herr Baron, Sie lernten Ihren Freund in Italien kennen?" „In Paris, Herr Präsident, erwiederte Duresnelle, „wir gingen aber von da aus zusammen nach Italien. Meine theure verstorbene Schwester war des Baron von Rosenhaag Braut; sie verließ die Erde zwei Tage vor dem zur Trauung anberaumten. Er, der Arme, Tiefgebeugte, fand seinen letzten Trost in dem Gedanken, daß ich, ihr Bruder, sein Erbe erhalten würde. Meine Schwester war bedeutend jünger als ich. Requiescat in pace!" Der Präsident warf Otto einen vielsagenden Blick zu. Dieser murmelte auf Deutsch: „Dennoch, Papa!"

(Fortsetzung folgt.)

---

*Einem gefallenen Turkos.

Wer sang es dir an deiner freien Wiege,
Die fern im Osten zwischen Palmen hing,
Daß sich dein Schicksalsstern so weit verfliege
Und fern im Abendlande unterging'?

Sang es der Schiff, wenn du auf stolzem Rosse,
Dem Löwen nach, die Wüste hingebraust,
Daß du, der freien Wildniß freister Sprosse,
Von Tyrannei dich einst gebungen schaust?

Hat dir's der Zaubervogel zugesungen,
Der einst am Nil umkreiste deinen Traum,
Als Du, vom Tigerkampfe matterrungen,
Entschlafen unter einem Feigenbaum?

Da war's! Du sah'st im Traum dich im Gefechte;
Ein Dämon drang dir auf den blanken Speer,
Und du, ein Sohn von krieg'rischem Geschlechte,
Gabst deinem Freiheitsmörder gern Gehör.

Und aus dem Schlaf erwacht, war wirklich worden
Der gift'ge Traum, der in dein Herz sich stahl;
Ein Krieger stand an deiner Hütte Pforten
Und führte dich aus deinem Palmenthal.

Und führte dich auf einem mächt'gen Schiffe
Nach einem unbekannten fernen Strand;
Kaum schautest du zurück zum blauen Riffe,
Das dir noch einmal wies dein Vaterland.

Und purpurroth sah'st du in goldnen Wogen
Die Küste deines Ruhm's im Abendschein,
Und deines wilden Hengstes Mähnen flogen
Und stürmt' mit dir schon in die Schlacht hinein.

O schwarzer Jüngling! eine stille Thräne
Bist du mir werth, bedenk' ich dein Geschick;
Seh' ich dein Haupt auf todten Rosses Mähne
Jetzt still gesunken mit dem Sterbeblick.

Du schaust nach Osten! — ach! in diesem Sinnen
Blüht einmal noch empor dein Alpenthal!
Und milder deiner Wunde Quellen rinnen,
Und ostwärts schaut dein Blick zum letzten Mal.

Ein Christ, o Jüngling, hat mit dir empfunden!
Und meine Leier — auch von freiem Blut —
Heil dir! das Morgenland hast du gefunden,
Wenn auch der Leib in fremder Erde ruht.

Siegfried Bümmler.

Schreiben eines gefangenen preußischen Offiziers.

Aus Orthez, 21. Nov., im Departement der Pyrenäen, westlich von Pau ist in Kassel ein Brief eines ehemals hessischen Offiziers eingelaufen, welcher interessante Schlaglichter auf die Behandlung wirft, welche die Franzosen den deutschen Offizieren angedeihen lassen. In dem Bericht heißt es: Nach dem Abzug der Bayern von Orleans am 9. Nov. sind alle zurückgebliebenen Kranken und Verwundeten vollständig abgeschlossen gewesen von der Außenwelt. Am 15. war dem Dr. Strohmann angezeigt worden, daß er und alle Militärärzte, preußische, wie bayerische, die in der Stadt sind, am nächsten Tage südwärts in der Richtung auf Pau abreisen sollten und daß sie von irgend einer Zwischenstation nach Genf dirigirt würden. Es lag uns daran, mit ihm zu reisen, um so lange als möglich seine Hülfe zu haben, und unser Hauswirth, den wir baten, diese Vergünstigung für uns auszuwirken, brachte uns befriedigende Zusicherung vom Commandanten zurück. Vom Doctor wußten wir, daß der Zug am 16. um 11 Uhr abgehen sollte; wir hatten einen Wagen bestellt und fuhren bald nach 10 Uhr aus dem Hause. Ein Polizist setzte sich zum Kutscher, man fuhr uns aber nicht zur Bahn, sondern vor die Commandantur, ließ uns nach einigem Warten mehrere Treppen hinaufsteigen und bedeutete uns, der Zug gehe erst um 12 oder ½1 Uhr ab. Aber auch diese Zeit verstrich und man sagte uns endlich die Wahrheit: wir würden erst um 6 Uhr abreisen. Der Wagen, der noch vor dem Hause stand, wurde entlassen und unser Hauswirth, der sich wieder bei uns eingefunden, versprach nun, unser Gepäck in seinem Hause abieden zu lassen und dasselbe Abends um 6 Uhr auf den Bahnhof zu schaffen. Es war heiter, von 10 bis 6 Uhr warten zu müssen; vor der Stubenthür standen 2 Mann mit Gewehr auf Posten. Thal wurde mit militärischer Begleitung herunter geführt, um vor der Thüre etwas Brod und Butter für uns, das dort feil gehalten wurde, zu kaufen. Unsere Säbel hatten wir schon im Quartiere zurücklassen müssen. In der Dunkelheit fuhren wir Drei, Sander, Wessel (den wir mit uns nahmen, obgleich er noch sehr zu leiden hatte) und ich nebst einem bayerischen Lieutenant Haag auf den Bahnhof, auf dem Bock saß ein Gensdarm. Auf

dem Bahnhof war großes Gedränge; viel Publikum und ein Transport von Kranken und Verwundeten aus den Spitälern und Ambulanzen von Orleans, die mit uns transportirt werden sollten. Man bewachte uns ängstlich und brachte uns endlich in ein Coupé II. Klasse. Unser Hauswirth zeigte sich aber so wenig als das Gepäck und mit Mühe konnte ich den Thol wieder erlangen, den man in den Transport der Kranken untergesteckt hatte. Zu uns in's Coupé setzte sich ein Nationalgardist und ein Gendarmerie-Beigadieur, beide mit Gewehr. Wir fuhren über Blois nach Tours; in ersterer Stadt trat der Kommandeur eines Jägerbataillons an unsere Wagenthür und reichte uns ein Glas Wein, was mir um so mehr in der Erinnerung bleiben wird, weil dieser alte Offizier der einzige Mann war, der uns eine Wohlthat erwiesen hat. Wir kamen spät in Tours an; auf dem Bahnhof war eine Unmasse von Posten aufgestellt, ob unsertwegen? Man kann es sich fast nicht denken, und doch ist kein anderer Grund aufzufinden. Man brachte uns nach einigem Hin- und Herführen in ein Ambulancezimmer, wo Einige frisch verbunden wurden, und gab uns etwas zu essen; barmherzige Schwestern hatten eine Küche etablirt. Dann holte man uns wieder ab und schien den Versuch zu machen, für uns ein besseres Nachtquartier zu suchen. Wir standen lange unter der Halle und während dessen trat aus einer uns umstehenden Gruppe ein Mann, den ich Ursache hatte, für den Bahnhofvorstand zu halten, und redete mich deutsch an, wie wir nur einen so wahnwitzigen Krieg führen könnten und dergl. mehr. Als ich ihm auf eine solche Redensart antwortete: „wenn der König befiehlt, folgt die Armee," schrie der Mensch sogar: „einen solchen König hätten wir sollen todtschießen." Ich brach ab und ließ ihn stehen. Danach wurde uns bedeutet, es sey kein besonderes Lokal für uns vorhanden. Man führte uns in einen Wartesaal, in welchem sich die unglücklichen Kranken und Blessirten befanden, die in demselben Zuge mit uns gekommen waren. Es waren meist Bayern, etwa 8 Preußen, im Ganzen 121 Mann; die armen Leute waren theils Typhuskranke, theils litten sie noch an Fieber und Ruhr; man hatte sie in Orleans aus den Betten genommen und hier lagen sie dichtgedrängt auf dem Fußboden ohne Stroh, ihr Gepäck unter dem Kopfe. Die armen Menschen sahen höchst elend aus, ertrugen aber ihre Leiden im Stillen. Außer ihnen befanden sich in demselben Raume eine Menge Franctireurs, die hier Nachtquartier genommen hatten, und etwa 10 Mann Posten mit Gewehr. Es war schwer, hier ein Unterkommen zu finden, und ein Plätzchen auf einer Bank an der Wand und dann und wann ein kleiner Raum, um einige Schritte zu machen, war Alles. Es war eine schlechte Nacht, aber sie verging endlich auch und am Morgen durften wir unter reichlicher Sicherheitswache in dem Büffet einen mäßigen Kaffee für einen unmäßigen Preis trinken. Den armen kranken Soldaten hat man auf der ganzen Reise von Orleans bis zu die Pyrenäen nichts gereicht als einmal etwas Brod. Am Morgen des 17. fuhren wir weiter auf Bordeaux los; wir sahen hin und wieder eine hübsche Landschaft, doch theils ließ Müdigkeit, theils der Ekel an der Neugier und Zudringlichkeit des Publikums uns wenig davon genießen. Unsere Bewachung war dieselbe und da fast nie länger als wenige Minuten angehalten wurde, herrschte Noth um's Aussteigen bei den vielen kranken Leuten. In der Nacht kamen wir bei Bordeaux an; wir sahen große Reihen Laternen im Wasser sich bespiegeln und man sagte, es seyen Quais. Der Zug wurde vielmals hin- und hergeschoben, blieb bald hier, bald dort stehen, aber es durfte nicht ausgestiegen werden. Der Gensdarm kaufte für uns Wurst, Brod und Wein ein; es war die schlechteste Wurst, die ich je in meinem Leben gekostet, aber auch nicht gegessen habe. Wir fuhren weiter in die Nacht hinein und hielten auf einer Station vor mehrere Stunden, etwa von drei bis sechs Uhr Morgens. Ein äußerst schlechter Kaffee, die Tasse 4 Sgr. ($^1/_2$ Franc), war das einzige, was wir nahmen, und dann bei anbrechendem Tage ging's dem Bestimmungsorte entgegen. Ein Vergnügen war es aber für mich, als ich, mich umsehend, endlich einen schönen Blick auf einen Theil der Pyrenäen hatte, die wir bei hellem Wetter vom Hofe aus täglich sehen können. In Orleans hatte man uns gesagt, wir kämen nach Pau, auf der Reise erfuhren wir erst, daß Orthez unser Bestimmungsort sey, während die Soldaten nach Pau weiter fuhren. Ein Gensdarm führte uns vom Bahnhofe nach dem Spital, in dem barmherzige Schwestern fungiren. Wir durchschritten einen großen Saal, in dem eine Anzahl Greise lagen und am Ofen hockten und kamen in ein Zimmer mit vier Betten, ohne Ofen, ein Fenster mit Eisenstäben — nach dem Garten, — eine complette Erkältungsanstalt. Wir dürfen das Hospital nicht verlassen und ist uns nur gestattet, Hof und Garten zu betreten, auch die Stadt nicht. Als Grund hiefür gab der Unterpräfekt an, wir dürften das Terrain nicht kennen lernen und zweitens um uns vor dem gereizten Volke zu schützen; dabei liegt aber die obere Etage des Hospitals voll verwundeter Fronzosen (die durch preußische Liberalität nach Hause geschickt sind), die jedenfalls als der gereizteste Theil des Volkes zu betrachten sind und uns auf jedem Schritte begegnen. Die Schwestern im Hause meinen es ganz gut; die Kochkunst ist freilich eine ganz andere als zu Hause, aber es geht ebenso an. Mit meinem und unser aller Befinden geht es gut. Es scheint, als ob man uns Alles hier wolle bezahlen lassen; ich muß jedes Stückchen Wäsche bezahlen. Wo da das Geld herkommen soll? Ich habe ja keine Münze bei mir, um Geld zu machen! Ich bekomme von Preußen keins und von Frankreich keins und soll bezahlen. Die Gegend hier ist bergig und schön; der Fluß schäumt durch ein prächtiges Felsenbett mit seinem klaren Wasser, die Pyrenäen sind weiß, aber das Klima hier ist sehr lind. Es ist noch kein Winter hier, viele Bäume haben ihr Laub noch und es ist vieles Grün noch zu sehen. Im Garten wachsen junge dicke Bohnen, die bald blühen müssen, herrlicher Wirsing, Artischoken; gestern aßen wir Blumenkohl. Viele Gebäsche kommen schon im Freien fort, die ihre Blätter behalten; eine Art Lorbeer, myrthenähnliche Pflanzen und blühende Laurestinusbäumchen von 10 Fuß Höhe stehen in Hof und Garten, einzelne blühende Rosen findet man noch in den Büschen und auch schon die frischen Triebe. Wenn es nicht zu weit, zu unsicher und zu theuer wäre, bäte ich um Uebersendung von Kleidern, das Bischen aus Orleans ist auch ausgeblieben; ich habe nichts, als was ich auf dem Leibe habe, ein Paar Strümpfe, ein Hemd ꝛc. Ich wünschte, daß die französischen Offiziere ebenso wie wir behandelt würden und bitte, das Nöthige einzuleiten.

Gesehen auf der Unterpräfektur in Orthez.

Der Unterpräfekt: Louis Rauz.

Ueber die **bayerische Cavallerie** wird der A. Z. geschrieben: Vor Paris, 27. Nov. Der Feldzug vom Jahre 1870 in Frankreich mag den verschiedenen Kammer-Heeres-Reformatoren doch in mancher Beziehung recht unbequem seyn. So manches Argument, welches vermeintlich mit viel Scharfsinn zu Tage gefördert wurde, erweist sich jetzt im Gegenhalt zu den unwiderleglichen Thatsachen, gelinde gesagt, als sonderbare Schwärmerei. Was hat man nicht alles von der hohen Vervollkommnung der Feuerwaffen ꝛc. erzählt, um zu beweisen, daß die Cavallerie nur noch in sehr geringem Maß im Kriege zur Verwendung werde kommen können und deßhalb umfassende Reduktionen in derselben beantragen zu dürfen geglaubt. Ich bin in der Lage, Ihnen über die Verwendung der Cavallerie während des gegenwärtigen Feldzuges Einiges mittheilen zu können. Ich habe zwar nur die Thätigkeit eines kleinen Theils der deutschen Reiterei, nämlich der bayerischen Ulanen-Beigade, näher in's Auge fassen können, aber es genügt vollkommen, um von der Wichtigkeit der im Kriege dieser Waffe zufallenden Aufgabe einen richtigen Begriff zu empfangen, deren Lösung eine gute und zahlreiche Cavalleeie erfordert. Sie wissen, daß den deutschen Heeren stets große Cavalleriemassen einige Tagemärsche vorausschwärmten, einen undurchdringlichen Schleier bildend, der die kühnen strategischen Operationen unseres genialen Führers Moltke dem Auge des Gegners verbarg und dadurch gewissermaßen zur nothwendigen Vorbedingung der überraschenden großartigen Erfolge dieses Krieges ward. Dieß trat insbesondere bei dem Flankenmarsche von Chalons gegen Sedan, welcher am 26. August begann, in augenfälligster Weise hervor. Am 26. August stand die vierte preußische Cavalleriedivision in Châlons, die bayerische Ulanen-

brigade in Suippes, die sechste preußische Cavalleriedivision in Souain; am 27. August rückte die vierte preußische Cavalleriedivision bis Souain, die bayerische Brigade bis Somepy und die sechste preußische Cavalleriedivision nach Monthois. Der Bogen, auf welchem an diesem Tage die Pikets dieser Cavalleriemassen vertheilt waren, mag von Châlons bis an die Argonnen eine Länge von etwa zwanzig Stunden betragen haben; auf die bayerische Brigade treffen hievon acht Stunden. Erwägt man hiebei, daß der Halbmesser des beschriebenen Bogens eine Länge bis zu acht Stunden hatte, so wird man es begreiflich finden, daß die Bewegungen des Gros der dritten Armee, welches theils westlich, theils östlich der Argonnen gegen Norden marschirte, dem Feinde verborgen bleiben mußten. Bei dieser Gelegenheit kann ich eine Marschleistung eines der beiden bayerischen Ulanenregimenter — irre ich nicht, so war es das erste — nicht unerwähnt lassen. Ein Theil dieses Regimentes, welcher am 27. auf Vorposten war, hat in der Zeit vom 26. August Abends bis 28. August Nachts 12 Uhr, also in 53 Zeitstunden, 45 Wegstunden zurückgelegt; in diese Zeit fallen drei Nachtmärsche, welchen zwei weitere folgten. Die Marsch- und Gefechtsfähigkeit dieses Regimentes zeigte sich durch diese außerordentlichen Anstrengungen in keiner Weise beeinträchtigt. Der Infanterie können derartige Dienstleistungen, wenn sie gefechtsfähig erhalten werden soll, ebenso wenig zugemuthet werden, wie der Sicherheits- und Kundschaftersdienst überhaupt. Besonders letzterer ist äußerst anstrengend, und kann selbst von der Cavallerie nur dann in ersprießlicher Weise geleistet werden, wenn sie zahlreich genug ist, um den nöthigen Wechsel eintreten lassen zu können. Die bayerischen Ulanen waren von Marsal an bis Paris fast ununterbrochen theils als äußerste Vorhut, theils als Seitendeckung verwendet. An die Tagmärsche reihten sich stets Patrouillenritte von 10 bis zu 16 Stunden; dabei mußten die Eclaireurs an der Spitze der Patrouillen fortwährend darauf gefaßt seyn, aus dem nächsten Hause, einer Gartenmauer, vom Waldsaume her, beschossen zu werden. Die bayerischen Ulanen können darüber ihr Lied singen ebenso gut wie die preußischen. (Die französischen Blätter, welche den Unterschied zwischen bayerischen und preußischen Ulanen nicht kennen, erwähnen stets nur Ulanen. So z. B. waren die Ulanen, deren Einrücken in Nogent, Nangis, Provins, Mormant, Melun gemeldet wird, bayerische.) Der Reiter ist gegenüber dem gedecktstehenden unsichtbaren Feind in den meisten Fällen geradezu wehrlos. Von den kleinen Vorpostengefechten seyen nur jene von Nangis, Donnemarie, Melun, Etiolles, Draveil, Bourg la Reine, l'Hay erwähnt, bei welchen mehrmals die Geschütze der Brigade in Action treten mußten und wobei mancher wackere Ulan mit seinem Pferde das Leben verlor.

Weihnacht 1870.

*Ansbach, im Dezember. „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl!" Ein schöner Spruch, der gewiß in den Herzen unzähliger Menschen eingegraben ist, aus deren Gedächtniß im Laufe der Jahre manch' goldnes Verslein der lieben Kinderzeit verschwand. Unsre neueste Zeit ist so recht dazu angethan, den Beweis zu liefern, welch' außerordentliche Erfolge durch Wohlthätigkeit erzielt werden können, wenn einem großen Zwecke gedient werden soll. Von nah und fern im ganzen deutschen Vaterlande, von dem wir endlich, Gott sei Dank! reden können, ohne eine bloße Phrase zu gebrauchen, sind große Summen an Geld und unschätzbare Massen von Lebensmitteln, Kleidungsstücken u. s. w. herbeigeschafft worden, unsern verwundeten und kranken, wie unsern im Felde stehenden Kriegern ihre Lage zu erleichtern, die zurückgebliebenen Familien zu unterstützen und überall, wo es nöthig, hilfreiche Hand zu bieten. Aber auch weit über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus hat Menschenliebe ihr segenswerthes Werk gefördert, und nicht nur die über die Erde zerstreuten Deutschen, sondern auch fremde Nationen haben in edelmüthigster und freigebigster Weise zu dem schönen Zwecke beigetragen. Im großen Ganzen läßt sich das, was geschehen ist und noch geschieht, nur nach den Zahlen bemessen, die hie und da in den Zeitungen angeführt werden; im Einzelnen und Besondern aber entwickelte sich in jedem Städtchen und Oertchen ein unerschöpflich reicher Schatz des Mitgefühls zur hilfreichen That, ohne daß irgend eine Notiz davon genommen wird. Wir haben speziell in Bayern an verschiedenen Orten Gelegenheit gehabt, sehr häufig das gleiche wohlthuende Schauspiel der Gaben kurzer Hand zu sehen, haben nur im Vorübergehen das Scherflein der Mildthätigkeit aus den Händen des alten Mütterchens wie des unmündigen Kindes fließen sehen und sind so unzählige Male Zeuge einer ohne irgend welche Ostentation wirkenden Mildthätigkeit gewesen, welche neben den größten Opfern dieses Jahres verzeichnet zu werden verdient. — Noch ist leider der blutige Krieg nicht zu Ende; mit dem Eintritt der kalten Jahreszeit sind die Bedürfnisse der von uns verpflegten Krieger wie der ihres Ernährers beraubten Familien größere geworden und damit hat auch das Gebiet der Privatwohlthätigkeit an Umfang gewonnen. Erkalten wir deßhalb nicht in der Ausübung der schönen Pflicht, zu helfen und zu unterstützen! Tragen wir freudig nach wie vor unser Scherflein zur Linderung vieler Noth bei! Legen wir uns, wenn es seyn muß, selbst kleine Entbehrungen auf, die oft so leicht zu tragen sind, um da Freude zu bereiten, wo ein Theil unseres Ueberflusses bittern Mangel beseitigt! Gedenken wir vor Allem bei herannahender Weihnachtszeit voll warmen Mitgefühls der armen verlassenen Frauen und Kinder! Ueberall regt sich's in dieser Beziehung, überall sammelt und gibt man, damit das bevorstehende Weihnachtsfest auch für jene Familien zum möglichst glücklichen sich gestalte, deren Ernährer im Felde steht oder in fremder Erde ruht. Wohlan! Auch in dieser Hinsicht soll Ansbach hinter andern Städten nicht zurückbleiben; und wie es gewiß nur dieser Worte bedarf, die Aufmerksamkeit unseres äußerst thätigen Zweigvereines auch nach dieser Seite zu lenken, so wird auch gewiß reichlich gegeben werden für den Weihnachtsbaum unserer armen Kinder.

Sechs Wörter nehmen mich in Anspruch jeden Tag;
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag:
Ich soll, ist das Gesetz, von Gott in's Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.
Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält.
Ich kann, das ist das Maß der mir verlieh'nen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft.
Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.

(Rückert.)

Räthsel.

Zwei Silben, nennen eine Königin wir;
Sie wird zu einem Säugethier,
Will nur das zweite unsrer Zeichen,
Mit unsrem dritten tauschend, weichen.

Lösung der Rechnungsaufgabe in Nr. 49: Von den 19 Morgen blieben noch 12, welche in $^1/_2$ Tage geschnitten werden sollten. Nachdem 21 Mann 7 Morgen in 1 Tage geschnitten, schneiden 3 Mann 1 Morgen in 1 Tag oder 6 Mann 1 Morgen in $^1/_2$ Tag, folglich 72 Mann 12 Morgen in $^1/_2$ Tag; da aber nur 21 Arbeiter verwendet waren, so ist 72 — 21 = 51 die Zahl der Leute, welche zur Vollendung der Arbeit noch benöthigt waren.

Auflösung des Räthsels in Nr. 49:
„Todtengräber."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 51. Sonntag den 18. Dezember. 1870.

Bildung der Welt — weg putzt sie die üppigen Zweige des Geistes;
Bildung der freien Natur schmückt sie mit Blüthen und Frucht. v. Brinkmann.

Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes
von Edmund Hahn.

(Fortsetzung.)

Duresnelle sprach indeß ruhig mit Fräulein Helmodt fort, aber ein aufmerksamer Beobachter würde vielleicht auf die Vermuthung gekommen seyn, daß der Ausländer mehr Deutsch verstände, als es den Anschein hatte; denn ein finsterer Schatten flog über dessen Gesicht und seine Heiterkeit kehrte nicht sobald zurück. Nach beendigtem Diner zerstreute sich die kleine Gesellschaft in die beiden Nebenzimmer. Der Flügel war geöffnet; der Hauptmann und Marie spielten vierhändig die Lieblingsstücke des Hausherrn, der Doctor bat sich später von Otto, welcher eine schöne Baritonstimme hatte, einige Lieder aus und sagte, als dieser schwieg: „Besten Dank, aufrichtigen, bei Gott! Wenn man heutzutage gute Musik hören will, so muß man zu Familien gehen, welche gründlich musikalisch sind; denn was fischt man im Theater für Töne auf, welche Musik genannt werden, und wie gehen die Virtuosen mit ihren Instrumenten um? Ich hörte kürzlich einen Geiger, welcher, um seine große Technik zu zeigen, Laute hervorbrachte, die eher dem Geknurr eines Mopses und dem Miauen der jungen Katzen glichen, als den Tönen einer Violine."

„Und willst Du uns nichts singen, Florentine?" fragte die Malerin. „Sie singen, mein Fräulein?" fragte Duresnelle. „Ein wenig, eben nur für das Haus. Otto hatte auswärts Gelegenheit, singen zu lernen; hier fehlt es gegenwärtig an einem guten Gesanglehrer." „Mein Lieblingslied," bat die Malerin. Florentine setzte sich an den Flügel; sie war keine besondere Pianistin und konnte sich nur leichte Gesänge begleiten. Das Lied war sehr einfach; der Anfang lautete:

Es ist ein großes Leiden,
Sich lieben und sich scheiden.

Duresnelle, welcher den ganzen Abend kein Wort gesprochen, sondern andächtig der Musik gelauscht hatte, ging, während Florentine sang, leise in das Nebenzimmer; Doctor Wallberger sah ihm aufmerksam nach.

Das Fest.

Graf Mailath und sein Arzt saßen einander gegenüber; der Erstere befand sich bedeutend besser. Er durfte heute zum ersten Male einige Stunden außer dem Bett zubringen und hatte die Erlaubniß erhalten, in den nächsten Tagen Besuche annehmen zu dürfen. Wallberger war nicht nur ein ausgezeichneter Arzt, sondern auch ein vielseitig gebildeter Mann und großer Bibliomane; deßhalb war es dem Grafen immer erfreulich, wenn der Doctor Zeit hatte, ein halbes Stündchen mit ihm zu verplaudern; auch hielt es der Letztere für Pflicht, dem vereinsamten Patienten so viel Muße zu widmen, als möglich.

„Die Gegend um Waldau ist, so viel ich auf der Reis hierher sehen konnte, auch im Herbste schön," sprach der Graf, „ehe ich abreise, will ich sie kennen lernen; vielleicht komme ich niemals wieder in diesen Theil von Deutschland. Gibt es alte Schlösser, interessante Ruinen in der Gegend? Bietet die Stadtbibliothek viel dar, was vielleicht anderwärts nicht zu finden ist?" „Ich will Ihnen den Catalog derselben verschaffen, Herr Graf. Was Ruinen betrifft, so haben wir einige, welche schön genug sind, auch Denjenigen anzuziehen, der viel gesehen hat. Ein altes, großes und durch seine Geschichte, sowie durch Alterthümer merkwürdiges Schloß ist Rosenhaag; es ist aber jetzt bewohnt und ich weiß nicht, ob es Fremden gezeigt wird."

„Rosenhaag? Ich kannte in Wien einen Baron Walter von Rosenhaag; es mögen so etwa zehn, elf Jahre her seyn. Er war schön, sah aber sehr schwindsüchtig aus und ging nach Italien. Ich habe niemals wieder von ihm gehört." „Er ist gestorben; sein Erbe lebt jetzt in Rosenhaag, ein Baron Duresnelle." „Duresnelle?" rief der Graf lebhaft, „Duresnelle, das trifft sich ja herrlich, ich kenne nämlich einen Baron Duresnelle. Wie alt ist der Mann?" „Vielleicht vierzig Jahre; er kann auch ein Jahr mehr oder weniger haben." „Dann wird es mein Duresnelle seyn, kein Belgier, ein Franzose, Alphonse Duresnelle." „Ich glaube, der Taufname des Barons, welcher allerdings ein Franzose ist, lautet so."

Mailath fuhr mit Lebhaftigkeit fort: Ich habe allerdings den Baron nie gesehen; allein wir standen vor zwölf Jahren in lebhaftem Briefwechsel. Ich war ihm durch Baron Hammer-Purgstall empfohlen und verdankte ihm Quellen zu einem Geschichtswerke, welches ich unter der Feder habe. Viel Bitteres hat mich verhindert, demselben ununterbrochen meine Zeit zu widmen. Selten habe ich einen Mann gefunden, der mir so lieb und bekannt durch Briefe geworden ist, wie dieser Duresnelle. Er verlor seine Schwester, ich glaube auch seine Braut, und reiste nach dem Orient; ich habe dann nichts weiter von ihm gehört. Er war damals ebenfalls krank, wenigstens hielt er sich für lungenleidend, aber mit Freuden höre ich, daß er noch lebt." Der Doctor hatte dem Grafen aufmerksam zugehört, dann saß er lange nachdenklich da, ohne ein Wort zu sprechen; endlich sagte er, beinahe mehr zu sich selbst, als zu dem Grafen: „Es wundert mich, daß dieser Baron sich nicht nach Ihnen erkundigt hat, und doch, doch muß es derselbe seyn."

„Ohne Zweifel," antwortete Mailath; „ich erinnere mich, daß er mir schrieb, mit seiner Schwester habe er seine einzige

Verwandte begraben, er stehe jetzt ganz allein, habe nicht einmal entfernte Vettern oder Basen."

Doctor Wallberger verließ den Grafen, aber gegen seine Gewohnheit besuchte er diesmal nicht sofort einen anderen Patienten; er schlug den Weg nach der Promenade ein und suchte die abgelegensten Partieen, offenbar, um sich ungestört seinen Gedanken überlassen zu können.

Im Hohenburg'schen Hause war die sonst so friedliche, in aufrichtiger Liebe verbundene Familie in zwei Parteien getheilt; die sanfte Mutter stand vermittelnd zwischen beiden. Sie liebte ihre Töchter zärtlich und wünschte ihr wahres Glück; sie war ihrem Gatten innig ergeben und sah ein, daß Florentinens Verbindung mit dem begüterten und durch seine Stellung einflußreichen Duresnelle ihre Tochter zu einer hochangesehenen Frau machte und das Glück ihrer ältesten gründete. Sie hatte eine fast mütterliche Zuneigung zu Edmund Rosenhaag gefaßt und gehörte nicht zu den Charakteren, welche sich leicht und schnell ändern; aber wenn sie auch nicht wußte, wie groß die Sorgen waren, welche den Präsidenten drückten, — daß er nicht im Stande war, Marien Vermögen zu geben, war ihr bekannt.

Der Präsident und Marie sprachen natürlich für Duresnelle, auch die Schwester der Frau von Hohenburg. Die Letztere erklärte geradezu, es sey Wahnsinn, wenn Florentine ein so glänzendes Loos verschmähte, und ihr Vater habe die Pflicht, sie als völlig unzurechnungsfähig zu behandeln. Otto dagegen, als ältester Sohn des Hauses, sowie der Bruder des Präsidenten, stimmten mit Florentinen überein. Otto blieb bei seiner Behauptung, Duresnelle sey ein Erdschleicher und gemeiner Charakter, sonst würde er dem durch sein Blut zu der Erbschaft berechtigten Edmund die Güter nicht nehmen und sich mit dem baaren Vermögen begnügen, welches Walter Rosenhaag nachgelassen habe, es sey sehr ansehnlich. Major Hohenburg, welcher eben auf Urlaub in Waldau war, sagte: „Jeder kann meiner Ansicht nach mit seinem Gelde thun, was er will; Walter betrachtete Duresnelle als Schwager; übrigens, wenn Walter noch einige Jahre gelebt hätte, wäre vielleicht ein Sohn von ihm da, welcher der Erbe dieser Güter geworden wäre; aber ich halte Nichts von Ehen zwischen Personen von verschiedenen Nationalitäten. Ich setze den Fall, es bräche wieder einmal Krieg zwischen Deutschland und Frankreich aus, was dann? Könnte unter solchen Umständen zwischen Dir und dem Schwiegersohne Uebereinstimmung walten, und was würde die arme Florentine zu leiden haben? Bedenke das, Bruder." „Wer glaubt heut zu Tage noch an Krieg zwischen civilisirten Nationen? Keine Regierung ist noch so thöricht, den Handel ihres Landes zu ruiniren," sprach der Präsident. „Als ob die Franzosen nicht in jedem Jahrhunderte einen Krieg haben müßten! Und abgesehen davon, Edmund Rosenhaag hat Dein Wort, ein Hohenburg darf es nicht brechen. Gerade wenn der Adel sieht, daß Könige nicht mehr Wort halten, muß er es thun oder — sein Wappen zerbrechen." „Marie soll glücklich durch ihre Liebe werden, das freut mich für meine Zwillingsschwester; aber Florentine hat auf gleiche Seligkeit Anspruch," eiferte Otto. „Aber so laßt doch Florentine selbst entscheiden," sprach endlich Hohenburg.

Für dieses arme gequälte Menschenherz wurde die Entscheidung sehr schwierig. Von dem Doctor Wallberger, welcher ihr Freund und der Freund Edmunds war, hatte sie vernommen, daß ihr Geliebter an dem Tage, an welchem das kleine Diner stattgefunden hatte, plötzlich abgereist sey; Niemand wußte wohin und auf wie lange. Er hatte den Gymnasialdirektor um unbestimmten Urlaub gebeten und einen tüchtigen Mann, welcher ihm befreundet war, als Stellvertreter gefunden, gegen welchen der Rector Nichts einwandte. Edmund hatte freilich an die Geliebte geschrieben, sie von dem Grunde seiner Abreise in Kenntniß gesetzt und gebeten, zu schreiben, auch seine Adresse beigefügt: allein zufällig fand sich Frau von Jourdan, die Schwester der Präsidentin, im Vorzimmer, als der Briefträger das Schreiben an Florentine brachte; die Dame kannte Edmunds Siegel und Handschrift und hielt es für vollkommen gerechtfertigt, dies Mal den Brief nicht abzugeben. Doch war sie ehrenhaft genug, ihn ungelesen zu verbrennen. „Florentine wird noch nach Jahren als reiche Baronin Duresnelle mir danken, daß ich verständiger um ihre Zukunft besorgt war, als sie selbst," sagte sie sich zur Beruhigung. Edmund Rosenhaag war zu ehrenhaft, um im Entferntesten zu vermuthen, daß Jemand im Hause des Präsidenten sein Schreiben unterschlagen haben könne.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsbitte.

Von gold'nen Nüssen und von Kerzen
Glänzt bald auf's Neu' der Weihnachtsbaum
Und trägt in Häuser und in Herzen
Den duftig grünen Waldestraum.
Hoch über Bethlehem steht wieder
Für alle Welt der Wunderstern,
Und Gottes Boten steigen nieder,
Und Erd' und Himmel preist den Herrn.

Wie freu'n sich schon die lieben Kleinen
Auf das, was Elternlieb bescheert;
Doch ach, auch viele Kinder weinen
Am freudelosen kalten Herd.
Der andern harren bunte Spenden
Und goldgeschmückte Märchenpracht;
Nur ihnen naht mit leeren Händen
Die schätzereiche heil'ge Nacht.

Gar manche unsrer tapfern Krieger
Verließen ein Daheim voll Noth,
Den Frau'n und Kindern stolzer Sieger
Blieb oft zum Leben kaum das Brod.
Viel Wittwen und viel Waisen klagen:
Im fernen Lande ruht das Herz,
Das sorgend treu für sie geschlagen —
Ihr einz'ges Erbtheil ist der Schmerz.

Und sie, die nimmer wiederkehren,
Und sie, die vor dem Feinde steh'n,
Wir sollten sie nicht besser ehren
Und ihre Kleinen darben seh'n?
Wird ihren Kindern ohne Gaben
Das Christfest nah'n? O nein! o nein!
Ein Bäumchen soll ein jedes haben
Und durch die Lieb' beseligt seyn.

Noch nie war Samariterpflege
So nöthig wie in dieser Frist —
O daß doch jede Hand sich rege,
Der viel von Gott verliehen ist!
Und selbst wer minder reich an Habe,
Ein Scherflein bald' er fromm bereit,
Das er als Weihnachts-Opfergabe
Den Kindern unsrer Helden weiht.

Eduard Kauffer.

Aus Versailles.

Von Hans Wachenhusen.

9. Dezember. Unerklärlich, auf was sie noch warten mögen! Die Nordarmee ist geschlagen, Rouen besetzt und General v. Goeben soll von da gemeldet haben, er sey mit Proviant auf mehrere Monate versehen. Die Loire-Armee ist geschlagen und wird sich bis gegen die Garonne zurückziehen müssen. Von der West-Armee ist kaum noch eine Nachricht da und die Vogesen-Armee kann eine Umschließung Lyons nicht mehr verhindern. Worauf also warten sie noch in Paris? General Trochu empfängt den zweiten Parlamentär, der ihm die Nachricht von dem Schicksal der stolzen Loire-Armee, auf der so viel Hoffnungen ruhten, mit der Bemerkung, er *glaube* an diese Mittheilung. General Trochu bewirthet den Parlamentär luculliſch, lehnt aber jede Unterhandlung ab, als der Parlamentär die Capitulation der Hauptstadt berührt, und um Paris stehen also die Dinge *nach* den Niederlagen der Südarmee ganz genau eben so, wie sie *vor* derselben gestanden. Die kleinen Vortheile, welche die Ausfall-Truppen kürzlich im Osten des Belagerungskreises für einen kurzen Moment erfochten, haben die Pariser Truppen ohne Zweifel ermuthigt, daß aber der Zweck dieses Ausfalls durch die Niederlage der Südarmee gänzlich verfehlt, daß ihre letzte Hoffnung damit zu Grunde gegangen, scheint nicht den geringsten Eindruck auf sie gemacht zu haben. Item, die Sachen stehen, wie sie vorher gestanden. Auch der Gedanke, daß die deutschen Truppen durch den Winter, durch Frost, Schnee und Regen entkräftet werden könnten, der für die Pariser vielleicht manches Tröstliche enthielt, liegt jetzt wieder fern. Unsere Truppen sind nach den Niederlagen der Loire-Armee weiter südlich marschirt, Prinz Friedrich Karl auf dem einen, der Großherzog von Mecklenburg auf dem andern Ufer der Loire; an gastlichen Cantonnements kann es jetzt nicht fehlen, da man die seit Monaten schon ausgepreßten Gegenden hinter sich gelassen; vereinte Operationen zwischen Paris und den Feldarmeen sind unmöglich geworden, Gambetta's Regierung ist auf der Flucht, und wie lange wird's dauern, so kann er seine Gesetze den Fischen im Atlantischen Ocean diktiren und seine Posten durch Delphine anstatt durch Luftballons expediren. Als ich den Süden Frankreichs verließ, diesen schönen Süden, dessen Schnee uns durchweichte, dessen

Kälte uns das Mark in den Gliedern schüttelte, wor man allgemein der Ueberzeugung, daß Paris in den nächsten Tagen capituliren werde. Inzwischen ist man in Versailles der Ansicht, daß diese Capitulation morgen und überworgen, vielleicht auch zu Ostern geschehen könne, und wie man gestern hier vernahm, hatte auch der Großherzog von Mecklenburg auf seinem Vormarsch noch bei Beaugency ein Gefecht mit einem französischen Corps, das wahrscheinlich, etwas verspätet, den Truppen von Orleans zu Hülfe eilen wollte, und also sehr schlecht unterrichtet seyn mochte, da es gerade den vordringenden Deutschen in die Arme lief. Ohne allen Zweifel ist man bei uns oben sehr gut unterrichtet von den Zuständen in Paris, im Allgemeinen scheint man aber darüber sehr unklar zu seyn. Verspeisen sie schon Ratten und Mönse oder verzehren sie noch rechtschaffene Filets? Gewiß werden sie in dem einen Quartier noch ihren Braten haben, im anderen auf allerlei Hauswild angewiesen seyn, denn unmöglich gleicht sich unter solchen Umständen die Nahrung zwischen den verschiedenen Vierteln einer solchen Riesenstadt aus. Schon vor acht Wochen erzählten uns die armen Leute, sie hätten nichts mehr zu essen; es werden das aber wohl dieselben seyn, die auch in regulären Zeiten keine Speisekammer haben und auf das Diner au hazard angewiesen sind.

Genau dieselben Aeußerungen höre ich heute, und die bisherige Haltung von Paris überzeugt mich, daß man wirklich die ungeheuere, fast unglaubliche Aufgabe gelöst hat, eine Stadt von zwei Millionen auf Monate hinaus zu versorgen. Gegen unsere Erwartung, daß der Pöbel die noch Besitzenden gefährden werde, scheint derselbe eine patriotische Genugthuung darin zu finden, daß auch die Reichen ihren Tafelfreuden entsagen. Man muß dieses Letztere in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen wissen und danach die Größe der Entsagung bemessen. Für den Pariser ist die Stunde des Diners die heiligste des ganzen Tages. Zwischen sechs und acht Uhr Abends rollt kaum ein Wagen über die Boulevards; nur die Omnibusse müssen ihren Cours innehalten. Sobald der Pariser seine Serviette sich über den Schoos legt oder sie sich in die Weste steckt, hört für ihn jede Sorge auf; er speist mit Sammlung, mit derselben Andacht, mit welcher der Orientale sein Gebet verrichtet. Alle seine Gedanken gelten dem Menu, alle seine Gefühle concentriren sich in seinem Magen, und damit das Eine dem Andern nicht schade, speist er erst, wenn er alle seine Tagesgeschäfte hinter sich hat. Und diese heilige, große Stunde, die noch ihren Vorgenuß hat, nämlich die sogenannte Absynthstunde, 5 Uhr, wenn die Abendzeitungen erscheinen, diese wichtige Stunde ist dem Pariser verkümmert; schon seit Monoten muß er ihr entsagen um der Ehre des Vaterlandes, um der nationalen Größe willen, um wenigstens für die Hauptstadt den einzigen kargen Rest der französischen Gloire retten und behaupten zu können: in Paris war kein Verräther! Es wird schon bekannt gewesen seyn, daß man bei den gefangenen Pariser Soldaten Fleischvorräthe für sieben Tage fand, nach welchem man schließen wollte, daß es mit dem Proviant der Hauptstadt unmöglich so schlecht stehen könne. Man weiß aber, daß die vor der Stadt stehende Armee ihre eigene Verpflegnug hat, daß sie sich aus den Vorräthen der Campagne zwischen der Stadt und den Forts beköstigt und ist sonach aus diesem Umstande nichts zu schließen, was uns einen bestimmten Anhalt geben könnte. Man nimmt an, daß Paris bis Neujahr oder in den Januar hinein Proviant habe, und wenn dieß der Fall, so kann also die Sache noch lange douern, da von einem Bombardement der Stadt nicht mehr die Rede ist. So wenig wie wir nun im Allgemeinen von den materiellen Verhältnissen im Innern der belagerten Stadt wissen, ebenso wenig scheinen die Pariser militärisch von unseren Stellungen um die Stadt zu wissen. Die Forts kennen noch nicht einmal die Stellungen unserer Replis und bombardiren auf Punkte, an denen weder ein Geschütz noch ein Soldat befindlich ist. Ich selber gestehe, sie auch nicht mehr zu kennen und werde sie mir erst mit all der nöthigen Vorsicht und Verschwiegenheit wieder ansehen. Der sogenannte „Verschönerungs-Verein" soll herrliche Anlagen in den reizendsten Partieen um Paris, namentlich im Thale von Bougival angelegt haben; es sollen Verhaue und Barricaden geschaffen seyn, deren eine man namentlich auf einen Werth von 5000 Thalern taxirt in Rücksicht auf die kostbaren Mobilien, die schönen Billards, Spiegel, Sophas und Schränke, die man als Baumaterial verwendet hat. Seit einigen Tagen liegt nun über allen diesen Verschönerungen eine dichte Schneedecke, indeß die Sonne blickt eben wieder einmal freundlich durch die dicke Nebelluft, und wenn sie mir den Schnee hinwegschmilzt, finde ich Raum und Gelegenheit zu neuen Ausflügen. Wie heimisch und wohnlich sie sich hier Alle schon eingerichtet haben, während wir do draußen in Schnee und Frost umher marschirten und bald der West-, bald der Südarmee nachliefen! Versailles ist eine deutsche Stadt geworden, in der allerdings noch einige Leute Französisch reden; wenn wir aber noch lange hier bleiben, werden sie sich auch dies noch abgewöhnen müssen. (Köln. Ztg.)

Ueber die **Reise der Pariser Luftschiffer Paul Nadier und Dechamps** und ihre Aufnahme in Christiania bringt das daselbst erscheinende Morgenblad interessante Details. Sie stiegen mit dem Ballon, der sie trug, am Abend des 24. November eine Viertelstunde vor Mitternacht in Paris auf und hofften, daß es ihnen gelingen werde, Tours zu erreichen. Sie hatten bald eine Höhe von 2000 Meter erreicht und fanden sich nun außer dem Bereich der preußischen Kugeln. Dann führte sie der Wind über mehrere größere und kleinere Ortschaften des nördlichen Frankreichs hinweg und einige Zeit nachher vernahmen sie unter sich ein Geräusch, welches Aehnlichkeit mit dem Rollen eines Eisenbahnzuges über einen Viaduct hatte, in Wirklichkeit aber das Wogendranden des Meeres an felsiger Küste wor. Bald darauf hüllte sie dichter Nebel ein, und als sie diese Wolkenmassen durchdrungen hatten, befanden sie sich noch über einer endlosen Meeresfläche und sahen eine Anzahl Schiffe, mindestens 17, dahin gleiten, darunter auch eine französische Corvette, der sie Signale gaben, die aber wahrscheinlich nicht verstanden wurden. Wenigstens wurden diese Signale nicht erwiedert. Die Absicht der beiden Luftschiffer war, sich in's Meer hinab und von der Corvette aufnehmen zu lassen. Etwas später wurde auf den Ballon geschossen, wahrscheinlich von einem deutschen Kriegsschiffe, doch gingen die Schüsse nicht hoch genug. Sie geriethen dann wieder in eine entschieden nördliche Windrichtung, die sie mit gewaltiger Schnelle dem Gesichtskreise ihres Feindes entführte. Ihre Hoffnung, irgendwo Land zu entdecken, wurde um so mehr vereitelt, als sie sich bald wieder in greifbar dichtem Nebel befanden. Nun ließen sie eine ihrer Brieftauben mit einem Zettel fliegen, welcher nur die Mittheilung erhielt, daß sie sich für verloren halten müßten. Sie ließen dann über den Bord des Ballonschiffes ein langes Seil nieder, dessen Nachschleppen einiger Maßen die Geschwindigkeit, womit sie sich bis dahin fortbewegt hatten, abschwächte und, wie es schien, auch eine Senkung des Ballons bewirkte. Nach einiger Zeit glaubten sie die Wahrnehmung zu machen, daß das Seil nicht mehr frei schwebe, sondern mit dem ausgeworfenen Ende die Oberfläche des Meeres berühre. Jetzt endlich zerstreute sich der Nebel und sie erblickten unter sich Land. Sie warfen nun einen Sack mit Briefen und Zeitungen aus, worauf der erleichterte Ballon wieder stieg und in eine östliche Windrichtung gerieth. Nachdem sie sich hierin eine Zeit lang fortbewegt hatten und die Gegend unter ihnen ein bewohntes Ansehen erhielt, öffneten sie das Ventil und ließen sich herab. Nahe bei Lisfeld im Kirchspiel Silgjord berührte der Ballon die Wipfel der Bäume und mit Hilfe des heruntergelassenen Seiles stiegen die Reisenden nun aus. Aber kaum hatten sie den Boden berührt, als der Ballon sich mit großer Schnelligkeit wieder hob, ohne daß sie im Stande gewesen wären, ihn zurückzuhalten. Es war 3 Uhr 40 Minuten Nachmittags, Pariser Zeit, am Freitag den 25. November. Sechzehn Stunden waren also seit ihrer Abreise von Paris verflossen. Ohne zu wissen, in welchem Lande sie sich befanden und wie dessen Bewohner sie aufnehmen würden, sanken sie erschöpft von Anstrengung, Aufregung und Hunger, von dem ausströmenden Ballongase fast erstickt, ohnmächtig hin, erhalten sich aber bald wieder und fingen nun an, in dem tiefen Schnee vorwärts zu gehen, ohne noch zu wissen, wohin? Die ersten lebenden Wesen, die sie antrafen, waren drei Wölfe, die

Digitized by Google

aber an ihnen vorbeistreiften, ohne sie anzugreifen. Nach einem Marsche von fünf oder sechs Stunden erreichten sie eine unbewohnte ärmliche Hütte, wo sie Schutz suchten. Die sehr umständliche Erzählung ihrer Weiterreise nach Christiania hat wenig Interesse. Hier machte man sie zum Gegenstande der ausschweifendsten Ovationen.

Aus einem Briefe vom Meteor.

Havannah, 11. Nov. (A. B. Sr. Maj. Kanonenboot Meteor.) Auch wir haben uns mit den Franzosen gemessen! Wir haben die Ehre des ersten Seegefechtes auf überseeischem Gebiete! Am 6. November verließen wir Kay-West mit der Absicht, Havannah nur anzulaufen, um uns zu vergewissern, daß die spanischen Häfen uns offen ständen. Kaum waren wir am 7. dies. Morgens im Hafen frei an der Baje, als ein französischer Kriegsdampfer signalisirt wurde und bald darauf das Kanonenboot Bouvet einlief. Unsere Freude, ein einzelnes feindliches Fahrzeug zu sehen, welches uns nicht übermächtig überlegen war, war sehr groß. Wir verließen schon um 1 Uhr wieder den Hafen, um zu sehen, ob das feindliche Kanonenboot uns folgen würde. Wir wußten nicht, daß die spanischen Gesetze ein Auslaufen des anderen Kriegsschiffes vor Ablauf von 24 Stunden nicht gestatten. So warteten wir aergeblich bis zum Anbruch der Dunkelheit und kehrten dann zurück. Zufällig wollte gerade, als wir ausgingen, um 1 Uhr, auch der im Hafen liegende französische Postdampfer für Vera-Cenz ausgehen. Wir liefen beinahe zur selben Stunde aus. Das Schiff kehrte aber sofort um, trotzdem, daß es nun doch nachgerade ein jeder Kauffahrtei-Capitän wissen mußte, daß uns das Anrühren von Privateigenthum auf See untersagt ist. Außerdem kehrten wir ihm sofort auch den Rücken, um ihm noch deutlicher zu machen, daß wir auf dasselbe keine feindlichen Absichten hätten. Nach unserer Rückkehr machte uns ein Adjutant des Admirals die herrschenden Gesetze und zugleich bekannt, daß der Franzose den anderen Tag um 1 Uhr in See gehen würde, wir also bis zum nächstfolgenden Tage um 1 Uhr zu liegen hätten. Den nächsten Tag benutzten wir, trotz der fabelhaften Erregung und Hoffnung, ob der Bouvet uns draußen erwarten würde, zu einer nachmittäglichen Spazierfahrt.

Punkt 1 Uhr am anderen Mittage gingen wir in See. Zu unserer Freude war der Franzose schon am Morgen als in Sicht wieder signalisirt worden. Uns folgten eine spanische Rad-Dampfcorvette und ein Kanonenboot, um das neutrale Gebiet zu schützen. Bald kam der Franzose in Sicht und wir hielten auf ihn zu. Er eröffnete das Gefecht schon auf 3000 Fuß mit den Geschützen, aber ganz unwirksam, wie er überhaupt schlecht schoß. Wir fingen erst auf 1000 Fuß an. Bis dahin hatte er ruhig gelegen. Jetzt steuerte er auf uns los. Auf 2 — 300 Fuß merkten wir seine Absicht, uns zu rennen, und hatten gerade noch Zeit, unser Ruder ja zu legen, daß beide Schiffe dicht an einander vorbeiglitten. Er ging mit bedeutender Fahrt — unser ganzes Zusammenliegen dauerte kaum eine Minute. Er nahm uns unsere sämmtlichen Boote vom Backbord weg, rasirte die Groß- und Besanswanten am Backbord ab und brach mit seinen Raaen unsere beiden hinteren Masten, die nach kurzem Schwanken nach Steuerbord hinüberstürzten, ohne Jemand zu verletzen. Natürlich unterhielt er während der ganzen Zeit ein heftiges Kleingewehrfeuer auf uns, welches als wir zusammen waren, sofort erwidert wurde. Unser Steuermann, welcher neben dem Commandanten auf der Brücke stand, fiel durch eine Kugel in Arm und Hals und starb nach einer Viertelstunde unter den Händen des Arztes. Desgleichen erhielt ein Matrose am hintersten Geschütze eine schwere Kugelwunde an der Stirn. Auf dem Vorbeck fiel einer unserer tüchtigsten Matrosen, dem, wahrscheinlich durch eine aus den Marsen geworfene Handgranate, der obere Theil des Hirnschädels weggenommen wurde. Das ganze Rencontre ging, wie gesagt, traumartig schnell vorüber; die Mannschaften hatten nur Zeit, ihren schon im Laufe steckenden Schuß abzugeben, — dann war es an uns vorbei. Aber unsere Lage war momentan kritisch! Unsere ganze Takelage lag und hing am Steuerbarb im Wasser, eine Raaspitze im Loch, wo sich die Schraube dreht, so daß ein sofortiges Stoppen der Maschine nöthig war; das Schiff drehte aus diesem Grunde schlecht und langsam und der Franzose lag auf 300 Fuß uns enfilirend hinter uns, aber — er benutzte dies nicht und kein Schuß fiel. Endlich drehte unser Fahrzeug etwas; das hintere Geschütz war mit Kappen der Taue beschäftigt, Nummer 1 und Nummer 2 feuerten. Da traf ein wundervoller Schuß aus dem 24-Pfünder in den Kesselraum des Franzosen und die Granate krepirte im Kessel, wie uns das sofortige, furchtbar heftige Ausströmen des Dampfes zeigte. — Dieser Jubel bei uns! Mit einem Schusse die ganze Lage verändert! Er so gut, wie kampfunfähig, da er keine Dampfkraft mehr hatte. Er setzte sofort Segel, ohne nur einen Schuß zu thun, immer verfolgt von unseren Granaten, bis er aus Schußweite war im neutralen Gebiete. Wir selbst hatten uns mit Wuth auf unsere Takelage gestürzt und clarirten dieselbe vom Schiff. Als das etwa nach 20 Minuten geschehen war und wir die Maschine wieder angehen ließen, war er beinahe im Hafen. Für uns war natürlich die Sache höchst unbefriedigend, wenn der Franzose auch geflohen war; es war nichts Entscheidendes. Wenn wir nicht das elende Wrack längsseit gehabt hätten, so wäre der Franzose verloren gewesen. Die Aufregung in der Stadt war immens und Tausende von Menschen gafften am Ufer dem ungewohnten Schauspiele zu. Nachdem wir im Hafen festgemacht hatten, wurden wir förmlich überfallen und das Schiff war für eine Stunde so voll Menschen, daß man sich nicht bewegen konnte. Fast allgemein haben wir die Sympathie der Bevölkerung. Fast außer sich vor Freude waren natürlich die Deutschen; denn wenn wir auch den Franzosen nicht genommen haben, so haben wir ihn doch jedenfalls kampfunfähig gemacht und er ist geflohen. Er hat drei Geschütze und vier kleine Carronaden zum Nachkampf, fünfundachtzig Mann Besatzung und ist außerdem, wie er uns zeigt, ein schnelles und gutes Schiff, unter Dampf wie unter Segel. Er ist uns also durchaus überlegen, und ja könnt ihr denken, daß wir jetzt, wo wir mehr zur Ruhe kommen, auch über diesen kleinen Sieg uns von Herzen freuen.

Gruß an die Heimath.

Sei mir gegrüßt, mein Heimathland,
Mit deinen Wäldern, deinen Matten!
Oft tiefe Sehnsucht ich empfand,
Zu ruh'n in deiner Wälder Schatten.

Seid mir gegrüßt, ihr duft'gen Höh'n,
Die ich als Knabe oft erstiegen!
Erinnerungen mich umweh'n,
Seh' ich euch wieder vor mir liegen.

Sei mir gegrüßt, o Vaterstadt,
Mit deinen grünbelaubten Gängen!
Zu wandern drängt's mich manchen Pfad
Wie früher unter Liederklängen.

Sei mir gegrüßt, du theures Haus,
Wo ich die Knabenzeit durchlebte,
Wo ich gewandert ein und aus,
An mir so viel vorüberschwebte.
Heidenheim.

Sei mir gegrüßt, du schönes Schloß,
In dem ich oft mit Grauen weilte!
Ob nicht die Ahnfrau riesengroß
Und grau an mir vorübereilte.

Nicht ahnst du, daß dein Adler schwingt
Sich auf im Glanz voll Siegesehre,
Daß Wilhelm mit den Deutschen dringt
Nach Frankreich und schlägt seine Heere.

Und Todtengarten, sei gegrüßt!
Hier manche ruh'n von meinen Lieben;
Die Lippen modern, die geküßt
Ich, denen ich so treu geblieben. —

Nun sah ich dich, mein Heimathland,
Leb' wohl, lebt wohl, ihr grünen Auen!
Ach, euer Bild mir nie entschwand,
Wann werd' ich euch wohl wieder schauen?
Faschingk.

Räthsel.

Die erste verbindet, was geschieden,
Und wird vom Sünder gern gemieden,
Der sie mit Furcht und Zittern flieht.

Du trennst Dich ungern von der zweiten;
Den Wand'rer muß sie stets begleiten,
Wohin sein flücht'ger Fuß auch zieht.

Das Ganze zieret fleiß'ge Hände,
Doch nur so lang bis man am Ende
Die zweite draus entstehen sieht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 50: „Weisel."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rück. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.

№ 53. Samstag den 31. Dezember. 1870.

Am Neujahrstage.

Ein neues Jahr! ein neuer Kreis von Tagen!
O Herr! gib neue Kraft dazu und Muth,
Das künft'ge Glück, den künft'gen Schmerz zu tragen,
Und stets zu fühlen: du machst Alles gut!
Gelobt seyst du im Nehmen wie im Geben,
Und ewig dein das neugeschenkte Leben!

Laß ernster uns des Herzens tiefste Tiefen
Fortan erforschen, in der neuen Zeit!
Des Bösen Keime, die darinnen schliefen,
Ausratten für die Saat der Ewigkeit!
Aus matter Trägheit kräftig uns erheben
Und nach dem Ziele neuermuthigt streben!

Wie Mancher schläft im stillen Schooß der Erde,
Der freudig grüßte das entschwundne Jahr
Und weit hinaus von seinem Heimathsherde
Die Wünsche spann und sorgte um Gefahr,
Die in der Zeiten Ferne schien zu schlafen,
Nicht ahnend, wie so nahe er dem Hafen.

Herr! dir befehl' ich meine künft'gen Tage!
Mach's, wie du willst, nur leite mich zum Licht!
Mit deiner Gotteskraft den Schwachen trage,
Wenn jeder Stab und jede Stütze bricht!
Bestimme Kampf mir oder sel'gen Frieden —
Von dir, o Herr, nur laß mich ungeschieden!

*Der Räthselhafte.

Aus den Mittheilungen eines Arztes von Edmund Hahn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wiederfinden.

Einige Wochen waren dahingeschwunden, Duresnelle besuchte nach wie vor das Haus des Präsidenten, huldigte Florentinen auf das Feinste, hatte ihr aber noch keinen direkten Antrag gemacht. Die Blicke der sanften Mutter ruheten oft liebevoll fragend auf den bleichen Zügen der Tochter, doch sagte sie kein Wort, um deren Handlungsweise zu bestimmen. Auch der Präsident schwieg, aber obgleich er sich in Gesellschaft und auch im Familienkreise fast immer heiter zeigte, so konnte es doch Florentinen, welche in seine Sorgen eingeweiht war, nicht entgehen, daß der Vater sehr gedrückt war. Oft trafen Briefe ein, bei deren Anblick er blaß wurde, zuweilen fragten Männer in minder höflichem Tone, als es sich ziemte, nach dem Präsidenten, und einen großen Brillantring, den er vor Jahren von einem Pathen geerbt hatte, vermißte sie seit Kurzem an seiner Hand. Von Edmund von Rosenhaag hatte sie seit Wochen nichts gehört; daß auch dessen zweites Schreiben nicht in ihre, sondern in die Hände der Tante gekommen war, ahnte er nicht. Das arme Mädchen litt unsäglich; ihre Mutter sprach endlich mit dem Arzt, da ihr Florentinen's Blässe auffiel, und er bat sie um eine Unterredung unter vier Augen. Nachdem er einige Minuten nur als Arzt gesprochen hatte, sagte er herzlich: „Meine gute Florentine, ich bin seit fünfzehn Jahren der Freund Ihrer Familie und liebe Sie wie mein Kind; ich weiß mehr, als Sie glauben, denn dem Blicke eines Arztes, der zugleich ein aufrichtiger Freund des Hausherrn ist, entgeht Nichts. Ich kenne Ihres Vaters Verlegenheiten und konnte ihm leider nur sehr wenig helfen. Ich liebe aber auch Sie, mein Kind, und habe Ihnen nicht in schwerer Krankheit beigestanden, um Ihnen ein freudloses Leben zu erhalten. Ich bin der wahre Freund meines jungen Freundes Edmund Rosenhaag." „Und auch Sie wissen nicht, wo er ist, bester Doctar?" „Wie, Sie wissen es nicht, Florchen? „Nein, wie sollt' ich? er hat mir nicht geschrieben." „Hm, seltsam. Ahnt er Ihres Vaters Lage?" „Ich fürchte, ja! Doch das ist für ihn kein Grund, mich ohne Nachricht zu lassen; er hat immer gewußt, daß ich ihm kein Heirathsgut zubringe." „Da beurtheilen Sie Edmund nur gerecht! Die Sache aber ist diese: weiß er von des Baron Duresnelle Werbung um Sie?" „Ich glaube, er vermuthete sie; jedenfalls mußte meines Vaters verändertes Benehmen gegen Edmund diesen kränken." „Sehr natürlich, wenn Edmund es nur nicht für Pflicht hält, dem Bewerber zu weichen, welcher Sie mit Glanz umgeben und Ihre ganze Familie glücklich machen kann. Er steht wie Sie zwischen zwei Pflichten, und junge, edelgeartete Menschen halten oft die schwerste Pflicht für die heiligste." „Dieselben Gedanken sind auch mir gekommen." „Nun, Töchterchen, ich habe wenigstens einen Trost für Sie, Edmund ist in Bann. Zufällig erfuhr ich es. Professor Alden, welcher mir diese Tage schrieb, erwähnte seiner; er wohnt bei Professor Ringeis und ich glaube, es handelt sich um eine Beförderung. Vielleicht will er Sie damit am Christabend beschenken; denn Alles wahl erwogen, kann ich mir doch nicht vorstellen, daß ein Mann wie Edmund einem Mädchen, wie mein Florchen ist, so leicht entsagt, wenn auch aus edlen Motiven. Er besitzt, so viel ich weiß, noch einige tausend Thaler; erhält er ein gutes Amt, so kann er damit den Vater aus den allerdrückendsten Sorgen herausziehen. Endlich habe ich noch eine schwache Hoffnung, allerdings eine sehr schwache, so wie bei einem Menschen, welcher

om bösartigen Typhus darnieder liegt, aber doch immer ein kleines Hoffnungsflämmchen, dos zur Flamme werden kann. Also Muth gefaßt, Florchen. Nehmen Sie regelmäßig die Pulver, geben Sie bei dem trockenen Winterwetter fleißig spazieren und verloben Sie sich nicht etwa aus Kindesliebe zu schnell mit dem Baron von Duresnelle. Trocknen Sie die Thränen, Florentinchen, es wird dem Vater schon zu helfen seyn, ohne daß Sie Ihres guten Herzens schönstes Glück opfern müssen." Der Doctor drückte dem betrübten Mädchen herzlich die Hond und verabschiedete sich. —

„Sie sehen so heute ungewöhnlich ernst aus, bestee Doctor, doch kein Todesfall oder Schwerkranke?" fragte Majláth, als der Arzt ihm gegenübee saß. „Einem Arzte, der ein Herz für seine Freunde hat, können ouch Gesunde Sorgen bereiten. Mit Ihnen sieht es wieder gut, und wenn unsre Stodtbibliothek Sie nicht hält, verehrter Graf, so können Sie in wenig Tagen abreisen." „Dos wird auch geschehen; ohnehin bin ich schon zu lange hier; Sie zu verlassen, wird wir schwer, bester Doctor, und besäße ich das Vermögen und den Einfluß eines großen Mognoten, Sie müßten mit wir nach Pesth. Es würde Ihnen dort gefollen." „Ich kenne Pesth, mein Graf, und schätze seine Vorzüge; dennoch wird Nichts mich vermögen, Woldau zu verlassen, wo ich wirken will, so lange ich es vermag, und dereinst ruhen." „Nun, dann beouche ich es nicht zu beklagen, doß ich kein Corolyi oder Esterhozy bin. Ich habe niemols viel nach dem leidigen Gelde gefragt; das Widerwärtigste ouf Erden ist, daß man es immer braucht." „Wie gefällt Ihnen Duresnelle, nachdem Sie ihn persönlich kennen gelernt hoben, bester Graf?" „Ganz gut; er zeigt sich nicht so oelehrt im Gespräch als in seinen Briefen, aber es gibt mehr Menschen, bei welchen man diese Beobachtung machen kann. Er gesteht selbst, daß er auf seinen lanaen Reisen sein Hauptstudinm, Geschichte, vernachlässigt hobe. Wenn ich plötzlich eine so große Erbschaft machte, thäte ich dos wohl auch. Wie ich höre, ist er im Begriff, sich mit dem schönen Fräulein von Hohenburg zu oerloben, do darf ein Monn zerstreut seyn." „Diese Verlobung ist noch sehr fraglich!" „O, als ich kürzlich gegen den Präsidenten eine Anspielnng machte, nahm er sost meinen Glückwunsch on. Er scheint Duresnelle sich znm Eidam zu wünschen." „Welcher Vater würde das nicht, mein Verehrter, wer sind denn die Verwondten der Frau von Hohenburg, Deutsche?" „Allerdings, nrdeutsche Edelleute; ste stammen aus Franken." „Ich will nicht behaupten, daß Fräulein von Hohenburg, ich meine die braunäugige, auffallend ausländisch aussieht; bei Allem aber, was ihr Gesicht und ihr Wesen Deutsches hat, erinnert ste mich doch an eine Dame, welche ich vor einer Reihe von Jahren kannte und die weder von väterlicher noch mütterlicher Seite her einen Tropfen deutschen Blutes in ihren Adern hatte. Es wor eine Gräfin Bichovsky." „Melanie Bichovski, sie lebte vor sechzehn, siebzehn Jahren in Wien?" fragte Wallberger rosch. „Melanie, ja, so war der Taufname der armen Frau, die schon lange unter dem Rasen liegt. Sie kannten diese Dame?" rief erstount der Graf. „Ich sah ste nur flüchtig, sprach niemols mit ihr; auch war ste, ols ich die Gräfin sah, älter, als jetzt Fräulein von Hohenburg ist; aber nun, indem Sie durch ihre Worte die Erinnerung an die Verstorbene in meiner Seele wach gerufen hoben, wundere ich mich über mich, daß mir diese unbestreitbor große Aehnlichkeit nicht eher ansgefallen ist. Ich habe eben kein gutes Gesichtsgedächtniß." „Ein Neffe der Gräfin, dos heißt ein Neffe ihres Gemahls, sollte sich erschossen haben; aber ich habe das Märchen nie geglaubt, er war nicht der Mensch, sich selbst zu tödten." „Ich hörte damals in Wien davon," sagte Wallberger und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Einige erzählten mir, der Graf Bichovsky habe sich mit einem Studenten geschossen, einem —" der Arzt hielt inne, der Name Bachmüller wollte nicht über seine Lippen. „Boch, er sollte ein deutscher Boron seyn; er hatte Medicin studirt. Ich habe noch ein Rezept von seiner Hand." „Sie kannten ihn, Herr Graf?" frogte eifrig der Doctor. „Nein, ich hörte aber viel von ihm. Er hatte einem Bekannten von mir ein vortreffliches Rezept gegen nervöses Kopfweh gegeben nnd dieser erbat es sich von dem Herrn von Boch noch einmol für mich." „Sind Sie noch in dem Besitz desselben, Herr Graf?" „Leider nein, sonst würde ich es Ihnen mittheilen. Es enthielt ein ganz eigenthümliches Parfnm; der Duft ist mir nnoergeßlich geblieben und doch kann ich nicht sagen, mit welchem anderen er Aehnlichkeit hat; es war ein ganz einziger Duft in dieser Essenz." „Ich möchte das Mittel kennen, bester Graf." „Sobald ich daheim bin, will ich wieder nachsuchen." Der Arzt verließ den Rekonvaleseenten; es war ihm lieb, daß keine gefährlichen Patienten seinen Geist beschäftigten. Als er sich in seinem Arbeitszimmer on den Schreibtisch setzte, nm an den Baron Duresnelle zu schreiben, erblickte er einige Briefe, welche, wie es in seinem Hause Gebrauch war, sein Diener für ihn hingelegt hotte. Der erste, den er aufbrach, kam von Duresnelle; er beklogte sich in einigen Zeilen über heftigen nervösen Kopfschmerz und bat um des Doctors Besuch, sobald dieser Zeit habe. Wallberger zog ein verborgenes Fach seines Schreibtisches auf nnd nahm einige Briefe heraus. Dos Papier wor etwas gelblich geworden, die Tinte verblaßt, dennoch jedes Wort deutlich. Er verglich die Schriftzüge anf den alten Briefen mit denen des Schreibens, welches er eben erhalten, und fand nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Die Adressen der alten Briefe woren ebensolls mit den flüchtigen lateinischen Buchstaben geschrieben, aus welchen die Aufschrift des eben erhaltenen Billets bestand.

Eine bekannte Stimme im Vorgemach lackte ein Lächeln auf des Doctors Gesicht. Der olte Diener des Hauses öffnete die Thüe des Zimmers. „Lupus in fabula," rief Wallbergee dem Polizeidirektor entgegen, „eben dachte ich daran, Dich aufzusuchen. Du kommst doch nicht, nm mich als Arzt zu besuchen?"

„Gott Lob, deßhalb nicht, nur nm Dich znm Christobend einzuladen; meine Frau nnd Kinder bitten so herzlich als ich selbst." „Conoedo amice!" Jetzt, Du pfiffigster allee Polizeidirektoren, Du Schriftkenner ohne Gleichen, betrachte diese alten Papiere und dieß neue Billet und sage wir, können alle von derselben Hand geschrieben seyn?" Der Polizeidirektor prüfte die Schriftzüge genau, dann sogte er ruhig: „Kaum, ich sage nur koum, denn es sind mir schon Menschen vorgekommen, welche sechs, ja mehr verschiedene Handschriften mit gleicher Fertigkeit zu Stande brachten." „Ich bin gonz confus über diese Geschichte." „Dos gloube ich; ich habe noch Nichts herousgebracht in der Sache, was Deinen Verdacht rechtfertigen könnte. Täusche Dich nicht selbst, mein Alter, dadurch, daß Du glauben willst, was Deinen jungen Lieblingen frommen könnte. A revoir." Der Doctor sagte zu sich selbst: „Ich glaube, Räthen hat Recht, aber dennoch, dennoch!"

Im Hause des Präsidenten war es am Nachmittage desselben Tages sehr stürmisch zugegongen. Otto hatte dem Vater das Geständniß gemacht, daß er über hundert Tholer Schulden habe und ste bezahlen müsse binnen wenig Tagen, solle er nicht von seinem Major einen Verweis erhalten, zahlen müsse ee ja wie so. Obendrein war er nicht so tadelnswerth, als es schien, er hatte sich für seinen alten Mothematiklehrer verbürgt in der Hoffnung, daß dieser die Schuld abtrogen werde; es hatte sich damals nur um eine vorübergehende Verlegenheit gehandelt und jetzt, do der Lehrer nicht bei Gelde war, hielt sich der Darleiher an den Bürgen. Otto hotte einen Wechsel ausgestellt, der am 27. Dezember fällig war. Der Präsident nannte die zweihundertundsechzig Gulden eine für ihn unerschwingliche Summe nnd sprach dabei so laut, daß die Präsidentin und Florentine im Nebenzimmer jedes Wort hörten. Otto that bei dieser Gelegenheit einen Blick in Verhältnisse, welche ihm bisher verborgen geblieben waren, und war tief bekümmert; die sanfte Mutter trat zu Gatten und Sohn und erbot sich, ihren Schmuck zn opfern, welchen der Präsident in seinem Schreibpulte verwahrte. „Verkaufen, versetzen, meinen Credit untergraben? Nimmermehr!" brauste der Vater auf. Florentine, welche unweit der halboffenen Thüre saß, vermuthete — und nicht mit Unrecht — daß diese Pretiosen schon irgendwo verpfändet wären. Sie stand auf, um ihre Garderobe zn mustern und ihre kleine Sparbüchse umzustürzen. Vielleicht konnte ste den Bruder retten. Als sie über den Corridor ging, hörte sie ihre Schwester, die sich im kleinen Salon befand, ein heiteres Musikstück spielen. Ihre jüngeren Brüder kamen jubelnd auf sie zu; sie sollte den sang-

sen Schneemann sehen, welchen sie im Hofe aufgestellt hatten. Der älteste der Brüder sagte: „Diese Kunst hat uns Edmund gelehrt, wo er wohl seyn mag?" Florentine hüllte sich in Mantel und Capuchon und folgte ihren Geschwistern. „Wie lange werden wenigstens diese lieben Jungen glücklich seyn?" und mit einem tiefen Seufzer fügte sie in Gedanken hinzu: „Ach, wo er wohl seyn mag!" Sie besah den Schneemann und lobte die drollige Gestalt, dann schlich sie sich fort, obgleich es schneite und stürmte; sie wandte sich, wie sie schon oft gethan, der Klosterkirche zu, welche, wie alle katholischen Kirchen Waldau's, bis spät Abends offen stand. Es war fast dunkel in dem großen Raume, den nur die ewige Lampe spärlich erhellte; in einer anderen Stimmung würde sie sich gefürchtet haben, heute war sie voll Muth. Sie kniete auf die Stufen vor dem Hochaltare nieder, obgleich sie protestantisch war, und betete mit Inbrunst. Als sie sich erhob, hörte sie Schritte hinter sich; erschreckt blickte sie um sich; beim schwachen Schimmer des ewigen Lichtes erkannte sie die geliebten Züge ihres Edmund.

„Edmund, theurer, lieber Edmund, endlich bist Du wieder hier, Gott sey Dank dafür!" „Bin ich Dir noch lieb, Florentine?" „Du zweifelst, Du? O Edmund, und ich vertraute, ungeachtet Du mich vier Wochen ohne Nachricht ließest." Jetzt kam es zu Erklärungen und mit wenig Worten war das Räthsel gelöst; denn Edmund hielt es jetzt für sehr glaublich, daß seine Briefe unterschlagen worden waren. Er theilte der Geliebten mit, daß er in Folge der Bemühungen seines früheren Lehrers, des Professors Alden, zum Universitätsprofessor in Bonn ernannt sey, daß er jetzt Florentinen eine ihrer würdige Stellung bieten könne, sein neues Werk einen angesehenen Verleger gefunden habe, wodurch ihm jetzt die Bahn geöffnet sey, um Ruhm und Gold zu gewinnen. „Und immer noch schweigst Du, mein süßes Mädchen?" fragte er, als sie jetzt Arm in Arm aus der Kirche traten. „Freuen Dich meine Nachrichten nicht? Herr des Himmels, Du bist doch nicht mit dem Franzosen verlobt?"

„Nein, Edmund, aber Vieles hat sich in meiner Eltern Hause geändert. Ich muß jetzt heim, denn sie werden mich vermissen und ich habe mit Otto zu sprechen, der Trost und Hilfe bedarf. Ich liebe Dich, liebe Dich, so lange ich denken kann, jedoch — Du sollst, Du mußt Alles erfahren. Ich werde Dir schreiben, Doctor Wollberger wird Dir morgen meinen Brief geben, lies, überlege; ich schwöre Dir, daß ich Dich als meinen Leitstern betrachten werde; ich handle ganz nach Deinem Willen." „Dann, mein Florchen, bin ich ruhig," sagte der junge Mann. Das Mädchen reichte ihm noch einmal die Hand und eilte ihrer Wohnung zu. Edmund ging nach dem Hause Wallberger's; er hatte von dem Doctor etwas über die Veränderung im Hohenburg'schen Hause zu erfahren. Der alte Diener sagte ihm, der Herr Doctor sey nach Rosenhaag gefahren und werde wahrscheinlich sobald nicht zurückkommen.

Eine Unterredung.

In seinem Wohnzimmer, in halbliegender Stellung befand sich Duresnelle und blätterte nachlässig in einem Buche, aber sein Kopfschmerz, obgleich minder heftig als am Morgen, benahm ihm die Lust zum Lesen. Es war ein Gemach, in welchem sich Jeder behaglich fühlen mußte, mit einer dunkelgrünen Sammettapete, welche an eine Weinblätterlaube erinnerte. Grünsammetne Gardinen verbargen die Fenster, ein dicker Teppich mit gestreuten Blumen zwischen Blättern bedeckte den Boden, im Kamine brannte ein nicht allzuhelles Feuer, auch die Lampe verbreitete nur ein mattes Licht. Das ganze Zimmer duftete noch Veilchen. Als Doctor Wallberger eintrat, rief ihm der Baron ein freundliches „bon soir" entgegen. Der Doctor nahm unweit vom Kamine Platz. Er saß so, daß er des Barons Gesicht in voller Beleuchtung sah. „Mein Schmerz ist schwächer; diesen Morgen fürchtete ich fast Gehirnentzündung oder Nervenfieber," sagte der Baron, „aber Umschläge von kaltem Wasser haben das Uebel fast beseitigt, doch möchte ich Ihren Rath haben." Der Arzt hörte aufmerksam zu, machte seine Bemerkungen und schrieb ein Recept, dann erhob er sich. „Wie, Doctor? Sie wollen mich verlassen, nicht mit mir soupiren oder Thee trinken?" „Wenn ich Sie nicht aufrege, denn ein wenig voll ist Ihr Puls." „Hat Nichts zu sagen, er ist immer so." „Welchen herrlichen Veilchenduft Sie um sich haben! Er erinnert mich an meine Studentenzeit in Wien; damals trugen die Damen Veilchenkränze; besonders lebhaft sehe ich jetzt Eine vor mir; sie hatte den lieblichen Namen Melanie." „Ein angenehmer Name in der That" erwiederte der Baron mit vollkommener Ruhe. „Meine Schwester hieß Charlotte Melanie." „In Paris liebt man auch die Veilchen." „Sehr, überhaupt sind die Franzosen Blumenfreunde. Also in Wien haben Sie studirt? Ich habe mehrmals die Absicht gehabt, hinzugehen, aber da man in Wien, so viel ich weiß, die Franzosen nicht mag, unterließ ich immer wieder die Reise, obgleich ich beinahe auf dem Wege war." „Sie thun den Wienern Unrecht, Herr Baron; die Wiener mögen immerhin diese oder jene Nation nicht lieben, aber gegen den einzelnen Fremden sind sie liebenswürdig und gastfrei. Ich habe in der Kaiserstadt sehr glückliche Tage verlebt; ein Studienfreund von mir Namens Bachmüller, mit dem Sie, Herr Baron, viel Aehnliches haben," — und der Doctor blickte den Patienten fest an — „machte mir den Aufenthalt noch heimischer." Der Baron entgegnete freundlich: „Einem Ihrer Jugendfreunde gleiche ich in Etwas? Es freut mich, wenn mein Anblick angenehme Erinnerungen in Ihnen erweckt." Der Arzt fuhr fort: „Die Jugendjahre vergessen wir nie, und so oft ich durch ein Antlitz, durch Gang oder Sprache an Erscheinungen aus jener goldenen Zeit erinnert werde, fühle ich mich wieder jung wie damals. So mahnt mich das jüngste Fräulein von Hohenburg an eine Dame, welche ich in Wien kannte, Gräfin Melanie Bichowski." „Ein herrliches Mädchen, Fräulein von Hohenburg." „Sie ist verlobt mit einem mir theueren jungen Manne." „Glauben Sie, Doctor, daß Florentine jenen jungen Mann wahrhaft liebt oder ist es nur eine Phantasie? Ich meinerseits habe die Erfahrung gemacht, daß die erste Liebe nur ein schöner Traum, die zweite eine Episode im Leben, die dritte und letzte, die in gereiften Jahren unser Herz, das düster war, wieder erleuchtet, belebt, befeigt, die tiefste und wahrste ist!" „Frauen empfinden anders als Männer, Herr Baron!" „Möglich," sprach Duresnelle, „aber," und jetzt sprach er mit Leidenschaft, „niemals gibt ein ernster Mann seine Bewerbung auf, so lange ihm noch ein Schimmer von Hoffnung bleibt. Ich weiß, was Sie mir sagen wollten. Sie sind Fräulein von Hohenburg's Vertrauter, ich soll dem jungen Manne weichen, von dem sie zum ersten Male das Wort der Liebe hörte, ich thu' es nicht Meine Kindheit war freudlos, ich hatte keine Eltern. Meine Jünglingsjahre brachten mir mehr Leiden als angenehme Tage, in meine Liebeszeit mischte sich Pein und ein ruheloser Wanderer zog ich durch die Welt. Auf Rosenhaag habe ich das vollkommenste Recht, vor dem Gesetz und vor meinem Gewissen. Als mich die Sehnsucht nach Ruhe hieher führte, ward mir wohl in diesen heimischen Mauern, wo, — doch lassen wir das jetzt! — Ich sah Florentinen, ihr Anblick schon goß Frieden in meine Seele, und wenn es auf Erden noch ein Glück für mich gibt, so ist es ihr Besitz O mein Gott, warum soll denn ich nicht endlich einmal glücklich seyn?" Der Doctor war gerührt; mit bewegter Stimme sagte er: „Sie sollen, Sie werden es seyn; aber mein theurer Baron, überlegen Sie, was Sie thun Fragen Sie Ihr eigenes Herz, kann es sich befriedigt fühlen an der Seite einer Gattin, welche heimlich einen Andern liebt?" Duresnelle antwortete nicht; er stützte den Kopf in die Hand und sah vor sich nieder. Wallberger verließ leise das Gemach. Sein Pferd war schnell an den Schlitten gespannt. Als der Arzt in seinen großen Pelz gehüllt, seine Cigarre rauchend, über die weiße Fläche hinfuhr, dachte er: „Jetzt tritt Duresnelle vielleicht selbst zurück und hilft dennoch dem Präsidenten, und heute ist mir klar geworden, wie groß auch des Barons Aehnlichkeit mit Bachmüller, er ist es nicht; solche Selbstbeherrschung oder Verstellung, wie man es eben nennen will, ist nicht möglich."

Christabend.

In der Morgenstunde zwischen acht und neun Uhr ließ sich der Präsident von Jedem, der ihn sprechen wollte, finden; denn obgleich er in Geldsachen unbesonnen gehandelt hatte, war

er doch in seinem Amte äußerst thätig und gewissenhaft, auch ein sehr humaner Mann und gern hilfreich, wo er es seyn konnte.

Heute war der Erste, welcher sich im Sprechzimmer des Präsidenten eingestellt hatte, Edmund von Rasenhaag. Herr von Hahenburg war zu sehr Weltmann, um Ueberraschung zu zeigen. Artig trat er auf Edmund zu und sagte: „Sie waren verreist, Herr von Rasenhaag?" „Um für meine Zukunft zu sargen." Hierauf theilte er dem Präsidenten seine veränderte Lage mit und erneuerte schließlich seine Bewerbung um Florentine. Der Präsident hatte unruhig zugehört, seine Züge waren nervös bewegt, als er leise antwortete: „Es thut mir weh, aber ich kann Ihnen meine Tochter nicht geben!"

Edmund wollte sprechen, aber Hahenburg sagte mit unbeschreiblich sanfter Stimme: „Ruhig, bester Edmund. Glauben Sie mir, was ich Ihnen mittheile, kommt mir hart an, aber ich bin Ihnen, dem ich jetzt eine schöne Hoffnung zerstören muß, diesen Beweis von Vertrauen schuldig." Nachdem der Präsident Edmund seine Verhältnisse dargestellt hatte, fragte er: „Und wollen Sie jetzt sich mit meiner Tochter verbinden? Glauben Sie, daß Florentine den Untergang ihrer Eltern sehen kann? Denn kann ich nicht in kurzer Zeit meine pecuniären Verbindlichkeiten erfüllen, so bleibt mir Nichts übrig, als den Abschied zu nehmen. Marie, Otto haben keine Zukunft und meine jüngeren Söhne — —"

Rasenhaag saß da wie vernichtet; so trostlos hatte er sich Hahenburg's Lage nicht vorgestellt. Sein kleines Vermögen, welches er gern für Florentinen hingegeben hätte, reichte nicht hin, um den vierten Theil der Verpflichtungen zu lösen, welche Hahenburg hatte. Endlich sagte der junge Mann: „Sie haben mich überzeugt, ich muß Ihrer Tochter entsagen; ich darf sie nicht abhalten, die Retterin ihrer Familie zu werden."

In diesem Augenblicke trat Florentine in das Zimmer; sie glaubte, ihr Vater sey allein. Als sie den Geliebten sah, erröthete sie und ein Freudenschimmer erhellte ihr Gesicht; aber als Edmund mit tiefem Schmerze auf sie zutrat und mit erstickter Stimme sagte: „Wir müssen einander entsagen, Florentine, Sie werden Ihre Pflicht thun!" da wurde sie schneebleich und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Der Vater nahm sie sanft in seine Arme. „Mein Kind, mein theures Kind, ich leide mehr als Du; denn ich bin von Vorwürfen gepeinigt, welche ich mir selbst machen muß." „Müssen wir scheiden, Edmund?" „Wir müssen es, theures Mädchen. Ich verlasse in wenig Tagen Waldau und lebe hinfort nur für die Wissenschaft. Leben Sie Ihren Pflichten, Florentine. Gott segne Sie!" Er legte die Hand auf ihren Scheitel und verließ rasch das Gemach. Der Vater führte die Tochter in die Arme der Mutter; das arme Mädchen flüsterte: „Ich nehme Duresnelle's Antrag an, Papa mag es ihm sogleich schreiben. Ich will wenigstens die Genugthuung haben, Dich und den guten Vater sorgenfrei und Marien durch Germar glücklich zu sehen."

Eine wahre Liebe veredelt, macht opferwillig; Florentine fand Kraft, Erhebung in dem Gedanken: „Ich erfülle Edmunds Gebot." Der Dank ihrer Eltern, Mariens bräutliches Entzücken waren Balsam für Florentinens zerrissenes, aber selbstloses Herz, und mit einem Heroismus, dessen sie sich früher selbst nicht für fähig gehalten hatte, kleidete sie sich schicklich zum Festabende, sah sie mit Ergebenheit in ihr Schicksal der Ankunft Duresnelle's entgegen, welcher auf den Brief, den ihr Vater schon am Vormittag nach Rasenhaag gesandt hatte, mündlich hatte erwiedern lassen, er würde Abends erscheinen.

Um Florentine die erste Begegnung mit Duresnelle zu erleichtern und ihn nach etwas fern von ihr zu halten, hatte der Präsident den Grafen Mailath zur Christbescherung eingeladen; auch der Doctor hatte versprochen, von Räthens aus, wo man um der Kinder willen den Christbaum früh anzündete, noch zu Hohenburgs zu kommen. Duresnelle war schon vor Einbruch der Dunkelheit eingetroffen. Er hatte eine lange Unterredung unter vier Augen mit dem Präsidenten, in welcher alle Geldangelegenheiten gründlich besprochen wurden. Als die Herren in den Salon traten, war der große Tannenbaum bereits beleuchtet, die Familie versammelt; auch Graf Mailath erschien mit dem Hauptmann von Germar. Florentine duldete es, daß Duresnelle ihre Hand küßte und einen kostbaren Ring an ihren Finger schob. Die Kinder jubelten, das andere Brautpaar war voll Wonne. Florentine nahm die Glückwünsche der Ihrigen gerührt, den Wunsch des Grafen Mailath mit freundlicher Würde an. Die Gesellschaft wurde nach und nach sehr lebhaft und Florentine trat einen Augenblick an das Fenster, um sich zu sammeln. Da erblickte sie unsern des schönen alten Brunnens eine ihr, ach! so wohlbekannte Gestalt; sie sah Edmund, welcher gewiß nicht daran gedacht hatte, daß sie an das Fenster kommen würde. Er war, das fühlte sie, instinctiv hierher gekommen, um wenigstens dem Hause nahe zu seyn, welches die Geliebte barg. Das war zu viel für das arme Mädchen; ohnmächtig sank sie zu Boden. Otto, welcher ihr am nächsten stand, hob sie auf und trug sie in das Nebenzimmer, wo er sie sanft auf ein Ruhebett legte. Die besorgte Mutter eilte herbei nebst Duresnelle. Mit pochendem Herzen, blaß vor Angst, legte er die Hand auf ihre Schläfe und fühlte ihren Puls. Dann zog er rasch sein Notizbuch heraus, schrieb ein Rezept und flüsterte Otto zu: „fofort nach der Apotheke, Sie können darauf warten." Dann wandte er sich wieder zu seiner Braut und lauschte, wie Aerzte zu thun pflegen, mit dem Ohr auf ihren Herzschlag, welcher kaum vernehmlich war. Der Graf hatte sich mit dem Hauptmann in ein entferntes Gemach zurückgezogen; sie wurden durch den freudigen Ausruf: „Florentine ist wieder bei sich, sie fühlt sich besser!" in ihrer leisen Unterredung unterbrochen. Die Herren begaben sich zur Gesellschaft zurück; die vorübergehende Störung schien vergessen. Otto war mit der Arznei zurückgekehrt und hatte sie auf ein Seitentischchen gestellt; sie schien nicht mehr nöthig. Der Abend verlief heiter, von Florentinens Ohnmacht war nicht mehr die Rede. Doctor Wallberger war nicht gekommen. Als derselbe am andern Tage den Grafen Mailath besuchte, fand er Otto von Hahenburg bei ihm. Der Graf sprach von Briefen, welche ihn veranlaßten, den nächsten Tag abzureisen, und fragte den Arzt, ob dieser es erlaube. Nachdem Wallberger besaht hatte, sagte der Graf: „Ich werde also Ihre reizenden Schwestern nicht trauen sehen, Herr von Hahenburg; ehe Sie mich aber jetzt verlassen, will ich einen Diebstahl bekennen, den ich in Ihrem Hause verübt habe. Hier dies Fläschchen nahm ich mit, da Fräulein Florentine es zum Glück nicht brauchte. Ich leide zu Zeiten an einem heftigen, schnell vorübergehenden Kopfweh, welches mit momentaner Ohnmacht endet. Hier, diese Mixtur sieht ebenso aus, wie eine, welche ich vor Jahren als probates Mittel erhielt. Sehen Sie, meine Herren, dieselbe hellrothe Farbe und" — der Graf zog den Pfropfen aus dem Fläschchen — „derselbe ganz eigenthümliche Duft. Wenn ich das Recept nur hätte!" „Das kann ich Ihnen geben, Herr Graf. Der Apotheker behielt es nicht, da ich die Arznei sofort bezahlte." „Besten Dank, Herr Lieutenant." Als Graf Mailath mit dem Arzte allein war, sprach er: „Mich rufen wichtige Angelegenheiten und stets habe ich es für Narrheit gehalten, das löschen zu wollen, was mich nicht brennt; aber diese Mixtur ist dieselbe, welche ich in Wien erhielt vor beinahe sechzehn Jahren und — Sie wissen, Doctor, daß ich niemals Schriftzüge vergesse. Das Recept, welches gestern vor meinen Augen Baron Duresnelle schrieb, ist von derselben Hand geschrieben, von welcher das ist, welches ich besaß. Mein Ehrenwort darauf, ich irre mich nie in solchen Sachen." „Herr des Himmels, theurer Graf, so wären Duresnelle und mein alter Universitäts-Kamerad Bachmüller identisch?" „Ich sah jenen Bachmüller nie, aber ich will daheim nachsuchen und, ist es möglich, Ihnen von Pest aus das alte Recept schicken."

In der Nacht.

Den ganzen Tag hatten Berufspflichten den Arzt in Anspruch genommen; er hatte kaum die Minute gefunden, zwei Zeilen an Edmund zu schreiben; erst spät Abends war er Herr seiner Zeit. Nachdem er sein einfaches Mahl eingenommen und ein Glas Wein getrunken hatte, ließ er seinen Braunen vor den Schlitten spannen und schlug den Weg nach Rosenhaag ein. Der Mond leuchtete auf seinem Pfade; im Dorfe war es still, nur aus den Fenstern der Schenke, welche entfernt lag, schimmerte Licht. Er blickte nach dem großen Schlosse empor, das

lautlos und dunkel von einer kleinen Anhöhe herabschaut. Bekannt mit der Localität, fuhr er hinauf und in den offenen Vorhof ein, brachte sein Pferd unter in dem Holzschuppen hinter den großen, jetzt mit Schnee berieselten Gebüschen, dann läutete er an der Pforte. Lange stand er da, die Bewohner des Schlosses schienen zu schlafen oder auswärts zu seyn. Eben wollte Wallberger, nachdem er mehrmals geläutet hatte, umkehren, als rasche elastische Männertritte hörbar wurden. Der Schlüssel drehte sich, das Thor ward geöffnet, der Schloßherr mit einem Windlicht in der Hand stand vor ihm. Die Glocke der Kirche des Dorfes verkündete die elfte Stunde. Duresnelle wechselte die Farbe: „So spät! Was ist geschehen?" stieß er erschreckt heraus. „Ich komme, mit Ihnen zu sprechen, schenken Sie mir Zeit." „Sehr gern, Heer Doctor, obgleich ich die Stunde etwas seltsam gewählt finde. Haben Sie die Güte, einzutreten." Wallberger folgte dem Baron in sein Zimmer; dieser zündete mehrere Kerzen an, machte eine einladende Handbewegung und setzte sich. „Sie wundern sich über meinen Besuch kurz vor Mitternacht?" begann der Arzt in französischer Sprache, fügte aber sofort in seiner Muttersprache hinzu: „Ich komme nicht als Dein Feind, Ferdinand; ich komme als ehemaliger Commilitone. Verbirg Dich nicht länger vor mir; ich habe Dich erkannt, Bachmüller!" „Sind Sie wahnsinnig, Heer?" brauste der Baron auf, „ich bitte übrigens, sprechen Sie französisch, ich kann sonst nicht Alles verstehen." „Zu was die Verstellung! Ich sage Dir ja, und Du weißt, mir ist zu glauben, ich komme als alter Freund; stelle Dich nicht als Feind mir gegenüber; sonst zwingst Du mich, für Edmund von Rosenhaag's Recht öffentlich aufzutreten. „Ich weiß nicht, was Sie wollen, welchem Gerüchte Sie trauen oder welches Geschwätz Sie veranlaßt haben. Was spricht die Welt von mir, das heißt die Leute in der Gegend, und wer will mit mir processiren?" „Niemand, Ferdinand, Niemand; ich bin der Einzige, welcher Dich kennt, der Einzige, welcher mit Erfolg gegen Dich auftreten kann; ich werde es nicht thun, wenn —" Während dieser Worte hatte der Schloßherr rasch eine Pistole von der Wand genommen und rief mit bebenden Lippen: „Sie werden es nicht, denn ich schieße Sie nieder!" Duresnelle spannte den Hahn; Wallberger sprach ruhig, seinen Gegner fest anblickend: „Thue es, wie Du einst den Grafen Bichooshy niederschossest!" Der Schloßherr ließ die Hand, welche die Pistole hielt, sinken. „Ferdinand!" sagte der Doctor weich. Da warf der leidenschaftliche Mann die Waffe fort und convulsivisch schluchzend stürzte er mit dem Ausrufe: „O Emil, Emil!" in des Doctors Arme. „Jetzt fühle ich mich von einer schweren Last befreit," sprach Ferdinand, wie wir ihn jetzt nennen wollen. „Du mußt diese Nacht bei mir bleiben, mir Alles sagen, was Du von mir weißt und meine Geständnisse hören." Ich will bleiben, doch erst muß einer Deiner Diener für mein Pferd gesorgt haben." „Alle sind im Dorfe bei einem Kindtaufschmause bis auf meinen stummen Wendelin, ihm will ich läuten." „Thue es; aber ich will es selbst mit abholen und in den Stall führen sehen." Als Wallberger nach einer kleinen Viertelstunde zurückkam, welche er dem Schloßherrn als Sommelzeit gegönnt hatte, flammte das Feuer hell im Kamin, der Theeapparat war von Ferdinand nun herbeigeholt worden und beide Universitätsfreunde saßen in bequemen Lehnstühlen einander gegenüber. Nachdem Wallberger dem Schloßherrn die versprochenen Mittheilungen gemacht hatte, sagte dieser: „Du hältst mich vielleicht für einen Mann, der dieses Schloß und was dazu gehört, mit Unrecht besitzt; dem ist aber nicht so. Höre mich an. Meinen Vater habe ich nicht gekannt, meine Mutter war eine sehr schöne, geistvolle Frau und zugleich eine bedeutende Schauspielerin. Sie liebte mich sehr, erfüllte alle meine Wünsche und besaß die Mittel dazu. Als ich neun Jahre alt war, starb sie. Man forschte nach Verwandten von ihr, vergebens. Fremde Leute behaupteten, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht, Forderungen an die Verstorbene zu haben; ihr Nachlaß ward versteigert und ich, den die Behörde doch nicht todtschlagen konnte, einem armen Registrator übergeben. In meinen neuen, höchst einfachen Verhältnissen fühlte ich mich höchst unglücklich. Zum Glück hatte ich Fähigkeiten, besuchte die Schule gern und freute mich, wenn die Lehrer mir prophezeiten, daß, falls ich so fortfahre, mit der Zeit ein tüchtiger Mann aus mir werden könne. Als ich sechzehn Jahre alt war, hatte der Registrator das kleine Kapital, welches die Behörde ihm für mich gegeben hatte, verbraucht. Er sagte mir dieß freundlich, befahl mir, mich reisemäßig anzukleiden, meine besten Kleider einzupacken, und reiste mit dem gewöhnlichen Postwagen mit mir nach Waldau." „Nach Waldau?" „So ist es. In Waldau stiegen wir in der Krone ab; ich mußte Toilette machen, dann schlugen wir den Weg nach Rosenhaag ein. Als ich das große Schloß neugierig betrachtete, sagte mein Pflegevater: „Jetzt kommt ein wichtiger Augenblick; Du wirst dem Baron Rosenhaag, dem Herrn dieses Schlosses, vorgestellt werden; er ist Dein Vater!" „O, also ich werde Sie nun verlassen und fortan in diesem Schlosse wohnen?" rief ich uns, mehr erfreut, als betrübt, obgleich ich den Registrator lieb hatte. „Zähle darauf nicht, Ferdinand, denn die jetzt lebende Baronin von Rosenhaag wird das vielleicht nicht erlauben, Du bist ein Kind der Liebe!" Ich wußte mir halb, was das war, der Registrator war ein moralischer Mann. Wir traten in den Schloßhof, wurden gemeldet und vorgelassen. Der Baron Rosenhaag kam auf den Registrator zu und fragte stolz, aber artig: „Was wünschen Sie von mir?" Mein Pflegevater hieß mich an der Thüre bleiben; er sagte leise einige Worte zu dem Baron und gab ihm mehrere Papiere. Der Baron sah sie durch und flüsterte dann, indem er auf mich schaute: „Also seine Mutter ist todt? Und schon sieben Jahre, armer Ferdinand!" Die beiden Herren flüsterten noch eine Weile zusammen, der Baron schloß ein Schreibpult auf, nahm ein Päckchen heraus und sagte: „Hier, so lange Ferdinand bei Ihnen ist, erhalten Sie alljährlich dieselbe Summe; lassen Sie es ihm an nichts fehlen und ihn Alles lernen, wozu er Neigung und Fähigkeit hat. Geben Sie mir von Zeit zu Zeit, etwa aller sechs bis acht Monate, Nachricht über ihn." Jetzt trat er auf mich zu und sagte: „Gib mir die Hand." Ich that es, aber etwas scheu und mürrisch; lebhaft erinnerte ich mich der Liebkosungen meiner Mutter. In diesem Augenblicke ging eine Seitenthüre auf, eine schlanke Dame, in Seide gekleidet, und ein Knabe, schwächlich, aber vielleicht älter als ich, wurden sichtbar. Die Dame zog sich zurück, als sie mich und den Registrator sah; der Jüngling oder Knabe kam näher und sprach: „Lieber Papa, im Hofe steht ein Roßkamm; er hat schöne, kleine Pferdchen, litthauische, willst Du mir wohl eines kaufen?" Gern, mein lieber Walter. Suche Dir eines aus; der Stallmeister mag Dir dabei rathen." „Wer ist der junge Mensch, bleibt er hier?" „Nur einige Stunden; er ist ein fleißiger Gymnasiast, den ich unterstützen will." In diesem Augenblicke hätte ich meinem Vater am liebsten —" „Vielleicht niedergeschlagen; ich kann das Gefühl begreifen," schob Wallberger ein. „Nein, in das Gesicht gespuckt und dem Registrator das Paket mit dem Gelde aus der Tasche gerissen, um es dem Baron vor die Füße zu werfen. Walter faßte mich liebreich bei der Hand. „Komm mit," sagte er in so sanftem Tone, daß ich nicht widerstand. Er zeigte mir die Pferde und fragte, ob ich auf dem, was er gekauft hatte, reiten wolle. Ich konnte es nicht, nahm mir aber damals vor, es zu lernen. Er führte mich im Schlosse, im Garten und Park herum und äußerte den Wunsch, mich immer um sich zu haben. Weil mir sein gutmüthiges Wesen gefiel, zeigte ich mich gegen ihn auch so liebenswürdig, als es mir in meiner Stimmung möglich war. Im Park standen zwei alte Frauen und rechten das herbgefallene Laub auf Häufchen zusammen. Walter trat mit freundlichem Gruße zu ihnen. „Wer ist denn dieser Junker, lieber Junker Walter? wohl ein Herr Vetter? Er sieht aus wie Ihr Herr Großvater in dem Jünglingsalter," sagte die eine.

„Nein Christione, er ist nicht mit mir verwandt, er ist ein Schützling meines lieben Vaters." Walter schlenderte weiter, ich blieb zurück, um einen schönen Baum zu betrachten, Du kennst meine Vorliebe für Bäume, da hörte ich die Frau sagen: Wer's glaubt, der große Junge hat die Rosenhaag'sche Nase und das dicke blonde Haar; ich wette was, die Mutter von ihm ist das schöne Frauenzimmer, welches hier auf dem Schlosse war, als sich die Frau Baronin in Welschland aufhielt.

„Höre Christiane, das wäre doch ein schlechtes Stück von dem Baron gewesen, den alle Welt einen Ehrenmann nennt,

was er auch ist." „Du sprichst wie eine alte Jungfer, Susanne, ich habe von meinem Manne, der in seiner Jugend bei zwei Offizieren Bedienter gewesen war, Geschichten gehört — na, in Bezug auf Frauenzimmer besitzen die vornehmen Herren eine andere Sorte von Gewissen, als in übrigen Dingen!" Walter schenkte mir beim Abschiede einen goldenen Ring, ich trage ihn noch am kleinen Finger. Als ich spät Abends, schon stundenweit entfernt von Rosenhaag, in meine Tasche langte, zog ich eine Börse heraus, sie enthielt zwanzig Doppelfriedrichsd'or. Sie kamen von meinem Vater, er wollte mir Gutes thun, und bestärkte mich dadurch nur, mir wieder Luxus anzugewöhnen, ob er mir aber dereinst ein Vermögen hinterlassen wollte und konnte, war sehr zweifelhaft; zum Glück lernte ich tüchtig. Ich bekam von Zeit zu Zeit Geldsendungen. Kurz bevor ich auf die Universität ging, starb mein Pflegevater, ich erbte seinen Nachlaß und die Briefe, welche der Baron Rosenhaag an meine Mutter geschrieben hatte. Ohne Zweifel war ich sein Sohn — ich kann von den Täuschungen, welche er sich gegen meine Mutter erlaubt hatte, nicht sprechen, ohne in die größte Aufregung zu gerathen. Ich war stolz, tedte gern auf vornehmem Fuß und in seiner Gesellschaft, ich überlegte, ob ich, ungeachtet meines Hasses gegen meinen Vater, auf Anerkennung dringen solle, da starb er. Mein Leben in Würzburg und Wien kennst Du. Nach dem Tode des armen Grafen Bichovsky ging ich mit dem Reste meines Vermögens nach Italien und traf dort mit Walter Rosenhaag zusammen. Er erkannte mich sofort und suchte mich auf. Ihm entdeckte ich meine Herkunft, und wäre es ihm möglich gewesen, so hätte er mir gesetzlich den Namen Freiherr von Rosenhaag zulegen lassen. Die Gesetze gestatteten dies nicht, doch theilte er seine großen Revenuen brüderlich mit mir. Er war schwächlich und mußte in Italien bleiben. Ja Rom lernte er einen Baron Duresnell kennen, welcher Italien um wissenschaftlicher Zwecke willen bereiste; er hatte seine Schwester bei sich, ein zartes Geschöpf. Der gute Walter liebte sie, aber sie starb als Braut. Duresnelle, welcher diese Schwester, die viel jünger als er war, wie ein Vater geliebt hatte, war untröstlich und ging mit seiner ohnehin nicht festen Gesundheit unverantwortlich um. Auch auf Walters Lebenskraft hatte der Kummer um die Braut nachtheilig gewirkt. Er starb und hinterließ in seinem Testamente sein Vermögen mit dem Beisatze, daß, falls Duresnelle kinderlos stürbe, Edmund von Rosenhaag der Erbe sey." „Aber wie kannst dann Du dieses Schloß beanspruchen?" „Weil ein Separat-Vertrag existirt. Als Walter Duresnelle zum Erben einsetzte, wußte der Erstere, daß sein Schwager schon dem Tode verfallen war. Um aber alles mir zuzuwenden, zugleich mir einen zu den Besitzungen passenden Namen zu verschaffen, und um sicher zu seyn, daß Edmund nicht gegen dieses Testament Protest einlege, wurde es wohl vorerlauftut in Rom von einem tüchtigen Rechtsgelehrten aufgesetzt und bei dem Gesandten von Walter's Landesherrn niedergelegt. Nach Duresnelle's Tod sollte, laut einer Handschrift Walter's, Alles mir gehören, und Duresnelle erlaubte mir, nach seinem Ableben seinen Namen anzunehmen, seinen Nachlaß zu behalten. Nachdem wir Walter bei der Pyramide des Cestius bestattet, gingen wir nach Egypten. In Alexandrien ruht Duresnelle. Wir waren ohne Diener gereist, ich hatte keine Entdeckung zu fürchten; nachdem ich dem Freund das letzte Geleite gegeben hatte, reiste ich mit seinem Namen und Paß weiter. Meine Lebensgewandtheit und das von meiner Mutter ererbte Schauspielertalent kam mir zu statten. Wenn ich hier, einem Wesen wie Florentine gegenüber, noch einmal im Leben eine tiefe wahre Liebe in mir aufglühen fühlte, wenn ich jetzt auf häusliches Glück hoffte, kannst Du mich tadeln? Nicht mit Unrecht besitze ich Güter, welche meinem Vater gehörten, und zu was soll ich in die Welt hineinschreien: „meine Mutter war eine Schauspielerin; als Sohn eines Lieutenants Bachmüller ließ mich mein Vater trügerisch hinter dem Rücken meiner damals kranken Mutter in das Rosenhaager Kirchenbuch einschreiben; ich bin ein im Ehebruche erzeugtes Kind!" Lange schwiegen beide Männer. „Du sagst mir kein Wort, Georg Wallberger?" „Ferdinand, Du hast Recht, wenn du die Güter behältst, aber Unrecht gegen Florentine. Das Mädchen liebt mit allen Kräften ihrer Seele den jungen Rosenhaag, Du wißt es. Die traurige Lage ihres Vaters hast Du benutzt und Dir das Mädchen gekauft!" Ferdinand murmelte einige unverständliche Worte, Wallberger fuhr fort: „Freund, alter Jugendgefährte, blicke um Dich, schaue in Dich; erkenne den Gang einer geheimen Weltregierung, die sich immer und immer wieder dem zeigt, der die verborgenen Thaten kennt. Dein Vater verleugnete Dich, und Du erbtest dennoch seine Güter. Du machst Anspruch auf die Liebe eines unschuldigen Mädchens, hast Du sie verdient? Denke an dein Verhältniß mit Melanie; Bichooski war im Recht, als er Dich zur Verantwortung zog, ich secundirte Dich, da ich doch den Zweikampf nicht verhindern konnte, aber hast Du denn niemals jene That bereut? Du kannst sie mit dem Munde Selbstvertheidigung nennen, aber Dein Gewissen —" „Halt ein, Georg, Du zermalmst mein Innerstes. Bichoski hatte Recht, ich hätte, statt seine Forderung anzunehmen, sofort Wien verlassen sollen. Ich dachte und handelte wie ein Student, auf allen Universitäten kommen Duelle vor! Also ich soll diese Güter an Edmund abtreten, das Mädchen ebenfalls, und jetzt als armer Wanderer nochmals in die Welt gehen, sehen wie ich mich durchschlagr?" „Das nicht, ich bitte Dich, schreibe mir, was Du thun willst, ich will Dir schreiben, was Du thun sollst, und dann wollen wir aus beiden Briefe das Beste herausnehmen!" Das soll sofort geschehen!" Längere Zeit hörte man nur die Federn der beiden Männer rasch über das Papier hingleiten. Wallberger war schon fertig, als Ferdinand noch Brief um Brief schrieb. Endlich hatte er genug gesagt. Rasch nahm er des Doctors Schreiben und las es, ein höchst angenehmes Lächeln überflog seine Züge. Der Arzt hatte indeß die drei Briefe gelesen. „So ist's recht!" rief er aus und schloß den Freund in die Arme.

Am Dreikönigstage wurden in der Hauptkirche die beiden Fräulein von Hohenburg getraut, aber Florentinens Bräutigam war Edmund von Rosenhaag, nicht Baron Duresnelle, welcher dem Präsidenten das Capital ließ, das er ihm gegeben hatte. Er erklärte, daß er die Liebe dieses jungen Paares habe prüfen wollen, daß Edmund sein Erbe sey und schon bei Duresnelle's Lebzeiten eine Rente beziehen solle, um Florentinen eine schöne Häuslichkeit bereiten zu können; er selbst ging auf unbestimmte Zeit auf Reisen.

Nach zehn Jahren.

Der Fremde, welcher zehn Jahre Waldau nicht gesehen hat, wird die Stadt jetzt kaum wieder erkennen. Vor dem Neuthore erhebt sich das stattliche Bahnhofsgebäude, in seiner Nähe ist ein neuer Stadttheil entstanden. Im Innern der Stadt, welche jetzt helle Gasbeleuchtung hat, fällt das große, geschmackvolle Schauspielhaus und eine große Markthalle auf. Mehrere unscheinbare Häuser sind verschwunden, große, elegante Läden entstanden. Präsident von Hohenburg und Gemahlin zeigen sich noch rüstig. Otto ist Hauptmann, die jüngeren Brüder sind fröhliche Studenten. Im Rathskeller kommen noch immer die alten Freunde zusammen, aber zu den fünfen hat sich ein sechster gesellt, der Baron Duresnelle, welcher schon seit neun Jahren von seiner letzten Reise zurück ist und jetzt in Rosenhaag lebt. Er ist ungeachtet seiner fünfzig Jahre noch ein stattlicher Mann, denkt aber nicht im Entferntesten an das Heirathen. Sein Schloß ist belebt; Edmund mit seiner Gattin nebst drei reizenden Kindern bewohnt den einen Theil des Schlosses. Duresnelle wird von ihnen Oheim genannt, was er der Natur nach auch ist; sie erfuhren es nie. Nur Einer lebt nicht mehr, Graf Mailath; sein trauriges Ende ist bekannt; die ihn gekannt hatten, beklagten ihn.

Als Doctor Wallberger es erfuhr, füllte eine Thräne sein Auge; er und Ferdinand sagten leise: „Requiescat in pace!

Räthsel.

Unter meinem Schutz' befanden sich einst die Gewässer.
Hab' ich zum Kopfe ein L, werde zu Wasser ich selbst.

Auflösung des Räthsels in Nr. 52: „Meerschaum."

Verantwortlicher Redakteur Andreas Rüd. Eigenthum, Druck und Verlag von Carl Brügel und Sohn in Ansbach.